

Hofmannsthal  
Jahrbuch · Zur europäischen Moderne  
23/2015



# HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH · ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE 23/2015

Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft

herausgegeben von

Maximilian Bergengruen · Gerhard Neumann · Ursula Renner

Günter Schnitzler · Gotthart Wunberg

Rombach Verlag Freiburg

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der

Universität Duisburg-Essen

© 2015, Rombach Verlag KG,

Freiburg im Breisgau

1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten

Typographie: Friedrich Pfäfflin, Marbach

Redaktion: Dr. Friederike Wursthorn

Satz: TIESLED Satz & Service, Köln

Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,

Freiburg i. Br.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7930-9826-3

## Inhalt

Henriette von Motesiczky: »Erinnerungen«

*Mitgeteilt und kommentiert von Julian Werlitz*

7

Rudolf Kassner an Marie von Thurn und Taxis

Briefe (1902–1933) und Dokumente

Teil II: 1907–1933

*Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp*

51

Paul Bourget

Théorie de la décadence

*Herausgegeben und übersetzt von Rudolf Brandmeyer*

253

*Maria Euchner*

Of Words, Bloody Deeds, and Bestial Oblivion:

Hamlet and Elektra

265

*Heinz Rölleke*

Rainer Maria Rilkes »Alkestis« und Hofmannsthals »Jedermann«

Parallelen und Einflüsse

291

*Gabriele Brandstetter*

Harry Graf Kessler und die »Ballets Russes«

Plastische Körperkunst Nijinskys im Kontext der europäischen Moderne

301

*Daniel Hilpert*  
›Triumph des Körpers‹  
Literarische Eugenik in Frank Wedekinds »Mine-Haha oder  
Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen« und »Hidalla«  
327

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.  
Mitteilungen  
363

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis  
365

Anschriften der Mitarbeiter  
375

Register  
377

## Henriette von Motesiczky: »Erinnerungen«

Mitgeteilt und kommentiert von Julian Werlitz

### Zur Einführung

Die Verbindungen Hugo von Hofmannsthals zu der Familie von Lieben sind schon dort wirksam, wo sie nur in der engen Verflechtung mit den Familien Auspitz, Gomperz und Wertheimstein und der Verzweigung im gesellschaftlichen Leben Wiens liegen: Josefine von Wertheimstein war eine Schwester Sophie Todescos, deren Tochter Anna 1871 Leopold Lieben heiratete. Der erfolgreiche Bankier und spätere Präsident der Wiener Börsenkammer gilt als gebildet und künstlerisch veranlagt. Neben eigenen Versuchen in der Malerei sammelt er Gemälde; das Palais der Familie wird über die Jahre ein »Sammelpunkt von Gelehrten und Künstlern«.<sup>1</sup> Seine Brüder Adolf und Richard Lieben machen sich in der Wissenschaft einen Namen, Schwester Helene heiratet Rudolf Auspitz, Ida, die jüngere, Franz Brentano.

Aus der Ehe Leopold Liebens mit Anna gehen fünf Kinder hervor: Ilse, Valerie, Ernst, Robert und Henriette. 1894 freundet sich der junge Hofmannsthal mit dem Erfinder Robert von Lieben an. Aus dem Briefwechsel der beiden weiß man, dass es auch eine Beziehung zur jüngsten Lieben-Tochter Henriette gab, doch deren nähere Umstände werden aus der Korrespondenz nicht ganz klar, nur dass zwischen der 14-jährigen Henriette und dem 22-jährigen Hofmannsthal wohl – für die Familie problematische – Briefe gewechselt wurden. Im April 1896 schreibt Hofmannsthal an Robert von Lieben über dessen Schwester:

Ich glaube, ich brauche nicht zu sagen, dass sich ja in meinem Verhältnis zu Henriette nicht das geringste verändert hat. Nur will ich absolut vermeiden,

<sup>1</sup> Friederike Hillbrand, Leopold von Lieben. In: Österreichisches Biographisches Lexikon. Bd. 5. Wien 1972, S. 192.

dass sie zu den Menschen in ihrer nächsten Umgebung in ein Verhältnis von Lügen und gegenseitigem Misstrauen kommt.<sup>2</sup>

In seiner Antwort berichtet Robert:

Sie schrieben mir, ich sollte Ihnen etwas über Henriette und mich mitteilen. Da gibt es denn noch so manches zu erzählen. Henriette hat, von Fräulein und Yella falsch behandelt und gedrückt, sich schon vor etwa 1 Monat den Anlauf genommen und dem Papa die ganze Geschichte gesagt und ihm auch die Briefe übergeben, die das Fräulein ihr versiegelt hatte, damit sie ja nicht mehr, der verbotenen Frucht sich freuen könne.<sup>3</sup>

Es wird wohl etwas wie eine Liebeserklärung gewesen sein, die die kleine Henriette dem älteren Hofmannsthal gemacht hat, jedenfalls ist von einem Vers die Rede, der diesen »verwundert und verstört hat«.<sup>4</sup> Dass es Henriette mit dieser Schwärmerei gar nicht so unernst war, zeigt sich wenige Jahre später. Wohl nachdem sie von der Verlobung Hofmannsthal erfahren hat, reitet sie zu dessen zukünftiger Schwiegerfamilie, den Schlesingers, um ihn zu sprechen. In einem Brief des Bruders an Hofmannsthal daraufhin heißt es:

Von Ihrem Erlebnis mit Henriette wusste ich, bevor Sie mir schrieben. Henriette hatte mir es nämlich in einem Briefe gebeichtet, dass sie Sie wieder einmal sprechen wollte und deshalb in der Früh zu Schlesingers geritten ist. [...] Sie haben gewiss an dem allen durchaus keine Schuld und ich hoffe nur, dass die Geschichte bei Henriette nun aus ist[.]<sup>5</sup>

Der hier vorliegende Text, Henriette von Motesiczkys in den 1960er Jahren niedergeschriebene »Erinnerungen«, schafft nun weitgehend Klarheit über diese Beziehung und die »Geschichte« mit den Briefen. Hofmannsthal führt Henriette zusammen mit ihrer Schwester Ilse von Lieben, verheiratete Leembruggen (1873–1962), in seiner Liste bis zur Verlobung beehrter Frauen.<sup>6</sup> Persönliche Erinnerungen von Freunden und Bekannten an Hofmannsthal sind nicht gerade selten überliefert. Auch Schilderungen von Frauen aus seiner Umgebung, etwa von Marie Herzfeld oder Grete Wiesenthal, gibt es, doch liegt mit den »Erinnerun-

<sup>2</sup> BW Lieben, S. 32.

<sup>3</sup> Ebd., S. 33. Gabriele (Yella/Jella) Oppenheimer ist Anna von Liebens Schwester.

<sup>4</sup> Ebd., S. 36.

<sup>5</sup> Ebd., S. 48.

<sup>6</sup> Vgl. SW XXXVIII, S. 434.



gen« wohl der erste Text vor, der aus der Feder einer jener Frauen dieser kuriosen Liste stammt. Auch in einer Notiz aus dem Frühjahr 1896 wird »[d]ie Geschichte mit der kleinen Henriette L« erwähnt, auch hier neben der älteren Schwester, auf die sich die darunter notierten Ereignisse beziehen.<sup>7</sup>

Henriette, benannt nach ihrer Urgroßmutter Henriette Gomperz, wurde am 5. Mai 1882 als jüngstes der fünf Kinder geboren. Auch Henriettes »Erinnerungen« zeigen ihre Kindheit als zwar weitgehend sorgenfrei und privilegiert, beleuchten aber ebenso das problematische Verhältnis zur Mutter, die wegen Depressionen und Morphiumsucht ihr Zimmer nur selten verließ. Der schweigsame Vater sei den Kindern als »steinerne(r) Gast« am Esstisch erschienen. Erst die »unbefangene Jüngste«, Henriette, habe überhaupt gewagt, bei Tisch zu sprechen, berichtet die Cousine Josephine Winter.<sup>8</sup> Wie ihre Mutter und die älteren Schwestern zeigt Henriette künstlerische Begabung: Sie schreibt Gedichte<sup>9</sup> und »modelliert«.<sup>10</sup>

Die »Erinnerungen« an die Begegnungen mit Hofmannsthal verschweigen den Ausritt zu Schlesingers. Dass dieser als höchst unpassend empfunden wurde, zeigt die Reaktion des Bruders, der ihr vorwirft, dass »ihre Gefühle und Stimmungen sich übertrieben gesteigert haben« und letztlich unvernünftig und naiv kindlich seien.<sup>11</sup>

Die im August 1903 geschlossene Ehe mit Edmund von Motesiczky endet früh mit dem Tod Edmunds 1909. Dieser Verlust trifft sie zwar hart, erlaubt ihr aber als junge, finanziell abgesicherte Witwe auch, mit gerade einmal 27 Jahren ein ungewöhnlich selbstbestimmtes Leben zu führen. Das Verhältnis zu den eigenen Kindern Marie-Louise und Karl ist zwar gut, doch mit deren Erziehung sind Kindermädchen betraut. Henriette leidet zunehmend unter Depressionen, verlässt oft tagelang

<sup>7</sup> Vgl. ebd., S. 354.

<sup>8</sup> Josefine Winter, Fünfzig Jahre eines Wiener Hauses. Wien 1927, S. 18.

<sup>9</sup> Ein Band »Gedichte« soll 1903 in Wien im Verlag F. Prizibram erschienen sein (vgl. Jill Lloyd, Die Wiener Jahre. Familiärer Hintergrund und frühe Werke. In: Marie-Louise von Motesiczky. 1906–1996. Hg. von Jeremy Adler und Birgit Sander. München u.a. 2006, S. 22–45, hier S. 44). Der Band ist aber bibliographisch nicht zu ermitteln.

<sup>10</sup> Vgl. BW Lieben, S. 34. Diese Begabung führt Hofmannsthal auf die Mutter zurück. Im Kondolenzbrief an Henriette heißt es: »Vieles von dem, was in Ihrer guten und schönbegabten, merkwürdigen Mutter gelebt und gewebt hat, lebt auch in Ihnen und Sie müssen es sich erhalten und müssen es zum Blühen bringen.« (B II, S. 40) Ähnlich bezieht er sich gegenüber Henriettes Sohn Karl auf die Großmutter, vgl. unten stehenden Brief.

<sup>11</sup> BW Lieben, S. 48.

nicht das Schlafzimmer und wird stark übergewichtig. Wie ihre Mutter erwirbt sie sich den Ruf einer Exzentrikerin: Die Porträts der Tochter zeigen sie Pfeife rauchend und nur mit einem Nachthemd bekleidet auf Entenjagd. Nachdem das Schloss in Vázsony verkauft wurde, ersteht sie vom Erlös ihr erstes Auto, und ein Bekannter der Familie schildert, wie sie einmal eine wertvolle Schmuckdose aus einem Salon stahl und erklärte: »Ja, die war so hübsch, da habe ich sie mitgenommen.«<sup>12</sup>

Ein Tag nach dem ›Anschluss‹ fliehen Henriette und ihre Tochter nach Den Haag, wo sie bei Henriettes Schwester Ilse wohnen, bevor sie schließlich im Frühjahr 1939 in Amersham, London, ein Haus beziehen. Während die Liebens über die ganze Welt verstreut sind, bemühen sich Mutter und Tochter, an Lebensart und -standard festzuhalten. Karl Motesiczky schickt Möbel und Kunstgegenstände aus Wien und der Hinterbrühl nach London. Besucher hatten »das Gefühl, das Wiener Haus einer vergangenen Zeit zu betreten«.<sup>13</sup> Im Alter von 96 Jahren stirbt Henriette von Motesiczky am 8. Juni 1978.

Die Person Hofmannsthals und ihre kindliche Verliebtheit haben sie offensichtlich bis zuletzt beschäftigt. Elias Canetti erinnert sich anlässlich ihres Todes in einem Brief an die Tochter Marie-Louise, mit der ihn eine langjährige Liebesbeziehung verband:

Dass sie, die eigentlich nie wirklich etwas von mir wissen wollte, so spät, so entsetzlich spät zu mir so war, als stünde ich für *ihren* Dichter, für H., (von dem *ich* nie etwas wissen wollte) ist so merkwürdig, dass ich es noch nicht enträtseln kann. Mit 73, selbst ein alter Mann, sass ich am Bett der beinahe Hundertjährigen und horchte angespannt auf ihre Worte. Sie sprach so *intensiv*, mit so viel Empfindung wie nie zuvor in ihrem Leben[.]<sup>14</sup>

Im Anschluss an die »Erinnerungen« wird noch ein Brief Hofmannsthals an Henriettes Sohn Karl Motesiczky mitgeteilt, der als Teil des Motesiczky-Nachlasses im Archiv der Tate Library liegt.<sup>15</sup> Interessant ist

<sup>12</sup> Christiane Rothländer, Karl Motesiczky 1904–1943. Eine biografische Rekonstruktion. Wien 2010, S. 45.

<sup>13</sup> Jill Lloyd, Marie-Louise von Motesiczky. Eine Malerin der Erinnerung. In: Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie. Hg. von Evi Fuks und Gabriele Kohlbauer. Wien 2004, S. 205–226, hier S. 217.

<sup>14</sup> Elias Canetti/Marie-Louise von Motesiczky, Liebhaber ohne Adresse. Briefwechsel 1942–1992. Hg. von Ines Schlenker und Kristian Wachinger. München 2011, S. 331.

<sup>15</sup> Tate Library and Archive, Motesiczky Trust, TGA 20129, Folder 1.3 – correspondence, Brief von Hugo von Hofmannsthal an Karl Motesiczky, 26. Sept. [1926], 2 S.

dieser Brief hier als Ergänzung zu Hofmannsthals Beziehung zur Familie Lieben/Motesiczky, da er hier die »eigentümliche[,] [...] lebenstrunkene Begabung«, die er an Anna und Henriette von Lieben feststellte,<sup>16</sup> nun auch in den Gedichten Karls bemerkt: »Es sieht einen das gleiche Auge daraus an«, schreibt er dem 22-Jährigen.

Neun Monate nach der Hochzeit Henriette von Liebens mit Edmund von Motesiczky kam Karl Wolfgang Franz am 25. Mai 1904 zur Welt. Der frühe Tod des Vaters 1909 muss ihn, das deuten auch Henriettes »Erinnerungen« an, schwer getroffen haben. Die jüngere Schwester Marie-Louise erinnert sich in der ORF-Fernsehsendung »Menschenbilder« (1986): »Ein Jahr lang konnte er nicht, wenn wir spazieren gegangen sind, bei der Haustür hereinkommen, ohne zu heulen und zu sagen: ›Ich habe niemanden mehr, den ich etwas fragen kann.«<sup>17</sup> Berichte von Freunden und Hausangestellten der Familie<sup>18</sup> beschreiben Henriette als wenig engagierte Mutter; die wichtigste Bezugsperson des jungen Karl war die jüngere Schwester, die ihn als künstlerisch und intellektuell hoch begabt beschreibt. Noch als Gymnasiast absolvierte er in der Mindestzeit ein Cello-Studium an der Staatsakademie Wien. Gleichzeitig entwickelt er ein reges Interesse an Literatur, schreibt Gedichte<sup>19</sup> und wünscht, Verleger zu werden. In Briefen an Schwester und Mutter zeigt er sich besorgt über seine Schwierigkeiten im gesellschaftlichen Umgang. Den Rat der Familie, Hauskonzerte und Bälle zu besuchen, befolgt er aber und lernt bei solcher Gelegenheit 1924 den acht Jahre älteren Heimito von Doderer kennen.

Karl Motesiczky unterstützt in den folgenden Jahren den Freund, indem er Lesungen in Wien organisiert und, wie im Falle Hofmannsthals, die Kontakte der Familie nutzt. Auf Hofmannsthals Bitte um eine Leseprobe hin hat Motesiczky ihm wohl Doderers Roman »Die Bresche« geschickt. Glaubt man Doderers späterem Sekretär Wolfgang Fleischer, muss auch Hofmannsthals Einschätzung des Romans den Weg zum Autor gefunden haben: »Also was dieser Mann da will, ist mir völlig un – er – findlich!«,

<sup>16</sup> Vgl. Anm. 10.

<sup>17</sup> Zit. nach Rothländer, Karl Motesiczky (wie Anm. 12), S. 37.

<sup>18</sup> Vgl. ebd., S. 43ff. Rothländers Darstellung beruft sich auf Interviews und unveröffentlichte Texte Marie-Louises.

<sup>19</sup> Zumindest eines scheint im Nachlass der Familie Motesiczky erhalten zu sein (vgl. ebd., S. 53); es handelt sich aber um keines der im vorliegenden Brief mit Titel genannten.

so habe Doderer Hofmannsthals Reaktion »in extrem nasale[m] Tonfall«<sup>20</sup> gerne nachgeahmt.

Während des Studiums – zunächst Medizin, dann Jura, schließlich Theologie – in Heidelberg zeichnet sich die Politisierung Karl Motesiczky ab. In den frühen 1930er Jahren engagiert er sich zunehmend in der Kommunistischen Partei. Zeitgleich beginnt er sich auch für die Psychoanalyse zu interessieren. Die Kombination aus künstlerischer Begabung und psychischer Instabilität, die Hofmannsthal eine Ähnlichkeit zunächst zwischen Henriette und ihrer Mutter Anna von Lieben und dann zwischen Karl und seiner Mutter bemerken lässt, hat Motesiczky auch selbst an sich festgestellt. Er begibt sich deshalb bei dem Psychoanalytiker und Sexualforscher Wilhelm Reich in Behandlung und wird in den folgenden Jahren dessen Schüler und Mitarbeiter bei der »Zeitschrift für Politische Psychologie und Sexualökonomie«. Von der Gestapo schon wegen »kommunistischer Umtriebe« unter Beobachtung, folgt Motesiczky 1933 Reich nach Kopenhagen.

Nach seiner Rückkehr nach Wien bleibt er trotz des Einmarsches der Nationalsozialisten dort, während Henriette und Marie-Louise Motesiczky zunächst nach Holland emigrieren. Das Familienanwesen in der Hinterbrühl wird in den folgenden Jahren zum Zufluchtsort jüdischer Freunde und Bekannter. Nach dem Versuch, zwei jüdischen Ehepaaren die Flucht von Wien aus in die Schweiz zu ermöglichen, wird Motesiczky im Oktober 1942 von der Gestapo verhaftet und wenige Monate später nach Auschwitz deportiert, wo er am 25. Juni 1943 stirbt.<sup>21</sup>

<sup>20</sup> Wolfgang Fleischer, Von Doderer zu Pelimbert. In: Erinnerungen an Heimito von Doderer. Hg. von Xaver Schaffgotsch. München 1972, S. 48–61, hier S. 55.

<sup>21</sup> Vgl. Rothländer, Karl Motesiczky (wie Anm. 12), S. 307–339.

## Textgestalt, Überlieferung, Edition

Der vorliegende Text entspricht einem Typoskript (Kopie in Ringheftung), das in einer Schachtel »Varia« von Johanna Canetti als Schenkung dem Canetti-Nachlass der Zentralbibliothek Zürich übergeben wurde.<sup>22</sup> Im Archiv der Tate Library in London (übergeben vom Marie-Louise von Motesiczky Charitable Trust) wiederum liegt eine handschriftliche Vorstufe dieses Textes.<sup>23</sup> Ein Großteil der Unterschiede zwischen diesen Stufen betrifft Orthographie und Stil: Die Handschrift zeichnet sich durch Auslassungen und Parenthesen aus und ist allgemein im Ausdruck etwas salopper, etwa in einigen Personenbeschreibungen. Sie erklärt außerdem die Vorbemerkung, die hier die Motivation zur Niederschrift angibt: Die Antwort auf die Frage »Und wie geht's weiter?« Der erste Abschnitt, der die Begegnung in der Hinterbrühl 1894 erzählt (hier bis »[...] und den nächsten Tag dachte kein Mensch mehr daran«), ist in der Handschrift auf April 1964 datiert. Unter dem Titel »Meine erste Begegnung mit Hofmannsthal« wurde dieser Text dann von Tochter und Cousine gelesen. Die daraufhin erweiterten »Erinnerungen« werden am Ende auf den 4. Dezember 1965 datiert. Die hier veröffentlichte maschinenschriftliche Variante entstand im folgenden Jahr. Inhaltlich relevante Abweichungen zwischen Manuskript und Typoskript werden in Fußnoten aufgeführt.

Der Text wird ungekürzt und originalgetreu wiedergegeben. Gleiches gilt für den anschließenden Brief Hofmannsthals.

Dem Marie-Louise von Motesiczky Charitable Trust, insbesondere dessen Vorsitzender Frances Carey, danke ich für die Erlaubnis zur Publikation. Der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich sowie dem Tate Archive, London, danke ich herzlich für vielseitige Hilfestellung. Besonderer Dank gilt Mathias Mayer für viele Ratschläge zum Kommentar.

<sup>22</sup> Zentralbibliothek Zürich, Canetti-Nachlass, 214.22.

<sup>23</sup> Tate Library and Archive, Motesiczky Trust, TGA 20129, Folder 2.2 – writings »Meine erste Begegnung mit Hofmannsthal« von Henriette von Motesiczky, nicht datiert, 110 S.

Henriette von Motesicky<sup>24</sup>

Erinnerungen

geschrieben

für meine Tochter Marielouise<sup>25</sup>

und

meine Cousine Fanny<sup>26</sup>

Oktober 1966

Zwei Menschen, die mir nahestehen, richteten an mich die gleiche Frage:  
»Und wie geht's weiter?«

Sie hatten meine Aufzeichnungen über meine erste Begegnung mit Hofmannsthal gelesen. Ich hatte sie einmal zum Spass niedergeschrieben, ohne vorzuhaben, alles weitere aufzuzeichnen. So will ich versuchen, diese kleinen Sternschnuppen, die mir in den Schoss fielen, zusammenzufassen. Es wird eine lange Reihe sein, und manchmal wird das Gedächtnis mich verlassen. – Es ist alles so lange, lange her!

#### Meine erste Begegnung mit Hofmannsthal

Es war ein sonniger Nachmittag im September. Meine Schwester und die Gouvernante sassen vor dem kleinen Salettel in niederen Gartenstühlen.

Mademoiselle, eine kleine, lebhaft Französin – sie hiess de Frésange – hatte eine lange, spitze Nase, und Augen wie schwarze Schuhknöpfe. Es war eine Art Konversationsstunde, die sie meiner Schwester gab, an der ich mich aber nicht beteiligte. Ich sass auf der Steinstufe vor dem Salettel und beobachtete die Ameisen, die mit ihren Eiern auf und ab liefen.

<sup>24</sup> Die Schreibweise des Namens im Typoskript weicht durchgängig von der Handschrift ab, in der es »Motesiczky« heißt.

<sup>25</sup> Marie-Louise von Motesiczky (1906–1996) begegnet als junge Frau Max Beckmann, der ein lebenslanger Freund und Lehrer wird. In den Jahren des Londoner Exils wird ihr steigende Anerkennung als expressionistische Malerin zuteil.

<sup>26</sup> Franziska »Fanny« Kallir-Nirenstein, geb. Loewenstein, Tochter von Constanze de Worms und Max Graf zu Loewenstein-Scharffeneck, wurde von Henriette 1920 als Gesellschafterin für Marie-Louise nach Wien gebeten (vgl. Jill Lloyd, *The Undiscovered Expressionist. A Life of Marie-Louise von Motesiczky*. New Haven 2007, S. 44ff.). Hofmannsthal kannte Fanny Loewenstein als Großnichte Gabriele Oppenheimers von seinen Besuchen in Aussee (vgl. Leonhard Fiedler, *Ein großer Vermittler zwischen den Künsten. Dank an Otto Kallir*. In: HB 23/24, 1980/81, S. 12–18, hier S. 16).

Ich sah auf die Kohlmeislinge, die um den duftenden Flox schwärmten. Dann schaute ich zum Kuglhupfberg hinüber, der sich schon gelb und rot verfärbt hatte. Ich sah die dunklen Föhren vom Anninger, die sich gegen den Himmel abhoben.

Es war ein stiller Nachmittag ohne Besuche, und als unser Vetter Felix<sup>27</sup> auftauchte und seinen Freund Hofmannsthal mitbrachte, war es eine willkommene Überraschung. Der Name Hofmannsthal war mir nicht neu. Gerade in den letzten Monaten war von dem jungen Dichter oft die Rede. Ich erinnere mich, wie Viele die Achsel zuckten, alles unverständlich fanden und belächelten. Doch gab es auch Manche, die ihn bejahten, ihm eine grosse Zukunft prophezeiten, seine Sprache unvergleichlich und neu fanden. So war ich neugierig und blieb bei den Erwachsenen sitzen. Lange sah ich Hofmannsthal an. Da war es mir plötzlich, als sähe er Napoleon ähnlich. Ich hatte in letzter Zeit viele Bilder von Napoleon gesehen. Dies war wohl alles in meiner Phantasie, denn später habe ich es nie mehr gefunden. –

Nun aber dachte ich, unbemerkt davonzuschleichen, um meinen täglichen Besuch bei den Pferden im Stall zu machen. Bei der Jause steckte ich meine Taschen voll Zucker und lief in den Hof. Doch, als ich bei der Stalltüre stand, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, dass Hofmannsthal mir gefolgt war. Er fragte mich, ob er die Pferde sehen könne. Da fiel mir ein, dass er vor kurzem sein Freiwilligenjahr absolviert hatte.<sup>28</sup> Daher wohl das Interesse für Pferde. – So kam er mit mir, klopfte sachkundig den Hals der Tiere, gab ihnen Zucker auf der flachen Hand und streichelte die samtigen weichen Nüstern. Besonders gefiel ihm der Araberhengst meines Vaters. Dann gingen wir an der grünen, etwas ausgebleichenen Türe vorbei, die offen stand und schief in ihren Angeln hing. Es war das Atelier meiner Schwester. Der hohe, helle Raum mit einem Nordfenster; Skizzen lagen herum, angefangene Stilleben, ungewaschene Pinsel; ein malerisches Durcheinander. Ob Hofmannsthal sich etwas angesehen, kann ich mich nicht erinnern. Neben der Türe war ein kleines, niederes Fenster, dessen gelbe Gläser durch Blei zusammenge-

<sup>27</sup> Felix Oppenheimer (1874–1938) lernte Hofmannsthal 1891 in der Fechtschule kennen. Er lebte mit seiner Mutter Gabriele (Yella/Jella) Oppenheimer im Palais Todesco. In den folgenden Jahren führte er, als Anna von Liebens Neffe, Hofmannsthal in die Familien im Palais Lieben-Auspitz in der Oppolzergasse 6 ein (vgl. BW Oppenheimer I, S. 10f. und Anm. 33).

<sup>28</sup> Hofmannsthal leistete den einjährigen Militärdienst zwischen 1.10.1894 und 19.9.1895. Die Autorin muss sich hier irren (vgl. Anm. 30).

halten waren. Da stand er lange Zeit und sagte: »Hier sieht die Welt ganz gelb aus.« – »Ja« sagte ich, »wie wenn die Sonne ewig scheinen würde.« Dann gingen wir den Glashäusern entlang, und ich wollte Hofmannsthal noch das niedere Haus zeigen, da, wo an der weissgekalkten Mauer sich der alte Rosenstock von einem Ende zum anderen hinstreckte. Er trug die kurzstieligen Teerosen, die auch jetzt im Herbst in voller Blüte standen. – Ausserdem hatte der Gärtner frische Lohe dick auf den Boden des Glashauses gestreut, um im Winter die Palmentöpfe hinein zu versenken. Die Lohe hatte die Eigenschaft, monatelang eine gewisse Wärme zu entwickeln, die die Pflanzen des Südens schützen sollte. Der Duft der Rosen, der Geruch der Lohe hatte etwas leicht Betäubendes. Wir setzten uns auf ein altes Brett und gruben unsere Hände tief in die Lohe. Unsere Hände berührten sich nicht, und doch hatte ich ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, Zufriedenheit, fast Glück. – Wir sprachen nicht, ich weiss auch nicht, ob wir lange da sassen. Dann sagte Hofmannsthal nur, er müsse jetzt fort, Freunde erwarteten ihn zum Abendessen, da unten in der Brühlerstrasse, am Eck, wo die schönen Tennisplätze seien. Ich wagte nicht zu fragen, ob er wiederkommt. Er ging zu den anderen, um sich zu verabschieden. Ich aber ging zu meiner lieben Kinderfrau, die im Wirtschaftszimmer sass und Zeitung las. Dort fühlte ich mich ruhig und geborgen. Niemand würde fragen, wo ich so lange gesteckt, niemand fragen, was ich vielleicht mit Hofmannsthal gesprochen hätte. Den Abend blieb ich bei Meja,<sup>29</sup> und den nächsten Tag dachte kein Mensch mehr daran.

In jenem Herbst 1894 war ich gerade elf Jahre alt,<sup>30</sup> als ich Hofmannsthal in der Hinterbrühl<sup>31</sup> kennenlernte.

Im Oktober zogen wir nach Wien zurück; ich war sehr betrübt, denn ich liebte das Landleben. Bevor wir hineinzogen, schmierte ich mir mit

<sup>29</sup> Meja Ruprecht. Vgl. Lloyd, *The Undiscovered Expressionist* (wie Anm. 26), S. 20.

<sup>30</sup> Im Herbst 1894 war Henriette bereits zwölf Jahre alt. Die wenige Sekundärliteratur, die das Ereignis erwähnt, gibt, entgegen auch der Handschrift, 1893 an (vgl. ebd., S. 25, und Canetti/Motesiczky, *Liebhaber ohne Adresse* [wie Anm. 14], S. 332). Marie-Louise von Motesiczky hingegen berichtet, ihre Mutter sei bei dieser Begegnung 12 gewesen (vgl. das Interview mit Hubert Gaisbauer in: *Menschenbilder*. Hg. von ders. und Heinz Janisch. Wien 1992, S. 169–178, hier S. 170). Wahrscheinlich irrt sich Henriette von Motesiczky hier. Der Beginn der Freundschaft zwischen ihrem Bruder Robert und Hofmannsthal lässt sich durch Hofmannsthals Kondolenzbrief an Annie von Lieben auf Frühjahr 1894 datieren (vgl. *BW Lieben*, S. 54).

<sup>31</sup> Landvilla der Familie Todesco, südlich von Wien.



grünem Wacholder meine Hände braun, damit jeder sehen könne, dass ich ein Landkind sei. Meine Geschwister waren froh hineinzuziehen, nur meine Mutter konnte sich schwer entschliessen. Aber die Abende waren lang, mein Vater kam nur selten mehr heraus. Robert und Ernst mussten ins Gymnasium, meine Schwestern erwarteten auch ihre Lehrer. Inzwischen hatte sich Robert, obwohl viel jünger als Hugo, mit Hofmannsthal angefreundet. So war ich meist darüber unterrichtet, wann und wo sie sich trafen und was sie gesprochen hatten.

Robert war immer mein Freund, mein Spielkamerad, mein Vertrauter. – Als wir dann in Wien waren, ging es so weiter. Was ihre Freundschaft war, wie es kam, bei zwei Menschen, die so verschieden waren? Robert, der reine Wissenschaftler, Hugo, der Poet und Aesthet. Aber sie waren beide zart, feinempfindende Menschen, mit Sinn für Theater und für tiefsinnige Gespräche. So hat Hofmannsthal Robert auch in seinen Kreis eingeführt und mit seinen Freunden bekanntgemacht und oft gemeinsam mit ihm die Abende bei der sogenannten »Tante Fanni« (Fanni Schlesinger)<sup>32</sup> verbracht. Fanni Schlesinger war eine, wenn auch nicht schöne, so doch gut aussehende Frau. Immer freundlich und eine gute Hausfrau. Sie verstand es, junge Menschen um sich zu sammeln, ihnen gemütliche Abende zu machen. Immer war in dem langen, etwas düsteren Speisezimmer der Tisch gedeckt. Die Lampe brannte unter dem roten Lampenschirm. Es standen meist kalte Braten, Salate und Bäckereien da; jeder konnte kommen, vor oder nach dem Theater, und ohne weiteres sein Nachtmahl einnehmen. Von der Familie war dann irgendjemand zugegen, sehr oft war Hofmannsthal da, er traf seine Freunde, blieb kurz oder lang. All das wusste ich nur durch Roberts Berichte. Ich selbst durfte nie zu einem solchen Abend mitkommen, aber zur Jause war ich hie und da eingeladen, so kannte ich die Wohnung und die älteste Tochter Gerty. Hofmannsthal hatte gewünscht, dass wir uns kennenlernten. Er dachte, wir würden uns gut verstehen. Gerty war mindestens zwei bis drei Jahre älter als ich. Sie war immer nett zu mir, schwatzte viel, lachte viel, sprach von Tennis und Eislaufen. Ich mochte sie ganz gerne, – aber sie interessierte mich nicht. So wurde aus dieser Bekanntschaft nie eine

<sup>32</sup> Franziska Schlesinger (1851–1932), geb. Kuffner, Hofmannsthals spätere Schwiegermutter.

Freundschaft. Meine Hoffnung war, dass ich einmal Hofmannsthal dort wiedersehen würde. Aber dazu kam es nie.

In der Oppolzergasse,<sup>33</sup> wo wir wohnten, kam Robert eines Tages eilig durch den langen Gang und sagte mir: »Ich kann nicht länger warten. Hugo kommt heute wahrscheinlich, sich ein paar Bücher ausleihen. Der Josef wird Dir melden, dann führst Du ihn ins Rauchzimmer. Der Papa weiss davon, es ist ihm ganz recht.« Hofmannsthal kam, und als ich hinüberging, hatte ihn der Diener schon in die Bibliothek geführt. Er stand vor den offenen Bücherkästen und begrüßte mich. Ich hatte einen Mordsschnupfen, wie jedes Jahr im Herbst. Hofmannsthal sah, wie ich verlegen mein Sacktuch zusammenknüllte und in meiner Tasche verbarg. »Das sollten Sie nicht tun; kaufen Sie sich Papiertaschentücher, die man immer wegwirft; das ist viel hygienischer.« – So hörte ich zum ersten Mal, dass es Papiersacktücher gab.<sup>34</sup> Wir sprachen weiter nicht viel. Hofmannsthal legte die Bücher in eine grosse Ledertasche und verabschiedete sich.

Es vergingen einige Wochen; Weihnachten war nahe. Robert und ich wollten Hofmannsthal eine kleine Freude machen. Was konnte man ihm aber schenken? Wir entschlossen uns zu einer Briefftasche. Die sollte aber wirklich sehr schön sein, aus mattem Krokodilleder. Robert besorgte sie beim Förster. Sicher hat er sie bezahlt, denn mein Taschengeld reichte für so etwas nicht aus. Hofmannsthal hat sich auch nur bei Robert bedankt. Es vergingen wieder einige Wochen. Ich wusste, dass Hugos Geburtstag am 1. Februar war. Bei uns zuhause spielten Geburtstage immer eine Rolle, so wollte ich ihm einen schönen Geburtstagsbrief schreiben. Wie es aber beginnen, dass es niemand merkte. Mein Gitterbett war der beste Platz, wo ich des Abends und Morgens ungestört meinen Gedanken nachhängen konnte. Ich ging früh zu Bett. Meja, meine geliebte Kinderfrau, pflegte abends das Gitterbett mit einem grossen schottischen Wolltuch zu verhängen, damit mich das Licht nicht störe, wenn sie Zeitung las, und auch damit ich morgens durch das Aufmachen der Fensterläden nicht geweckt würde. Den Morgen liebte ich besonders, denn ich war meistens doch wach, und wenn die Retti, das Stubenmädchen, um

<sup>33</sup> Das Palais Lieben-Auspitz in der Oppolzergasse 6. 1874 erwarb Henriettes Vater Leopold Lieben mit seinen Geschwistern und Rudolf Auspitz das Palais. Die Familie zog 1888 in den ersten Stock.

<sup>34</sup> Ein Patent über Papiertaschentücher wurde tatsächlich erst 1894 angemeldet.

6 Uhr oder halb 7 Uhr hereinkam, im Ofen Feuer zu machen, hörte ich das Knistern und sah den Feuerschein auf der Tapete und am Plafond. Das waren die schönsten freiesten Stunden des Tages. Ich beschloss, den Geburtstagsbrief im Bett zu schreiben; niemand, nicht einmal Robert, sollte davon wissen. Ich glaube, der Brief wurde ganz gut. Wohl mag er voller orthographischer Fehler gewesen sein, aber das machte mir nichts. Nun entstand die Frage, wer die Marke besorgen und ihn aufgeben sollte. Da kam mir der Gedanke, dass unser Diener Josef das sicher für mich tun würde. Er war ein stiller, nicht vertratschter Mensch, der alles brav ausführte was man ihm auftrug, ohne sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen. Und Josef – wie wunderbar! – würde vielleicht einen Brief von Hofmannsthal für mich erhalten und ihn mir sicher überbringen. Ich legte also dem Geburtstagsbrief noch ein Zettelchen bei, dass wenn er mir schreiben wolle, er es an Josef Rammer adressieren könne.

Ich musste längere Zeit warten, bis mir Josef eines Morgens nach dem Frühstück einen Brief überreichte. Es war mein eigenes Couvert, es war aufgerissen und von nassem Schnee verschmiert, darin aber lag ein zweites, kleines Couvert, und oben in einer Ecke stand: »Fräulein Henriette«. Es war aber kein kurzer Dank, es war ein langer wundervoller Brief. Ich flüchtete damit in einen kleinen Ort, wo man mich nicht erreichen konnte. In der Aufregung konnte ich aber den Brief kaum entziffern. Ich studierte ihn dann tagelang in meinem Gitterbett. Und ich habe ihn verstanden, und was ich nicht verstand, das habe ich gefühlt. Denn er war doch für ein Kind geschrieben, für ein Kind mit grossen wissenden Augen. Auch Hofmannsthal mag das gefühlt haben; denn es gab ein Gedicht, das er im Döblinger Palmenhaus<sup>35</sup> geschrieben hat, und von dem mir Saar einmal sagte, dass er dabei vielleicht an mich gedacht habe. Ob ich wirklich damit gemeint war, weiss ich nicht; es gab doch noch so viele andre kleine Mädchen auf der Welt. Später habe ich es gedruckt gelesen, aber wo und wann, weiss ich nicht mehr. Wohl aber habe ich eine dunkle Erinnerung daran, Hugo einmal im Döblinger Glashaus begegnet zu sein.

<sup>35</sup> Im Park der Villa Wertheimstein im Bezirk Döbling wurde 1836 ein Palmenhaus errichtet. Bei dem erwähnten Gedicht könnte es sich um »Über Vergänglichkeit« handeln: »Zuweilen kommen nie geliebte Frauen / Im Traum als kleine Mädchen uns entgegen / Und sind unsäglich rührend anzuschauen« (SW I, S. 46).

Wieder verging eine lange Zeit; dann traf ich Hofmannsthal einmal zufällig in Aussee, wo wir mit andren Bekannten ins Salzbergwerk einfuhren. Es war mir aber dort unten alles so unheimlich, dass ich mir nur wünschte wieder herauszukommen, und mir alles andre gleichgültig war.

All dieses muss in den Jahren 1895 und 1896 gewesen sein. Es war damals Mode, »Jours« abzuhalten; man schickte an seine Bekannten Einladungen aus, um mitzuteilen, dass man an einem bestimmten Wochentage, alle acht, oder auch alle vierzehn Tage, zu Hause sei und ganz ungezwungen zwischen sieben und elf Uhr abends empfangen werde. Manches Mal kamen nur wenige, manches Mal mehr Menschen; ein Buffet war vorbereitet; ab und zu setzte sich jemand ans Klavier und spielte Tanzmusik. Hie und da kam auch ein »richtiger« Klavierspieler. Manchmal war es fad, manchmal ganz unterhaltend; ich aber drückte mich meistens. Einmal erschien auch Hofmannsthal; wir sprachen miteinander, aber da ihm die Musik nicht gefiel, gingen wir ins Wohnzimmer meiner Schwestern. Dort waren wir allein. In der Mitte des Zimmers stand ein gotischer Tisch, darüber hing eine Ziehlampe. Ich zog sie zum Spass ganz bis auf die Tischplatte herunter und wollte sie dann wieder hinaufschieben. Da hielt Hofmannsthal meine Hand zurück und sagte: »Nein, nein, lassen Sie es so, da ist Ihr Gesicht von unten her beleuchtet, das wirkt wie Rampenlicht.« Er sah mich lange so an, da hörte man Stimmen, auch andre Leute wollten das ruhige Zimmer aufsuchen. Wir gingen wieder zu den Andern hinüber und dann ging ich in mein Zimmer, schlafen. Ich hatte das Gefühl, dass ich Hofmannsthal bald wiedersehen würde. So war es auch; nach kurzer Zeit kam er einmal des Abends. Er unterhielt sich mit Robert und meiner älteren Schwester Ilse, die er gerne mochte. Als er fortging, war es noch nicht spät. Da lief ich durch den langen Gang bis hinüber zu dem kleinen runden Fenster, das auf das Stiegenhaus mündete. Ich öffnete es und rief leise: »Wenn Sie Zeit haben, warten Sie unten im Stiegenhaus; neben der grossen, weissen Steinbüste ist eine Tapetentür, da komme ich hinunter.« Ich machte die Wohnungstüre nicht ganz zu, um unbemerkt wieder herein zu können. Er erwartete mich. In der Aufregung hatte ich vergessen, den Schalter aufzudrehen; ich zog Hofmannsthal in den kleinen Vorraum, der zum Lift meiner Mutter führte. Es war stockdunkel dort. Wir standen dicht

beieinander; der ganze Lift war ja nur für eine Person gebaut, weil meine Mutter so schwer die Stiegen steigen konnte. Ich schlang die Arme um Hugos Hals und nun küsste er mich. Er küsste mich auf Stirne und Wangen, er küsste mein Haar. Es waren Küsse, die segnen sollten, nicht die Küsse eines Liebenden. Das wusste ich aber damals nicht, erst später, viel später wurde es mir klar. Dann löste er zart meine Hände und sagte: »Nun bleiben Sie ein bisschen da, bis ich aus dem Hause bin; es könnte uns jemand zusammen aus diesem dunklen Verliess kommen sehen.« Ich folgte ihm und kam ungesehen in unser Vorzimmer. Wie lange ich dann Hofmannsthal nicht mehr sah, weiss ich nicht. Mag sein, dass ich ihn wieder einmal in Döbling traf, oder dass er Robert in der Brühl besuchte, aber es war immer nur kurz und nie war ich allein mit ihm. Robert spielte auf unserm Tennisplatz dann öfters Bicycle Polo mit Georg Frankenstein,<sup>36</sup> aber Hofmannsthal beteiligte sich nie an diesen Spielen und blieb nur Zuschauer.

Es wurde wieder Herbst, und wir bekamen eine neue Gouvernante; sie hiess Lina Baumann. Sie war eine Deutsche, die lange in Frankreich gelebt hatte und, wie man sagte, ein sehr gutes Französisch sprach. Sie war mir vom ersten Moment an nicht sympathisch; sie hatte etwas Strenges, Unfreundliches an sich. Bald verdrängte sie meine gute, geliebte Kinderfrau und gewann auch Herrschaft über meine sehr kranke, nervenleidende Mutter. Bisher hatte Meja alle Medikamente, auch das Morphinum, in Verwahrung gehabt. Jeden Tag kam Professor Freud in mein Kinderzimmer, um alles mit Meja zu besprechen. Nun aber wollte meine Mutter, dass alles an Fräulein Baumann übergeben werde. Freud ging darauf ein, um die Kranke zu beruhigen;<sup>37</sup> er erschien dann auch nicht mehr bei uns im Kinderzimmer. Meja hat sich nie darüber beklagt, obgleich es sie sicher sehr gekränkt hat. Ich liebte Meja mehr als meine Mutter, die ich als Kind kaum gekannt habe. Ich erinnere mich, wie ich mit bangem Herzen abends auf das Getrappel der Pferde horchte, das auf dem hölzernen Pflaster unter der Toreinfahrt hallte, wenn meine Mutter ausfuhr. Ich hasste diese abendlichen Ausfahrten, aber meine Mutter konnte sich immer erst

<sup>36</sup> Georg von Franckenstein (1878–1953), der Jugendfreund Hofmannsthals.

<sup>37</sup> Anna von Lieben (1847–1900), geb. Todesco, wurde von Peter Swales als Sigmund Freuds Hysterie-Patientin Cäcilie M. identifiziert. Der Hausarzt der Liebens, Joseph Breuer, und Annas Gynäkologe Rudolf Chrobak zogen Freud 1887/88 hinzu (vgl. Karlheinz Roszbacher, *Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle*. Wien 2003, S. 452ff.).

gegen Abend zum Ausfahren entschlossen. Sie besuchte dann die Warenhäuser bis zur Geschäftssperre, bis man sie förmlich mit dem Besen hinauskehrte. Meistens kam sie dann sehr verspätet zu unserem Abendessen, aber mein Vater hatte eine Engelsgeduld, immer wurde auf sie gewartet, ausser Mama kam ganz, ganz spät.

In der Früh um neun hatte ich immer meine Französischstunde im Rauchzimmer meines Vaters, denn die anderen Zimmer waren noch nicht aufgeräumt. Ich hasste lernen, ich hasste Französisch, ich mochte Fräulein Baumann nicht leiden. Aber es nutzte mir nichts. Meine Schwester Ilse war nun mit einem jungen Holländer verheiratet; Valla, meine zweite Schwester, so gut wie verlobt mit dem Hauslehrer meiner Brüder. Ausser Robert hatte ich keinen Freund, und ebenso wenig eine Freundin. Ein paar Schwärmereien hatte ich wohl: für eine Cousine meiner Mutter, Franz Wertheimstein; für eine sehr blonde, hübsche Frau, Gretl Hartmann,<sup>38</sup> und für ein paar Schauspielerinnen, die mir von Robert eingeredet wurden. Aber mein innerster Stolz und was mein Leben und Denken erfüllte, waren Hofmannsthals Briefe. Nach wenigen Wochen war noch ein zweiter Brief von Hofmannsthal gekommen; er war viel kürzer als der erste und war an mich gerichtet. Was darin stand, war, dass Hofmannsthal nicht mehr über den Diener Josef schreiben wolle. Wenn es herauskommt, würde es meine Schwester Valla ihm besonders übelnehmen, und das wolle er nicht! Aber wenn mir danach sei, solle ich ihm nur schreiben, er würde sich immer damit freuen. – Freilich las ich sie mit der Zeit seltener, aber wenn ich sie las, wenn ich sie nur berührte und wieder in die Lade zurücklegte, war es immer mit dem gleichen Glücksgefühl. Des Morgens, wenn ich nicht mehr schlafen konnte, des Abends, wenn ich noch lange wach war, immer waren die zwei Briefe in meiner Nähe. So wollte ich sie auch einmal in der Früh aus meiner Schreibtischlade nehmen. Sie lagen dort immer am gleichen Platz, unter den Heften und Schulbüchern verborgen. Aber ich konnte sie nicht finden. Da frage ich Meja: »Hast Du vielleicht meine Lade ausgewischt und hast Du dabei zwei Briefe gesehen und woanders hingelegt?« Meja wusste nichts davon und meinte nur: »Das machst Du doch meist selber.« Ein kleiner Verdacht stieg in mir auf, – Fräulein Baumann – ? Und da sagte Meja auch schon: »Vor ein paar Tagen hat Fräulein Baumann Hefte von

<sup>38</sup> Nicht ermittelt.

Dir zurückgebracht, vielleicht hat sie dabei etwas verlegt.« Also wirklich, sie. – Ich konnte nur schwer an mich halten, nahm aber Bücher und Hefte wie sonst, tat alles in meine Schultasche und legte sie nach dem Frühstück im Rauchzimmer zurecht. Dann erwartete ich meine Stunde. Fräulein Baumann, die, wie immer, in ihrem Zimmer gefrühstückt hatte, kam herein und wir setzten uns an den Tisch. Ich sass auf einem Sessel, Fräulein Baumann auf der niederen Chaiselongue. Die ersten Worte, die ich sagte, waren: »Haben Sie vielleicht Briefe unter meinen Schulbüchern herausgenommen?« »Ja,« sagte sie in einem kühlen, gleichgültigen Ton. »Bitte, wollen Sie sie mir zurückgeben?« – »Nein.« Da war es mit meiner Beherrschung aus. Wie von Sinnen sprang ich sie an, wie eine Wildkatze fiel ich über sie her. Ich packte sie mit beiden Händen an der Gurgel, ich wollte sie erwürgen, ganz gleich was geschehen würde. Aber plötzlich fühlte ich in meiner rechten Hand ihren Adamsapfel, ich sah in ihr rotes Gesicht, kein Ton kam über ihre Lippen. Da grauste mir, es überfiel mich ein furchtbarer Ekel und meine Hände liessen sie los. Heute noch kann ich mir nicht erklären, warum sie sich nicht gewehrt, mich nicht zurückgestossen hat, sie war doch gross und stark. War sie wie gelähmt durch den Überfall oder war ihr ihr gemeines Handeln plötzlich zu Bewusstsein gekommen? Ich wusste es damals nicht und weiss es heute ebensowenig. – Nun richtete sie sich auf und sagte: »Nimm Deine Bücher und geh in Dein Zimmer.« Ich räumte meine Sachen zusammen, lief dann aber zuerst in die Küche und holte ein Tuch, um den Tisch und die Bücher abzutrocknen. Der grosse, mit Wasser gefüllte Aschenbecher meines Vaters hatte sich über alles ergossen. Als ich damit fertig war, tat ich die Bücher in die Schultasche und ging hinaus. – Damit endeten meine Französischstunden. Fast täglich kam nun eine sehr liebe, rothaarige Engländerin zu mir; ich sollte jetzt also Englisch lernen, aber auch das lernte ich ebenso ungern wie Französisch. Nur dass mir Miss Kren lieber war. Überhaupt liebte ich einige meiner Lehrer sehr, nur das Lernen selber war mir verhasst. Mit Fräulein B. sprach ich wochen- und monatelang nichts als Guten Morgen und Guten Abend. Im Frühling, einige Wochen nach diesem widerlichen Auftritt, liess mich mein Vater ins Rauchzimmer rufen. Ich war nicht weiter erstaunt, denn sehr oft gab mir Papa kleine Aufträge für den alten Kutscher August, oder für Thomas, den Stallburschen. Thomas hatte die Pflege seines kleinen

Araberhengstes über. Ich kam sogleich ins Zimmer, mein Vater sass, wie stets, in seinem braunledernen Schaukelsessel beim Tisch, auf dem Bücher und Zeitungen lagen und auf dem auch der gefüllte Aschenbecher stand. Er zog die Briefftasche heraus und entnahm ihr Briefe. »Da sind Deine Briefe,« sagte er, »nun ja, Du bist noch sehr jung, es wird schon einmal Deine Zeit kommen.« – Kein Wort des Tadels, kein Wort der Ermahnung! Gern hätte ich seine schmale, weisse Hand geküsst; aber mein Vater war kein Freund pathetischer Gesten. So sagte ich nichts, als ein leises »Danke«. Ich nahm die Briefe und ging in mein Zimmer. Nun war ich ruhig, nun war alles schön. Keine Macht konnte sie mir mehr entreissen. Am Abend erzählte ich alles meinem Bruder; Robert war nicht überrascht, aber er freute sich mit mir. Vielleicht hatte er durch Valla schon alles erfahren.

Den folgenden Sommer verlebten wir nicht ganz in der Brühl. Wir verbrachten einige Wochen in Grundlsee; meine Mutter hatte die wundervolle Villa des Grafen Meran gemietet. Dort hatte sie einen andren Arzt, Dr. Winter. Ich glaube, er hat sich mit Fräulein Baumann nicht so gut verstanden. Den eigentlichen Grund weiss ich nicht, aber im Herbst hiess es plötzlich, Fräulein Baumann gehe wieder nach Deutschland zurück. Ich wagte kaum an dieses Glück zu glauben, erst als ich sah wie ihre Koffer aufgeladen wurden, war es Wirklichkeit für mich geworden. Nach ihr kam ein sehr gutmütiges, kleines Fräulein Risa Uffenheimer ins Haus. Sie quälte mich zwar mit Klavierspielen, aber die Jausen bei ihrer Mutter, der alten Frau Uffenheimer, sind mir in lieber Erinnerung. Die Familienbilder, die weissen Spitzendeckerln auf den Plüschmöbeln, gaben eine eigne Stimmung. Klavierspielen habe ich aber nie gelernt!

Den nächsten Sommer verbrachten wir wieder ganz in der Hinterbrühl. Es war ein heisser Nachmittag im Juli; ich kam aus meinem Zimmer in die Halle hinunter, da sagte mir der Diener: »Eben war Herr von Hofmannsthal da.« – »Warum haben Sie es mir nicht gesagt?« – »Der gnädige Herr war mit ihm im Salon, aber der Herr von Hofmannsthal ist dann gleich wieder weggegangen, so hab ich's nicht gemeldet.« Ich stand wie vom Blitz gerührt. So lange hatte ich Hofmannsthal nicht gesehen, dieser Besuch hatte doch mir gegolten, denn er wusste, dass Robert verreist war und meine Schwestern nicht hier. Ich ging zu meinem Vater ins Zimmer. Ich sagte nichts, aber Papa sagte sofort: »Hofmannsthal war



eben hier, ich habe ihn gebeten, uns nicht wieder zu besuchen.«<sup>39</sup> Ich lief hinaus in den Garten, ich wollte Hofmannsthal nacheilen, aber das war sinnlos. Ich setzte mich unter den alten Ahorn auf eine versteckte Bank und weinte. Da kam mein älterer Bruder, Ernst, er hatte mich entdeckt und setzte sich zu mir. Er wusste von meiner grossen Liebe, er wusste, wie viele Jahre dies schon gedauert hatte, aber ich hatte nie mit ihm darüber gesprochen. Nun erzählte ich ihm, was Papa zu Hofmannsthal gesagt hatte. Er tröstete mich, so gut er konnte. Er meinte: »Sicher hat's der Papa dem Hofmannsthal in einer freundlichen Form gesagt. Du bist ja wirklich noch so jung und mit der Zeit wird noch alles gut ausgehen.« Meine Tränen versiegten, ich hatte nun wirklich das Gefühl, es muss noch alles gut werden. Schliesslich hatte Hofmannsthal mich nicht vergessen in der langen Zeit und war gekommen, um mich zu sehen. – Meine Eltern verwöhnten mich sehr, besonders mein Vater. Er schenkte mir ein Reitpferd. Für Thomas, den Reitburschen, wurde über den Sommer ein Pferd ausgeliehen, weil Papa nicht wollte, dass ich mich allein in den Wäldern und auf den Landstrassen herumtriebe. Ich spielte Tennis, ich hatte meine Freundinnen in der Nachbarvilla, ich hatte eine gutmütige Gouvernante, ich hatte Meja, so viel ich wollte. Als Robert nach einigen Wochen zurückkam, erzählte ich ihm auch alles. Er meinte auch, Papa habe nicht ganz unrecht gehabt. Ich solle das alles nicht allzu tragisch nehmen. Vielleicht hatte er damals schon Hofmannsthals Interesse für Gerty Schlesinger bemerkt. Von Hofmannsthal hörte ich nichts mehr. Im Frühling 1901 wurde seine Verlobung bekanntgegeben. Sie war kein Schock für mich, aber ich war doch sehr traurig. Einige Gedichte entstanden, durch die ich mein Herz erleichterte. Eine Dichterin bin ich nicht, aber eines davon war wirklich ganz gut, und auch ein zweites und drittes. Sie drückten aus, was ich zu sagen hatte, Liebe und Verzicht.

<sup>39</sup> Über dieses »Hausverbot« berichtet Marie-Louise von Motesiczky: »Und da hat derselbe weise Großpapa dann einen schönen Brief gefunden, vom Hofmannsthal und von meiner Mutter, daß sie sich im Lift geküßt haben. Und da hat der Großpapa, der auch meinem Vater für ein Jahr das Haus verboten hat, dem Hugo gesagt: ›Schauen Sie, die Henriette is [sic] viel zu klein. Sie dürfen die nächsten drei Jahre nicht mehr mein Haus betreten.« (Gaisbauer, Menschenbilder [wie Anm. 30], S. 170)

## Rodaun 1902

Die Sonne sank, und Frühlingswinde wehen,  
Da sah ich dich im stillen Garten stehen,  
Du lehntest leis dein junges Haupt zurück.  
Ich sah den Liebsten über dich sich neigen,  
Da fielen weisse Blüten von den Zweigen. –  
So träumt ich lang von einem fremden Glück.

\*

Lang ist es her, doch nimmer ist's vergessen,  
Was ich so viel in kurzer Zeit besessen.

Zu tief gefühlt, zu viel geliebt,  
Zu viel beglückt, zu tief betrübt.

Du hast mein Herz so früh geraubt,  
Bist damit fortgegangen.  
Du bringst's zurück, hab ich geglaubt,  
Doch du liess't mich warten und bangen.

So sind schon Jahre hingeschwunden,  
Mein armes Herz ist noch bei dir,  
Du hältst es unbewusst gebunden –  
Nun aber gib es mir.

Gib mir, es ist so öd, dies Leben,  
Wenn man nie Freude fühlt, nur Schmerz,  
Dir ist es gleich, es mir zu geben,  
Und ich hätt' gern mein altes Herz.<sup>40</sup>

Ob dann ein oder zwei Jahre vergingen, weiss ich nicht mehr, aber nun war ich schon über siebzehn. Ich glaube, dass ich in dieser Zeit meine Mutter mehr sah als früher und sie auch mehr liebte. Ich erinnere mich, wie sie eines Morgens hereinkam, um mir Lebewohl zu sagen. Ich reiste mit meiner Schwester Ilse nach Holland, und dann von Leyden aus mit ihr und ihrem Mann zur Weltausstellung nach Paris. Ich sah meine

<sup>40</sup> Die beiden Gedichte fehlen in der Handschrift.

Mutter nicht wieder, denn als ich nach einigen Wochen nach Wien zurückkehrte, war sie plötzlich gestorben.<sup>41</sup>

Es gab dann im Haus grosse Veränderungen. Ich erhielt die Zimmer meiner Mutter, eine neue Gouvernante, die noch milder war als Fräulein Uffenheimer, kam zu mir. Das Auffallendste an ihr waren ihre hohen Backenknochen, die kleinen geschlitzten Augen, die gelbe Hautfarbe. Ihr Urgrossvater war ein Chinese gewesen. Sie selber war Elsässerin und sprach daher fliessend Französisch. Stunden hatte ich kaum mehr, wir gingen zusammen dorthin spazieren, wo ich Lust hatte. Oft kaufte ich Näscherlein, von denen Mademoiselle Claas immer ihren Anteil bekam. Schuhe bestellte ich dutzendweise, für Kleider hatte ich weniger Interesse. Das Taschengeld ging meist zu früh im Monat aus und Mademoiselle Claas war darüber voller Angst. Papa brummte auch manchmal ein wenig. Im nächsten Frühling luden mich Onkel Richard Lieben und seine Frau<sup>42</sup> ein, mit ihnen in die Türkei zu reisen. Ich hatte sie beide recht lieb und nahm es gerne an. Auch freute es mich, dass die Kammerfrau Karoline mitkam und mir alles ein- und auspacken würde, denn ich war sehr faul und in solchen Dingen ungeschickt. Wir wohnten in Constantinopel im besten Hotel; abends musste man sich zum Diner umziehen. Da ich ja noch in tiefer Trauer für Mama war, hatte ich ein hochgeschlossenes Kleid aus schwarzem Seidentüll; ich kam mir darin sehr hübsch und interessant vor. Reisebekanntschaften machten wir wenige; nur Katharina Schratt<sup>43</sup> mit ihrem Sohn Pepi Kisch trafen wir im Hotel und machten gemeinsame Ausflüge. Ich hatte schon damals gehört, dass die Schratt mit unserm Kaiser Franz Joseph irgendwie verbandelt sei. Eine Schwägerin von Tante Josefine Lieben und deren Jungfer, waren auch in unserer Reisegesellschaft, fuhren dann aber nach Wien zurück, während wir nach Griechenland weiterreisten. In Athen bekam ich eine Halsentzündung und habe nichts gesehen als die Akropolis und Korfu. Dort war noch alles so, wie Kaiserin Elisabeth es verlassen hatte. Heines Standbild war im Park aufgestellt, zwischen lauter unechten Dingen. Wir fuhren dann auf einem Frachtschiff nach Triest zurück, und es ist meine schönste Erinnerung an diese Reise, dass mir der Kapitän stundenlang das Steuer überliess und ich ein gros-

<sup>41</sup> Vgl. Anm. 10.

<sup>42</sup> Richard Lieben (1842–1919) und Josefine (1851–1914), geb. Boschan.

<sup>43</sup> Katharina Schratt (1853–1940), Schauspielerin am Burgtheater, freundschaftlich verbunden mit Franz Joseph I.

ses Schiff selbständig lenken durfte. Nur ein bisschen drehen und es ging nach links oder rechts, wie ich wollte. Es war aber dann schon Zeit für mich, wieder nach Hause zu kommen. Bereits im Hotel in Athen hatte ich furchtbares Heimweh bekommen, und so geht es mir noch heute, wenn ich drei oder vier Wochen von daheim fort bin. Damals aber zog mich noch etwas anderes zurück.

Ich hatte im Winter Edmund Motesicky<sup>44</sup> bei einer Bekannten, Molli Filsch,<sup>45</sup> kennengelernt. Er hatte mir so gut gefallen, dass ich hoffte, ihn in Wien wiederzusehen. Aber dem war zunächst nicht so. Ich getraute mich nicht, ihn einzuladen. Er war um vieles älter als ich, und er war so wunderschön. Gross, schlank und blond, mit einem schmalen Kopf; ich fand, er sähe wie ein Engländer aus. – Dann zogen wir, wie jedes Jahr, in die Brühl. Meine Schwester Ilse kam aus Holland, sie erwartete ihr viertes Kind und wollte es in der bequemen und vertrauten Umgebung des alten Heims zur Welt bringen. Auch den Arzt kannte sie schon. Es war an einem Abend im August, die Geburt des Kindes stand bevor, der Arzt war schon aus Wien unterwegs. Gerade zu dieser Zeit erschien Edmund ahnungslos, um einen Besuch zu machen. Da er meine Schwester nicht sehen konnte, war nur ich da, um ihn zu empfangen. Wir hatten im Garten ein kurzes Nacht Mahl und spazierten dann zum »Schweizerhaus« hinauf und zu den Erdbeeren im Gemüsegarten. Es war schon spät und der Mond ging über dem Anninger auf. Als wir von dem kurzen abendlichen Gang zurückkehrten, wusste ich, dass ich nie mehr jemand Anderen lieben würde als ihn. Ob auch er es wusste, war ich nicht sicher. Edmund reiste nach Aussee; kurze Zeit darauf erhielt ich eine braune Pappschachtel, in der, in feuchtes Moos gebettet, frische Alpenrosen lagen. Immer wieder las ich die Adresse – sie war wirklich an mich. Nun wusste ich, dass auch er es so meinte wie ich.

<sup>44</sup> Edmund Franz Motesiczky de Kesseleökeö (1866–1909) entstammte offiziell einer alten adligen, wenn auch verarmten Gutsbesitzerfamilie aus Trentschin. Sein tatsächlicher Vater aber war Franz von Hauer (1822–1899), Direktor des Naturhistorischen Museums, mit dem Edmunds Mutter eine halboffizielle Affäre unterhielt. Der Chemiker galt als bester Amateurchemist Wiens. Einige Jahre zuvor hatte er sich den Liebens schon als Verehrer von Henriettes älterer Schwester Ilse vorgestellt (vgl. Winter, Fünfzig Jahre eines Wiener Hauses [wie Anm. 8], S. 80).

<sup>45</sup> Marie (Molly) Filsch (1854–1926), Gesellschafterin von Sophie von Todesco. Auch Hofmannsthal war mit ihr bekannt (vgl. SW XXXVIII, S. 271). Ines Schlenker bezeichnet sie als Geliebte Leopold von Liebens (vgl. Ines Schlenker, Marie-Louise von Motesiczky 1906–1996. A Catalogue Raisonné of the Paintings. Manchester 2009, S. 18).

Edmund blieb längere Zeit in Grundlsee bei entfernten Verwandten und bei Bekannten, und war danach von Dr. Seligstein auf eine Gamsjagd in Kärnten eingeladen. Er liebte das Hochgebirge und die Jagd und blieb lange aus. Erst Mitte November sah ich ihn wieder. Es waren nur kurze Besuche und durch die Anwesenheit von Mademoiselle Claas nicht sehr gemütlich; die Gute nahm ihr Chapronieren äusserst ernst und gewissenhaft. Aber einmal konnten wir ihr doch ein Schnippchen schlagen. Ich schenkte ihr eine Opernkarte zu einer besonders schönen Vorstellung. Sie verliess mich um 7 Uhr und sagte sehr entschuldigend, vor 11 Uhr werde sie nicht zurück sein können. Mein Vater las in seinem Rauchzimmer, Robert war in seinem Laboratorium und ich war allein. Edmund kam nach 8 Uhr, wir gingen in den kleinen Salon, den ich jetzt benützte und ganz umgestellt hatte. Nach zwei Stunden hatten wir viel durchgesprochen und waren einig und verlobt.

Als ich es tags darauf meinem Vater mitteilte, war dieser gar nicht entzückt. »Du kennst doch den Motesicky kaum und musst ihn erst viel besser kennenlernen. Er ist so viel älter als Du, und ich höre, dass er doch eigentlich Musiker ist.« Musik – das war ein unbekannter Faktor in unsrer Familie. Ich war etwas bestürzt, aber doch innerlich so sicher, dass ich mir nichts aus allen Einwänden machte. Nach einigen Tagen kam mein Vater zu mir ins Zimmer und sagte sehr ernst und bestimmt, dass ich Edmund vorläufig nicht sehen solle, auch Briefe sollten nicht gewechselt werden, bis zum Frühling müsse ich mit einer Verlobung warten. Verzweifelt und deprimiert berichtete ich es Robert, dieser riet, ich solle Papa nicht widersprechen und eine Zeit verstreichen lassen. Ich folgte zwar dem Rat meines Bruders, geriet aber bald in einen argen Zustand von Nervosität. Ich konnte nicht mehr schlafen, ass wenig, wurde blass und nahm rapid ab. Nachts lag ich stundenlang mit Herzklopfen und in Schweiss gebadet. Professor Kassowitz,<sup>46</sup> unser einstiger Kinderarzt, wurde gerufen. Ich weiss nicht, ob ihm jemand von meinem Seelenzustand gesagt hatte; jedenfalls nahm er es nicht sehr ernst, verordnete mir ein Glas Rotwein mittags und abends und Beefsteak, und alles was mir schmeckte. Robert aber wollte mir viel besser helfen. »So geht das nicht weiter« meinte er, »Papa findet, Ihr sollt Euch erst kennenlernen, aber wie kann das zustandekommen,

<sup>46</sup> Max Kassowitz (1842–1913), Kinderarzt; als Leiter des Ersten öffentlichen Kinder-Krankeninstituts Vorgesetzter Sigmund Freuds, während dieser die dortige Abteilung für Neurologie leitete.

wenn Ihr einander nicht sehen dürft.« – Der Winter ging schon zu Ende; Robert arrangierte einen Ausflug nach Heiligenkreuz. Er fuhr mit mir nach Mödling, Edmund sollte vorsichtshalber bis Baden fahren und von dort nach Heiligenkreuz kommen. Alles ging wie verabredet; wir trafen uns im Stiftskeller, tranken Wein, assen die wundervollen Knackwürste. Als wir uns alle erwärmt und ein wenig geplaudert hatten, zog Robert ein Buch hervor und meinte so obenhin: »Ich möchte da noch einiges durchlesen; wollt Ihr vielleicht indessen in die Kirche gehen, oder in den Kreuzgang?« Wir sollten nicht spät zurückkommen, denn die Claas glaubte doch, dass wir nur in die Hinterbrühl gefahren sind. Ich ging also mit Edmund über den Stiftshof in den Kreuzgang. Der Pförtner öffnete, sagte aber, »heut ist Wochentag und keine Führung.« – »Das macht nichts«, meinte ich, »ich war schon sehr oft hier.« Aber Edmund meinte: »Ich bin hier fremd, und vielleicht habe ich keine Gelegenheit, wiederzukommen.« Da liess uns der Pförtner herein. Wir gingen zum reizenden Bleibrunnen, der aus vielen Röhren klares Wasser in ein Becken laufen liess. Man sagte, dass Rafael Donner, als er Klosterschüler in Heiligenkreuz war, dort oft gestanden sei und gezeichnet habe. Dann gingen wir weiter und in die niedere Kapelle, wo einer der letzten Babenberger begraben ist. Die Kerzen auf dem kleinen Altar brannten nicht, nur das Ewige Licht schwebte über der Mutter Gottes. Schmale Holzbänke standen an der Wand, wir setzten uns nieder, ich zog von meinem Finger einen schmalen Reif, der einen Smaragd in der Mitte hatte und steckte ihn an Edmunds Hand zum Siegelring, den er immer trug. Die Ringe passten nicht gut zusammen, aber er trug sie doch und sie gewöhnten sich zueinander. Das war eigentlich unsere zweite Verlobung, ganz still und ohne Worte.

Dann gingen wir zurück und holten Robert ab. Edmund fuhr nicht wieder nach Baden, sondern im offenen Fiaker mit uns nach Mödling. Es war eine kalte Fahrt, und wir deckten uns mit den zwei Pferddecke zu. Da wir uns aber alle drei in den bequemen Rücksitz drängten, war uns ganz behaglich. In Wien fuhr Edmund noch mit uns bis in die Oppolzergasse, dann ging er zu sich nach Hause, in die Führichgasse. Trotz der kalten Vorfrühlingslüfte war es ein wundervoller, unvergesslicher Tag gewesen. –

Tante Josephine wohnte im gleichen Haus in der Oppolzergasse im oberen Stock. Eines Tages kam sie herunter und fragte mich, ob ich Lust

hätte mit ihr auf ein paar Tage nach Berlin zu reisen. Es wohnten dort viele alte Freunde ihres ersten verstorbenen Mannes. Da es nur auf so kurze Zeit war, sagte ich zu. Wir fuhren also nach Berlin und wohnten in einem schönen Hotel. Sie gabelte sogar jemanden auf, der mich in die verschiedenen Museen begleitete. Es war recht interessant, aber ich liebe Museen auch heute nicht sehr. Sie hatte sich das ganze Unternehmen ausgedacht, um mich zu zerstreuen und abzulenken. Es war lieb von ihr gemeint. Tante Josephine hatte überhaupt viel übrig für glückliche und unglückliche Liebe. Abends waren wir oft eingeladen, einmal bei Herrn von Aschroth, einem furchtbar reichen, alten Mann,<sup>47</sup> der unendlich viele Weinberge am Rhein und an der Mosel besass. Er gab ein kleines Souper, Tante Josephine zu Ehren. Ich kann mich nur erinnern, dass bei jedem Gedeck acht oder zehn Weingläser standen. Jeden Moment kam ein Diener, der einem den Namen irgend eines Weines ins Ohr flüsterte, und wenn dann der Gast nickte, schenkte er ein. Ich war aber nicht in der Stimmung zu trinken und am Ende standen all die Weingläser gefüllt vor mir. Tante Josephine bemerkte, wie mir zu Mute war, sie schickte mich unter irgend einer Entschuldigung mit einem Chauffeur ins Hotel zurück. Auf dem Tisch stand ein Blumenstrauss, den eine Freundin, Therese Simon, auch für mich geschickt hatte. Ich fühlte mich da viel wohler als im Palais Aschroth. Nachdem ich ausgelöscht hatte, hörte ich aus dem Nebenzimmer, trotz Doppeltüren, eine süsse, wundervolle Stimme. Die Worte konnte ich nicht verstehen, aber es war mir wie ein Wiegenlied. Am nächsten Tag sagte mir das Stubenmädchen, dass es eine junge Spanierin war, die ihr Kind in den Schlaf gesungen hatte. Es war so schön und ergreifend. Ich schrieb damals folgendes Gedicht:

Warum singst du denn nicht mehr  
Die spanischen Wiegenlieder?  
Es tönt so süss, so süss und schwer,  
O sing, o singe wieder!

Es hat zu mir geklungen  
So sanft in stiller Nacht,

<sup>47</sup> Nicht ermittelt. In der Handschrift: »ein furchtbar reicher alter Jude«.

Wenn du dem Kindlein gesungen  
Und ich noch müde gewacht.

O singe heute noch einmal,  
Du liebe Nachbarin,  
Singst von der Seele mir die Qual,  
Und ruhig wird mein Sinn.

Es war aber vielleicht von mir etwas dumm und kindisch, dass ich plötzlich dachte, am Ende sei ich doch musikalisch, weil mir das Singen so gefallen und mir solchen Eindruck gemacht hatte. Bald aber habe ich gelernt, dass Gesang etwas Schönes und Reizendes sein kann, dass aber Kammermusik etwas Ernstes und Höherstehendes ist, und dass man, um sie zu begreifen, in ganz anderer Weise musikalisch sein muss. Und das war Edmund, für ihn gab es nichts andres. –

Bald reisten Tante Josephine und ich wieder nach Wien. Ich war darüber froh, obwohl sich für mich nichts geändert hatte. Dann kam mein Vater eines Tages zu mir ins Zimmer. »Ich möchte ein kleines Abendessen geben, Du kannst den Motesicky dazu einladen.« Ich war sehr glücklich darüber und wusste, wie er sich dies abgerungen hatte. Im engsten Familienkreis waren wir bereits zehn Personen: meine Brüder, meine Schwester Valla und ihr Mann, Onkel Richard und Tante Josephine, mein Vater, Mademoiselle Claas und ich. Wo würde ich Edmund hinsetzen? Er hatte doch mit niemandem Kontakt. Meine Schwester Ilse, die er kannte, war in Holland und er kannte hier nur mich und Robert. Wo würde ich aus unserer Familie nur irgend jemand finden, der die geringste Verbindung zur Musik hätte. Nur Tante Caroline fiel mir ein; sie hatte meinen Grossonkel Julius von Gomperz geheiratet.<sup>48</sup> Onkel Julius war viel älter als sie; er war Herrenhausmitglied und Grossindustrieller, besass ein Gut und Schloss bei Brünn in Mähren; es hiess Habrovan. Caroline war aus einer kleinen jüdischen Familie in Brünn. In jungen Jahren war ihr grosses Gesangstalent entdeckt worden, sie kam an die Wiener Oper und wurde mit 18 Jahren Kammersängerin. Ein sehr seltener Fall, der noch kaum vorgekommen war. Als sie aber heiratete, war es mit ihrer Carriere zu Ende. Die Frau eines Herrn von Gomperz

<sup>48</sup> Julius von Gomperz (1823–1909) und Caroline Bettelheim (1845–1925), die bereits mit 16 fest an der Hofoper angestellt war.



durfte nicht auf der Bühne stehen. So waren die damaligen Sitten. Sie blieb aber weiter mit dem Wiener Musikleben in enger Verbindung. Sie sang nur mehr in ihrem Salon, begleitete sich selbst, und unter ihren Zuhörern waren Brahms, Goldmark, Mahler und viele andre, die ihr bewundernd lauschten.<sup>49</sup>

An jenem Abend war der Tisch mit Veilchen und Primeln aus der Hinterbrühl geschmückt; das Menu weiss ich nicht mehr. Besondere Weine gab es auch nicht, mein Vater wollte alles sehr einfach haben. Ich glaube, der Abend verlief nicht zu ungemütlich. Edmund sass zwischen den zwei Tanten und hat sich ganz wohl gefühlt, vor allem dank der sprühenden Konversation von Caroline. Ich sass zwischen Robert und der Claas, sah liebevoll auf die Blumen und etwas ängstlich zu meinem Vater hinüber, der ziemlich schweigsam, wie immer, am Ende der Tafel sass.

Nach jenem Abend vergingen nur noch wenige Wochen: am 3. Mai 1903 haben wir uns offiziell verlobt. Niemand in der Familie war erstaunt, da doch alle wussten, dass es so kommen würde. Am nächsten Tag machten wir einige Besuche. Zuerst gingen wir zu Edmunds Tante, Luise Seiffert.<sup>50</sup> Sie wohnte in der Florianigasse, in einem alten Haus, wo die Wasserleitung noch auf der Stiege war. Es war eine kleine, freundliche Wohnung, die ins Grüne sah. Die Zimmer waren einfach, aber Luise hatte Sinn für schöne Möbel. Sie kaufte in Pistyan viel zusammen, nur nach dem Gefühl, ohne es besonders zu verstehen. In Pistyan hatte sie eine grössere Villa, die sie im Sommer bewohnte. Ein paar Zimmer vermietete sie an Kurgäste. Tante Luise war eine sehr kluge Frau. Ihren Neffen »Edi« liebte sie unendlich. So nahm sie auch mich mit offenen Armen auf. Danach besuchten wir Edmunds Schwester; sie war viel älter als er, fein und sehr gebildet. Sie lebte ganz in dem Kreis Exner, Frisch und Billroth.<sup>51</sup> Ihr ältester Sohn hatte die jüngste Billrothtochter zur Frau. Ein weiterer Besuch war bei Franz Wertheimstein<sup>52</sup> in Döbling. Obwohl schon damals sehr leidend, hat sie uns doch empfangen. Ihre

<sup>49</sup> In der Handschrift wird noch Arturo Toscanini genannt.

<sup>50</sup> Die Schwester seines leiblichen Vaters, vgl. Anm. 44.

<sup>51</sup> Mediziner um Theodor Billroth (1829–1894), Sigmund Exner (1846–1926), Anton von Frisch (1849–1917). Bei der Schwester handelt es sich um Rosa Hauer, vgl. Lloyd, *The Undiscovered Expressionist* (wie Anm. 26), S. 28f.

<sup>52</sup> Franziska von Wertheimstein (1844–1907), Tochter von Leopold (1801–1883) und Josephine (1820–1894), geb. Gomperz, von Wertheimstein. Mutter und Tochter teilen sich in der Döblinger Villa der Familie (vgl. Anm. 35) die Gastgeberrolle eines liberalen Salons.

hohe Gestalt, ihr Gesicht, das einer feingeschnittenen Kamee glich, das weisse, leicht gewellte Haar, ihre Stimme, in der ein Unterton von kultiviertem Wienerisch mitschwang, all dies gab ihr einen unendlichen Charme. Sie wurde von allen bewundert und geliebt, ob es berühmte Staatsmänner waren, wie Unger und Plener, Dichter wie Saar und Hofmannsthal, Wilbrandt und Bauernfeld. Die Maler Schwind und Lenbach waren alte Freunde.

Worin lag ihre tiefste Anziehungskraft? Das frage ich mich noch heute, da ich durch Alter und Erleben kritisch geworden, zurückblicke auf diese ferne Zeit, aus der es kaum noch lebende Zeugen gibt. Selten, ganz selten, dass sie für jemanden warm empfinden konnte, oft schien sie kühl bis in innerste Herz. Ich glaube aber, dass sie mich lieb hatte auf ihre Art, und für Edmund hatte sie vom ersten Augenblick an Sympathie. So lieb sie ihm das seit Jahren unbenützte Stradivari-Cello ihres Vaters, das wir später erbten, zugleich mit einem Jugendbildnis meiner Mutter von Ricard,<sup>53</sup> der auch Franzi als Kind gemalt hatte. Dieses Stradivari-Cello war ein wunderbares Instrument, aber Edmund spielte es nicht so gerne. Es hatte etwas grosse Dimensionen und war schwer zu spielen; er liebte doch nur seine Amati. Nach der Geburt von Marielouise erhielt ich einen reizenden Brief von Franzi; es war der letzte, den sie mir schrieb. Im Winter 1906 ist sie gestorben.

Der Mai 1903 war wirklich ein Wonnemonat. Es blühten Maiglöckchen, Flieder und Jasmin. Anfang Juni zogen wir in die Hinterbrühl. Unsere Reitpferde waren aus Ungarn gekommen. Ich ahnte, dass dies vielleicht der letzte Sommer für meinen Lieblingssport, das Reiten, sein würde. Edmund war kein Reiter, er hatte auch nie Gelegenheit dazu gehabt. Am 10. August war unser Hochzeitstag; wir wurden vom Pfarrer Johanny im grossen Salon der Brühl getraut. Ausser der Familie waren nur wenige Gäste. Ilse war mit ihrem Mann aus Holland gekommen. Aus Wien kam nur Pfarrer Johanny mit dem Orgelspieler und Edmund mit seinem Trauzeugen, einem entfernten Vetter, Hofrat Tietze,<sup>54</sup> Präsident der Geologischen Reichsanstalt. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, noch an meinem Hochzeitstag in aller Früh einen kleinen Ritt zu machen. Um elf Uhr kam

<sup>53</sup> Louis Gustave R. (1823–1873) hatte auch Josephine und Franz von Wertheimstein porträtiert [Anm. d. Hg.].

<sup>54</sup> Emil Tietze (1845–1931). Vgl. Lloyd, *The Undiscovered Expressionist* (wie Anm. 26), S. 30.

der Friseur Pessl heraus, um meinen Brautschleier zu stecken. Um zwölf Uhr war die Trauung. Meine Freunde von der Villa nebenan hatten ihr Harmonium geliehen. Zwischen den grossen eingelegten Bücherkästen war ein langer, schmaler Tisch mit einer weissen Spitzendecke gedeckt. In silbernen Leuchtern brannten Wachskerzen, und in der Mitte stand das Kruzifix. Wir knieten auf roten Samtpölstern aus dem Speisezimmer. Die Rede von Pfarrer Johanny war kurz und schmerzlos, dann war die Zeremonie beendet. Um ein Uhr war das Dejeuner. Es war sehr gut, und nun knallten auch die Champagnerstöpsel. Ich sass zwischen Edmund und dem Pfarrer Johanny. Am Nachmittag ging ein schweres Gewitter nieder, es war aber bald vorbei und über dem Anninger zeigte sich ein Regenbogen. Ich nahm ihn als ein Vorzeichen von Glück.

Wir fuhren nach Wien und gleich in Edmunds Wohnung in die Füh-  
richgasse. Er teilte sie mit Franz Schalk,<sup>55</sup> dieser war aber für die Sommer-  
ferien verreist. Er hatte Edmund auch sein zweites Zimmer zur Verfügung  
gestellt, falls wir es brauchen sollten. Gegen Abend schlenderten wir ein  
bisschen durch die Gassen, kauften Schinken und Würstl ein, um nicht in  
ein Restaurant gehen zu müssen. Als wir aber in die Wohnung zurückka-  
men, stand im Vorzimmer ein grosser Korb von Sacher, in einem Kübel  
mit Eis war eine Champagnerflasche eingekühlt. Auch Porzellan, Glä-  
ser und Besteck – es brauchte nur auf den Tisch gestellt zu werden. Ein  
Freund von Edmund, Karl von Klobasser, hatte uns diese Überraschung  
bereitet. Da waren junge Rebhühner, Sachertorte, herrliches Obst. Der  
Hausbesorger war verständigt worden, wenn das Souper gebracht wür-  
de, alles ins Vorzimmer zu stellen. Ich hatte nicht viel Hunger und habe  
erst in der Nacht von den herrlichen Trauben gegessen. Am nächsten  
Morgen mussten wir früh aufstehen, denn der Zug nach Paris ging um  
neun Uhr. Die gute Tante Josephine hatte sich ein besonderes Hochzeits-  
geschenk ausgedacht. Sie kannte mich ja so gut von den Reisen her, die ich  
im vergangenen Jahr mit ihr gemacht hatte. »Ich möchte, dass Du diese  
Reise recht geniesst. Hier hast Du eine Anweisung auf meine Bank in  
Paris und einen Brief an den Manager im Grand Hotel. Er wird Dir eine  
Kammerjungfer empfehlen, die Du in Frankreich zur Aushilfe aufnehmen  
kannst. Dann bist Du alle Sorgen wegen aus- und einpacken los; sie kann  
Dir manches nähen, Dich frisieren, Kleinigkeiten auswaschen und der-

<sup>55</sup> Franz Schalk (1863–1931), Dirigent, zwischen 1918 und 1929 Direktor der Hofoper.

gleichen. Ich habe so ein Wesen einmal gehabt, als meine Caroline krank war.« Mit grosser Freude habe ich es angenommen. Am selben Abend gab ich den Brief im Hotel ab. Schon am nächsten Morgen klopfte es an der Zimmertüre; ich war noch nicht fertig, sperrte aber auf. Da stand eine schlanke, grosse Blondine mit einem lieben, bildhübschen Gesicht und strahlend blauen Augen. »Ich bekam die Verständigung durch das Hotel, dass Madame für eine Zeit jemanden suchen.« Sie sprach fliessend französisch mit einem leicht fremden Akzent. »Ich heisse Alva Gronlund und könnte morgen kommen.« Ich war ganz paff über ihre Schönheit und ihr elegantes Aussehen. Was würde Edmund dazu sagen? Aber ich wusste, dass er für hübsche Frauen viel übrig hatte und da würde es ihm schon recht sein. So besprach ich alles mit Alva und sie erschien am nächsten Morgen. Edmund war auch von ihrem Aussehen überrascht und machte seine Scherze mit ihr. Alva Gronlund freute sich darüber, hat aber nie vergessen, dass sie quasi bei mir angestellt war. Sie war immer voller Takt, lieb und vergnügt. So blieb es die ganzen Wochen, die sie mit uns herumgereist ist. Wir waren schliesslich wirklich mit ihr befreundet. Erst Dinard, dann Genf und zuletzt Grundlsee. In Salzburg trennten wir uns, Alva fuhr nach Paris zurück, wir nach Wien. Ich hörte dann noch öfters von ihr aus Schweden, wohin sie zu ihrer Familie zurückgekehrt war. Nach einigen Jahren hörte der Briefwechsel auf, ob zuerst ich nicht mehr schrieb, oder sie, weiss ich nicht mehr.

Wieder in Wien angelangt, fand ich es herrlich, in mein Zimmer zurückzukommen, mein eignes Bett zu haben und die vertrauten Bilder um mich her. Dazu die überschwengliche Begrüssung meines Stubenmädchens, die sich Kammerzofe nannte, weil das noch schöner klang, als Kammerjungfer. Edmund fuhr in seine Wohnung in die Führichgasse und blieb dort die knappe Woche bis wir am 12. September zur Hirschbrunft nach Vaszony<sup>56</sup> reisten, ein Besitz, den meine Brüder und ich von unserer Mutter geerbt hatten. Auch die Claas war noch in der Oppolzer-gasse in ihrem Zimmerchen neben dem meinen. Sie überraschte mich mit der Nachricht, dass sie ihren Jugendfreund, Dr. Kirpal, heiraten werde. Er war Ingenieur und hatte nun eine Anstellung an der Technischen Hochschule bekommen. Sie versicherte mir, dass sie mir noch jederzeit zur Verfügung stehen würde, falls ich sie brauchen sollte.

<sup>56</sup> Bei Veszprem (Ungarn).

Am 14. September, zwei Tage nach unserer Ankunft, kamen schon die ersten Jagdgäste. Sie wohnten nicht im Schloss, sondern oben im Wald, in einem kleinen Jagdhaus. Auch Papas Köchin, Bertha, war gekommen und verwöhnte die Herren mit ihren herrlichen Mahlzeiten. Die Gäste waren aber grösstenteils nicht die unseren; manche waren noch aus Todesco Zeiten, wie Ludwig Ganghofer, Professor Exner, der alte Graf Beck, ein Freund Kaiser Franz Josephs. Auch Freunde von Onkel Richard waren da, der Vater Skoda, »Kanonenskoda«<sup>57</sup> genannt, und andre. Dann kamen auch Bekannte meiner Brüder. Im kleinen Jagdhaus hatten immer nur vier bis fünf Gäste gleichzeitig Platz, daher konnten die Eingeladenen immer nur ein paar Tage bleiben. Ernst und Robert hatten kein Interesse an der Jagd, aber Edmund war ein leidenschaftlicher Jäger. So kam es, dass meine Brüder ihm bald die ganze Einteilung überliessen und er oben im Jagdhaus der Hausherr wurde. Obwohl mir nur ein Drittel des Riesengutes gehörte, das wir von meiner Mutter geerbt hatten, war das Schloss, das man in Ungarn »Castell« nannte, ganz zu meiner Verfügung. Dort verbrachten wir viele Monate der ersten glücklichen Jahre. Ich hatte den Mann gefunden, den ich liebte, und hatte zwei Kinder, so wie ich es mir erträumt hatte. Erst einen Knaben, dann ein Mädchen; es waren gesunde, frohe und schöne Kinder. Ich hatte ein dreifaches Zuhause, den Brahmsplatz in Wien, die Hinterbrühl und Vaszony. Dort war ich immer glücklich und zufrieden, ich wollte nicht reisen. Aber Edmund zuliebe fuhren wir doch einmal nach St. Moritz, einmal nach England, einmal nach Paris. Einmal machte ich auch, von Dr. Seligstein eingeladen, mit Edmund eine Gamsjagd mit; ich habe sie aber nicht genossen; Hochgebirge und Steigen waren nichts für mich.

Unter meiner Unmusikalität litt ich oft, und die Kammermusikabende waren mir ein leichter Schrecken. Manchmal schien so ein Stück gar kein Ende nehmen zu wollen, und wenn ich meinte, dies sind nun die letzten Takte, dann ging es immer noch weiter und wieder weiter. Verstohlen ging ich hinaus, um der Köchin zu sagen, es wird noch zehn Minuten dauern, oder auch noch zwanzig, ehe sie anrichten kann; ich sah ihr grantiges Gesicht und den verbratenen Braten. Nach dem Souper zog ich mich dann gleich zurück und hörte nur durch die geschlossenen

<sup>57</sup> Gemeint ist vermutlich der Großindustrielle Emil von Skoda (1839–1900), der von der österreichisch-ungarischen Heeresverwaltung umfangreiche Rüstungsaufträge erhielt, 1903 allerdings schon verstorben war.

Türen das leise Spielen. Viele wunderbare Momente kamen, wenn wir die Abende allein verbrachten. Spät ging dann Edmund manchmal noch ins Caféhaus für eine Partie Schach oder Billard, und in der Früh fand ich oft ein Strässerl Veilchen oder Maiglöckchen auf meinem Nachttisch. Ich hielt sie lange in der Hand und atmete ihren Duft.

Die Jahreszeiten reihten sich im gleichen Rhythmus aneinander, der Winter in Wien, Frühling und Sommer in der Hinterbrühl und der Herbst in Vaszony.

Es war im Herbst 1909, die ersten Gäste waren abgereist, Edmund war auf der Jagdhütte geblieben, da erhielt ich ein Telegramm von Robert, dass er tags darauf mit Hofmannsthal ankommen werde. Ich freute mich wohl, wunderte mich aber, dass Hofmannsthal zur Jagd käme, er war doch nie ein Jäger gewesen. Am nächsten Abend telefonierte Robert, sie seien angekommen, ob Hofmannsthal mich am übernächsten Tag besuchen könne. Dann solle ich einen Wagen auf den Kapegy-Berg zum Jagdhaus senden. Natürlich sagte ich zu und verständigte den Verwalter.

Den nächsten Tag verbrachte ich damit, Speisezettel zu machen und mit Johann zu beraten, welchen Wein man geben solle. »Schade, dass wir keine Blumen für den Tisch haben«, meinte ich, denn der alte Gärtner war nur auf Gemüse eingestellt. – »Das macht nichts«, sagte Johann, »darf ich die alten Herrender Aufsätze nehmen?« (Herrend war eine berühmte ungarische Porzellanfabrik.) Ich sah, dass Johann fühlte, dieser Gast sei mir wichtig und überliess ihm das Weitere. Das Menu war gemacht, ich war überzeugt, dass nichts fehlgehen könne, obgleich unsere gewohnte gute Köchin nicht da war, sondern nur eine Aushilfe. Am nächsten Morgen in der Früh fing ich an, ganz unnötigerweise Tische und Fauteuils umzustellen, die Geweihe im Vorzimmer zurechtzurücken, den Stiegenteppich nochmals abkehren zu lassen, – lauter Dinge, die niemand bemerken würde. Gegen Mittag ging ich ins Kinderzimmer, das tat ich fast täglich zu dieser Stunde, denn es machte mir solchen Spass, wenn Frau Annerle meine Sproesslinge fütterte und sie mit so viel Vergnügen ihre Mahlzeiten verzehrten. Gleich nach 12 Uhr hörte ich auf dem Kies vor dem Schloss das Knirschen der Räder. Ich eilte hinunter. Hofmannsthal stand, mich erwartend, im sogenannten Billardzimmer. Johann hatte ihm schon Mantel und Hut abgenommen. Dieser Raum war früher das Vorzimmer gewesen, alles sehr einfach, weissgetünchte

Wände, Strohmöbel, ein Kokosläufer. An den Wänden unzählige grosse und kleine Geweihe, dazwischen ein paar englische Jagdstiche. An den beiden Schmalseiten des langen Raumes standen zwei alte Öfen, die mit grossen Holzscheiten von aussen geheizt wurden. Ich begrüsst Hugo ein wenig ausser Atem, ich hatte mich noch nicht einmal umgezogen. Da das Essen erst um ein Uhr bereit sein sollte, schlug ich ihm vor, durch den alten Park zu gehen. Es war darin nicht viel zu zeigen, ausser einer unendlich grossen Wiese, von alten Eichen, Buchen und Kastanien umgeben. Dahinter lag ein breiter Waldweg, auf dem man auch reiten und fahren konnte. Am Ende der Wiese war ein Tannenwäldchen, darin stand ein Gedenkstein für meinen Onkel Hermann Todesco,<sup>58</sup> den einzigen Bruder meiner Mutter. Er war in jungen Jahren mit einem Viererzug verunglückt. Als er dem Kutscher helfen wollte, traf ihn der Huf eines Pferdes auf den Kopf. Er war lange krank; der berühmte Professor Billroth hat ihn behandelt. Billroth soll damals gesagt haben, wenn er drei Jahre überlebe, könne er gesund werden. Aber nach zwei Jahren, als Hermann gerade in Vaszony war, brach die Wunde wieder auf und er starb dort nach einigen Tagen. –

Ich zeigte Hofmannsthal den Gemüsegarten; wir gingen über eine kleine Brücke bis zu den Artischocken. Sie standen da wie grosse, graue Disteln und es fehlte nur ein kleiner Esel, der daran geknabbert hätte. Aber ausserhalb der Einzäunung sah man Schafe und Ziegen, und die Aussicht auf den Kinische [sic] Turm war so klar und nah. Ich erzählte Hofmannsthal die Sage vom Räuberhauptmann, der sich dort tagelang mit zwanzig Mann gegen eine Schwadron Husaren behauptet hatte, bis er schliesslich gefangen genommen und erschossen wurde. Wir gingen dann längs des rieselnden Baches zurück zur langen Mauer, die den Park gegen Westen abschloss. Auf die nicht hohe Mauer hatte ich mir einen Steinsitz machen lassen, um die untergehende Sonne weit über die Stoppelfelder hin sehen zu können. Für mich war es schöner als das wogende Meer. Hier war alles ruhig und glatt, nur ein paar Ziehbrunnen zeichneten sich gegen den Himmel ab. Hofmannsthal meinte: »Ich würde es auch schön finden und oft hier sitzen.« Dann gingen wir zurück zum Castell, wo Johann schon mit dem Essen auf uns wartete. Der Tisch im Speisezimmer war wirklich schön gedeckt, ein blütenweisses Tischtuch

<sup>58</sup> Hermann Todesco (1852–1876).

auf der langen Tafel, in der Mitte das Obst auf rotem und grünem Weinlaub. Äpfel, Nüsse, Trauben und Birnen, und dazwischen die Weinranken, die den endlos langen Tisch schmückten. Der dumme Tisch war für mindestens zehn Personen, man konnte ihn nicht kleiner machen, nur noch grösser. So war es etwas komisch, dass ich mit Hofmannsthal so allein an dieser Tafel sass. Der Diener brachte die Bouillon, dann die Artischocken mit Hollandaise. So weit war alles recht gut. Aber dann – der Rehschlegel war steinhart, ein alter Bock, der nicht Zeit gehabt hatte, abzuliegen oder in Beize zu sein. Dafür waren die Erdäpfelnudeln zu weich und die Preiselbeeren waren vergessen worden. Das Zitronensoufflé war eingefallen. Ich schämte mich furchtbar, sagte aber nichts, und Hofmannsthal war auch zu fein, um etwas zu bemerken. Aber er nahm von allem nur einmal und dachte sich wohl sein Teil. Er war durch seine Schwiegermutter und seine Frau sicher verwöhnt. Dafür wirkte aber Johann mit einem glattrasierten Gesicht und dunkelblauem Frack wie die Vornehmheit selber! In den kleinen Salon nebenan brachte er dann den Kaffee und Likör. Dieses Zimmer liebte ich, denn es war klein, hatte eine dunkelrosa Tapete und neue Chintzvorhänge, und auch die Fauteuils waren frisch bezogen. In einer Ecke stand ein wunderschöner weisser Empirekamin mit Putten und griechischen Gestalten. In diesem Raum war es fast kühl, denn Johann hatte die grünen Jalousien geschlossen, nur hier und dort drangen einige Sonnenstrahlen durch die Spalten. An der Hauptwand hing zu meiner Belustigung ein Riesenbild von Tante Fanny Worms. Sie stand in einem, für damalige Begriffe, tief dekolletierten gelben Kleid und mit Rosen im Haar vor einem roten Vorhang. Niemand wollte dieses Bild, und so blieb es in Vaszony hängen. Hofmannsthal fühlte sich anscheinend wohl in diesem Raum. Bald aber rückte ich mit etwas heraus, das mich sehr beschäftigte. »Sie kennen doch Lili Schalk«,<sup>59</sup> sagte ich, »und Sie wissen vielleicht, dass Edmund jahrelang mit Schalk befreundet war. Sie hatten in der Führichgasse eine gemeinsame Wohnung, und später war Schalk oft zu Kammermusikabenden bei uns. Als er dann heiratete, war es plötzlich aus. Das kann doch nur Lilis Schuld sein!« – »Nun ja«, meinte Hofmannsthal, »aber das ist nichts Persönliches. Die Lili hat so viele gesellschaftliche Verpflichtungen und

<sup>59</sup> Lili Schalk (1872–1966), geb. von Hopfen, mit Hofmannsthal befreundet ab 1892, 1904 Heirat mit Franz Schalk. Vgl. Anm. 55.



wenn es ihr manchmal zu viel wird, sagt sie: »Franzi, nicht wahr, den kennst du nicht, und dann ist der Betreffende für Schalk abgetan.« – »Ja, ich weiss, dass es nichts Persönliches ist, Schalk hat es mit noch näheren Freunden, als wir es waren, auch so gemacht, mit Berti Goldschmidt und dessen Frau, und mit Josef Schey.« – Nun, Hofmannsthal hat Lili Schalk verteidigt, wenn auch lächelnd. Er wisse so genau wie ich, dass auch ein gewisser geistiger Snobismus mitspiele.<sup>60</sup>

Um drei Uhr kam der Diener herein und meldete, der Wagen für den gnädigen Herren sei da, um ihn zum Jagdhaus zurückzubringen. Hofmannsthal blieb dann noch kurz und fragte, ob er meine Kinder sehen dürfte. Ob es Liebenswürdigkeit war, oder ob er sie mit seinen eigenen vergleichen wollte? Wir gingen ins Kinderzimmer; Marielouise schlief noch, Karl war etwas ungehalten, denn er wollte schon in den Garten, um zu spielen. So war der Besuch des fremden Herrn sehr kurz. Hofmannsthal stieg in den Wagen, er fragte, ob er mich noch sehen würde. Da ich aber wusste, dass in dem Jagdhaus mein Zimmer bald nicht mehr frei sein würde, sagte ich: »Ich glaube kaum.« Dann fuhr der Wagen zum Tor hinaus; eine dicke Staubwolke verhüllte Pferde, Kutscher und Hugo, so dass ich nichts mehr sehen konnte. – Abends telephonierte Robert von Kapegy aus, Hugo hätte die Fahrt sehr genossen. Den herbstlichen Wald, die Wiesen, auf denen die Herden weideten, die unendliche Ebene und dann auch das Castell selber hätten ihm einen dauernden Eindruck hinterlassen. Das Castell fände er in seiner Einfachheit schön, die wunderbaren Öfen seien ganz einzig in ihrer Art. »Er lässt Dir noch sehr danken.«

Wie beinahe alljährlich, blieben wir auch in diesem Herbst den ganzen Oktober in Vaszony. Es kamen dann vereinzelt Gäste aus Wien, die keine Jäger waren, und bei uns im Castell wohnten. Da waren Freunde von Robert, wie August Heymann<sup>61</sup> mit seiner schönen Frau. Heymann war ein grosser Sammler von Viennensia und Miniaturen. Erich Jurie, Graf Münster, und einmal auch Robert Bach mit seiner Frau Leonore. Diese, eine alte Freundin von Edmund, war eine grosse üppige Gestalt mit rötlichblondem Haar, einem wundervollen Teint und feinem Profil. Sie war Oratoriensängerin und trat auch in Konzerten auf, sang im Gewandhaus

<sup>60</sup> In der Handschrift weiter: »und sie für Aristokraten eine Schwäche hatte.«

<sup>61</sup> August Heymann (1857–1937), Kunstsammler.

von Leipzig, wo nur die Besten der Besten aufgefordert wurden. Die ganze Familie Bach war wohl die musikalischste, der ich je begegnet bin. Robert Bach spielte Geige und jede seiner vier Töchter ein andres Instrument. Was Wunder: Robert und Leonore waren Cousins und stammten beide in direkter Linie von Johann Sebastian Bach ab. Man mag ja über Vererbung verschiedener Ansicht sein, aber irgend etwas ist doch daran.

An Samstagen und Sonntagen liess Edmund kleine Treibjagden an den Rändern der Felder und Wälder veranstalten. Man fuhr mit zwei bis drei Wagen hinaus, nahm Proviant mit, ass im Freien. Es wurden Hasen, Fasanen und Rebhühner geschossen. Manchmal kam auch ein Fuchs zur Strecke und einmal ein Rudel junger Wildschweine. Von den Hausgästen kam mit, wer gerade Lust hatte, und ausser uns nur das Jagdpersonal, und manchmal ein paar Gutsbeamte. Es waren dies die nettesten kleinen Jagden, die ich am meisten liebte.

\*\*\*

Man schrieb das Jahr 1909. Da breitete das Schicksal dunkle Schatten über mein Leben. Edmund war Anfang Dezember zu grossen Jagden in der Slowakei eingeladen, dort erkrankte er: der Arzt aus der nächsten kleinen Stadt wurde gerufen, erkannte aber nicht, dass es sich um eine plötzliche Darmverschlingung handelte, und Edmund wurde erst nach vier Tagen nach Wien zurückgebracht. Man operierte zwar, es war aber zu spät. Jene Nacht im Sanatorium verbrachte ich in einem Nebenzimmer; unser Hausarzt war bei uns. Einmal liess er mich noch zu ihm, dann bat er mich, nicht mehr hineinzugehen. Nur Bertha Jurie war bei mir. Ich wollte nur jemanden um mich haben, der Edmund gekannt und ihn lieb gehabt hatte. Als alles vorbei war, brachte mich Bertha in die Oppolzergasse zu Tante Josephine Lieben; diese hatte das so gewünscht und es war gut gemeint. Ich wäre lieber nach Hause auf den Brahmsplatz gefahren, aber ich hatte keinen Willen, alles in mir war ausgelöscht. Ich hatte das Gefühl, wie wenn ich allein, ganz allein in der Welt stehen würde. Nach zwei Tagen ging ich zu meinen Kindern zurück. Langsam, ganz langsam fand ich mich wieder. –

Ich erinnere mich, wie ich immer zusammenzuckte, wenn die Türglocke zu einer ungewöhnlichen Stunde läutete. Nach vielen Wochen fragte Professor Auber an, ob er manchmal eines der beiden Celli spielen

dürfe; ich sagte zu. Als er dann aber kam und spielte, geriet Karl in eine derartige Aufregung, seine Tränen waren stundenlang nicht zu stillen, so dass ich Auber bitten musste, nicht mehr zu kommen. Karl war damals noch nicht sechs Jahre alt. –

Noch vor 1914 starb Robert nach langer, schwerer Krankheit. Er war in Joachimstal gewesen, hatte dort die Radiumbestrahlungen bekommen. Da eine Besserung und Hoffnung auf Genesung eintrat, heiratete er die junge Burgschauspielerin Anni Schindler;<sup>62</sup> sie war hübsch und lieb und altwienerisch. Es wurde eine gute Ehe, aber Robert lebte nur noch zwei Jahre. Meine Brüder hatten beschlossen Vaszony zu verkaufen; ich war unglücklich darüber, wollte ihnen aber nichts in den Weg legen. Besonders Ernst hatte gar keine Beziehung zur dortigen Landschaft und Art des Lebens.

1914 starb mein Vater im 81. Lebensjahr; sein Tod ging mir sehr nahe. Viele Abende der Woche hatte ich immer bei ihm verbracht; die Oppolzergasse war noch immer mein zweites Heim. Meja war bei ihm geblieben; sie hatte ihr kleines Zimmer und wurde vom Stubenmädchen meines Vaters betreut. Nach seinem Tod zerbrachen meine Schwester Valla und ich uns den Kopf, was nun mit ihr werden sollte. Wir dachten daran, ihr nach der Auflösung der Oppolzergasse eine kleine Wohnung zu nehmen und ihr das Stubenmädchen mitzugeben. Aber es kam anders. Kaum vier Wochen nach dem Tod von Papa telephonierte mir Valla: »Meja ist beim Ausgehen von einem Wagen niedergestossen worden; Professor Schnitzler<sup>63</sup> war da, aber es sind innere Verletzungen und es ist nichts mehr zu machen.« So ist Meja, still und bescheiden wie sie immer war, von uns gegangen.

\*\*\*

Dann kam der erste grosse Krieg und mit ihm begannen die Veränderungen im alten Österreich. Persönlich waren wir wenig betroffen, denn Karl war zu jung, Marielouise war daheim und ich hatte wenig Bekannte, die einrücken mussten. Auch sonst ging es uns besser als vielen. Der Diener Anton brachte oft einen gefüllten Rucksack mit Lebensmitteln heim und die liebe Frau Annerle kam aus Ödenburg – es gab ja noch

<sup>62</sup> Vgl. Anm. 30.

<sup>63</sup> Julius Schnitzler (1865–1939), Chirurg, Bruder Arthur Schnitzlers.

keine Grenze – mit Eiern, Speck und Mehl, Schätzen, die in Wien schon rar wurden. Aber Wien selber war anders geworden. 1916 starb der Kaiser Franz Joseph und mit ihm eine ganze Zeit. Keine Burgmusik gab es mehr, keine berittenen Burggendarmen. –<sup>64</sup>

Dann war der Krieg zu Ende und man atmete auf, obgleich er verloren war. Hofmannsthal hatte ich all die Jahre nicht mehr gesehen. Es muss nach dem Ende des Krieges gewesen sein, als ich einmal in die Hinterbrühl fuhr und auf dem Perron vom Südbahnhof mit Hugo zusammentraf, der auf dem Weg nach Rodaun war. Er erzählte mir, dass er gerade in der Nacht von München nach Wien gekommen sei. »Sie hatten wohl Schlafwagen?« sagte ich. »Ja, freilich, das gibt es wieder aber das Schöne ist, wenn man verheiratet ist, muss man nie mit einem Fremden im Coupé des Schlafwagens fahren.« Diesen Satz habe ich mir gemerkt; er war ganz ernst gemeint. – Ich erinnere mich nicht, wann es war, aber einmal habe ich Hofmannsthal angerufen, weil ich mit ihm über seinen Schwager Hans Schlesinger<sup>65</sup> sprechen wollte. Es war das einzige Mal, dass Hofmannsthal bei mir am Brahmsplatz war. Hans Schlesinger hatte jahrelang in Rom gelebt. Ich kannte ihn in seiner Jugend kaum, traf ihn aber einmal bei Franz Wertheimstein. Er war Maler und wollte ihr Portrait malen, aber es ist nie dazu gekommen. Dann hatte ich wohl gehört, dass er sich in Rom taufen liess und in den Cisterzienser Orden eintrat. Eines Tages läutete es an der Wohnungstür, und da gerade niemand da war, öffnete ich, und vor mir stand Pater Schlesinger in seiner Kutte, ein Käppchen bedeckte die Tonsur. Wir begrüßten einander und ich freute mich, ihn wiederzusehen, nach so vielen unruhigen Zeiten. Er trank Tee mit mir und wir plauderten ganz gemütlich zusammen. Nach kurzer Zeit besuchte er mich wieder, und dann bald wieder, und noch

<sup>64</sup> Die Beschreibung des Kriegsbeginns lautet im Manuskript: »Dann kam der erste große Krieg. Kaiser Franz Josef starb. Die Burgmusik hörte auf. Keine berittenen Burggendarme mehr! Ich hatte kaum Bekannte, die in den Krieg mussten! Mein Sohn war noch zu jung, Marielousie war daheim. Man konnte sich fast alles verschaffen an Esswaren wie an Kleidern. Ich hatte einen geschickten Diener, Anton, der immer in die Gegend von Wien Ausflüge machte und mit vollgestopften Rucksäcken nach Hause kam. Sogar unsere liebe Frau Annerle brachte Eier und Speck von Ödenburg. Damals gabs ja keine Grenzen zwischen Österreich und Ungarn. Die Vorräte von Mehl waren in einer großen alten Truhe. Immer wurde dazugeschüttet, statt das alte Mehl zu verbrauchen! So spazierte eines Tages die Mehlwürmer aus den Fugen und glotzten uns an! So musste man das Mehl in Säcke füllen und einem Bauern schenken, der das Vieh damit fütterte. Der Krieg war so weit fort von uns, dass er für uns keine Schrecken brachte.«

<sup>65</sup> Hans Schlesinger (1875–1932), Maler, der Freund und Schwager Hofmannsthals.

ein viertes Mal. Zuerst wunderte ich mich, erfasste es aber schnell – er wollte mich bekehren – er wollte sozusagen meine Seele vor dem Fegefeuer retten. Aber da war noch kein Fegefeuer und meine Seele war ganz brav und anständig. Ich wollte keine religiösen Gespräche, und er sollte mich damit in Ruhe lassen! Aber er meinte es ja gut und ich wollte ihn nicht kränken und ihn nicht bitten, nicht wiederzukommen. Dies alles erzählte ich Hofmannsthal. Er beruhigte mich in ein paar Worten: »Dies alles können Sie Hans ruhig selber sagen, er wird nichts übelnehmen. Sie können ihn auch bitten, nicht mehr zu kommen, wenn Ihnen das lieber ist. Er wird vielleicht traurig lächeln und nicht mehr kommen.« Wir sprachen dann noch ein wenig miteinander und als Hofmannsthal mich verliess, war ich getröstet und erleichtert. – Zu der Aussprache mit Pater Schlesinger ist es dann aber gar nicht gekommen. Ich hörte, er sei krank, da oben im Kloster auf der Stubenbastei. Nach einigen Monaten rief mich Gerty Hofmannsthal an und bat mich, wenn ich Zeit hätte, ihren Bruder zu besuchen. – »Hans wohnt jetzt bei meiner Mutter im Heinrichshof, er hat dort ein besseres Zimmer und bessere Pflege. Besuche sind das einzige was ihn zerstreut.« Ich machte mit Gerty sogleich einen Tag aus und bat sie, womöglich dort zu sein, wenn ich käme. Sie versprach es auch. So stieg ich die zwei Stockwerke im Heinrichshof hinauf, mir war ein bisschen bang zumute, denn nun wusste ich, dass es Syphilis war, die den armen Hans schon in Rom befallen hatte; dies war damals noch unheilbar und meist wussten es die Kranken selber. Gerty führte mich in sein Zimmer, es war klein, aber hell und ruhig. Pater Schlesinger lag in seiner weiss-schwarzen Dominikanerkutte auf seinem Bett. Er begrüßte mich, aber ich sah wie ihm jedes Wort schwer fiel. Seine früher so sonore Stimme war belegt und stockend. An der Wand über seinem Bett waren kleine Heiligenbilder angebracht. Ich stand bald auf um zu gehen. Er wollte mich zurückhalten, aber ich sagte, ich wolle ihn nicht ermüden. Da drückte er mir ein zerlesenes Gebetbuch und ein kleines Heiligenbild in die Hand. Da Gerty nicht mit mir ins Vorzimmer kam, legte ich das Gebetbuch in eine dunkle Ecke, das Heiligenbildchen nahm ich mit. Nach einigen Monaten trugen sie Pater Schlesinger zu Grabe. –

Es war im Winter 1927. – Wie jeden Tag ging ich von der Wieden in die innere Stadt, um ein paar Besorgungen zu machen. An der Ecke Kärntnerstrasse-Walfischgasse begegnete ich Hofmannsthal. Er schien

erfreut, mich zu sehen, und ohne viel zu sagen, schloss er sich mir an. Er erzählte mir, dass seine Tochter Christiane Wien verlassen habe, um in Heidelberg zu studieren. Er schien darüber nicht sehr beglückt. »Wie macht man das«, sagte er, »dass ein Mädgl einen Mann findet, den sie gern hat und dann heiratet?« – »Da kann man gar nichts machen, das ist Zufall«, sagte ich. Dann erzählte ich ihm von meiner eigenen Tochter, die mit 15 Jahren zu meiner Schwester nach Holland fuhr und nun schon zum zweiten Mal wegen ihrer Malerei nach Paris ging. »Den Winter will sie nie in Wien sein; die Sommer sitzen wir wohl meist in der Hinterbrühl.« Dann sprachen wir von Marie Gomperz. »Haben Sie sie kürzlich besucht?« – »Ja, aber sie liess sich verleugnen. Sie wollte mich nicht durch ihre Taubheit anstrengen. Ich sah nur Nelly.<sup>66</sup> Ich werde auch nicht mehr hingehen; es hat keinen Sinn.« Ich meinte aber, er solle es doch wieder versuchen. Schon die Tatsache, dass er sie sehen wolle, würde sie freuen. »Nein, nein, das kann ich nicht.« Ich drängte ihn nicht weiter und wir sprachen von anderem. Ich machte meine paar Kommissionen und Hofmannsthal blieb vor den Geschäften stehen und wartete. Als wir vor dem grossen Käsegeschäft am Neuen Markt anlangten, sagte ich, hier würde es ihm zu lange dauern. Als ich aber wieder herauskam, stand er noch vor dem Papierladen an der Ecke Neuer Markt und Plankengasse. Er sah auf die Uhr und meinte dann: »Wollen Sie nicht meine kleine Stadtwohnung ansehen? Sie ist ganz modern von Strnad<sup>67</sup> eingerichtet.« Dann fügte er, um mich zu ermuntern mitzukommen, noch hinzu: »Es ist nur zwei Minuten von hier, in der Stallburggasse.« Ich ging also mit und der Hausmeister liess uns im Aufzug in den vierten Stock hinauf. Hofmannsthal sperrte die Wohnung auf. Wir kamen in einen sonderbaren Raum, alle Wände von oben bis unten in mattem Holz getäfelt. Das Vorzimmer war durch Oberlicht erhellt, keine Schnalle, kein Schlüssel, auch keine Kleiderhaken waren zu sehen. Alles ging durch fast unsichtbare Druckknöpfe auf. In einem eingebauten Kasten hingen die bis dahin unsichtbaren Kleiderhaken. Man hatte das Gefühl, in einer grossen Zigarrenkiste zu sein. Dann führte mich Hofmannsthal ins Wohnzim-

<sup>66</sup> Marie Gomperz (1870–1940), Jugendfreundin Hofmannsthals; der intensive Briefwechsel der Jahre 1892/93 nimmt über die Jahre ab und endet 1916. Auch mit ihrer Schwester, Cornelia (Nelly) Gomperz, wechselte Hofmannsthal Briefe. Vgl. BW Gomperz, S. 9–31.

<sup>67</sup> Der Innenarchitekt Oskar Strnad (1879–1935) entwarf auch das Bühnenbild zur Wiener Erstaufführung (1924) von Hofmannsthals Komödie »Der Schwierige«.

mer. Auch hier war alles getäfelt, aber das Holz war poliert und hatte einen schönen rötlichen Glanz. Auf dem Boden lagen ein paar alte, hübsche Teppiche. An einer Wand waren grosse Bücherregale; dicke, alte Bücher standen darin, in wundervollen ledernen Einbänden, peinlich geordnet. In der Mitte des Raumes ein niederer Tisch und darauf nichts, als ein grosser dunkelroter Azaleenstock. Drei oder vier kleine Fauteuils standen umher. Ob an den hohen, schmalen Fenstern Vorhänge waren, erinnere ich mich nicht.<sup>68</sup> Hofmannsthal machte mich aufmerksam auf das niedere, unregelmässige Ziegeldach der Stallungen der Spanischen Hofreitschule, auf das man hinuntersah. – »Und da drüben, ganz rechts, sehen sie bis in die Habsburgergasse und zum Michaelerdurchhaus.« Es war eine so urwienerische liebe Aussicht, hier im Herzen der Stadt. Hofmannsthal ging ins Nebenzimmer, kam aber gleich zurück und sagte: »Die Gerty ist schon nach Rodaun gefahren. Ich treffe sie erst gegen Abend draussen.« Die Gerty, die Gerty – ich hatte ganz vergessen, dass es eine Gerty gab, und doch hatte ich sie recht gern. »Grüssen Sie sie vielmals von mir«, sagte ich nur. Nun standen wir vor dem grossen Azaleenstock. Ich meinte, er sei eigentlich die einzige starke Farbe und das Lebendigste hier im Zimmer. Es sollte keine Kritik sein, aber es kam ein bisschen so heraus. »Ja, der Stock ist sehr schön, den hat uns neulich die Tante Jella geschickt.« Tante Jella, das war die jüngste Schwester meiner Mutter. Ich wusste, dass er sehr gut mit ihr war und jeden Herbst ein paar Wochen bei ihr am Ramgut in Aussee verbrachte. Dann sprachen wir über Tante Jella und über das Ramgut und er sagte, wie schön es dort sei und wie ruhig und gut er dort immer arbeiten könne. Dann war es Zeit für mich, nach Hause zu gehen. Hofmannsthal begleitete mich zur Stiege. Ich stieg die vier Stock hinab und dachte nur, wo ich schnell ein Taxi finden würde, um rechtzeitig zu Hause zu sein. Ich war immer ein fanatisch pünktlicher Mensch. –

Erst in meinen vier Wänden überdachte ich alles. Dass dieser Vormittag etwas Besonderes gewesen war, etwas Einmaliges. Ich hatte Hugo begegnet, wir waren durch die vertrauten kleinen Gassen gegangen. Er

<sup>68</sup> Diese Schilderung entspricht nicht den historischen Fotografien und den Entwürfen von 1916: Strnad orientierte sich in der Gestaltung der Räume am Empirestil, die Wände waren mit grauem Stoff bespannt (vgl. Oskar Strnad. 1879–1935. Hg. von Iris Meder und Evi Fuks. Salzburg/München 2007, S. 135). Die Vermutung liegt nahe, dass die Autorin hier eine spätere, umgestaltete Inneneinrichtung der Wohnung dokumentiert. Für diesen Hinweis danke ich Katja Kaluga (Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M.) herzlich.

hatte mir sein Herz über Christiane ausgeschüttet und auch viel über sich selbst gesprochen, wenn ich auch nicht alles so wiederzugeben vermag. – Ja, dieses Einmalige sollte auch einmalig bleiben. Ich wünschte es mir gar nicht anders.



Bad Aussee, 24. IX, 1926

Lieber Herr v. Motesicky,

verzeihen Sie dass das so lange gedauert hat. Ich habe die meisten Gedichte schon einmal gelesen, gleich wie sie gekommen waren, aber ich wollte sie noch einmal lesen, und es schob sich immer etwas dazwischen: außerhalb meiner Arbeitsstunden musste ich sehr viele Briefe beantworten und Ähnliches mehr.

Natürlich spricht aus diesen Sachen eine wirkliche eigentümliche Begabung, das müssen Sie ja doch auch wissen, nicht? Es ist alles eigentümlich daran, das Erblicken der Dinge der Rückbezug auf das Individuum, und der Ausdruck.

Hier in der Nähe hängt in meinem Zimmer ein mit der Feder angefertigtes Bild. Es stellt eine Art Bauernkirchweih dar, oder eine Scene aus dem Schlaraffenland, aber mit lauter jungen üppig gewachsenen Menschen, und Kinder dazwischen. Es sieht aus wie von einem Niederländer, auf den zweiten Blick dann erscheint es mehr wie aus dem Temperament eines deutschen Romantikers. Es ist sehr frech und fröhlich, und fast auch ein Sinnliches, zugleich aber liegt über dem Ganzen etwas Traumhaftes Beklommenes. Eine lebenstrunkene Begabung tritt ganz nahe an einen heran, fast zu nahe. Das Bild ist von der Hand Ihrer mütterlichen Großmutter, wahrscheinlich als sie eine junge Frau war. Es ist sehr viel Verwandtes in diesem Bild und in Ihren Sachen. Es sieht einen das gleiche Auge daraus an.

Solche Gedichte wie das »Bad« und der »neue Hausgenosse« – oder diese wie »Abbitte an mein Sopha« – das ist alles anziehend und merkwürdig. – Sie erwähnen verschiedene Einflüsse; die hätte ich wohl kaum bemerkt – eher hätte ich an Altenberg gedacht, dessen Sachen Sie aber vielleicht wieder kaum kennen – es kann ja ein solcher Einfluss einfach in der Atmosphäre liegen. Der Einfluss der heutigen Atmosphäre, dies scheint mir das stärkste darin – es gibt alles in einer halb bezaubernden halb unheimlichen Weise das Gefühl des Jetzt und Hier.

Ob man, weil man diese Gedichte gemacht hat, gerade notwendiger Weise ein Dichter ist, das wüsste ich nicht zu sagen. Vielleicht ist die

Legitimation des Dichters etwas Dunkleres Bemühteres, Unbegabteres – aber darin irre ich vielleicht auch wieder völlig.

Aber Sie wollen ja auch etwas Anderes von mir. Was soll man nun da tun? – Es ist in alle diese Verleger eine große Entmutigung und Verdrossenheit gefahren. Ich habe in den letzten 1 ½ Jahren so viel herumgeschrieben wegen Gedichten, Novellen u. ähnlichem von mehr u. minder begabten Menschen, immer erfolglos. – Liegt Ihnen wirklich viel daran dass diese Sachen gedruckt werden? Der, welcher diese Sachen geschrieben hat, kommt mir gar nicht so vor. – Aber ich will Sie nicht enttäuschen. Schreiben Sie mir aufrichtig darüber – dann versuche ich es – ohne sehr große Hoffnung – und schreibe an den Insel-Verlag<sup>69</sup> – oder ...?

Sie erwähnen Ihren Freund Doderer. Man hat mir schon von diesem jungen Dichter gesprochen. Könnte ich nicht durch Sie einmal etwas von ihm zum Lesen bekommen? Mir ist natürlich Alles von einem jüngeren Oesterreicher interessant.

Ich grüße Sie herzlich

Ihr Hofmannsthal

<sup>69</sup> Vgl. Hofmannsthals Brief vom 2. November 1926 an Katharina Kippenberg: »Es kommen mir genügend Gedichte unter, die weiter zu geben ich mich nicht veranlaßt fühle. Vor kurzem aber erhielt ich eine Reihe von Gedichten, verfaßt von einem jungen Kandidaten der Naturwissenschaften, aus einer mir bekannten Familie, in der schon viele begabte Menschen waren. Er heißt Karl v. M[.] Ich habe ihn ermächtigt die Gedichte unter Bezug auf mich an Sie zu schicken. Ich glaube es wird sie nicht verdrießen, sie anzusehen.« (BW Insel, Nr. 1119) Zur Publikation kam es nicht.

Rudolf Kassner an Marie von Thurn und Taxis  
Briefe (1902–1933) und Dokumente  
Teil II: 1907–1933

Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp

Am 26. Januar 1907 tritt Rudolf Kassner seine große Reise nach Nordafrika an.<sup>1</sup> Ob er mit dem Schiff von Genua über Marseille oder gleich von Marseille übersetzt, wissen wir nicht. Jedenfalls trifft er kurz vor dem 1. Februar 1907 in Algier ein und steigt im »Hôtel de la Regence« an der Place de Gouvernement 3 ab.<sup>2</sup> Von dort hatte er Gerty von Hofmannsthal am 1. Februar berichtet: »Überfahrt schlecht, Wetter hier auch schlecht. So fängt es aber bei mir an, d.h. ich fange immer von Anfang an.«<sup>3</sup> Und ganz ähnlich hatte Lili Schalk unter demselben Datum lesen können: »Überfahrt mäßig, Schiff erbärmlich, Wetter häßlich. Bleibe einige Tage hier.«

*50. Von Algier nach Wien*

GRAND HOTEL DE LA RÉGENCE  
BRUGGEMANN & FLUMM  
ALGER

Algier, le 5/2 1907.<sup>4</sup>  
<Dienstag>

Gnädigste Fürstin!

Nun ich kann Ihnen noch von sehr wenig afrikanischen Dingen erzählen, wenig von der Sonne, den Farben. Ich friere nämlich und zwar

\* Teil I mit den Briefen und Dokumenten vom Frühjahr 1902 bis zum 21. Januar 1907 in: HJb 22, 2014, S. 91–204 (künftig zit. als Kassner – Taxis. Teil I); zur Edition und zu den Standorten ungedruckter Briefe s. Teil I, S. 110–113.

<sup>1</sup> Zu den Stationen der Reise s. KSW VII, S. 675. Zu den Siglen und Abkürzungen innerhalb dieser Edition s.u. S. 252.

<sup>2</sup> Über die möglichen Schiffsrouten informiert Karl Baedeker, Das Mittelmeer. Hafentplätze und Seewege. Leipzig 1909, S. 120f. u. 130f.; zum »verschieden beurteilten« Hotel ebd., S. 227.

<sup>3</sup> BW Kassner, S. 96.

<sup>4</sup> LHW. Ein Briefbogen, Hotelpapier mit gedrucktem Briefkopf, vier beschriebene Seiten. Dass sich Marie Taxis in Wien aufhält, geht aus Hofmannsthals Bitte vom 4. Februar 1907 hervor, sie am Samstag, dem 9. Februar, besuchen zu dürfen.

auf durchaus europäische Art. Statt abends durchs arabische Viertel zu schlendern, wie ich mir's in Wien gedacht habe, dränge ich mich zu dem einzigen functionierenden Camin des Hotels und unterhalte mich mit den mit-leidenden Engländern über die Kälte. Nun aber tröste ich mich damit, dass alle meine Reisen bisher irgendwie so angefangen haben und dass eine große Reise dementsprechend besonders schlecht anfangen darf. Ich glaube, dass das schlechte Wetter noch solange anhalten wird, bis ich mich verkühlt habe, dann wird es gut werden und ich werde nach Biskra können, das augenblicklich infolge der Schneeverwehungen im Atlas unerreichbar ist. Doch das ist eine ganz private Meteorologie, aus Verzweiflung und Unwissenheit geboren und durchaus unverbindlich.

Algier, der Araber hier, ist sehr durch den Franzosen verdorben<sup>5</sup> und gibt nur einen sehr undeutlichen Eindruck vom Orient. Mit Tanger<sup>6</sup> gar nicht zu vergleichen. Ich bin bisher jeden Tag auf den arabischen Friedhof weit draußen gegangen,<sup>7</sup> denn dort allein kommt der Franzose nicht hin. Es ist ein erhabener Anblick, auf der Allee, die hinführt, die Frauen mit den Kindern schaarenweise hingehen und zurückkehren zu sehen, ein ewig fließender Strom, der die Stätte des Todes mit Leben unterhält. Die Todten zu beklagen ist der Frau hier eine ebenso große Pflicht wie die Kinder zu gebären, vielmehr beides und nichts anderes bildet den ganzen Inhalt ihres Lebens.

Ich lese jetzt viel im Koran; es scheint wohl das Buch zu sein, das man absolut nicht in einer Übersetzung lesen dürfte. Ich nehme an, dass alles, was wir als unlogisch, Fanatismus, Tautologie empfinden, an das Ohr des gläubigen Muselman als Musik dringt. »Gott gab euch das Gesetz, damit ihr mich fürchtet« – über diesen wahrhaft erhabenen Unsinn denke ich hier täglich nach – wahrscheinlich hat Gott den Moslems das Gesetz wirklich nur darum gegeben, damit sie ihn fürchten.<sup>8</sup>

<sup>5</sup> 1830 hatten die Franzosen den »Seeräuberstaat« Algerien erobert, mussten allerdings ihre Herrschaft in den folgenden Jahrzehnten immer wieder unter erheblichen Verlusten verteidigen. Sie hatten das Gebiet als neue »Provinz« in »Departements« unterteilt und auf diese Weise zu einem integralen Bestandteil des Mutterlandes gemacht, auf dessen Bedürfnisse die gesamte französische Kolonialpolitik ausgerichtet war (vgl. Baedeker, Das Mittelmeer [wie Anm. 2], S. 231f. ).

<sup>6</sup> Tanger hatte Kassner bei seinem ersten Aufenthalt auf nordafrikanischem Boden im Mai 1905 besucht (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 174, mit Anm. 352).

<sup>7</sup> Der »Cimetière musulman«, »der reichste mohammedanische Friedhof Algiers«, mit einer Anzahl prächtiger Gräber, gilt als »die einzige Sehenswürdigkeit« des südöstlichen Vororts Belcourt (Baedeker, Das Mittelmeer [wie Anm. 2], S. 242).

<sup>8</sup> An Elsa Bruckmann schreibt Kassner am 14. Februar 1907 aus Biskra: »[...] ich lese täg-

Wie gesagt, gehe ich in ca 3 Tagen nach Biskra, vielleicht sagen mir dorthin (poste restante) einige Zeilen, wie es Ihnen u. den Ihren geht. Biskra, Algérie (Afrika) wird wohl genügen.

Einstweilen alles Schöne Ihnen u. den Ihren von Ihrem aufrichtigen  
Rudolf Kassner

»Durch miserables Wetter« wird ihm, wie er André Gide rückblickend am 8. März 1907 klagt, der Aufenthalt in Algier überhaupt »verdorben«: »Ich konnte Blidah nicht sehen«, das der »Baedeker« als »eine der angenehmsten Provinzstädte Algeriens« preist, »anmutig am Nordfuß des Tellatlas« gelegen, »und«, so Kassner weiter, »an Bougie war gar nicht zu denken«, jene »durch mehrere Forts geschützte stille Hafenstadt«, die sich »durch üppige Fruchtbarkeit und prachtvollen Baumwuchs« auszeichnet, besonders »im Frühjahr, wenn die Gärten in frischem Grün prangen und ein Blütenesschiff von Bougainvilleen alle Terrassen und Abhänge überzieht«. <sup>9</sup> In diesem Sinn fügt Kassner hinzu: »Wahrscheinlich hätte ich einen Monat später reisen sollen, doch solche Sachen soll man nicht sagen.« <sup>10</sup>

Vorderhand gehen von Biskra am 10. Februar Grüße an Gerty von Hofmannsthal <sup>11</sup> und Houston Stewart Chamberlain, mit der Ankündigung, dort »4 Wochen« bleiben zu wollen. In deren Verlauf unternimmt er, versehen mit Ratschlägen und Empfehlungen des erprobten Nordafrika-Kenners Gide und zeitweilig begleitet von dessen Freund Athman, einem »dort berühmten Poeten«, <sup>12</sup> eine

lich im Koran, dessen Größe direct in dem Wunder liegt, dass er, ein an u. für sich schlechtes Buch, so auf ein großes, leidenschaftliches Volk wie die Araber wirken konnte. Er war ein ungeheurerer Staatsstreich, der seine Berechtigung nur in seinem Erfolg finden konnte u. fand. Kein weltbewegendes Buch ist eigentlich weniger räthselhaft, er musste sich also darum von vornherein für einzig erklären, für das Buch. Lesen heißt für jeden Muselman den Koran lesen« (Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kassner und Rainer Maria Rilke im Briefwechsel mit Elsa und Hugo Bruckmann. 1893–1941. Hg. und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Göttingen 2014 [künftig zit. als: Bruckmann-Briefwechsel], S. 428f.). Wahrscheinlich las Kassner die weitverbreitete, von Max Henning (1861–1927) besorgte Ausgabe, die 1901 bei Philipp Reclam jun. in Leipzig erschienen war.

<sup>9</sup> Baedeker, *Das Mittelmeer* (wie Anm. 2), S. 272–273.

<sup>10</sup> Klaus E. Bohnenkamp/Claude Foucart, *Rudolf Kassners Briefe an André Gide*, in: *JbDSG* 30, 1986, S. 83–127 (künftig zit. als: Kassner – Gide), hier S. 121.

<sup>11</sup> Vgl. *BW Kassner*, S. 96.

<sup>12</sup> Vgl. *KSW VII*, S. 230 u. 686f.; *Kassner – Gide*, S. 121f. (8. März 1907), mit der Bemerkung, Athman »mache noch weiter täglich ein – zwei Gedichte [...]. Ich habe ihn sehr gerne, obwohl er ein bischen Komödiant geworden ist, vielleicht gerade darum!« Rilke bezieht sich drei Jahre später auf diese Zusammenhänge, wenn er Gide Ende November 1910 aus Algier bittet: »[...] je crois qu'il serait pour moi d'un de très grande utilité d'avoir quand même pour Biskra (où je compte d'aller vers le milieu de la semaine prochaine) un petit mot à Athman ou à celui des ses amis (j'ai oublié le nom) qui accompagnait Kassner à Touggourt« (Rainer Maria Rilke, *André Gide, Correspondance 1909–1926. Introduction et Commentaires par Renée Lang*. Paris 1952, S. 47f.). »Athman«, ein um 1879 geborener Araber, der Gide seit 1893/94 während seiner Reisen und Aufenthalte in Algerien begleitet hatte, ist Vorbild für die Figur des Mektir in

»unvergeßliche«<sup>13</sup> siebentägige »Tour in die Sahara« – »ich glaube, ich mußte die Sahara sehen«, hatte er Houston Stewart Chamberlain am 10. Februar 1907 bekannt. Er besucht Tuggurt (Touggourt)<sup>14</sup> »in der wahren gelben Sandwüste, wo Mittags über der weißen, kranken Stadt im unerschöpflichen Blau des Himmels Heuschrecken wie lange, dünne rothe Vögel schwärmen«;<sup>15</sup> fährt in einem »Sandcar mit den breiten Rädern aus Eisen« nach Temacin,<sup>16</sup> jenem »Oasenstädtchen« südlich von Biskra mit der 15 km entfernten »Zaouïa von Tamelhat, einem der einflußreichsten Klöster der Sahara«,<sup>17</sup> das er, den missverständlichen Ausdruck »Kloster« aus dem »Baedeker« meidend (»Zaouïa« bezeichnet ein muslimisch religiöses Bauwerk), als »zugleich Burg, Festung, Grabdenkmal« umschreiben wird, und wo ihn – der Schlossherr ist »auf der Fahrt nach Mekka begriffen« – dessen

Gides »L'Immoraliste« und gehört auch wegen seiner dichterischen Ambitionen zum Gide'schen Freundeskreis (vgl. Christoph W. Abdelmu min Clairmont, *Deutschsprachige Dichter und Schriftsteller im Maghreb*. Naters 1999, S. 8–11). In der Gide-Literatur gewöhnlich »Athman« oder »Athman ben Salah« (»Ben Sala«) genannt (so in: André Gide, *Gesammelte Werke I: Autobiographisches*. Bd. 1. Hg. von Hans Hinterhäuser, Peter Schnyder und Raimund Theis. Stuttgart 1989, S. 575), wird er vereinzelt als »Bourbackar, Athman (v. 1879–v. 1950)« registriert (in: Ders., *Journal II. 1926–1950*. Hg. von Martine Sagaert. Paris 1997, S. 1534f.), unter welchem Familiennamen ihn Gide in seinem Tagebuch einführt (vgl. Ders., *Journal I*. Hg. von Éric Marty und Martine Sagaert. Paris 1996, S. 187). Eine wichtige Quelle zu Athmans Leben ist Gides Brief an Rilke vom 29. November 1910, in dem er ihn als »cas désespéré« schildert, »malade, à moitié fou, souffrant des yeux et dans une assez grande misère. [...] C'est le plus honnête garçon que je connaisse, mais il est à la fois trop pauvre et trop dépensier pour savoir être reconnaissant de ce qu'on lui donne« (Rilke – Gide [wie oben], S. 50–52). Später hat er mit Bezug auf das Jahr 1930 angemerkt: »Il avait sombré dans une sorte de mysticisme et, un beau jour, il est parti dans le désert, et on ne l'a plus revu« (zit. bei Clairmont, *Deutschsprachige Dichter*, S. 10). Kassner verdankt Athman, der ihn, wie es 1952 im Nachwort zur dritten Ausgabe der »Melancholia« heißt, »in der Wüste zwischen Biskra und Tuggurt begleitete, Koranverse zitierend«, die »Redensart bei den Arabern«: »Der Narr hat (hinterlässt) kein Erbe«, die er 1908 seinem »Doppelgänger« in der »Melancholia« als Motto voranstellen wird (vgl. KSW II, S. 180 u. 506).

<sup>13</sup> An Gerty von Hofmannsthal, 11. März 1907 (BW Kassner, S. 96).

<sup>14</sup> In seinen Erinnerungen notiert Kassner, dass man nach »Tuggurt in Südalgerien« »damals nur mit der sogenannten Wüstenpost gelangte, die morgens um drei Uhr aufbrach und von Biskra zwei Tage brauchte« (KSW VII, S. 231f.). Dazu merkt der »Baedeker« (wie Anm. 2, S. 297) vorsichtig warnend an: »Touristen, die sich allen Strapazen gewachsen fühlen, mögen, mit entsprechender Ausrüstung, von Biskra die interessante Saharatour nach Touggourt nicht verabsäumen (204 km; »Courrier postal«, ein offener Stellwagen mit Sonnendach, Mo. Mi. Fr. 3 Uhr nachts, Fahrzeit 28 St., ohne die zehnstündige Nachtruhe in M'raïer [...])«. Ein stimmungsvolles Bild von Tuggurt (Touggourt) zeichnet Kassner im Rückblick des 1. April 1907 im Brief an Lili Schalk (*Neue Zürcher Zeitung*, 9. September 1973, S. 49).

<sup>15</sup> An Elsa Bruckmann, 2. April 1907 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 430; vgl. BW Kassner, S. 97).

<sup>16</sup> Das 13 Kilometer vor Touggourt gelegene Temacin verwechselt Kassner im »Buch der Erinnerung« (KSW VII, S. 232f.) dem Namen nach mit der von Touggourt etwa 700 Kilometer entfernten Stadt »Tlemcen« im Nordwesten Algeriens nahe der marokkanischen Grenze (vgl. Baedeker, *Das Mittelmeer* [wie Anm. 2], S. 195).

<sup>17</sup> Ebd., S. 298.

beide Söhne, ein geradezu mythisches »Prinzenpaar«, mit allen Ehren und Überraschungen empfangen.<sup>18</sup>

Weiter geht es über El Kantara, »wo die Berge sich öffnen u. die Wüste hereinlassen«<sup>19</sup> – »eine Bergoase – Palmen, blühende Mandelbäume, enorme Feigenbäume u. wilder Oleander in rothe u. violette Felsen eingekeilt«<sup>20</sup> – nach Timgad, »einer römischen Ruinenstadt so groß wie Pompei auf einer öden Hochebene gelegen am Fuß des mit ewigem Schnee bedeckten Djebel Aurès«,<sup>21</sup> angesichts derer ihm am 6. März »die Thränen in die Augen« kommen: »es war mir unmöglich, vor den Ruinen dieser schließlich ganz banalen römischen Militärstadt, angesichts dieser Säulen, Kapitäle, Triumphbogen u. Siegeskränze nicht den Griechen, den Römer, den Künstler, den seiner selbst bewußten, sich selbst producierenden Menschen zu begrüßen u. ich hatte einen Augenblick lang das Gefühl, daß schließlich er der Herr ist u. unter seiner verfallenden Statt unten mit seinen Göttern Seite an Seite im Grabe ruht.«<sup>22</sup> Die Provinzhauptstadt Constantine und die vom »Baedeker« mit zwei Sternen ausgezeichnete »Rhumelschlucht«<sup>23</sup> erreicht er am 8. März: »Auf den waschblauen Häusern u. Minarets <nisten> die dem Araber heiligen Störche, die ganze Stadt ist ringsum von einer 400m. tiefen und oft nur 10m. breiten Schlucht umgeben, die sich der Rhummel, ein dünner Bergfluß, gegraben. Hier schwärmen kleine braune Fal-

<sup>18</sup> KSW VII, S. 232–235. Zur Zaouïa vgl. Josef Chavanne, Die Sahara oder von Oase zu Oase. Wien 1879, S. 265–268.

<sup>19</sup> An Gerty von Hofmannsthal, 11. März 1907 (BW Kassner, S. 96).

<sup>20</sup> An Elsa Bruckmann, 2. April 1907 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 430). – Der »Baedeker« (wie Anm. 2, S. 288f.) hebt El-Kantara wegen »der großartigen, von den Eingeborenen als Fumm es-Sahara (»Mund der Wüste«) bezeichneten Schlucht des Oued el-Kantara« hervor, der hier »plötzlich aus einer wilden Hochgebirgslandschaft in eine überaus malerische Palmenoase hinaustritt und weiterhin nahe den Ausläufern des Auresgebirges mit starkem Gefälle der Sahara zueilt.«

<sup>21</sup> An Elsa Bruckmann, 2. April 1907 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 430); ähnlich schon am 11. März 1907 an Gerty von Hofmannsthal (BW Kassner, S. 96). – Timgad ist der heutige Name der römischen Militärkolonie Thamagudi (Colonia Marciana Traiana Thamagudi), die der Legat Lucius Munatius Gallus unter Kaiser Trajan im Jahre 100 gegründet hatte. Zu den reichen römischen Baudenkmalern s. Baedeker, Das Mittelmeer (wie Anm. 2), S. 302–309, sowie den grundlegenden Ausgrabungsbericht von Émile Boeswillwald/Albert Ballu/René Cagnat, Timgad, une cité africaine sous l'Empire romain. Paris 1905. Seit 1982 gehört die Stadt zum Unesco-Weltkulturerbe.

<sup>22</sup> Kassner – Gide, S. 122: 8. März 1907.

<sup>23</sup> Baedeker, Das Mittelmeer (wie Anm. 2), S. 314–316. Von hier erfährt Gide im zitierten Brief vom 8. März: »Ich will Ihnen nicht viel über ein Land schreiben, das Sie wie kein anderer durchgeföhlt u. genossen haben. Zur Orientierung nenne ich Ihnen als Höhepunkte des Ganzen Touggourt, Sidi-Okbah, El-Kantara, Timgad u. heute die Schlucht von Constantine mit den vielen kleinen Falken, Dohlen u. Tauben« (Kassner – Gide, S. 121). Bei seiner Reiseroute hält sich Kassner an Orte, die auch Gide seit 1893 regelmäßig besucht und von denen er Kassner wohl erzählt hatte; vgl. beispielsweise die »Feuilles de route« vom »Février-mars« 1896 im »Journal« (I [wie Anm. 12], S. 217–236) mit Erinnerungen an die erste Tunis-Reise vom Herbst 1893 und seine gegenwärtigen Stationen Tunis, El Kantara, Biskra, Touggourt oder Kairouan.

ken mit Tauben vermengt wie trunken über dem Abgrund.«<sup>24</sup> Zwei Tage später betritt er Tunis<sup>25</sup> – und schließlich Kairouan, »die heilige Stadt der Derwische mit zwei wunderbaren Moscheen so alt wie die von Cordoba.«<sup>26</sup> Ich »erwarte [...] mir noch viel vom Araber in Tunis u. Chairouan«,<sup>27</sup> hatte er André Gide zuvor wissen lassen: »Ihn habe ich vor allem gesucht, von neuem, da er mir schon vor zwei Jahren in Tanger wunderbar begegnet war.«<sup>28</sup> Der Mensch ohne Kunst, ohne Mittler, ohne Drama, der sich in allen wesentlichen Dingen nicht mit sich selbst, sondern mit seinem Gott aus einander setzen muß, gleich mit seinem Gott. Er hat mich über vieles belehrt.«<sup>29</sup>

<sup>24</sup> An Elsa Bruckmann, 2. April 1907 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 430; BW Kassner, S. 97).

<sup>25</sup> An Gerty von Hofmannsthal, 11. März 1907: »Seit gestern bin ich in <Tunis>« (BW Kassner, S. 96).

<sup>26</sup> An Elsa Bruckmann, 2. April 1907 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 430). Gemeint sind einerseits die in ihren Ursprüngen aus dem 8. Jahrhundert stammende »Große Moschee« (»Grande Mosquée« oder »Sidi Okba-Moschee«), als älteste Moschee Nordafrikas »eines der größten Heiligtümer des Islam«, und die »Moschee des Barbiers« (»Mosquée du Barbier«), das zweite Hauptheiligtum Kairouans, andererseits die »Kathedrale« im spanischen Cordoba, »die ehemalige Hauptmoschee der Stadt und auch heute noch la Mezquita genannt, eine der größten Moscheen der Welt, die erhabenste und zugleich eine der frühesten Schöpfungen der Mauren in Spanien« (Baedeker, Das Mittelmeer [wie Anm. 2], S. 391–395 bzw. S. 71f.). Kassner hatte sie im Mai 1905 gesehen (vgl. Brief 29 vom 9. Mai 1905: Kassner – Taxis. Teil I, S. 174).

<sup>27</sup> In Kairouan, der nach Mekka, Medina und Jerusalem wichtigsten Stadt des Islam, wohnt Kassner einer ihn tief beeindruckenden »Kulthandlung der Aissauahs« bei, »einer mohammedanischen Sekte Nordafrikas, verwandt jener der Derwische« (KSW VII, S. 163–165; KSW V, S. 455f.). Laut »Baedeker« (wie Anm. 2, S. 390) finden »die grausigen Kasteiungen der ursprünglich marokkanischen Aissaouasekte« jeden Freitagnachmittag in der »Zaouia Sidi Ben Aissa« statt. Auch Gide hatte »dans une mosquée de Kairouan [...] la folie mystique des Aissaouas« erlebt (Journal I [wie Anm. 12], S. 232).

<sup>28</sup> Kassner hatte bei seinem ersten Besuch in Tanger im Frühjahr 1905 (s. Anm. 6) »den Barbaren« gesucht und Elsa Bruckmann am 15. Juni 1905 zugerufen: »In Tanger! Das war ein großes Erlebnis. Ich sage aber nicht mehr als: Ich habe den Barbaren gesehen« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 397); s. dazu KSW VII, S. 160f.

<sup>29</sup> Kassner – Gide, S. 121: 8. März 1907.



## 51. Von Kairouan nach Duino

<Kairouan, 25. März 1907><sup>30</sup>

<Montag>

Eben Ihren Brief bekommen. Bin unterwegs, im südlichen Tunis.<sup>31</sup> Antworte sobald ich kann. Apulien ist mir sehr recht!<sup>32</sup> Einstweilen alles Schöne aus der hl. Stadt der Derwische.

Rudolf Kassner

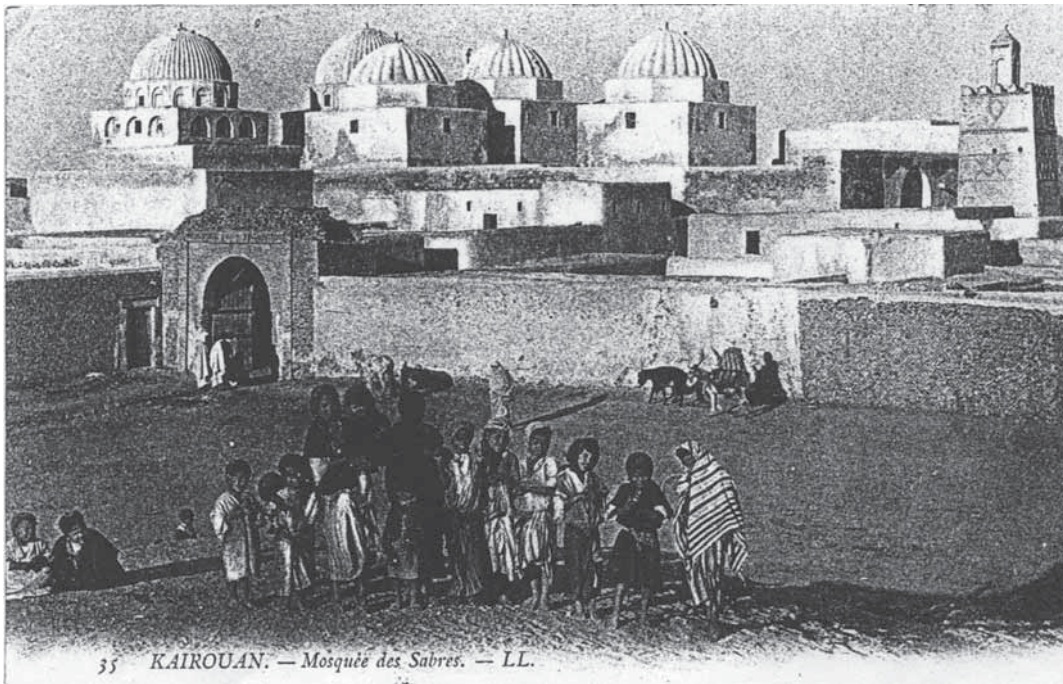


Abb. 1: Kairouan. Ansichtskarte, 25. März 1907 (Literaturhaus Wien)

Von Kairouan wendet er sich »noch einmal« in »die Steppe im Süden von Tunis u. die Oase Gafsa«,<sup>33</sup> die er Gerty von Hofmannsthal am 28. März als »mei-

<sup>30</sup> LHW. Carte Postale. Ansichtskarte: Kairouan. – Mosquée des Sabres. Adresse: L'Autriche. / I. D. der Fürstin / Maria von Thurn u. Taxis-Hohenlohe / Duino / bei Nabresina / Küstenland, Oesterreich. Poststempel: 25.3.097; Ankunftsstempel: Duino, Datum verwischt. Die Abbildung zeigt die »Zawija des Sidi Amor Abbada«, im Volksmund »Säbelmoschee« (»Mosquée des Sabres«) genannt, ein fünfkuppeliger Bau aus dem 19. Jahrhundert (Baedeker, Das Mittelmeer [wie Anm. 2], S. 395).

<sup>31</sup> Hier im Sinn von »Tunesien«.

<sup>32</sup> Mit Blick auf die geplante gemeinsame Automobilfahrt.

<sup>33</sup> An Elsa Bruckmann, 2. April 1907 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 430). Zum »stillen Oasenstädtchen« Gafsa vgl. Baedeker, Das Mittelmeer (wie Anm. 2), S. 401f.

ne südlichste Station« bezeichnet, mit dem Zusatz: »Gehe heute nach Tunis zurück.«<sup>34</sup> Hier fasst er am 1. April seine Eindrücke vorläufig zusammen<sup>35</sup> und erteilt Lili Schalk auf die Frage, »was man alles in der Wüste« denke, eine »recht afrikanische Antwort«: »Man denkt eigentlich nichts in der Wüste, die Gedanken strecken sich hier zu Bildern, zu großen Lichtflächen, violett, smaragd, rosa, gelb, man verliert absolut jedes Maß, jede Bewegung löst sich in sich selber auf, alle Pläne verlassen einen wie wilde, fremde Vögel einen Thurm, das große Sein wird einem zur Heimath und was hierin nicht begriffen ist, bleibt leer und sinnlos wie die Spuren und Zeichen des Windes im Sand.

Einige Abende in Tuggurt, der weißen Stadt im gelben Sand, der abends ganz rosa wird, gehören zu den unvergesslichen Dingen. Da wandeln dann buchstäblich die Menschen im Licht,<sup>36</sup> das ganz flüssig ist, und die Kamele, die heimkehren, erscheinen einem wie verwirrte Kinder der Sonne. Denken Sie sich einen langen Zug Kamele, der am Horizont aus der untergehenden Sonne auftaucht, ganz violett gefärbt auf rosa Sand. Das wirkt wie eine wunderbare Theorie, wie ein heiliger Fries. Gott, ich habe viel gesehen und das Gefühl in allem, was ich gesehen, ein Ganzes zu besitzen. Es hat mich sehr gefördert, und die Anschauung gewisser Dinge ist mir unschätzbar. Vor allem, vielmehr nicht zuletzt besitze ich jetzt einen lebendigen Begriff vom Islam, d.h. von einer Religion, die untrennbar das Politische, Sociale mit dem im engeren Sinne religiösen verbindet und sich darum im Fanatismus durchaus nicht überflüssig, zum Schrecken einiger neugieriger u. furchtsamer Europäer, sondern höchst nothwendig, zu eigener Selbsterhaltung ausdrückt. Ich möchte gerne wissen wie das aussieht – ein liberaler Islam, von dem einige dumme Franzosen träumen, ein Islam, der den Ungläubigen duldet ohne dadurch an Werth zu verlieren. Die Araber hatten vor der Berührung mit dem Europäer die kostbarsten Parfüms der Welt, nur für sehr viel Geld erhält man noch heute einige von ihren Essenzen, heute parfümieren sie sich mit dem jämmerlichsten Schund, den Europa versenden kann. Das wende man auf den Islam an! Ich verlasse Tunis übermorgen u. fahre nach Sicilien, wo ich nicht länger als 14 Tage bleiben kann«,<sup>37</sup> »weil ich zu einer Automobilfahrt mit den Taxis in Apulien u. Umbrien engagiert bin«.<sup>38</sup>

<sup>34</sup> BW Kassner, S. 96.

<sup>35</sup> Literarisch verdichtet wird er die Erlebnisse und Erkenntnisse dieser Reise erst nach mehr als drei Jahrzehnten unter der Überschrift »Der magische Leib« im 1938 veröffentlichten »Buch der Erinnerung« vorlegen und der Fürstin Bismarck, geb. Gräfin Marguerite Hoyos (1871–1945), am 26. Februar 1938 erklären: »Dreissig Jahre u. mehr ist das in mir gelagert u. hat jetzt herausmüssen, weil es die richtige Form gefunden hat« (KSW VII, S. 160–242 u. 670).

<sup>36</sup> Anklang an den Eingangsvers »Ihr wandelt droben im Licht, selige Genien« in Friedrich Hölderlins »Hyperions Schicksalslied«.

<sup>37</sup> Gedruckt – mit einigen Lesefehlern – in: Gerald Chapple, Aus Rudolf Kassners Reisebriefen an Lili Schalk. In: Neue Zürcher Zeitung, Sonntag, 9. September 1973. Nr. 417 (Fernausgabe Nr. 246), S. 49f.; hier korrigiert nach dem Original in der Wienbibliothek im Rathaus, Wien.

<sup>38</sup> An Elsa Bruckmann, 2. April 1907 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 430). Zu den Schiffsverbindungen zwischen Tunis und Palermo s. Baedeker, Das Mittelmeer (wie Anm. 2), S. 152.

In der zweiten Aprilhälfte trifft er die Fürstin in Perugia<sup>39</sup> und begleitet sie nach Rom. Hier arrangiert er im »Hotel Angleterre« ein Frühstück mit Otto von Taube und dessen Jugendfreund, dem Diplomaten Rolf von Ungern-Sternberg (1880–1943), der als Kurier des russischen Außenministeriums in die italienische Hauptstadt gekommen war. Taube erinnert sich: »Die Fürstin war ungemein vergnügt und machte mehr den Eindruck einer herzensguten, wohlwollenden, völlig schlichten und freien, vornehmen und daher anspruchlosen Frau – der echten Aristokratin österreichischer Prägung, als den Eindruck eines Schöngestes. Wir kamen auf Spiritismus zu sprechen, der zu der Zeit in Rom spukte. Kassner erzählte die unwahrscheinlichsten und possierlichsten Geschichten darüber, und wir lachten so arg, daß wir im Speisezimmer Aufsehen erregten. Als wir nun gar nach Tisch in der Halle, am hellen lichten Tage, Tische zu rücken begannen, lärmten wir so sehr, daß die anderen Gäste uns einen feierlichen Kellner zuschickten mit der Mahnung, uns leiser zu betragen. Wir mußten klein beigeben. Ich habe die Fürstin leider nie mehr wiedergesehen.«<sup>40</sup>

In Rom wartet man auf den Fürsten, um sich Carlo Placci und Bernard Berenson zur Reise nach Apulien anzuschließen. Berenson hatte in einer undatierten Nachricht gemahnt: »I really want you + your husband + Kassner to join us on our trip«; und seine Frau Mary, die zur Zeit in London weilt,<sup>41</sup> merkt in diesem Zusammenhang am 26. April an, Berenson und Placci hätten »these art pilgrimages so fashionable« gemacht, dass »two other motors« nachkämen: »one with the Prince and Princess of Thurn and Taxis and a German poet«.<sup>42</sup> Allerdings zerschlägt sich der Plan im letzten Moment: »Mit Apulien ist leider nichts geworden«, erläutert Marie Taxis Hofmannsthal am 20. Mai. »Ich sollte in Rom auf den Meinigen warten und er kam zu spät um noch, bequem, Berenson und Placci, deren Tage gezählt waren, zu fangen. So entschlossen wir uns eine andere Tour zu machen, und zwar Monte Cassino, Salerno, Pästum, Amalfi, Ravello, Neapel und Rom zurück wo wir uns von Kassner trennten der die ganze Reise mitgemacht hatte.«

<sup>39</sup> An Gerty von Hofmannsthal (BW Kassner, S. 98) und Lili Schalk, jeweils aus Perugia, 26. April 1907; wohl vom selben Tag stammt die undatierte Nachricht an Otto von Taube (Rudolf Kassner und Otto von Taube. Eine Dokumentation aufgrund der Briefe Kassners an Taube. Mitgeteilt von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 14, 2006, S. 239–367 [künftig zit. als: Kassner – Taube], hier S. 263).

<sup>40</sup> Otto Freiherr von Taube, Stationen auf dem Wege. Erinnerungen an meine Wanderjahre vor 1914. Heidelberg 1969, S. 105f.; Kassner – Taube, S. 263–266; BW Kassner, S. 101.

<sup>41</sup> Vgl. Mary Berenson, A Self-Portrait from her Letters & Diaries. Hg. von Barbara Strachey und Jayne Samuels. London 1983, S. 139f.

<sup>42</sup> Mary Berenson (1864–1945) an Isabella Stewart Gardner, 26. April 1907: The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner. 1887–1924. Hg. von Rollin van N. Hadley. Boston 1987, S. 398; der dort nicht identifizierte »German poet« ist ohne Zweifel Kassner.

Kassner mietet sich für die nächsten Wochen in der Via del Babuino 58 nahe dem Palazzo Borghese ein und arbeitet, wie er Hofmannsthal am 2. Juni 1907 berichtet, »des morgens an der Melancholia in meiner sehr angenehmen u. geräumigen Wohnung, gehe äußerst selten in die Museen – ich vertrage augenblicklich von der Kunst nur das ganz Große – u. gehe jeden Nachmittag im Borghese spazieren. Menschen sehe ich nicht viele.«<sup>43</sup> Zu dem »ganz Großen« der Kunst zählt er die antike Statue des »Mädchens von Antium« in einem verlorenen Schreiben an die Fürstin, die, daraus zitierend, Hofmannsthal am 20. Mai rät, während seiner bevorstehenden Reise in Rom »die wunderbare Apollo Priesterin« anzusehen, »welche die Regierung von den Aldobrandinis soeben gekauft hat und im Museo delle Terme aufgestellt haben soll«: »Kassner schreibt mir sie wäre von der Classe der Venus von Milo.« Das Bildwerk,<sup>44</sup> ein griechisches Original aus dem 3. Jahrhundert v.Chr.,<sup>45</sup> war im Dezember 1878 in Anzio (Antium) an der Küste Latiums in den Ruinen einer frühkaiserzeitlichen Villa gefunden worden. 29 Jahre im Privatbesitz des Grundherrn seines Auffindungsortes, des Fürsten Ludovico Chigi Aldobrandini, in der nahegelegenen Villa Sarsina, hatte es der Staat nach langwierigen Verhandlungen für das Thermenmuseum in Rom angekauft und am 30. Mai 1907 zum ersten Mal geladenen Gästen vorgestellt, zu denen Kassner freilich nicht gehört. Er muss, wie der folgende Brief zeigt, weiter mit Fotografien vorlieb nehmen:

<sup>43</sup> BW Kassner, S. 98–100.

<sup>44</sup> Die Interpretation ist umstritten; eine der ersten deutet die Gestalt als »Priesterin des Apollo«, worauf sich Marie Taxis bezieht. Neben Erklärungen als Sibylle, Cassandra, Seherin, Dichterin oder Opferdienerin hat sich die Deutung als »opferndes Mädchen« durchgesetzt (vgl. Hedwig Kenner, Das Mädchen von Antium. Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte 274. 1. Abhandlung. Wien 1971 [mit 11 Abb.]).

<sup>45</sup> Es wird auch die Ansicht vertreten, die Statue, »so schön und hervorragend sie ist«, sei »doch kein Original, sondern Kopie einer Bronzestatue aus der frühen Kaiserzeit« (vgl. Wolfgang Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom. 4., völlig neu bearb. Aufl. hg. von Hermine Speier. Bd. 3. Tübingen 1969, Nr. 2270, S. 180–183 [Hans von Steuben]).

Rom 3/ 6 07.<sup>46</sup>

&lt;Montag&gt;

Gnädigste Fürstin

Das ist Spiritismus,<sup>47</sup> denn ich wollte Ihnen die Photographie des Mädchens von Anzio schicken, habe es aber nicht gethan, weil ich selber das Original noch nicht gesehen habe und froh sein werde, wenn es bis Ende Juni im Museo delle Terme<sup>48</sup> installiert sein wird.<sup>49</sup> Es scheint mir so prententiös Photographien von etwas zu schicken, das man im Original noch nicht kennt. Oder auch: etwas muss man voraushaben ... Wie Sie es nehmen wollen. Inzwischen hat aber ein anderer<sup>50</sup> billiger gedacht. Oder war es wirklich mein Geist? Im letzteren Falle leben also in mir heimlich nicht nur Teufeln sondern auch gute, liebe, gefällige, dienstfertige Geister. Ich werde versuchen sie zu cultivieren.

Ich mystificiere weiter – oft in a most melancholical state of mind,<sup>51</sup> so leben die eigenen Kinder von einem gelöst, so drohen sie oft einen aufzufressen. Alles ist Mythologie, Fürstin! Alles, Alles! In Museen gehe

<sup>46</sup> LHW. Ein Briefbogen mit Trauerrand (Kassners Bruder Alfred war Ende November 1906 verstorben; s. Kassner –Taxis. Teil I, S. 199), vier beschriebene Seiten.

<sup>47</sup> Zu diesen seit langem verfolgten Ambitionen der Fürstin siehe den oben S. 59 zitierten Bericht Otto von Taubes. Schon im September 1891 hatte sie dem Tagebuch anvertraut: »It was a strange coincidence that made me read Du Prel's Philosophy of Mysticism« [Carl du Prel, Philosophy of Mysticism. Translation from the German by C.C. Massey. London 1889; die Originalausgabe »Die Philosophie der Mystik« war 1885 in Leipzig erschienen] »last autumn. In bygone days I used to be interested in table-turning, spirit-raps, etc. [...]« (Memoirs of a Princess. The Reminiscences of Princess Marie von Thurn und Taxis. Translated and Compiled by Nora Wydenbruck. London 1959, S. 115 u. 121). Später wird sie Mitglied der 1901 gegründeten »British Psychological Society« in London und befasst sich zeit lebens mit Fragen des Spiritismus, mit »Glasrücken« und »Geisterstimmen« (KSW X, S. 338). Vgl. die Protokolle der Seancen mit Rilke in Duino vom Herbst 1912 (Rilke – Taxis, S. 897–914).

<sup>48</sup> Museo Nazionale Romano delle Terme di Diocleziane, das Thermenmuseum.

<sup>49</sup> Dazu wird es nicht kommen. Noch ein Jahr später meldet der »Baedeker« (Mittelitalien und Rom. 14. Aufl. Leipzig 1908, S. 189): »Demnächst wird im Thermenmuseum die Marmorstatue eines mit wollenem, faltigem Chiton bekleideten Mädchens aufgestellt, das auf einem Opferteller einer Gottheit Weihgeschenke darbringt: griechisches Original aus dem Beginn der hellenistischen Zeit, 1878 in Anzio gefunden, 1907 für 450 000 fr. angekauft.« Doch erweist sich auch diese Angabe als verfrüht; denn als Eingangsdatum im Museum ist der 10. Oktober 1909 aktenkundig (vgl. Museo Nazionale Romano, Le sculture. Bd. I,1. Hg. von Antonio Giuliano. Rom 1979, S. 186–192, Nr. 121, mit Abb. [Lucilia de Lachenal]).

<sup>50</sup> Nicht ermittelt. Vielleicht der später genannte Herr »Kolzerek« (?); s. Anm. 58.

<sup>51</sup> Anspielung auf die Arbeit an der »Melancholia«.

ich sehr selten, in Kirchen absolut nicht, dafür jeden Nachmittag in Borghese. Und Menschen! Unlängst brachte mich Brewster<sup>52</sup> zur Gfn. Pasolini!<sup>53</sup> Mein Geist spricht wohl nicht zu ihrem. Ich kann den Leuten nun einmal nicht interessante Bildungsthaten klar auseinandersetzen. Aux fonds sind mir Bildungsmenschen so unsagbar Wurscht. Und die gute Gräfin liebt es so, dass man ihr die drei gothischen Stile in drei Minuten erklärt. Gott sei Dank, findet sie in ihrem Salon solche. Sehr sympathisch ist übrigens die Gfn. Rasponi,<sup>54</sup> die Sie kennt und sehr bedauert, Sie nicht getroffen zu haben.

Glück auf für Lautschin!<sup>55</sup> Joachim Fortunatus<sup>56</sup> hat eben keine Schwiegermutter.<sup>57</sup> Er hat noch vieles andere nicht und ist überhaupt ein grässlich einfacher Mensch. Drücken Sie bitte Kolzerek<sup>58</sup> meine Bewunderung aus u. wenn er fragt, warum, so sagen Sie ihm, weil er ein Mensch voller guter Geister ist und das Glück der anderen will – der Bewunderer nämlich.

Alles Herzliche!

Rud. Kassner<sup>59</sup>

<sup>52</sup> Henry (Harry) Brewster (1850–1908), aus alter amerikanischer Familie stammender Philosoph, Schriftsteller und Librettist, der lange Zeit in Italien lebt. Er ist Freund und Geliebter Ethel Smyths (s. Anm. 174); sein Begräbnis meldet Brief 65.

<sup>53</sup> Gräfin Maria Pasolini dall’Onda, geb. Marchesa Ponti (1868–1939), Schriftstellerin und Gartengestalterin. Sie und ihr Gatte Graf Pier-Desiderio Pasolini dall’Onda (1844–1920), Senator des Königreichs Italien, führen einen berühmten Salon, winters im Palazzo Sciarra auf dem Corso in Rom, sommers auf ihrem Landgut bei Ravenna, in einer Strandvilla in Rimini oder im alten Familienpalast an der Piazza Pasolini in Rom. Otto von Taube schildert die Familie mit ihren beiden Söhnen in seinen »Stationen auf dem Wege« ([wie Anm. 40], S. 202–207) und beschreibt die Gräfin als eine »jener im geistigen wie im gesellschaftlichen Sinne hohen Frauen«, »nicht schön, doch von lebendigem Ausdruck«. An ihrem »klugen, höchst vergeistigt aussehenden jüngeren Sohne Guido« (1880–1960) habe Kassner »oft« die »edele Erscheinung« gerühmt.

<sup>54</sup> Die italienische Frauenrechtlerin Contessa Gabrielle Rasponi Spaletti (1853–1931), Witwe des Conte Venceslao Spaletti Trivelli (1837–1899), den sie 1870 geheiratet hatte.

<sup>55</sup> Die Fürstin weilt derzeit auf Duino; von dort beabsichtigt sie, wie Hugo von Hofmannsthal unter dem 20. Mai erfahren hatte, »gegen 20ten« Juni nach Lautschin überzusiedeln. Zuvor jedoch empfängt sie den Dichter mit seiner Frau Gerty zwischen dem 12. und 15. Juni für »ein paar sehr angenehme Tage« auf Duino (BW Schnitzler, S. 229).

<sup>56</sup> Kassners Alter Ego, der Held seiner »Moral der Musik«.

<sup>57</sup> Anspielung auf Marie Taxis’ Rolle als Schwiegermutter der Prinzessinnen Gabriele und Marie, Gattinnen ihrer Söhne Erich und Pascha, die offenbar in Lautschin erwartet werden.

<sup>58</sup> Lesung des Namens (Kolzerek, Kotzerek ?) unsicher; Person nicht ermittelt.

<sup>59</sup> Grußformel und Unterschrift auf Seite 1 am linken Rand quer zugeschrieben. Dass Kassner in der Folge vorübergehend an den Lido von Venedig gereist war, belegt seine Postkarte an Otto von Taube vom 16. Juni 1907 (Kassner – Taube, S. 267).

### 53. Von Rom nach Duino

Rom 27/6 07.<sup>60</sup>

<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Das thut mir aber sehr leid zu hören, dass Sie krank waren. Hoffentlich waren Sie nicht allein. Die Luftveränderung wird Ihnen gut thun.<sup>61</sup>

Gratuliere zum Titian – u. auch zu den anderen schönen Dingen, die Sie – wenigstens besessen haben.<sup>62</sup>

Ich verlasse Sonntag Rom u. fahre nach Vallombrosa bei Florenz Albergo della Foresta. Eigentlich war Rom wunderschön u. ich glaube, etwas sehr Gutes gearbeitet zu haben.<sup>63</sup> Doch die Fortsetzung folgt in Vallombrosa u. ich will nicht aus der Schule schwätzen.

Bin von einem Freunde, einem sehr begabten Porträtisten, gezeichnet worden, ich werde Photographien davon machen lassen u. Sie mögen es dann gut- oder schlechtheißen.<sup>64</sup>

<sup>60</sup> LHW. Ein Briefbogen mit Trauerrand (wie Brief 52), drei beschriebene Seiten.

<sup>61</sup> Offenbar hatte die Fürstin ihre um den 20. Juni geplante Abreise von Duino (vgl. Anm. 55) wegen dieser Krankheit verschieben müssen, so dass Kassners Bemerkung ebenso wie sein Schlusswunsch einer »Glücklichen Reise« der Fahrt nach Lautschin gelten dürften.

<sup>62</sup> Anspielung nicht entschlüsselt. Als die Fürstin ihre wegen der Kriegswirren seit 1914 in Bregenz deponierten »Duineser Bilder« nach acht Jahren wiedersieht, nennt sie Rilke am 25. Juni 1922 Werke von Francesco Guardi (1678–1716) und Mabuse (i.e. Jan Gosssaert; 1478–1532), eine »Madonna von Francesco di Giorgio« (1439–1501), »die schöne auf Goldgrund mit den Engeln und Heiligen« (vgl. Anm. 958), ein Bild, »gute venezianische Schule« – »eher Schule Tizians, als Schule Tintoretto's« – sowie »das letzte Abendmahl von Tiepolo« und ein »Damenporträt von enormer Leuchtkraft« (Rilke – Taxis, S. 720). Keines dieser Gemälde ist in die Auktion »Castello di Duino« des Jahres 1997 eingegangen (vgl. den Auktionskatalog: Beaussant & Lefèvre, Castello di Duino. 11.–14. Juni 1997. Trieste 1997). Im Triestiner Nachlass findet sich eine am 14. Juni 1918 zusammengestellte umfangreiche Liste ihrer in der österreichischen Länderbank deponierten Kunstwerke.

<sup>63</sup> Es handelt sich um das für Kassners Denken richtungweisende »Gespräch über die Einbildungskraft« zwischen einem Menschen und einem Gliedermann. Es bildet den Mittelteil der als »Trilogie des Geistes« konzipierten »Melancholia« (KSW II, S. 273–343).

<sup>64</sup> Kassner hatte den in Mannheim geborenen Bildnis- und Landschaftsmaler Ernst Noether (1864–1939) 1903 in Rom kennengelernt (vgl. Rudolf Kassner, Briefe an Tetzl. Hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1979, S. 130 u. 256f.), wo jener von 1899 bis 1915 vorwiegend lebt und arbeitet (vgl. Ulrich Thieme/Felix Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. Bd. 25. Leipzig 1939, S. 500). Von Noethers auf den »XXVIII. VI. MDCCCXVII« datierter »excellenter« Porträtzeichnung lässt Kassner großformatige Fotografien für Freunde und Bekannte herstellen (vgl. BW Kassner, S. 106f.). Das der Fürstin angekündigte Exemplar ist (ohne handschriftliche Widmung oder ein mögliches Begleitschreiben Kassners) in deren Duineser Nachlass erhalten geblieben (s. Abb. 2). 30 Jahre später, am 28. Juni 1938, wird er Fürstin Herbert Bismarck erklären, das Porträt sei während der

Ich will heute schließen und von Vallombrosa mehr schreiben.  
Alles Schöne dem Fürsten!  
Glückliche Reise.  
Ihr

Rudolf Kassner

Habe vor Wochen von Mrs. Crawshay<sup>65</sup> einer Freundin der Johnstone gehört, dass diese in London sehr mit ihrem Herzen zu thun hatte. An einem Tage mehrere Anfälle!

Arbeit am »Gespräch über die Einbildungskraft« entstanden: »Es ist nicht ganz ähnlich, gibt aber eine gewisse Trunkenheit u. einen gewissen Übermut wieder, der damals in mir stak«. Diese Stimmung ruft er sich noch am 25. Mai 1951 ins Gedächtnis, wenn er Comtesse Guy de Beaumont, geb. Jacqueline Gérard (KSW X, S. 976f.), berichtet: »J'étais à Rome, y passant quelques mois jusqu'à l'été. C'étaient de mois bons et heureux. J'avais derrière moi un beau voyage (plutôt séjour) en Algérie, je voyageais quelques semaines en Tunisie et Sicile, avec les Taxis au sud de l'Italie. Au bout d'un long éloignement de Vienne je me suis installé à Rome dans un petit appartement de la rue Babuino. La je commençai un nouveau livre: Melancholia. [...] L'après-midi je paissais en générale chez mon ami Noether, l'auteur de ce portrait. Une fois vers midi allant au restaurant pour mon déjeuner je vie heurte contre un peintre assez connu <wohl Otto Greiner (1869–1916)> qui me demande alors si je ne mets pas d'atropine dans mes yeux. Le portrait me ressemble assez bien, sauf pour le nez qui est manqué.«

<sup>65</sup> Mary Crawshay, geb. Leslie (1858–1936), seit 1893 verheiratet mit Robert Thompson Crawshay (1856–1940) aus der Familie der englischen »Iron Masters«. Sie lebt zeitweilig in Rom. Marie Taxis erwähnt sie unter den im Herbst 1911 eigens für Rilke ausgewählten Gästen auf Duino (Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe, Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Deutsche Ausgabe bes. von Georg H. Blokesch. Mit einem Lichtdruck nach einer Zeichnung der Verfasserin. Schriften der Corona I. München/Berlin/Zürich 1932, S. 30: »eine englische Freundin, Mary C., kam auf einige Tage zu uns, und wir besuchten gemeinsam Aquileja«). Sie ist befreundet mit Bernard Berenson (vgl. *The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner* [wie Anm. 42], S. 402 u. 405f.) und Lady Antoinette (Nettie) Johnstone, geb. Pinchot (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 176 mit Anm. 361, sowie unten Brief 65 mit Anm. 167) und verwandt mit der Familie Guthrie, auf deren Schloss Duart Castle (s. Brief 67) Kassner ihr wohl im Sommer 1908 erneut begegnen wird; jedenfalls ist ihr Name im dortigen Gästebuch (»Aug<ust>«) nur durch zwei weitere Einträge vom Namenszug »Rudolf Kassner 2 Sept.« getrennt. Im ersten nach dem Weltkrieg an Bernard Berenson gerichteten Brief fragt Kassner am 27. Januar 1920 besorgt: »Wie ist es den Söhnen von Mrs. Crawshay, Mrs. Lesly, u. Mrs. Guthrie im Krieg gegangen?« Dabei denkt er an Mary Crawshays Sohn, den 1894 geborenen Captain Jack William Leslie Crawshay (s. Anm. 183), sowie an ihren Neffen Captain Norman Leslie (geb. 1886, gefallen im Oktober 1914 in Frankreich), Sohn ihres Bruders John Leslie (1857–1944) und dessen Ehefrau Leonie Blanche, geb. Jerome (1859–1943), sowie – vermutlich – an Patrick Guthrie (1895–1922), Sohn ihrer Schwester Olive Leslie (1872–1945), die 1894 Walter Murry Guthrie (1869–1911) geheiratet hatte.





Abb. 2: Ernst Noether: Rudolf Kassner. Kreidezeichnung. 1907  
(Fotografie: Castello di Duino)

Kassner zieht sich am 30. Juni von Rom nach Vallombrosa bei Florenz zurück. Bis »Mitte September« logiert er in der »schattigen Waldeinsamkeit« des in 957 m Höhe gelegenen »Albergo della Foresta«, der früheren Foresteria des 1015 gegründeten und 1866 aufgehobenen Klosters,<sup>66</sup> und setzt die Arbeit an seiner »Melancholia« fort.

<sup>66</sup> An Otto von Taube, Vallombrosa, 23. August 1907 (Kassner – Taube, S. 269); zum Ort s. Karl Baedeker, Italien. Erster Teil: Ober-Italien. Ligurien. Das nördliche Toskana. 16. Aufl. Leipzig 1902, S. 517.

54. Von Vallombrosa nach Lautschin

ALBERGO DELLA FORESTA  
VALLOMBROSA  
(TOSCANA)  
8/8 07.<sup>67</sup>  
<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Es ist entschieden eine große Dummheit von mir, dass ich soweit von Lautschin entfernt bin, nur die Dummheiten sind so eine wichtige Sache im Leben u. wenn man mit ihnen auch nicht in den Himmel kommt, so bleibt man ihretwillen umso gründlicher auf der Erde und das heißt immer auch ein wenig dort, wo man nicht unbedingt sein muss. Aber das ist Pilgerlos u. ich fühle mich augenblicklich sehr als Pilger, als Hadj<sup>68</sup> u. dagegen ist nichts zu machen. Ich bleibe bis mindestens Mitte September hier, ganz in meiner Melancholia, über die ich mich <im> Grunde genommen immer mehr freue, dann Florenz, im October bin ich drei Wochen in Wien, dort hoffe ich dann fertig zu werden. Wenn ich Sie dann dort treffe lese ich Ihnen das Ganze vor u. ich bin überzeugt, es wird Ihnen gefallen.

In Florenz treffe ich hoffentlich Bibi.<sup>69</sup> Mein einziger Verkehr ist hier einer von Bibi's amerikanischen Freunden, ein sehr gescheuter Kunstmann mit einer charmanten Frau.<sup>70</sup> Denken Sie sich, Bibi noch mehr aber Placci waren auf ihrer Automobilreise so hin u. ermüdet, dass sie eigentlich gar nichts genießen konnten u. abends sogar zum Reden zu

<sup>67</sup> LHW. Ein Bogen, Hotelpapier mit gedrucktem Briefkopf, vier beschriebene Seiten.

<sup>68</sup> Hadj (deutsche Umschrift: Haddsch oder Hadsch): im Arabischen die dem Muslim vorgeschriebene Pilgerreise nach Mekka. Doch nicht sie meint Kassner, sondern den Mekka-Pilger selbst, der den Ehrentitel »Had(d)schi« führt. Dabei orientiert er sich vielleicht an der Titelfigur von André Gides Erzählung »El Hadj ou le traité de faux prophète« (1896), die 1899 zusammen mit »La tentative amoureuse« in jenem Sammelband erschienen war, welcher als dritten Text den von Kassner 1901 (Buchdruck 1904) ins Deutsche übersetzten »Philoctète« enthält (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 170, Anm. 330).

<sup>69</sup> Bernard Berenson: »il Bibi«, wie ihn seine italienischen Freunde nennen (vgl. Meryle Secrest, Being Bernard Berenson. A Biography. London 1980, S. 6), ist die phonetische Umschreibung der in Berensons Umkreis als Anrede geläufigen Initialen »B. B.«

<sup>70</sup> Nicht ermittelt; vielleicht der mit Berenson befreundete amerikanische »Spielcasino-König« und ambitionierte Kunstsammler Richard Canfield (1855–1914) mit seiner Frau (vgl. The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 42], S. 402, Anm. 3).

müde waren.<sup>71</sup> Segnen wir noch einmal den Fürsten, der uns davon abhielt!

Sagen Sie, kennen Sie Richard Burtons Pilgrimage to Medinah and Mekkah? Ein prachtvolles Buch! Und ein prachtvoller Mensch! Den hätte ich gerne erlebt! Sie müssen mir von ihm erzählen.<sup>72</sup>

Ach Menschen! Menschen! Diese Italiener hier, auf die man stößt, sind so gar keine Richard Burtons, so absolut gar keine. Wenn man zu Ihnen<sup>73</sup> sagen wir vom Bombardment von Casa blanca<sup>74</sup> nur spricht, ist es ihnen schon zu viel. Sie tragen so gar keine Welt in sich. Gut, verträglich, bescheiden, aber es fällt einem vor ihnen so gar nichts ein, man wird höchstens vor Ihnen traurig und vergisst sie en masse. F. Coloredo aus Rom<sup>75</sup>

<sup>71</sup> Zur Automobiltour s. S. 59. Schon zwei Monate zuvor, am 7. Juni 1907, hatte auch Hofmannsthal der Fürstin mitgeteilt: »Berenson und Placci sind halbtodt von der Tour in Apulien«, eine Kunde, die er aus beider Munde wohl während eines gemeinsamen Frühstücks in Florenz vernommen hatte (vgl. Hofmannsthals französisch geschriebenen undatierten Brief an Placci. In: *Rivista di letterature moderne e comparate* 34, 1981, S. 182; dort auf »giugno 1907« datiert). Die Auswirkungen dieser Reise hatte Berenson am 26. Juni 1907 aus dem Tessiner Monte Generoso auch Isabella Stewart Gardner geschildert: »[...] after my motoring I was so ill, and enfeebled, that my doctor insisted on a week's complete rest in the mountains« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 42], S. 401).

<sup>72</sup> Der englische Entdeckungsreisende Richard Francis Burton (1821–1890) hatte sich, als Muslim verkleidet, 1853 über Kairo nach Mekka und Medina begeben und seine Erlebnisse in dem dreibändigen Werk »Personal Narrative of a Pilgrimage to El Medinah and Meccah« (London 1855/56) niedergelegt. Kassner wird es – neben Charles M. Doughtys »Travels in Arabia Deserta« (Cambridge 1888) – lebenslang als »das beste Reisebuch, das ich kenne«, empfehlen und sich noch 1955 im Essay »Ein Klümpchen Erde« erinnern, dass er auf seiner Indienfahrt im Jahre 1908 einem Mitreisenden erzählt habe, »wie oft und mit welcher leidenschaftlichen Anteilnahme« er das Buch »gelesen hätte«, aus dem er gelegentlich zitiert (KSW VIII, S. 147; KSW X, S. 205). Marie Taxis' Bekanntschaft mit Burton fällt in dessen letzte Lebenszeit in Triest, wo er am 20. Oktober 1890 verstorben war (s. Anm. 197).

<sup>73</sup> Lies hier und vier Zeilen später: ihnen.

<sup>74</sup> Zum Schutz vor Übergriffen christenfeindlicher Araber – von »satanischem Fremdenhaß« spricht der Korrespondent der »Neuen Freien Presse« am 7. August 1907 (S. 1f.) – waren kurz zuvor französische und spanische Marinesoldaten in die damalige marokkanische Hauptstadt Casablanca einmarschiert. Die Araberviertel wurden von vor der Küste liegenden Kriegsschiffen unter Beschuss genommen. Am 5. August 1907 waren viele Marokkaner, darunter Frauen und Kinder, getötet worden.

<sup>75</sup> Ferdinand Graf Colloredo-Mansfeld (1878–1967), derzeit Legationsrat an der österreichisch-ungarischen Botschaft in Rom; ab August 1914 im österreichisch-ungarischen Außenministerium tätig, ab Dezember 1916 Chefstellvertreter und ab 21. Januar 1917 Chef des Kabinetts des Außenministers Ottokar Graf Czernin (1872–1932). Kassner hatte ihn schon früh im Salon der Fürstin kennengelernt und bleibt ihm lebenslang freundschaftlich verbunden. »Im Schreckensjahr 1945« wird er den »innerhalb weniger Wochen zum zweiten Male obdachlos geworden« Freund in seiner Wohnung in der Wiener Tilgnerstraße beherbergen (vgl. Colloredos Erinnerungen »Rudolf Kassner«. In: *Rudolf Kassner zum achtzigsten Geburtstag. Gedenkbuch*. Hg. von A<lphons> Cl<emens> Kensik und D<aniel> Bodmer. Erlenbach-Zürich 1953, S. 25–27).

hat mich einigemal besucht, er kommt zuweilen in »Staatsgeschäften« zu seinem Botschafter Lützow,<sup>76</sup> der auch hier wohnt. Ein lieber Mensch! Etwas timid, er hätte einmal irgendwie bombardiert werden müssen, so mitten hinein! Doch das ist möglicherweise meinerseits nur Quatsch.

Ich habe einige sehr gute Bücher gelesen, Tschechow,<sup>77</sup> ich glaube, Sie kennen ihn auch nicht. Und dann Dostojewsky. Die Russen sind doch die einzigen, die heute gewisse letzte Dinge über den anderen Menschen zu sagen wissen u. bei denen man nicht das grässliche Gefühl hat: Literatur, Literatur

Fürstin, ich glaube, dass ich mich mit den Papinis u. Prezzolinis<sup>78</sup> so gar nicht befreunden würde. Ich habe jetzt in ihre Schriften geguckt, sehr brav, sehr, sehr, aber so absolut unoriginal in jeder Zeile, wie es sogar heute selten vorkommt, so fast programmäßig unoriginal. Und dazu dann William James' amerikanischer: Will to believe,<sup>79</sup> über den ich alle

<sup>76</sup> Heinrich Graf von Lützow (1852–1935), seit März 1904 »Botschafter am königlichen italienischen Hof zu Rom«, ein Amt, das er bis März 1910 bekleiden wird. Während dieser Zeit verbringt er seinen Urlaub verschiedentlich in Vallombrosa (vgl. Heinrich Graf von Lützow, Im diplomatischen Dienst der k.u.k. Monarchie. Mit einer Einleitung von Reinhard Wittram. Hg. von Peter Hohenbalken. Wien 1971, S. 320). Fürst und Fürstin Taxis gehören zu seinem »intimsten Bekanntenkreis« (ebd., S. 233).

<sup>77</sup> Um welche »Bücher« es sich handelt, war nicht zu ermitteln. Auch Kassners spätere – eher summarische – Erwähnungen Anton Tschechows und seiner Werke (KSW IV, S. 653; VI, S. 342f.; VII, S. 115 [»Onkel Wanja«]; VIII, S. 284 [»Drei Schwestern«]; IX, S. 580; X, S. 345 [»Novellen«], 331, 378 u. 1087 [»Onkel Wanja«]) geben keinen Aufschluss über seine gegenwärtige Lektüre deutscher Übersetzungen, auf die er vorderhand noch angewiesen ist. Vermutlich nimmt er die von Wladimir Czumirow besorgten »Gesammelten Werke« zur Hand, die in fünf Bänden zwischen 1900 und 1902 bei Eugen Diederichs erschienen waren. Erst nach seinen als Vorbereitung auf die Russland-Reise ab September 1910 betriebenen Sprachstudien (s. Anm. 235) liest er russische Bücher im Original und beginnt ab 1912 mit eigenen Übertragungen aus dem Russischen (vgl. dazu Anm. 359).

<sup>78</sup> Zu Giuseppe Prezzolini und Giovanni Papini s. Kassner – Taxis. Teil I, S. 195, Anm. 436. Prezzolini hatte unter dem Pseudonym »Il Sarto Spirituale« im Februarheft 1907 der Zeitschrift »Leonardo« (Anno V, S. 117–121) »Rudolf Kassner« und dessen Werk ausführlich gewürdigt und in einer Literaturliste sämtliche bis dahin veröffentlichten Bücher angeführt, einschließlich der Übersetzungen von André Gides »Philoktet« (1901/04) und der Platon-Dialoge »Das Gastmahl« (1905) und »Ion, Lysis, Charmides« (1906). Die Zeitschrift, dem Denken des amerikanischen Philosophen William James verpflichtet, bringt zu Beginn desselben Heftes die italienische Übertragung einer Ansprache von James (S. 1–25) sowie Papinis »Introduzione al Pragmatismo« (S. 26–37).

<sup>79</sup> William James, *The Will to Believe and Other Essays in Popular Philosophy*. New York/London/Bombay 1897. James und dessen Philosophie begegnet Kassner zeitlebens mit kritischer Distanz. Ganz ähnlich wie hier wird er noch fast ein halbes Jahrhundert später – in der zweiten Fassung von »Anschauung und Beobachtung« (1951) – den Pragmatismus als »Philosophie des Ersatzes, als wurzellos« charakterisieren und hinzufügen: »Es genügt, den Titel eines Buches wie »Will to believe« von William James zu meditieren, um darauf zu kommen« (KSW VI, S. 484f.).

Wochen mindestens zweimal lachen muss. Will to believe! Will to be an ass! In einigen amerikanischen Kirchen lässt der curate to provide all necessary comfort Lemonade u. denen, deren Magen Lemonade nicht verträgt, ice-water reichen.<sup>80</sup> That is the will to believe! Haben Sie meine Photographie erhalten?<sup>81</sup> Reden Sie bitte darüber!

Alles Schöne Ihnen, dem Fürsten und allen!

Ihr

Rudolf Kassner

Hoffe sehr, dass bei der Grf. Lilien alles gut abläuft! <sup>82</sup>

### 55. Von Vallombrosa nach Lautschin

Vallombrosa 9/8 07.<sup>83</sup>

<Freitag>

Gnädigste Fürstin

Nein, das geht nicht, dass ich Italien verlasse wenn Sie kommen, gleichsam an Ihnen vorbei nach der anderen Richtung. Bitte schreiben Sie mir, wann Sie ungefähr in Florenz sind, denn bis 15. October kann ich bleiben. Kommen Sie allein? Oder kommt Prinz Erich auch? Er ist sich noch etwas für das Frühjahr schuldig,<sup>84</sup> und es wäre sehr hübsch, wenn wir wieder ein kleines Perugia<sup>85</sup> arrangierten – natürlich ohne uns viel von Florenz zu rühren. Ich denke, Sie gehen dann im Nov. nach Paris, wie es Ihre Absicht war?

<sup>80</sup> Quelle nicht ermittelt; das Zitat stammt nicht aus »The Will to Believe«.

<sup>81</sup> Gemeint ist die in Brief 53 angekündigte Fotografie der Noether'schen Porträtzeichnung (s. Anm. 64).

<sup>82</sup> Auf der ersten Seite über dem Briefkopf nachgetragen. Beim Namen »Lilien« hat Kassner das »n« nachträglich eingefügt. Möglicherweise handelt es sich um Maria Theresia Gräfin Vetter von der Lilie, geb. von Gudenus (1875–1940). Sie hatte am 30. April 1907 in Wien Moritz Graf Vetter von der Lilie (1856–1945) in dessen zweiter Ehe geheiratet. Er ist seit 1897 Mitglied und von 1901 bis 1907 erster Präsident des Abgeordnetenhauses. Das Paar wohnt im I. Wiener Bezirk, Giselastraße 7 (vgl. Lehmann's Allgemeinem Wohnungs-Anzeiger [...] für die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. 1907, Bd. 2, S. 1237). Der Bezug bleibt unklar.

<sup>83</sup> LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten.

<sup>84</sup> Anspielung nicht entschlüsselt.

<sup>85</sup> Mit Blick auf das Treffen in Perugia im April 1907 (vgl. S. 59).

Mir geht es sehr gut, nur striken<sup>86</sup> meine Nerven etwas u. ich muss jetzt eine kleine Pause machen, bis 16.<sup>87</sup> bin ich noch hier, dann Florenz Pension Piccioli v. Turnabuoni 1. Inzwischen will ich dieser Tage einen Ausflug nach Camaldoli machen u. l'Averna, die Gegend des stigmatisierten hl. Franciscus. Dorthin, ebenso wie nach Bibbiena, Stia<sup>88</sup> sollten Sie diesen Herbst, Sie u. Prinz Erich u. Przssin Gabrielle. Sehen Sie, ich mache schon Programme für Sie.

Mit dem Vorlesen, gnädigste Fürstin, wird es vor Ende Nov. nichts werden. Es muss ganz fertig u. alles muss fertig sein, dann erst.<sup>89</sup> Und wenn ich es vorlese, muss ich es hintereinander thun, denn das ganze ist eine Art Drama. Ich bin oft sehr glücklich darüber, oft natürlich erscheint es mir wie alles Sterbliche Gerede u. da denke ich mir, wenn es schon Gerede sein muss, so soll es wenigstens vollkommen sein. Und darum will ich es auch nicht früher vorlesen;<sup>90</sup> was erst [zum] als Christkindl da ist, darf man nicht schon zum Nicolo<sup>91</sup> verlangen. Das stört the divine order.

Heute vor einem Jahre war ich in Lautschin!<sup>92</sup>

Bitte sagen Sie alles Schöne allen Ihren Lieben. Mit den besten Grüßen  
Ihr

Rud. Kassner

Geht denn der Fürst von Duino wieder zurück? Antwort: Freilich geht er. Was ist da zu machen? Keyserling ist wohlauf auf seinem Gute in

<sup>86</sup> Hier in der damals gebräuchlichen, vom Englischen »to strike« abgeleiteten Schreibung (vgl. Konrad Duden, Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 3., umgearb. und verm. Aufl. Leipzig 1887, S. 223), später zu »streiken« assimiliert.

<sup>87</sup> Gemeint ist nicht, wie man angesichts des Schreibdatums meinen könnte, der 16. August, sondern der 16. September; in diesem Sinn teilt Kassner am 27. August Gerty von Hofmannsthal mit, er »bleibe noch bis zum 15. September« in Vallombrosa (BW Kassner, S. 106).

<sup>88</sup> »Der Ausflug nach Camaldoli und La Verna erfordert für Fußgänger von [...] Vallombrosa aus 3½–4 Tage«; 1. Tag nach Stia, 2. Tag nach Camaldoli, 3. Tag nach La Verna, 4. Tag Bibbiena.« In La Verna befindet sich das 1215 von Franz von Assisi gegründete Kloster sowie »die Luoghi santi, eine Reihe von Grotten, in welchen sich der h. Franciscus häufig aufhielt« (Baedeker, Ober-Italien [wie Anm. 66], S. 517f.).

<sup>89</sup> Kassners Buch »Melancholia« wird im April des kommenden Jahres erscheinen (vgl. Brief 62).

<sup>90</sup> Ähnlich lässt Kassner Hermann von Keyserling am 20. August wissen: »Was ich an der Melancholia noch arbeite, ist zumeist nur noch dritte Redaction, Redaction der Wollust. Weniges noch zweite Redaction. Doch werde ich nicht vor dem 1ten November ganz fertig. Die Sache soll auch äußerlich so gut sein wie es innerlich ist, ich betrachte sie als eine Art Staatsstreich mit mir selber u. an Staatsstreichen muss alles gelungen sein.«

<sup>91</sup> Österreichische Form für den »Hl. Nikolaus« (Österreichisches Wörterbuch. Wien 1979, S. 264).

<sup>92</sup> Bei seinem präzisen Hinweis »Heute vor einem Jahr« täuscht sich Kassner; denn 1906 hatte er sich nicht im August, sondern einen Monat später, vom 5. bis 10. September, in Lautschin aufgehalten (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 191).

Rayküll.<sup>93</sup> Die Bauern schickten ihm einen Tag nach seiner Ankunft eine Deputation mit der Versicherung, er hätte nichts zu fürchten, sie würden ihn nicht erschießen. Klare Beziehungen!<sup>94</sup>

Wie vorgesehen, fährt Kassner Mitte September 1907 nach Florenz und unterrichtet Gerty von Hofmannsthal am 23., er sei »seit 8 Tagen von Vallombrosa weg u. hier in Florenz«. Er bewohnt ein »prachtvolles Zimmer« in der genannten Pension »Piccioli« an der Rückseite des Palazzo Strozzi in der Via Tornabuoni, »der vornehmsten Straße der Stadt mit stattlichen Palästen und glänzenden Läden«,<sup>95</sup> und erwartet vielfache Besuche, darunter »die Taxis«, »die Berensons, die Placcis« und »dann noch andere«,<sup>96</sup> welche jedoch allesamt wegen seiner im nächsten Brief begründeten vorzeitigen Abreise nicht zustande kommen.

## 56. Von Florenz nach Verona

Fl<orenz,> Freitag<sup>97</sup>  
<27. September 1907><sup>98</sup>

Gnädigste Fürstin, es thut mir unendlich leid, aber ich bin derart nervös geworden durch vieles, was zusammenkam, dass ich Florenz verlassen u. mich einige Zeit in die Alpen zurück ziehen will. Der Verkehr mit Menschen ist für mich sehr aufregend, Cigaretten kann ich nicht sehen,

<sup>93</sup> Hermann Graf Keyserling hatte sich im Juli 1907 in die baltische Heimat begeben, um, nach den Ereignissen der Russischen Revolution von 1905, die Angelegenheiten der Familiengüter Rayküll und Könno zu ordnen. Dabei zeigt sich, dass vom livländischen Landgut Könno nur noch brandgeschwärzte Fundamente übrig sind, während das estnische Rayküll keine nennenswerten Schäden erlitten hat. Dort fühlt er sich, wie er der Mutter am 6. und 9. Juli berichtet, »merkwürdigerweise so zu Hause, als wäre ich nie fortgewesen«, obwohl er »überall nur Feinden« begegnet, keine Nachtfahrten und Ausritte wagen kann, und keinen Schritt ohne Revolver geht. Im Oktober 1907 kehrt er nach Berlin zurück (vgl. Ute Gahlings, Hermann Graf Keyserling. Ein Lebensbild. Darmstadt 1996, S. 53).

<sup>94</sup> Auf diese – verlorene – Schilderung Keyserlings geht Kassner in seiner Antwort vom 20. August ein, wenn er schreibt: »Die Nachrichten, die Sie mir geben, sind ja außerordentlich erfreulich, besonders die Versicherung, dass man sie nicht erschießen wird. Wenn ich zu Ihnen einmal komme, so bestehe ich auch auf einer solchen kleinen Deputation, die mir womöglich schon auf dem Bahnhof ohne weiteres die Versicherung gibt, auch mich nicht zu erschießen, wenn ich einmal mit Ihnen über Ihren Acker steige.«

<sup>95</sup> Baedeker, Ober-Italien (wie Anm. 66), S. 422 u. 492.

<sup>96</sup> BW Kassner, S. 106f.

<sup>97</sup> LHW. Ein Bogen, zwei beschriebene Seiten. Laut folgendem Brief 57 ist das Schreiben als »Expressbrief nach Verona« gerichtet.

<sup>98</sup> Die Datierung wird durch Kassners Meldung (»in aller Eile«) an Elsa Bruckmann vom gleichen »Freitag«, dem 27. September, bestätigt, er treffe »Mittwoch d. 2. Abends« in München ein (Bruckmann-Briefwechsel, S. 437).

vor Café dégout u. da alle meine Gedanken darauf gerichtet sind, bald wieder an meine Arbeit zu kommen, so muss ich mich schnell wieder gesund kriegen.<sup>99</sup> Vom 17. an ist meine Adresse Wien I. Hotel Erzherzog Carl.<sup>100</sup>

Ich weiß nicht, ob ich Placci oder Berenson sehen werde.<sup>101</sup>

Verzeihen Sie also, ich hätte Sie so gerne hier empfangen gleich wie ein Statthalter.

Ihnen u. dem Fürsten alles Herzliche u. Schöne. Ihr

Rud. Kassner

### 57. Von Florenz nach Verona (?)

<Florenz, 30.? September 1907><sup>102</sup>

<Montag ?>

Gnädigste Fürstin, für den Fall, dass Sie meinen Expressbrief nach Verona nicht erhalten haben, will ich Ihnen noch einmal sagen wie sehr es mir leid thut, Florenz verlassen zu müssen, bevor Sie kommen. Aber Sie würden in mir keinen guten Gesellschafter gefunden haben, meine Nerven machen mich augenblicklich nicht dazu. Ich glaube, ich habe mir eine kleine Nikotinvergiftung zugezogen, sonst wäre mir mein plötzlicher dégout vor Cigaretten nicht erklärlich. Ein Zustand der zwischen Überwachheit u. Müdigkeit wechselt. Ich habe auch zu viel gearbeitet zu

<sup>99</sup> Auch Gerty von Hofmannsthal hatte unter dem 23. September lesen können, er habe, »ein wenig nikotinvergiftet«, seine »Arbeit« an der »Melancholia« »einstellen« müssen, »bis sich meine Nerven und alles, was sonst noch vom Nikotin angegriffen wird, beruhigt haben. Vielleicht habe ich alles in V<allombrosa> zu viel gemacht, zu viel gearbeitet, zu viel spazieren gegangen, zu viel Café getrunken, geraucht und geschwätzt« (BW Kassner, S. 107).

<sup>100</sup> Das Hotel »Erzherzog Carl« in Wien, Kärntnerstraße 31, mit einem von Kassner gern besuchten Restaurant. Allerdings ist er nicht erst am 17., sondern bereits am 14. Oktober in Wien (s. Brief 57).

<sup>101</sup> Dazu kommt es nicht. Berenson, der sich im Anschluss an Reisen nach England und die Schweiz Anfang September nach Frankreich begeben hatte, verlängert dort seinen ursprünglich bis »the latter half of Sept.« begrenzten Aufenthalt am 25. September um eine weitere Woche und kehrt erst Anfang Oktober nach Florenz zurück (vgl. The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 42], S. 407 u. 409).

<sup>102</sup> LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten. – Die Datierung orientiert sich an Kassners Brief vom 30. September an Elsa Bruckmann, in dem er seine Ankündigung vom 27. September (wie Anm. 98) wiederholt, er werde am 2. Oktober in München eintreffen (Bruckmann-Briefwechsel, S. 438).



schnell, ... Und jetzt denken Sie sich dazu: seit 8 Tagen der gräulichste florentiner Scirocco. That is beyond me!

Ich gehe nach Tirol,<sup>103</sup> von da nach München, am 14. bin ich für einige Tage in Wien (Erzherzog Carl), dann 14 Tage bei meinem Bruder in Mähren. Anfangs November setze ich die Melancholia fort. Vielleicht ist ihr diese Unterbrechung sehr nützlich.

Meine Berliner Reise trete ich wohl erst nächstes Frühjahr an.

Hoffentlich genießen Sie Florenz! Bewundern Sie als ein Göttlichstes Leonardos Adorazione dei Magi. Bewundern Sie das Thor Andrea Pisanos, den Castagno in den Uffizien, den Uccelo in Sta Maria Novella, die Rubenslandschaft in Pitti.<sup>104</sup>

Nochmals Verzeihung. Sie kennen mich, ohne Grund bin ich nicht wortbrüchig.

Ihr

sehr aufrichtiger

Rudolf Kassner

Kassner trifft am 2. Oktober »mit dem Zuge um 4<sup>05</sup> ho N.M.« in München ein<sup>105</sup> und nutzt die folgenden Tage zu ausgiebigen Begegnungen mit dem Ehepaar Bruckmann und Eduard von Keyserling, der, betreut von seinen Schwestern Henriette und Elise, in der Schwabinger Ainmillerstraße 19 wohnt. Am 14. Oktober kehrt er nach Wien zurück und steigt, wie angesagt, für eine knappe Woche im »Erzherzog Carl« ab.

<sup>103</sup> Diese bereits in Brief 56 erwähnte Absicht dürfte sich auf eine, allenfalls zwei Übernachtungen während der Durchreise beschränkt haben. In den Nachrichten an Elsa Bruckmann ist von »Tirol« nicht die Rede.

<sup>104</sup> Die Ratschläge muten wie Hinweise des »Baedeker« an, der »Leonardo da Vinci's reiche Komposition der Anbetung der Könige« in den Uffizien »trotz des unvollendeten Zustandes« preist (Baedeker, Ober-Italien [wie Anm. 66], S. 447). Über die »berühmten drei Bronzethüren« des Baptisteriums schreibt er zur von Kassner gemeinten ältesten Tür auf der Südseite, an ihr »habe »Andre<a> Pisano die Geschichte Johannes d.T. und die acht christlichen Kardinaltugenden in zierlichen Vierpassrahmungen mit wenigen Figuren voll kräftigen Lebens und schlichter Anmut dargestellt« (ebd., S. 440); Andrea del Castagnos »Christus am Kreuz« in den Uffizien ist mit einem Stern ausgezeichnet (ebd., S. 450); Paolo Uccellos Fresko der »Sündflut« befindet sich im vierten Bogen des alten Kreuzgangs von S. Maria Novella, mit »trefflicher Wiedergabe der menschlichen Hilflosigkeit gegenüber dem Rasen der Elemente, Dankopfer und Trunkenheit Noahs« (ebd., S. 490); und die »Rubenslandschaft« in der Galleria del Palazzo Pitti ist das im »Baedeker« mit einem Stern versehene Gemälde »Odysseus auf der Insel der Phäaken« (ebd., S. 502), das Jacob Burckhardt am Ende seiner »Erinnerungen aus Rubens« (hg. von Hans Kauffmann. Leipzig 1928, S. 180 mit Abb. 43) als eines »der herrlichsten Bilder des ganzen Palazzo Pitti« gerühmt hatte.

<sup>105</sup> An Elsa Bruckmann, 30. September 1907 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 438).

58. *Von Wien nach Florenz* (?)

HOTEL ERZHERZOG CARL<sup>106</sup>

Joseph Schindler

Wien

15/10 07

<Dienstag>

Gnädigste Fürstin!

Nun so bin ich denn wieder in Wien – es geht mir besser, wenn auch noch nicht ganz gut. Meine Arbeit aufzunehmen wäre ich noch nicht imstande – doch das macht nichts. Die Pause ist ihr vielleicht nur zuträglich.

Und jetzt bitte schreiben Sie mir, wie es Ihnen in Italien ergeht u. dass Sie mir nicht böse sind. Und wohin Sie überhaupt in nächster Zeit zu gehen gedenken?

Ich war einige Tage in München u. sah meinen geliebten Ed. Keyserling. Der Arme ist wohl ganz blind u. ohne Hoffnung auf Besserung, doch sonst geht es ihm besser. Er arbeitet. Seine Novelle in der Rundschau ist wieder sehr gut.<sup>107</sup> Seine Welt ist nicht weit, aber er beherrscht sie vollkommen – zum Unterschiede von den anderen, die alles können u. wissen u. nur nicht die Welt beherrschen, von der sie reden. Kommen Sie vielleicht durch München? Von Paris? Da sollten Sie ihn doch besuchen. Ainmillerstrasse 19.<sup>1St.</sup>

Nächstens werde ich Chamberlain sehen. Er knüpft wieder an.<sup>108</sup>

Ich bin seit gestern in Wien. Wind, Staub u. was man sonst noch hier auf den Gassen trifft.

<sup>106</sup> LHW. Ein Bogen Hotelpapier mit Aufdruck, drei beschriebene Seiten; auf der vierten Seite das Postskriptum.

<sup>107</sup> Dumala. Roman von E. Graf Keyserling. In: Die Neue Rundschau. XVIIIter Jahrgang der freien Bühne. 1907. Bd. 2, S. 1165–1196 u. 1303–1342; als Buch erscheint das Werk im folgenden Jahr bei S. Fischer in Berlin.

<sup>108</sup> In München hatte Hugo Bruckmann Kassner wissen lassen, dass Chamberlain »mich gerne sehen <möchte>. Dazu sage ich nur Bravo u. mehr nicht« (Kassner an Houston Stewart Chamberlain, 15. Oktober 1907).

Wo ist der Fürst? Wohl in Lautschin? Bitte also um eine Zeile!  
Alles Schöne von Ihrem  
Rudolf Kassner

Bis 5/XI bin ich in Gr. Pawlowitz Mähren

59. *In Wien*

<Wien> IV., Victorgasse 5<sup>A109</sup>  
<20. Oktober 1907><sup>110</sup>  
<Sonntag>

Gnädigste Fürstin!

Unmöglich dass ich in die Schwindgasse<sup>111</sup> kam. War nicht zu Hause, erfuhr eben, dass Sie telephonieren ließen. Sehr gerne möchte ich Sie sehen! Aber wie u. wo? Bin abends in der Oper!<sup>112</sup> Würde dann ins Bristol<sup>113</sup> gehen, wenn Sie auch hingingen. Bitte um einen telephonischen Bericht gegen 6<sup>ho</sup> ins »Erzherzog Carl«. Morgen Abends fahre ich nach München,<sup>114</sup> bin in 14 Tagen zurück.

Auf Wiedersehen hoffentlich  
Rudolf Kassner

Wenn Sie hier wären u. es Ihnen nicht zu spät würde, käme ich gegen 10<sup>ho</sup> her oder zur Gräfin Schlick!<sup>115</sup>

<sup>109</sup> LHW. Ein Blatt mit gedruckter Adresse, zwei beschriebene Seiten. Kassner hat die Zeilen im Haus der Fürstin auf deren Briefpapier niedergeschrieben und hinterlegt.

<sup>110</sup> Für diese Datierung spricht neben dem Hinweis auf den »Erzherzog Carl« als Kassners derzeitigem Logis seine Nachricht von Dienstag, dem 15. Oktober 1907, an Houston Stewart Chamberlain: »Ich bin bis Sonntag <20. Oktober> da, gehe von da nach Pawlowitz, von wo ich erst in 14 Tagen wieder zurückkehre. – wäre es Ihnen angenehm, mit mir hier im Erzherzog Carl Samstag abendzuessen?« Zu diesem und folgenden Treffen s. Brief 60.

<sup>111</sup> Ins Malatelier der Fürstin.

<sup>112</sup> Am 20. Oktober stehen Jacques Offenbachs »Hoffmanns Erzählungen« auf dem Programm: »Ende um 10 Uhr« (Neue Freie Presse, 20. Oktober 1907, S. 40).

<sup>113</sup> Das von der Fürstin und Kassner gern besuchte Hotel-Restaurant »Bristol«, Wien I, Kärntner Ring 1.

<sup>114</sup> Schreibversehen statt »Groß-Pawlowitz« (vgl. Kassners Mitteilung an Chamberlain oben in Anm. 110).

<sup>115</sup> Gemeint sind die Victorgasse 5a bzw. die Wohnung der Gräfin Gegina Schlick in Wien III, Metternichgasse 4.

Als Kassner am 5. November von Groß-Pawlowitz nach Wien zurückkommt, mietet er sich in der »Pension Schönbrunn« in Hietzing ein.<sup>116</sup> Sie wird während der nächsten Jahre seine bevorzugte Wiener Adresse bleiben.

## 60. Von Wien nach Lautschin

Wien XIII.<sup>117</sup>  
Auhofstrasse 1.  
Pension Schönbrunn  
7/ 11 07  
<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Herzlichen Dank für Ihre so gütige Aufforderung.<sup>118</sup> Doch denken Sie, es steht so: seit einiger Zeit fängt es mir entschieden besser zu gehen an, ich fange wieder an mit meiner Melancholia zu coquettieren u. da alles jetzt darauf ankommt, drei bis vier gute Wochen zu haben, um ganz fertig zu sein so kann ich jetzt nicht weg. Sie werden das verstehen, da Sie alles verstehen. Zu Weihnachten gehe ich wieder nach Pawlowitz und wenn es Ihnen da passt, käme ich sehr gerne vorher auf einige Tage nach Lautschin. Da könnten wir dann einige »melancholische« Vorlesestunden arrangieren. Wie gesagt, es geht mir schon viel besser, doch ganz sicher bin ich meiner Nerven noch nicht, muss Eisensomatose<sup>119</sup> essen u. allerhand andere Dummheiten machen u. wieder nicht machen. Sie haben gar keine Ahnung wie sehr ich mich danach sehne mit der Melancholia fertig zu werden. Auch mir that es unendlich Leid Sie alle in Florenz nicht getroffen zu haben, aber wenn ich nicht wohl bin, komme ich mir lächerlich vor u. lächerlich ist man am besten u. oft mit Erfolg allein.

<sup>116</sup> Die unregelmäßig geführten amtlichen Meldeunterlagen Kassners beim Wiener Magistrat setzen erst im November 1911 ein; mögliche frühere An- und Abmeldungen sind nicht erhalten geblieben (freundliche Auskunft von Oberarchivrätin Dr. Michaela Laichmann, Wiener Stadt- und Landesarchiv).

<sup>117</sup> LHW. Zwei Bogen, sechs beschriebene Seiten.

<sup>118</sup> Offenbar hatte die Fürstin Kassner einen Erholungsaufenthalt in Lautschin vorgeschlagen.

<sup>119</sup> Ein 1896 von der Firma Friedrich Bayer & Co in Elberfeld entwickeltes Medikament, das »bei der Reconvaleszenz« nach »Typhus, Tuberkulose, Darmkatarrh« zu »rascher Kräftigung und Erholung« führt (Pharmaceutische Producte der Farbenfabriken von Friedrich Bayer & Co. Elberfeld 1900, S. 179–183).

Ich wohne jetzt in Hietzing in unmittelbarer Nähe vom Schönbrunnerpark, etwas weit von der Stadt, aber für die Victorgasse wird es im Januar keinen Unterschied machen, ich werde für Sie gleichsam weiter in der Karlsgasse<sup>120</sup> wohnen.

Chamberlain sehe ich wieder. Hat sich sehr verändert, muss sehr viel durchgemacht haben: Sehr menschenfeindlich geworden. Wir geben uns zuweilen Rendezvous mit allerhand Vorsichtsmaßnahmen wie Potentaten. Äußerlich ist er fast unkenntlich geworden, sehr mager ganz rasiert. Sein Gesicht auf diese Weise unglaublich vergeistigt, so dass ich es immer wieder anstarren muss.<sup>121</sup> Schade, dass ich ihn nicht werde in die Victorgasse bringen können, so als Wunder, als schönes Gesicht zum Anstarren, aber diesmal wird es schon gar nicht gehen.<sup>122</sup> Haben Sie Ed. Keyserlings »Dumala« schon gelesen im October u. Novemberheft der Rundschau?<sup>123</sup> Wunderschön!

Möglicherweise kommt Herman Keyserling her.<sup>124</sup> Sehe dem leider mit etwas gemischten Empfindungen entgegen, denn er kommt diesmal nicht nur als Freund sondern auch als Verfasser der »Unsterblichkeit«<sup>125</sup> eines sehr umfangreichen Buches, das er für eine »Befreiung der Menschheit«<sup>126</sup> hält und ich für recht schlecht halte. Was ist da zu ma-

<sup>120</sup> Kassners vorheriges Domizil in der Wohnung seines Vaters (s. Kassner – Taxis. Teil I, S. 114, Anm. 105).

<sup>121</sup> Auch Elsa Bruckmann hatte unter dem 26. Oktober erfahren: »Chamberlain sah ich also! Ich glaube wir verstanden uns wieder gut u. werden öfters zusammen kommen! Sie haben Recht, sein Kopf hat sich wunderbar vergeistigt. Ich kenne eigentlich keinen, in welchem der ganze Gedanke u. das ganz<e> Gefühl so heraustreten u. jede gröbere Sinnlichkeit so fehlt« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 439). Vgl. die Porträtfotografie als Frontispiz in: Houston Stewart Chamberlain, Briefe 1882–1924 und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. Bd. 2. München 1928.

<sup>122</sup> Zur missglückten Begegnung des Fürstenpaares mit Chamberlain im Februar 1903 vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 143.

<sup>123</sup> S. Anm. 107.

<sup>124</sup> Seine – verlorene – Ankündigung hatte Keyserling mit der Frage nach einer Unterkunft in Wien verknüpft, auf die Kassner am 15. November erwidert: »Ein Zimmer im Erzherzog Carl kostet von 4 K. an. Unter dem wird es auch manches, aber ganz unmögliche geben.« Diese Angabe zum mit einem Stern versehenen »Hotel Erzherzog Karl, Kärntnerstr. 31« bestätigt der »Baedeker« (Österreich. 28. Aufl. Leipzig 1910, S. 3): »Z<immer> zu 4–10«.

<sup>125</sup> Graf Hermann Keyserling, Unsterblichkeit. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungswelt. München 1907, 349 S.

<sup>126</sup> Es handelt sich offenbar um Zitate aus Keyserlings nicht überliefertem Begleitbrief zur Sendung des Buches. In diesem Kontext spricht auch Elsa Bruckmann in München am Nachmittag des 13. November 1907 zu Harry Graf Kessler »über Hermann Keyserling's Größenswahn« (Harry Graf Kessler, Das Tagebuch. Bd. 4: 1906–1914. Hg. von Jörg Schuster u.a. Stuttgart 2005, S. 361).

chen? Ich fürchte, es wird ein wenig krachen. Denn zu seinem ausgesprochenen ganz pathologischen Größenwahn gesellt sich jenes andere: ich wollte ihn unterdrücken u. fände von vornherein alles schlecht was er schreibt. Thut mir sehr leid, dass meine Beziehungen zu einem Menschen, an dem ich vieles hochschätze, nicht ganz rein sein können.<sup>127</sup>

Wann kämen Sie ungefähr nach Wien für die Commissionen?<sup>128</sup> Im Dezember glaube ich sind die Brüsseler wieder da.<sup>129</sup>

Nun adieu. Alles Schöne Ihnen u. dem Fürsten. Und nochmals vielen Dank! Ihr aufrichtig ergebener  
Rudolf Kassner

Kommt denn Prz. Pascha diesmal wieder nicht nach Wien?

Die Auseinandersetzung über Keyserlings »Unsterblichkeit« führt vorübergehend zum Bruch zwischen beiden Freunden. Acht Tage nach seinem Brief an Marie Taxis schreibt Kassner am 15. November 1907 an Keyserling: »[...] Ich wollte davon nicht reden, aber in meinen Beziehungen zu meinen wirklichen Freunden war immer bisher Aufrichtigkeit – wem zu liebe sollte ich also diese künstlich wegräumen? Nun es steht so: ich kann mich mit Ihrer »Unsterblichkeit« in keinem Sinne befreunden. Ich gestehe offen, es war mir eine Enttäuschung. Mir u. anderen. Ich rede sowohl vom Inhalt des Buches als auch vom Ton. Letzteren, ja, es muß heraus, konnte ich zuweilen nur mit Mühe ertragen. Lassen Sie mich darüber nicht viele Worte machen, es ist mir unangenehm.« Auf Keyserlings in »großer Erregung«<sup>130</sup> verfasste Antwort reagiert Kassner am

<sup>127</sup> Kassner hatte Keyserling von Vallombrosa aus am 20. August 1907 gebeten, das Buch nicht nach Italien, sondern »nach Wien zu schicken, wo ich wohl den zeitlichen October sein werde«. Von dort hatte er es nach Groß-Pawlowitz mitgenommen und bei der Lektüre »fast nichts Gutes darin« gefunden (Bruckmann-Briefwechsel, S. 440: 26. Oktober 1907).

<sup>128</sup> »Aufträge oder Besorgungen« (so Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache [wie Anm. 86], S. 127), hier mit Blick auf den Karten-Kauf zu gemeinsamen Besuchen kultureller Veranstaltungen.

<sup>129</sup> Laut einer Voranzeige des »Konzert-Bureaus Albert Gutmann« in der »Neuen Freien Presse« vom 1. Dezember 1907 (S. 46), gastiert das Brüsseler Streichquartett (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 202 mit Anm. 466) am 11. Dezember im Bösendorfer-Saal des Musikvereins. Dass es zum gemeinsamen Besuch dieses Konzertes kommt, ist ungewiss; denn am 4. Dezember teilt die Fürstin Bernard Berenson aus dem Hotel »Der Kaiserhof« in Berlin mit, sie werde noch am selben Abend mit ihrem Gatten »and two more companions« nach Petersburg reisen: »He has got lots to do there, & I took the idea d'en profiter just to see Russia where I never was, & particularly the Ermitage with the wonderful pictures. About a week ago I had not the slightest idea of this pilgrimage! Write to me to S. Petersburg Hôtel Europe [...] I don't think, that we will stay more than a week in Pebg [...]«

<sup>130</sup> Dass diese Einschätzung auf Houston Stewart Chamberlain zurückgeht, zeigt Kassners Schreiben vom 23. November an Keyserling: »Als ich Ihren Brief, den ich weiter nicht qualifizieren will, gelesen hatte, war es mir ganz klar, auf ihn nicht zu antworten. Und nur zur Ori-

23. November »in dem Sinne, in welchem es mir nothwendig erscheint, um Missverständnisse aufzuklären oder dies wenigstens nicht unversucht zu lassen«. »Wenn einer meiner Freunde [...] ein nicht gutes, ja stellenweise unangenehm flaches Buch« schreibt und »wenn dieser selbe Mensch mündlich und schriftlich mit den Prätentionen eines Genies u. Menschheitsbefreiers auftritt, so geniert mich das, u. ich versuche ihn auf diesen Widerspruch aufmerksam zu machen. Nun das habe ich gethan. Wenn Sie meinen, ich hätte unrecht und wollte eben nur grob sein, gut, dann will ich Ihnen heute das letzte Mal geschrieben haben. [...] ich fühle, um zu schließen, dass Ihnen die Genialität, die Sie mit einer Offenheit in Anspruch nehmen, die immer zu den absolut schlechten Manieren gehören wird unter Männern von Tact u. Geist, dass Ihnen diese Genialität absolut fehlt u. ich glaube wohl, immer fehlen wird. ... Wenn Sie mir wiederum nichts anderes zu sagen haben werden als das, was ich in Ihrem letzten Brief als hässlich zu vergessen trachten werde, so bitte schreiben Sie mir nicht u. ich verzichte vollkommen auf Ihre Freundschaft. Wenn Sie Ihre Meinung geändert haben werden oder wollen, so lassen Sie mich es wissen.«

Keyserling erinnert sich: »Wie ich es <das Buch ›Unsterblichkeit‹> fertig hatte, war ich überzeugt, eines der größten Werke der Weltliteratur geschrieben zu haben. Dieses nun fanden Chamberlain und Kassner ganz einfach schlecht! Das war ein furchtbarer Schlag für mich, denn trotz aller sachlichen Unabhängigkeit von ihnen war ich ihnen, die mir so viel bedeutet hatten, menschlich desto mehr verhaftet. Als richtig anerkennen tat ich ihr Urteil nicht, aber glücklicherweise versteifte ich mich auch nie auf mein Recht: so wuchs ich schnell über den ›Unsterblichkeitszustand‹ hinaus.«<sup>131</sup>

Kurz vor diesem Zerwürfnis hatte Kassner Rainer Maria Rilke in Wien kennengelernt, der auf Einladung des Buchhändlers Hugo Heller am 8. November in dessen Kunstsalon am Bauernmarkt eigene Gedichte und das Prosastück »Der Tod des Kammerherrn Christoph Detlev Brigge« liest und fünf Tage später seinen im Oktober 1905 niedergeschriebenen und seither an mehreren Orten gehaltenen Vortrag über den Bildhauer Auguste Rodin wiederholt.<sup>132</sup> Da

entierung u. nicht rathsuchend schickte ich ihn sofort an unseren gemeinsamen Freund [...]. Dieser Freund nun meinte, ich sollte doch darauf »mit einer Zeile« antworten – [...] auch der großen Erregung wegen, in die Sie mein Brief versetzt hatte u. mit der Sie dann geantwortet haben.«

<sup>131</sup> Graf Hermann Keyserling, *Menschen als Sinnbilder*. Darmstadt 1926, S. 45f.

<sup>132</sup> Vgl. Sabine Fuchs, Hugo Heller (1870–1923). Buchhändler und Verleger in Wien. Eine Monographie. Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Philosophie aus der Studienrichtung Germanistik an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. 2004 (<http://www.wienbibliothek.at/dokumente/fuchs-sabine.pdf>, Stand: 17.03.2015), S. 77–79. Am 16. November schreibt Rilke an Rodin: »[...] nie habe ich eine sympathischere Erfahrung gemacht als jene meines Vortrags vom 13. November. Ein Publikum, gut ausgewählt und nicht zu zahlreich, hat mich mit vollkommener Aufmerksamkeit begleitet. Der Saal blieb erleuchtet: So habe ich die persönlichen Eindrücke der Anwesenden beobachten können [...]. Am Schluß war nur eine einzige Stille, nur eine einzige, vibrierend wie eine Glocke, die eben das Angelus geläutet hat« (Rainer Maria Rilke, *Auguste Rodin, Der*

Kassner durch Krankheit verhindert ist, ergreift Rilke, von Hofmannsthal dazu ermuntert, die Initiative, fährt hinaus nach Hietzing und legt mit dieser ersten persönlichen Begegnung den Grund zu einer lebenslangen Freundschaft.<sup>133</sup> Das Ereignis findet in den erhaltenen Briefen an die in Lautschin weilende Fürstin keinen Niederschlag. Doch dürfte Kassner ausführlich darüber berichtet haben, als beide zu Beginn des neuen Jahres in Wien zusammenkommen.

61. *Von Groß-Pawlowitz nach Wien,  
weitergeleitet nach Lautschin*

<Groß-Pawlowitz,> 30.12.07<sup>134</sup>

<Montag>

Alles Gute für 1908! Bin morgen d. 31 in Wien. Auf Wiedersehen also!  
Rudolf Kassner

Das »Wiedersehen« ist spätestens für den 11. Januar 1908 bezeugt, als Kassner mit Hermann Keyserling in der Victorgasse zu Gast ist.<sup>135</sup> Drei Tage danach besucht er mit Hofmannsthal die Generalprobe einer Tanzmatinee der Schwestern Wiesenthal im kurz zuvor eröffneten »Theater Cabarett Fledermaus« in der Kärntnerstraße 33, von der beide so angetan sind, dass Hofmannsthal am 16. Januar der Fürstin vorschlägt: »Kassner hatte zugleich mit uns den Gedanken dass es Ihnen Spass machen würde die sehr netten Wiener Mädeln im Cabarett Fledermaus tanzen zu sehen [...] und das vielleicht Samstag um 5<sup>h</sup>, wo wir auch gehen.« Ob Marie Taxis den Gedanken aufgreift und man der Ver-

Briefwechsel und andere Dokumente. Hg. von Rätus Luck. Frankfurt a.M./Leipzig 2001, S. 219f.). Die Urfassung des Rodin-Vortrags aus dem Jahr 1905 hatte Rilke im Juli 1907 für die Ausgabe seines Rodin-Buchs umgearbeitet, das, laut Copyright, am 12. November 1907 erscheint (Ders., Sämtliche Werke. Bd. 5. Frankfurt a.M. 1965, S. 203–246; die Urfassung von 1905 ebd., S. 257–278; Erläuterungen zur Entstehung des Vortrags in Bd. 6, Frankfurt a.M. 1956, S. 1294–1296).

<sup>133</sup> Vgl. Rainer Maria Rilke und Rudolf Kassner, Freunde im Gespräch. Briefe und Dokumente. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp. Frankfurt a.M./Leipzig 1997 (künftig zit. als: Rilke – Kassner), S. 17–19.

<sup>134</sup> KEB. Maschinenabschrift; Postkarte. Ansicht: Gruss aus Gross-Pawlowitz. Adresse: I. D. der Fürstin / Maria v. Thurn u. Taxis / Wien IV / Victorgasse 5a; umadressiert von fremder Hand nach »Lautschin per Nimburg / Böhmen«.

<sup>135</sup> Am nächsten Tag hatte Kassner Chamberlain eröffnet, er sei »gestern mit Herman<n> bei Thurn u. Taxis zusammen<getroffen>«. Über beider Verhalten während dieses ersten Zusammentreffens nach der brieflichen Auseinandersetzung ist nichts bekannt; vermutlich sprachen sie, wie Keyserling später unterstreicht, »so wenig als möglich über unsere Bücher« (Graf Hermann Keyserling, Reise durch die Zeit. Ursprünge und Entfaltungen. Innsbruck 1948, S. 187).



anstaltung gemeinsam beiwohnt, bleibt offen. Hingegen wissen wir, dass Kassners Vorlesungen aus Rilkes Gedichten, zuletzt den »Neuen Gedichten«, die Rilke ihm zum Weihnachtsfest »in herzlicher Erinnerung« zugeeignet hatte,<sup>136</sup> die Fürstin »zum ersten Genuß« dieser Dichtung bringen.<sup>137</sup> Wenig später vernimmt sie sie aus berufenem Munde, als am 27. Februar 1908, »abends 1/28 Uhr im Grossen Musikvereins-Saal« Josef Kainz einen »Vortrags-Abend« »zu wohltätigem Zweck« hält, auf dessen Programm – neben Werken von Schiller, Homer, Byron, Schnitzler und abschließend »Humoristischem« – ausgewählte Gedichte Rilkes stehen, und zwar: »Das Karussell, »Der Tod des Dichters«, »Der Panther«, »Der König«, »Auferstehung«, »Der Fahnenträger«, »Orpheus, Eurydike, Hermes«, »Der Schauende«.<sup>138</sup> Diese »Vorlesung durch den damals größten lebenden Schauspieler« weckt in ihr »den Wunsch, den Dichter persönlich kennenzulernen«<sup>139</sup> – ein Wunsch, der sich freilich erst im Dezember 1909 erfüllen wird.

Andererseits hatte sie bei diesem oder einem weiteren Treffen – jedenfalls vor ihrer durch die folgenden Zeilen dokumentierten Reise nach Rom<sup>140</sup> – erfahren, dass Kassner die zu Beginn des Jahres wieder vorgenommene »Melancholia« Ende Dezember 1907 hatte vollenden können und dass der S. Fischer Verlag zügig mit Satz und Druck des Buches beginnt. Als Ende April erste Belegbände in Groß-Pawlowitz eintreffen, geht unverzüglich ein heute verschollenes Exemplar nach Duino.

<sup>136</sup> Der Kleinoktavband in schwarzem Maroquinleder (der Originalumschlag ist eingebunden) trägt die Widmung auf der Signetseite: »Rudolf Kassner / in herzlicher Erinnerung: / RMRilke / Oberneuland / Weihnachten 1907.« (Antiquariat Flühmann, Zürich, Katalog 18: Literatur und Illustration. Eine Auswahl. Zürich o.J., S. 61, mit Abb.)

<sup>137</sup> Vgl. Rilke – Kassner, S. 19f.; KSW X, S. 325.

<sup>138</sup> So das »unentgeltliche Programm« der »Konzert-Direktion Albert Gutmann« (Programmzettel-Sammlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien); nahezu wortgleich übernommen in: Neue Freie Presse, 27. Februar 1908, S. 10. – Die Fürstin selbst betont, sie habe »die Mehrzahl« von Rilkes »Veröffentlichungen« gekannt und »bereits viel über ihn durch Dr. Rudolf Kassner, unsern gemeinsamen Freund, gehört. Eines Abends hatte Kainz in Wien Verse von ihm vorgetragen, die mir einen tiefen Eindruck hinterließen« (Marie von Thurn und Taxis, Erinnerungen an Rainer Maria Rilke [wie Anm. 65], S. 5f.).

<sup>139</sup> KSW X, S. 329 u. 331. Kassner irrt in der zeitlichen Zuordnung, wenn er anmerkt (ebd., S. 329), die Kainz-Lesung (am 27. Februar 1908) habe »zwei Jahre« nach Rilkes Auftreten in Wien (am 8. und 13. November 1907) stattgefunden.

<sup>140</sup> S. dazu Anm. 149 u. 164.

62. Von Groß-Pawlowitz nach Duino

<Groß-Pawlowitz, 28. April 1908><sup>141</sup>

<Dienstag>

Heute ging die Melancholia an Sie ab.<sup>142</sup> Bin noch da, hatte heftige Masern, geht mir aber wieder gut, besser als vor der Erkrankung. Gehe morgen nach Berlin Pension Heuckelum

W. Keithstrasse 16.<sup>143</sup>

Hoffentlich hatten Sie eine schöne Zeit in Rom.

Alles Herzliche

Rudolf Kassner

Mit der 1906, im Todesjahr des Vaters, begonnenen »Melancholia« tritt Kassner, nach eigenem Bekunden, aus seiner Jugend heraus in eine neue, zweite Schaffensepoche. Programmatisch hatte er Gottlieb Fritz am 5. Januar 1907 erklärt: »Ein Buch, das ich vor Jahresfrist unterbrechen mußte, habe ich wieder aufgenommen. Ich hätte viel darüber zu sagen, wie sehr ich mich darin bemühen will nicht anders zu sein sondern anders zu gestalten, weniger antithetisch, als in der Form, im Übergang die Dinge zu sehen und zu sagen, bescheidener und auch subtiler zu sein, überhaupt mehr zu gestalten und weniger zu übertreiben. Die Dinge über sich selber stellen – das ist Form und von dieser Form habe ich in meinem bisherigen Büchern noch zu wenig.«<sup>144</sup> Das im Druck mit der geheimnisvollen Zueignung »to G. R.« versehene Buch war, wie Kassner ein Menschenalter später offenbart, aus einer »Stimmung« »der Tränen, des Schreckens und des Lachens« entstanden, aus der Stimmung der »heftigsten« »Verliebtheit« »in ein Geschöpf«: »Nach den üblichen Schülerschwärmereien [...] kam offenbar die Raserei über mich. Ich kam damals aus Afrika, fuhr

<sup>141</sup> LHW. Korrespondenz-Karte. Poststempel: Gross-Pawlowitz / Velke Pavlovice, 28.4.08; Ankunftsstempel: Duino, 29.4.08. Adresse: I. D. / Fürstin M. v. Thurn u. Taxis Hohenlohe / Duino / bei Nabresina / Küstenland.

<sup>142</sup> Melancholia / Eine Trilogie des Geistes / von Rudolf Kassner / S. Fischer, Verlag Berlin / 1908 (KSW II, S. 177–372). Am 27. und 28. April versendet Kassner Exemplare auch an Hugo von Hofmannsthal, Houston Stewart Chamberlain, Max Mell und Lili Schalk (vgl. BW Kassner, S. 112). Das der Fürstin zgedachte Buch ist verschollen.

<sup>143</sup> Gleichlautende Nachrichten gehen am 27. und 28. April an Lili Schalk, Houston Stewart Chamberlain (auch hier ist von einer »heftige<n> Masernattaque« die Rede), Otto von Taube (vgl. Kassner – Taube, S. 271) und Max Mell. – Der »Baedeker« (Berlin und Umgebung. 17. Aufl. Leipzig 1912, S. 7) verzeichnet unter den »Pensionen« »im Westen«: »Keithstr. 16, van Heuckelum, 120 Z<immer>«.

<sup>144</sup> Briefe an Tetzl (wie Anm. 64), S. 136 (vgl. KSW II, S. 506; KSW VII, S. 136).

durch Italien und lernte sie in Venedig kennen. [...]. Es war Graziella Rossi.<sup>145</sup> Eine der schönsten Gebilde dieser Erde. So schien es mir jedenfalls damals. Ihr widmete ich also, einem Versprechen gemäss, das Buch in der 1. Auflage: to G. R., aus einer unsterblichen Verliebtheit heraus, weinend und lachend.«<sup>146</sup>

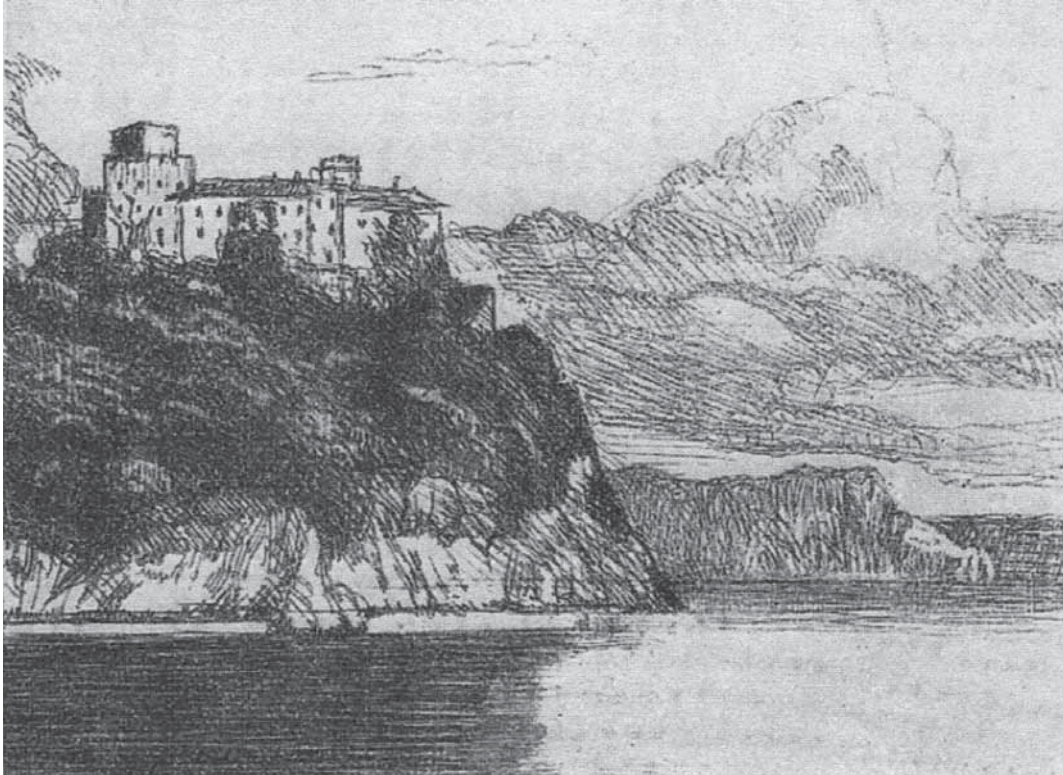


Abb. 3: Duino. Radierung von Marie von Thurn und Taxis (aus: Karl Erdm. Edler, Betta von Duino. Wien 1909, nach S. 30. Privatsammlung, Stuttgart)

<sup>145</sup> Nichts Näheres ermittelt. Nicht zu verwechseln mit der 1957 geborenen Schweizer Theater- und Filmschauspielerin gleichen Namens.

<sup>146</sup> A. Cl. Kensik, Narziss. Im Gespräch mit Rudolf Kassner. 1947–1958. Zürich 1985, S. 22f.

### 63. Von Berlin nach Duino

Berlin am 4/5 08.<sup>147</sup>

Keithstrasse 16.

<Montag>

Gnädigste Fürstin!

So soll es aber nicht sein. Es soll Ihnen immer gut gehen.<sup>148</sup> Denken Sie sich schnell etwas Gutes für sich aus, irgend eine besondere Reise vielleicht nach dem Nordpol um das Versäumte oder besser Verlorene nachzuholen und wieder zu gewinnen.<sup>149</sup>

Nun bin ich wieder einmal in Berlin. Ohne besondere Erregung. Oder doch nur manchmal darüber, dass ich unter den vielleicht hässlichsten Menschen lebe. Man ist sehr Snob hier oder sehr vieles aus Snobismus, in gewisser Hinsicht anständiger in anderer, wichtigerer aber auch viel unanständiger als vor Jahren.<sup>150</sup> Schade, dass man durch Snobismus nicht ein bisschen hübscher werden kann. Auf den Gesichtern der Männer lese ich immer gefälschten Rheinwein und denen der Frauen schlechten Café!

Gut sind einige Theater, vielmehr drei bis vier Schauspieler u. die Regie Reinhardts. Letztere sogar genial und ganz einzig dadurch, dass sie

<sup>147</sup> LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten. – In Berlin trifft er, wie aus seinen Karten an Otto von Taube vom 5. und 7. Mai hervorgeht (vgl. Kassner – Taube, S. 271f.), mit Arthur Holitscher (1869–1941) zusammen, der seit Herbst 1907 in Berlin als Lektor im Bruno Cassirer Verlag arbeitet (s. Arthur Holitscher, *Mein Leben in dieser Zeit*. Potsdam 1928, S. 49–53).

<sup>148</sup> Augenscheinlich hatte die Fürstin ihren Dank für die »Melancholia« mit der Nachricht verknüpft, dass sie ihre von Kassner in Brief 62 erwähnte Reise nach Rom wegen »Unwohlseins« (vgl. Brief 64) hatte abbrechen müssen (vgl. ihre Mitteilung an Hofmannsthal vom 4. Juni 1908, zit. unten in Anm. 164).

<sup>149</sup> Einen Monat später, am 6. Juni 1908, wird Marie Taxis zu einer kleinen Reise aufbrechen, s.u. Anm. 164.

<sup>150</sup> Kassner hatte im Winter- und Sommersemester 1895/96 an der Universität Berlin bei Erich Schmidt, Karl Weinhold, Heinrich von Treitschke, Wilhelm Dilthey und Herman Grimm studiert und sich seither mehrmals dort aufgehalten. Unter demselben Datum des 4. Mai 1908 erklärt er Houston Stewart Chamberlain: »Vor 12 Jahren als Student hat mir alles Norddeutsche sehr imponiert, das ist jetzt anders geworden.« Schon vor Antritt der Reise hatte er Otto von Taube am 5. Februar eingeräumt: »Meine Sehnsucht nach Berlin ist ja nicht besonders groß, aber man orientiert sich dort ganz gut über vieles« (Kassner – Taube, S. 270).

immer Kunst bleibt. Ich wünschte Sie hätten vorgestern mit mir Aristophanes *Lysistrata*<sup>151</sup> gesehen.

Ich bleibe noch bis ca 21. hier.<sup>152</sup>

Gesundheitlich geht es mir besser. Trotzdem sehe ich aber ein, dass, um die lang versprochene Übersetzung von Platons Staat endlich zu machen, ich 5–6 Monate am Lande an der See werde bleiben müssen.<sup>153</sup> Ich sehe immer mehr ein, dass es doch keine eigentliche Nikotinvergiftung sondern mehr ein acuter Fall von Neurasthenie<sup>154</sup> ist.

Leben Sie wohl, gnädigste Fürstin! Bitte bald um eine Zeile über Ihr Befinden.

Alles Herzliche Ihnen u. den Ihren  
Rudolf Kassner

Wo ist der Fürst?

<sup>151</sup> Die »Lysistrata« des Aristophanes in der Bearbeitung von Leo Greiner (Leo Greiner, *Lysistrata. Komödie frei nach Aristophanes*. Berlin 1908) war zum ersten Mal am 27. Februar 1907 in Reinhardts Berliner Kammerspielen aufgeführt worden und erlebt bis zum 5. Oktober 1909 76 Aufführungen, auch am genannten 2. Mai 1907 (vgl. Heinrich Huesmann, *Welttheater Reinhardt*. Bauten, Spielstätten, Inszenierungen. München 1983, Nr. 363). Gertrud Eysoldt, die Kassner im September 1904 persönlich kennengelernt und als Elektra in Hofmannsthals gleichnamiger Tragödie bewundert hatte (s. BW Kassner, S. 54–58), spielt die Titelrolle.

<sup>152</sup> Am folgenden Tag, dem 5. Mai, heißt es an Rilke: »Bin bis 20. hier« (Rilke – Kassner, S. 23). In den überlieferten Briefen an die Fürstin bringt Kassner seine geplante Weiterreise nach London nicht zur Sprache. Gleichwohl dürfte er sie in ähnlicher Weise informiert haben wie Houston Stewart Chamberlain, der unter dem 4. Mai neben der genauen Londoner Hotel-Adresse hatte lesen können: »Ich bin dort vom 1 Juni an.«

<sup>153</sup> Schon am 1. März 1908 hatte Kassner Chamberlain erläutert, er betrachte die Übersetzung von »Platons Staat als Askese. Zum Schlusse hat man schließlich doch seine Freude daran, aber wirklich erst am Schlusse.« Trotz solcher Vorsätze wird er – nicht zuletzt wegen der in diesem Jahr angetretenen Reise nach Indien (s. Brief 66) – die Arbeit am »Staat« abbrechen und jede weitere Platon-Übersetzung aufgeben. Die Werkausgabe, die er 1903 im Auftrag des Verlegers Eugen Diederichs übernommen hatte, wird von den klassischen Philologen Otto Kiefer (1876–1935) und Karl Preisendanz (1883–1968) weitergeführt. Zuerst erscheint 1909 der von Kassner nicht zu Ende gebrachte Band »Platons Staat« (ins Deutsche übertragen von Karl Preisendanz). Dass Preisendanz dabei auf Kassners Vorarbeit zurückgegriffen hat, ist wenig wahrscheinlich.

<sup>154</sup> Neurasthenie (Nervenschwäche) ist eine heute kaum mehr diagnostizierte psychische Störung. An ihre Stelle sind Krankheitsbilder wie Depression oder neuerdings Burn-out getreten. Hingegen zählt sie im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert zu den Modekrankheiten der Gesellschaft und ist vor 1914 eine der meistgestellten psychiatrischen Diagnosen.

Kassner verlässt Berlin in der dritten Maidekade und legt auf dem Weg nach England einen mehrtägigen Zwischenhalt in Danzig ein.<sup>155</sup>

#### 64. Von Danzig nach Duino

Danzig 27/5 08.<sup>156</sup>  
<Mittwoch>

Gnädigste Fürstin!

Bin schon lange ohne Nachricht. Wie geht es Ihnen? Hat sich das Unwohlsein ganz gehoben? Bitte darüber einige Zeilen nach London, wo ich nächste Woche eintreffe.

Von mir nicht viel zu sagen. Lebe ohne Überfluss, was immer so viel wie sehr wenig ist. Meine Nerven machen noch allerhand Schwierigkeiten u. das lässt den Überfluss nicht aufkommen. Berlin war nicht ohne Reiz, aber das lag meist in den Theatern und in einigen altitalienischen Bildern. Sah einmal den famosen Dichter Hermann<sup>157</sup> er stellte mich seiner Braut (»Braut«) vor, vielleicht wird sie ihm bald wieder sterben und da gibt es dann wieder Trauer und einige Schauspiele.

<sup>155</sup> Einzelheiten dieser Danziger Tage sind nicht bekannt geworden. Ein zweites Mal wird sich Kassner dort Anfang Oktober 1937 aufhalten, als er Carl Jacob Burckhardt (1891–1974) besucht, der als Hoher Kommissar des Völkerbundes für die seit dem Versailler Friedensvertrag unter Völkerbundaufsicht stehende ›Freie Stadt Danzig‹ amtiert (vgl. Carl Jacob Burckhardt, *Meine Danziger Mission 1937–1939*. München 1960).

<sup>156</sup> LHW. Ein Bogen, drei beschriebene Seiten.

<sup>157</sup> Der Schriftsteller Georg Hermann, eigentl. Georg Hermann Borchardt, geb. am 7. Oktober 1871 in Berlin; Bruder des bedeutenden Ägyptologen Ludwig Borchardt (1863–1938). Er wohnt in Berlin-Friedenau, Kaiserallee (heute: Bundesallee) 108, wo 1962 ein Gedenkstein für ihn aufgestellt wird. Er hatte zwischen 1896 und 1899 in Berlin Kunstgeschichte studiert, aber auch Vorlesungen des Germanisten Erich Schmidt besucht und dabei Kassner kennengelernt, auf dessen Werk er am 7. Juli 1923 im Rahmen seiner regelmäßigen »Brieven over de duitsche Literatuur« in der Amsterdamer Tageszeitung »Algemeen Handelsblad« eindringlich hinweisen wird. Als »jüdischer Fontane« ist er berühmt durch seine vielgelesenen Romane aus dem Berliner Judentum der Biedermeierzeit, vor allem durch das zweibändige Werk »Jettchen Geberts Geschichte« mit »Jettchen Gebert« (1906) und »Henriette Jakoby« (1908), deren spätere Dramatisierungen (1913 und 1915) allerdings an den Erfolg der Romane nicht anknüpfen können. Die 1900 mit Martha Heynemann (1875–?) geschlossene Ehe – 1902 stirbt das erste Kind, ein Mädchen, nach der Geburt – wird 1918 geschieden. 1933 geht er ins holländische Exil und wird im November 1943 im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau ermordet (vgl. Georg Hermann. *Materialien zur Kenntnis seines Lebens und Werkes*. Hg. von C.G. van Lieke. Amsterdam 1974; Martin Glaubrecht, Art. »Hermann, Georg« in: *Neue Deutsche Biographie* 8, 1969, S. 656f).

Auf London freue ich mich sehr. Hoffe sehr Lady Johnstone dort anzutreffen.

Wie geht es im Mzell?<sup>158</sup> Sie werden wohl bald nach Lautschin?

Nun adieu. Alles Herzliche!

Rudolf Kassner

Adresse in London: Cavendish Hotel 7 Holles Street (Cavendish Square)  
London W<sup>159</sup>

Hier trifft Kassner, laut einer Postkarte an Lili Schalk, am 2. Juni ein.<sup>160</sup> Zwar ist ihm »gar nicht« nach Arbeit zumute, denn seine »Nerven« seien »doch sehr hergenommen gewesen«, gleichwohl erlebe er London als »groß, einzig. Das fühlt man so recht nach der Pöbelstadt Berlin.<sup>161</sup> Keiner Stadt kann ich mich so hingeben wie dieser. Vor 10 Jahren war ich hier gewesen ein einsamstes,

<sup>158</sup> Auf Schloss Mzell (Mcell, Mcely), das vom 5 km entfernten Lautschin »zu Fuß« auf einem »Wald-Umweg« zu erreichen ist, lebt Prinz Erich von Thurn und Taxis mit seiner Frau und »einer Schar goldblonder« Kinder (KSW VII, S. 525). 1869 hatte die Familie Thurn und Taxis das 1698 für Oktavian Ladislav von Waldstein (1646–1718) erbaute, 1840 umgestaltete und 1863 erweiterte Jagdschloss samt zugehörigen Gütern erworben. Hier hatten Alexander und Marie von Thurn und Taxis nach ihrer Hochzeit seit April 1875 gelebt, ehe sie, nach dem Tod von Alexanders Vater Hugo Maximilian am 28. November 1889, ins Lautschiner Schloss übersiedelt waren. Fürst Alexander wird Mzell seinem Enkel Louis (Luigi, Ludwig, 1908–1985), Sohn von Pascha Taxis, vermachen. Er bewohnt das Schloss ab 1939 mit seiner Frau Fanny, geb. Goodyear (gest. am 24. Januar 1975), die er am 10. Juni 1939 in Buffalo geheiratet hatte, und dem gemeinsamen am 26. Februar 1940 in Mcell geborenen Sohn Alexander (genannt Sasha; gest. am 21. August 2011). Nach der Enteignung des Besitzes aufgrund der Beneš-Dekrete flüchtete Louis mit seiner Familie über die Schweiz in die Heimat seiner Ehefrau, von der er sich 1948 scheiden lässt. Er stirbt am 25. März 1985 in Camillus, New York. Seine Gattin Fanny ist nicht, wie immer wieder behauptet, Tochter des Begründers des Gummi- und Reifenimperiums Charles Nelson Goodyear (1800–1860), sondern Tochter des Bradley Goodyear aus einer bekannten Familie in Buffalo, deren »fortune was made in lumber and railroads« (<http://royalmusingsblogspot.com.blogspot.de/2011/09/death-of-alexander-de-torre-tasso.html>; Stand: 10.08.2015). In der Folge verfällt das unter anderem als Warenlager genutzte Schloss immer mehr, ehe es 2001 in Privatbesitz kommt und 2006 als Luxushotel »Chateau Mcely« eröffnet wird.

<sup>159</sup> Gemeint ist nicht das heute noch bestehende »Hotel Cavendish« in 81 Jermyn Street im Herzen von Piccadilly (vgl. Karl Baedeker, London und Umgebung. 16. Aufl. Leipzig 1909, S. 5), sondern wohl ein im »Baedeker« nicht verzeichnetes »privates Hotel« im Londoner Westend nahe dem Oxford Circus. In der Adressangabe des folgenden Briefes 65 verzichtet Kassner auf die Bezeichnung »Hotel Cavendish«, ebenso im Brief an Lili Schalk vom 4. Juni 1908 mit der knappen Bemerkung: »Hotel geht an.«

<sup>160</sup> »Seit zwei Tagen hier«, heißt es im zitierten Brief an Lili Schalk vom 4. Juni.

<sup>161</sup> Hugo von Hofmannsthal hatte schon Jahre zuvor, am 26. Dezember 1894, im Brief an Elsa Prinzessin Cantacuzène, später verheiratete Bruckmann, Berlin als »Affenstadt« bezeichnet (Bruckmann-Briefwechsel, S. 203).

wichtigstes Jahr meines Lebens.<sup>162</sup> Dazwischen liegt viel«, bekennt er Houston Stewart Chamberlain am 17. Juni. Am selben Tag schreibt er auch an die Fürstin:

### 65. Von London nach Lautschin

7 Holles St.<sup>163</sup>  
Cavendish Square  
London W.  
17/6 08.  
<Mittwoch>

Gnädigste Fürstin!

Ich nehme an, Sie haben zum zweihundertstenmal Italien verlassen u. sind wieder in Lautschin.<sup>164</sup> Danke für Ihren letzten Brief, der mir ja sagte, dass Sie wieder in guter Condition sind, was mich sehr gefreut hat. Ich glaube, vielmehr weiß ich es, dass Sie auch zu den Menschen gehören, die irgendwie von innen nur geheilt werden können – vergessen Sie also nie, sich im Augenblick der Noth Musik vormachen zu lassen.<sup>165</sup> Ich

<sup>162</sup> Nach Abschluss des Studiums an der Universität Wien und seiner am 7. und 12. November 1896 bestandenen mündlichen Doktorprüfung hatte sich Kassner in der orthopädischen Kuranstalt Göggingen bei Augsburg einer Behandlung seiner durch Poliomyelitis gelähmten Beine unterzogen und war von dort im Juli 1897 nach London gefahren, wo er sich – nur unterbrochen vom »Sommerterm« in Oxford zwischen Anfang Juni und 20. Juli – bis September 1898 aufhält (KSW IX, S. 284ff., 312; Briefe an Tetzl [wie Anm. 64], S. 23–48). In seinen 1949 veröffentlichten »Erinnerungen an England« wird er unterstreichen, »daß mir heute, nach einem halben Jahrhundert, diese oft recht finsternen Monate einer großen Einsamkeit zu den wichtigsten, in mancher Hinsicht kostbarsten meines Lebens gehören und ich mich ihrer mit mehr Innigkeit, ja Dankbarkeit erinnere als anderer, auf denen mehr Glanz zu liegen schien« (KSW IX, S. 287).

<sup>163</sup> LHW. Ein ganzer und ein halber Bogen, sechs beschriebene Seiten.

<sup>164</sup> Von Duino hatte Marie Taxis am 4. Juni an Hofmannsthal geschrieben: »Ich hätte Ihnen früher geantwortet aber ich war miserabel (habe meine Römerreise unterbrechen müssen um so schnell als möglich herzukommen<,> dies war auch der Grund dass ich Ihren Schwager <Hans Schlesinger in Rom> nicht aufsuchen konnte den ich gerne noch vor meiner Abreise gesehen hätte – Jetzt bin ich am Sprung – fahre übermorgen per Auto nach Cortina d’Ampezzo dann Villach, Graz und Wien wo ich den Festzug sehen möchte [...] – Mitte Juni werde ich zu Hause sein.« Gemeint ist der Jubiläums-Festzug zur 60. Wiederkehr der Thronbesteigung Kaiser Franz Josephs am 12. Juni 1908 (vgl. Elisabeth Grossegger, Der Kaiser-Huldigungs-Festzug. Wien 1908/1992, mit umfangreichem Abbildungsteil auf S. 265–357).

<sup>165</sup> Marie Taxis liebt die klassische Musik mit einer, wie Kassner feststellt, gewissen »Uner sättlichkeit« (Rilke – Kassner, S. 127): »So oft das sogenannte Zweite Böhmisches Quartett ins Lautschiner Schloß [...] oder das Triestiner nach Duino eingeladen war, wurde zu allen möglichen Stunden des Tages gespielt: Am Morgen schon. Oft war dann die Fürstin der einzige Zuhörer. [...] Das Triestiner Quartett spielte [...] meist auf der Terrasse mit Blick auf das



möchte mir augenblicklich auch Musik vormachen lassen, aber weiß der Teufel, das Quartett kommt nicht u. ich warte.<sup>166</sup>

Gestern sah ich die Johnstone, die von Schottland kam, wo sie sich von einem wie es scheint heftigeren Unwohlsein erholt hat. Die Sache mit dem Herzen scheint der Armen doch Sorge zu machen, mehr als früher, aus einigen Äußerungen konnte man es fühlen.

Jedenfalls fühlt sie sich in Kopenhagen nicht sehr wohl<sup>167</sup> weder physisch noch sonst. Sie ist im übrigen in Trauer, ihr Vater ist dieses Frühjahr gestorben.<sup>168</sup> Wir sprachen viel von Ihnen u. meinten, Sie sollten doch herkommen, oder überhaupt wieder einmal nach England. Kennen Sie die Wallace Collection eigentlich?<sup>169</sup> Ich habe sie zum erstenmal

Meer bis nach Grado, Triest und überallhin, was die Fürstin mit ihrem Enthusiasmus und mit ihrer Romantik ganz außerordentlich genoß« (KSW X, S. 326f.; vgl. dazu Marie Taxis, Erinnerungen an Rilke [wie Anm. 65], S. 30f.). Wie stark Musik in schwerster Zeit auf sie einzuwirken vermag, belegen ihre Zeilen vom 14. April 1918 an Rilke: »Alex spielt soeben – eine Sonate von Bach für Geige und ›Cembalo‹ – und Sie sollten da sein [...] – oh welche Seelen gibt einem die Musik – wie wird ein jedes Fühlen ver Hundertfach bis man es kaum ertragen kann – und so viele Erinnerungen kommen alle – eine jede winkt, ruft Erkennst Du mich – Und jetzt spielt er einen Lully – oh Gott und es kommt eine meiner verlorenen Seelen – sie kommt mit Augen voller Thränen und zeigt mit zitternder Hand – nach Westen – Serafico, Serafico dieser Nebel von Blut und Thränen wird er nie mehr schwinden? Werden wir alle in ihm untergehen ... wird alles untergehen« (Rilke – Taxis, S. 545).

<sup>166</sup> Fünf Tage früher, am 12. Juni 1908, hatte Kassner Lili Schalk mitgeteilt: »In London bin ich schon recht zu hause, eigentlich bin ich das immer schon am 2ten Tag, eigentlich ärgere ich mich immer, daß ich es am 1ten schon nicht bin, die ersten Tage war ich sogar sentimental! Am Ende ist es doch die schönste Stadt. An einem Junitag. Keine Stadt ist dann so in Luft getaucht, so wie befreit, so toll!«

<sup>167</sup> Lady Antoinette (Nettie) Johnstone, geb. Pinchot; seit 1892 verheiratet mit dem britischen Diplomaten Sir Alan Johnstone (1858–1932). Er war 1879 in den auswärtigen Dienst eingetreten und, nach Stellungen als Legationsrat in Kopenhagen (1895) und Darmstadt (1900) sowie als Botschaftssekretär in Wien (1903), 1905 als Nachfolger Sir Edward Goschens (1847–1924) zum Botschafter in Dänemark ernannt worden.

<sup>168</sup> Der Kaufmann und Pionier des Forstwesens James W. Pinchot, geb. 1831 in Mitford, Pennsylvania, war 1908 in New York verstorben (Who was who in America. Vol. 1: 1897–1942. 5. Aufl. Chicago 1962, S. 974). The Washington Post vom 7. Februar 1908 hatte gemeldet: »James W. Pinchot is Dead« (<http://www.newspaperarchive.com>; Stand: 12.07.2014).

<sup>169</sup> Die »Wallace Collection«, Ende des 19. Jahrhunderts von Richard Seymour-Conway, 4<sup>th</sup> Marquess of Hertford (1800–1870), gegründet, fällt 1871 an dessen illegitimen Sohn Sir Richard Wallace (1810–1890), der die Sammlung erweitert und ausbaut. Nach dessen Tod wird sie 1897 von Lady Julie Wallace (1819–1897) dem englischen Staat vermacht (vgl. Roland Montebianco, Sir Richard Wallace. Paris 2007). Das Museum, 1900 für das Publikum im Hertford House am Londoner Manchester Square eröffnet, ist berühmt für seine französischen Gemälde, Skulpturen, Porzellane und Möbel des 17. und 18. Jahrhunderts sowie für europäische Waffen, Rüstungen und Gemälde englischer, flämischer, spanischer und italienischer Meister, unter ihnen Tizian, Velásquez, Anthonis van Dyck, William Turner, Rembrandt, Rubens oder Frans Hals (vgl. Karl Baedeker, London und Umgebung [wie Anm. 159], S. 245–253). Eine in der »Wallace Collection, London« erworbene Postkarte mit dem Gemälde »Fête Champêtre« von Jean-Baptiste Pater (1695–1736) schickt Kassner

gesehen, sie ist ja herrlich, einzig, besonders für Porzellan, Fayence und Möbel. Ich habe hier versucht mit Ihren Augen zu sehen.

Den Sommer werde ich leider nicht nach Österreich kommen, ich möchte im Juli an die See in Cornwall u. im August ev. auf nicht lange Zeit nach Schottland. Der Gedanke schon diesen Herbst nach Indien zu gehen, kommt mir manchmal sehr nahe, aber ich weiß nicht, ob ich kräftig genug sein werde u. der Hitze u. allem ohne Nachtheil standhalten könnte. Dank der Nikotinvergiftung bin ich eben doch nicht so widerstandsfähig wie früher. Andererseits sagt man hier, wer Indien sehen will, soll sich beeilen, die Sachen sehen dort nicht gut aus, eine große, allgemeine Meuterei sei nicht ausgeschlossen und Reval<sup>170</sup> soll so eine Art Demonstration gewesen <sein> to impose upon the bomb-throwing Yogi's.<sup>171</sup>

Wie geht es im Mzell? Jetzt kommt ja bald für die Kleinen der Lautschiner Monat, nennen wir es einmal so.<sup>172</sup>

Kommt der Fürst nicht in nächster Zeit nach London?

Nun adieu! Allen alles Herzlichste!

Rudolf Kassner

am 15. September 1908 an Elsa Bruckmann in München (vgl. Bruckmann-Briefwechsel, S. 453).

<sup>170</sup> Der britische König Eduard VII. (1840–1910) und Zar Nikolaus II. (1868–1918) waren kurz zuvor, am 9. Juni 1908, auf der Reede von Reval (Tallin), der Hauptstadt Estlands, zu einer zweitägigen »Entrevue« zusammengetroffen, in deren Verlauf sie neben Problemen der Politik im Nahen und Fernen Osten vor allem die schwelende »macedonische Frage« erörtern. Dabei verständigen sie sich über ein im beiderseitigen Interesse liegendes Befriedungsprogramm für das zum osmanischen Reich gehörende Land, das von Aufständen der Jungtürken erschütterte wird (vgl. Leitartikel und Bericht im Morgenblatt der »Neuen Freien Presse« vom 10. Juni 1908, S. 1).

<sup>171</sup> Im Mai 1908 waren – nicht zuletzt als Folge der Teilung Bengalens – Aufstände im Grenzgebiet zwischen Indien und Afghanistan ausgebrochen, die von den britischen Truppen binnen zweier Wochen niedergeschlagen wurden. Doch auch im Landesinnern regt sich vermehrt Widerstand gegen die Kolonialmacht mit dem Ziel der Selbstverwaltung und Unabhängigkeit.

<sup>172</sup> Die Enkelkinder der Fürstin verbringen in der Regel einen Teil des Sommers auf Schloss Lautschin; hier sind die in Mzell lebenden Kinder des Prinzen Erich gemeint: Maria Theresia (Maridl), Eleonore (Lori) (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, Brief 36, S. 186 mit Anm. 396) und der kleine, am 31. August 1906 geborene Alexander.

Gestern ist hier Harry Brewster begraben worden,<sup>173</sup> Sie kennen ihn ja, er hat bei Ihnen mit der Miss Smyth<sup>174</sup> gefrühstückt.

Am 13. Juli begibt sich Kassner für sechs Sommerwochen zur Erholung an die Küste Cornwalls ins Seebad St. Ives.<sup>175</sup>

### 66. Von St. Ives nach Mzell oder Lautschin (?)

»Chy-Morvah«<sup>176</sup>

in

St. Ives (Cornwall)<sup>177</sup>

16.7.08

<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Wo sind Sie? Noch im Mzell oder schon wieder in Lautschin? Und was ist in Mzell Neues, oder vielmehr ist das Neue dort schon da?<sup>178</sup> Ich

<sup>173</sup> Harry Brewster (vgl. Anm. 52) war in der Nähe Londons am 13. Juni 1908 »quite quietly« verstorben. Die sterblichen Überreste werden im Brookwood Crematorium im Rahmen eines »little religious service« eingeäschert und später auf dem protestantischen Friedhof in Rom beigesetzt, vgl. *The Memoirs of Ethel Smyth. Abridged and introduced by Ronald Chrichton. Middlesex 1987, S. 273–280: The Illness and Death of H.B.*

<sup>174</sup> Ethel Marie Smyth (1858–1944), führende englische Komponistin ihrer Zeit, Dirigentin, Schriftstellerin und Frauenrechtlerin, bekannt mit nahezu allen bedeutenden Persönlichkeiten des alten Europa von Brahms bis Kaiser Wilhelm II., von George Bernard Shaw bis Virginia Woolf. Sie erhält die Ehrendoktorwürde der Universitäten Durham (1910) und Oxford (1926) und wird 1922 Dame of the British Empire (vgl. *The Memoirs of Ethel Smyth* [wie Anm. 173]). Als Folge ihres Musikstudiums in Leipzig pflegt sie lebenslang enge Beziehungen zu Deutschland und Österreich. Häufig hält sie sich für längere Zeit in Wien auf, wo sie nicht nur mit Fürstin Taxis (einige ihrer Briefe sind in deren Triestiner Nachlass erhalten geblieben), sondern auch mit Gustav Mahler, Bruno Walter, Arthur Schnitzler oder Hugo von Hofmannsthal verkehrt. Vgl. auch unten S. 129 mit Anm. 363.

<sup>175</sup> Am 6. Juli hatte er Gerty von Hofmannsthal angekündigt: »In 8 Tagen gehe ich nach St. Yves in Cornwall« (BW Kassner, S. 117), eine Angabe, die durch die Bemerkung im folgenden Brief 66 vom 16. Juli 1908 bestätigt wird, er sei »seit drei Tagen« hier.

<sup>176</sup> »Chy-Morvah«, so erläutert Kassner am 16. August auf eine Nachfrage Elsa Bruckmanns, »ist ein keltisches Wort u. heißt ›Haus an der Wiese«, oder ›am Felsen« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 449). Demgegenüber merkt das bis heute betriebene Hotel im Internet-Auftritt ([www.chy-morvah.co.uk](http://www.chy-morvah.co.uk)) an: »Chy Morvah, meaning ›house by the sea‹ in Cornish, is certainly an appropriate name for this characteristic seaside hotel«, »situated at the eastern end of Marazion, on the seaward side of the Penzance to Helston Road. It was built by Richard Rooke Michell (1810–1872), a wealthy mine owner in the mid 1800s.«

<sup>177</sup> LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten.

<sup>178</sup> Am 28. Juni 1908 war in Mzell Prinz Hans zur Welt gekommen, der zweite Sohn von Prinz Erich und Prinzessin Gabriele von Thurn und Taxis.

bin seit drei Tagen in König Markes Land,<sup>179</sup> sans Ysault, Tristan attardé.

Habe ein Zimmer in einer entzückend, hoch gelegenen Villa, kann in Gedanken bis nach New York u. noch weiter u. wieder zurück zu mir selber im Erdkreise denken, was Herr Tristan<sup>180</sup> nicht vermochte, wenn er das Meer vor sich sah so wie ich jetzt den Ozean vor mir habe. Sein Meer war gleichsam gemalt u. wirklich war für ihn nur Isolde, meine Isolde ist vielleicht nur gemalt, dafür ist aber das Meer wirklich, denn wenn ich meinem Auge folgen könnte, käme ich wie gesagt bis nach New-York etc etc which is terribly consoling. Doch das ist alles großes Geschwätz, Thatsache ist, dass es mir jetzt sehr gut geht u. ich im Herbst darum wohl ganz sicher nach Indien gehe. Mehr sage ich nicht oder ich sage nur so viel, dass ich aus Freude über diesen Gedanken, der mir heute nachts kam, am Morgen 2 Stunden um einen ganz kleinen Rasenfleck in unserem Garten herum lief.

Mit der Johnstone war ich noch öfters zusammen. Ende August will ich sie in Schottland bei Ihrer Freundin, die Sie kennen u. die bei näherer Bekanntschaft gewinnt,<sup>181</sup> besuchen.<sup>182</sup> Sir Alan ist der Alte, nur noch etwas unangenehmer vielleicht. Einmal bin ich dem Botschafter Benckendorff<sup>183</sup> begegnet, ganz kurz, für einige Augenblicke nur. Er wirkt im Augenblicke ebenso sympathisch wie Sir Alan es eben nicht thut, auch ich habe ihn – in diesem kurzen Augenblicke – als god-sent antidote genossen – auf meine Art natürlich. Schade dass ich die Botschafterin<sup>184</sup> nicht kennen gelernt habe, aber sie scheinen in der Saison so überrannt zu sein, dass ich bei der Johnstone nicht erst insistierte.

<sup>179</sup> In der Sage von Tristan und Isolde herrscht König Marke über Cornwall. Kassner zitiert eine Frage Tristans aus Richard Wagners »Tristan und Isolde«, Erster Aufzug, Zweiter Auftritt: »[...] wie lenkt' ich sicher den Kiel / zu König Markes Land?«

<sup>180</sup> Auch diese Bezeichnung übernimmt Kassner aus Wagners »Tristan und Isolde«.

<sup>181</sup> Gemeint ist Olive Guthrie, geb. Leslie, verheiratet mit Walter Murray Guthrie (vgl. unten Anm. 194 u. 196).

<sup>182</sup> Zu Kassners Besuch auf Duart Castle s. Brief 67.

<sup>183</sup> Alexander Graf von Benckendorff (1849–1916), seit 1903 russischer Botschafter in London. Wenig später ist auch er auf Duart Castle zu Gast. Im dortigen Fremdenbuch ist sein handschriftlicher Eintrag »Benckendorff« am »Aug. 6« und »Aug. 13th« von dem Kassners (s. S. 93 mit Anm. 192) nur durch Mary Crawshay, ihren Sohn Jack und drei weitere Namen getrennt.

<sup>184</sup> Sophia (Sophy) Gräfin Benckendorff (1857–1928), geb. Gräfin Schuwalow. Sie ist mit Marie Taxis befreundet (vgl. Memoirs of a Princess [wie Anm. 47], S. 127).

Für Sie, gnädigste Fürstin, beginnt jetzt bald Beyreuth.<sup>185</sup> Gehen Sie allein? Es freut mich sehr, dass Keyserling ein solches Gefallen findet an der Melancholia<sup>186</sup> – nun, binnen Jahr u. Tag werden wir doch wieder zusammen kommen.

Alles Gute u. die besten Grüße an Alle.

Ihr Rudolf Kassner<sup>187</sup>

Er verlässt St. Ives am 24. August, nach »6 langweilige<n> Wochen. Aber gesund haben sie mich gemacht u. ich fühle mich ausgezeichnet trainiert für meine indische Reise.«<sup>188</sup> Zwar scheitert der Versuch, in Dublin bei Sir Neville Chamberlain, einem Vetter Houston Stewart Chamberlains, »einige Empfehlungen nach Indien zu holen«,<sup>189</sup> nicht jedoch der Plan, »endlich nach Schottland auf ein schönes Schloss zu den Johnstones« zu gehen, »allwo man einige Tage elegant sein wird«. <sup>190</sup> Laut seiner Mitteilung an Gerty von Hofmannsthal ist er auf Duart Castle »vom ersten – ca 8. Sept« zu Gast<sup>191</sup> und trägt sich am 2. September ins dortige Fremdenbuch ein.<sup>192</sup>

<sup>185</sup> In diesem Jahr legt Cosima Wagner aus gesundheitlichen Gründen die künstlerische Leitung der Bayreuther Festspiele nieder und überträgt sie ihrem Sohn Siegfried. Über Marie Taxis' Bayreuth-Aufenthalt liegen keine Nachrichten vor.

<sup>186</sup> Offenbar hatte Fürstin Taxis im vorangegangenen Brief Hermann von Keyserlings positives Urteil über Kassners Buch erwähnt.

<sup>187</sup> Grußformel und Unterschrift am linken Rand der ersten Seite quer zugefügt.

<sup>188</sup> An Gerty von Hofmannsthal, 20. August 1908 (BW Kassner, S. 119).

<sup>189</sup> An Elsa Bruckmann, 16. August 1908 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 449). Sir Neville Chamberlain (1856–1944) ist dank seiner langjährigen militärischen Tätigkeit in Indien ein überaus kompetenter Kenner des Landes. Im Stab von Feldmarschall Sir Frederick Sleigh Roberts (1832–1914) hatte er an den Kriegen in Afghanistan (1878–1880) und Burma (1886/87) teilgenommen, die Armee in Kaschmir reorganisiert (1890–1897), war Kommandeur der Khyber-Force (1898) und tat von 1899 bis 1900 Dienst als Privatsekretär von Sir Roberts in Südafrika und im Burenkrieg (vgl. *Who was Who*. Vol. 4: 1941–1950. London 1952, S. 203).

<sup>190</sup> An Elsa Bruckmann, 16. August 1908 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 449).

<sup>191</sup> BW Kassner, S. 119.

<sup>192</sup> Im Gästebuch des Jahres 1908 findet sich der eigenhändige Eintrag: »2 Sept. Rudolf Kassner«. Kopien der entsprechenden Seiten sowie vielfältige sachliche und genealogische Erläuterungen sind der lebenswürdigen Hilfe von Christopher Guthrie-James, 5<sup>th</sup> Laird of Torosay, zu danken. ›Laird‹ ist kein Adelstitel, sondern bezeichnet einen schottischen Landbesitzer, der mit bestimmten feudalen Rechten ausgestattet ist und dem niederen (untitulierten) Landadel angehört.

67. Von Duart Castle nach Lautschin

7/9 08.<sup>193</sup>

DUART CASTLE,  
ISLE OF MULL<sup>194</sup>

<Montag>

Gnädigste Fürstin!

Ich möchte Sie bitten dem Fürsten zu sagen, wie sehr ich an seinem Schmerze über den Verlust seiner Schwester<sup>195</sup> theilnehme. Ich fühle mit Ihnen, wenn Sie sagen, dass Sie jetzt keine gute Zeit haben werden. Ich wünschte Sie wären hier auf dieser schönen Insel u. Lady Johnst. wünscht es auch sehr.<sup>196</sup> She is very devoted to you.

Lesen Sie bitte *The Life of Sir R. Burton* by Thomas Wright (London Everett 1906), wenn Sie ihren eigenen Namen lesen wollen.<sup>197</sup> Ich blät-

<sup>193</sup> LHW. Ein ganzer und ein halber Bogen, jeweils mit gedrucktem Briefkopf, sechs beschriebene Seiten. Am linken Rand des Briefkopfs der Aufdruck: Telegraphic address / Guthrie, Craignure. – Das Dorf Craignure liegt unweit von Duart Castle.

<sup>194</sup> Bei »dem zauberhaft schönen Besitz« (so Kassner rückblickend an Lili Schalk, 19. September 1908) auf Mull, der zweitgrößten Insel der Inneren Hebriden, handelt es sich nicht um das heute sogenannte (Old) Duart Castle – 1908 eine Ruine –, sondern um das benachbarte Duart House (freundliche Mitteilung der Schlossverwaltung: Duartguide, Isle of Mull), ein 1858 vom bedeutenden schottischen Architekten David Bryce (1803–1876) im schottischen »Baronial Style« erbautes Schloss. Es wird – im Gegensatz zu »Old Duart« – bis 1910 und damit zur Zeit von Kassners Besuch »Duart Castle« genannt. Das gesamte Anwesen hatte Arbuthnot Charles Guthrie (1825–1897), ein Onkel Houston Stewart Chamberlains, 1865 erworben und nach seinem Tode dem jüngsten Neffen Walter Murray Guthrie (1869–1911) hinterlassen. Dieser wird »Old« Duart Castle 1910 an den Maclean-Clan verkaufen, welcher das Schloss schon in vergangenen Jahrhunderten besessen hatte. Sir Fitzroy Donald Maclean (1835–1937), 26. Clan Chief, lässt das Gebäude grundlegend restaurieren. Nach dem Verkauf von (Old) Duart Castle benennen die Guthries Duart House in »Torosay Castle« um, womit sie auf den Namen der zugehörigen alten Pfarrei Torosay (Torr rasach = hill covered with shrubs) zurückgreifen.

<sup>195</sup> Prinzessin Maria Theresia von Thurn und Taxis, geb. am 7. Januar 1856 in Prag, seit 1865 verheiratet mit Johann Graf von Harrach (1828–1909), war am 20. August 1908 in Bruck a.d. Leitha verstorben.

<sup>196</sup> Die Fürstin wird auf Duart Castle erst während ihres England-Aufenthaltes im September 1911 (vgl. Rilke – Taxis, S. 61–70) bei Mrs Olive Guthrie, deren Gatte Walter Murray im April verstorben war, zu Gast sein und im Tagebuch festhalten: »I liked Mrs. G.'s castle on the Isle of Mull; it lies by the sea-shore, surrounded by gardens and woods« (Memoirs of a Princess [wie Anm. 47], S. 128).

<sup>197</sup> Thomas Wright, *The Life of Sir Richard Burton*. 2 Bde. London 1906. Im zweiten Band, Chapter XXXV, Abschnitt 163: »Mr Letchford, August and September 1889«, heißt es auf S. 207: »Among the friends of the Burtons was the Princess of Thurn and Taxis, who with her husband became one of Letchford's best patrons. The princess won Sir Richard's heart by her intelligence, her beauty and grace; and his conversation was never so brilliant, his witticisms were never so sparkling as in her presence.«

terte gestern darin. Von Ihnen wird in hohen Tönen gesprochen, und Sie finden überdies dort Letchfords<sup>198</sup> Photographie und solche von dessen Portraits.<sup>199</sup>

Ich dachte, der Fürst würde bald wieder einmal nach London kommen. Ich hätte gerne noch seinen, des großen Yogis<sup>200</sup> Segen gehabt vor Indien. Doch nun geht er nach Norwegen!

Die Johnstones sind natürlich recht unglücklich darüber, dass sie nicht nach Wien gekommen sind. Er soll einen Feind in der foreign office haben.<sup>201</sup> Ob Sie Lady J. verändert finden würden? Ihre Züge sind strenger geworden u. dabei gewinnt der amerikanische Typus gewöhnlich nicht, vielmehr nichts. Doch ist sie sehr klug und von einer gleich starken Beobachtungsgabe des inneren u. äußeren Lebens. Nur ganz ohne Cultur. Oder wenn Sie wollen, von einer sehr äußerlichen. Zu ihren großen Gaben fehlt ihr noch ein wenig mehr Unbefangenheit. Sie hat davon in demselben Maße weniger als sie davon vorgiebt.

Augenblicklich geht es ihr sehr gut, doch war es ihr vor 14 Tagen wieder recht schlecht gegangen.

<sup>198</sup> Der Maler und Illustrator Albert Letchford (1866–1905) – Thomas Wright zufolge »Burton's Court Painter« – blieb über Burtons Tod hinaus mit dem Fürstenpaar befreundet. Bei Wright heißt es dazu: »After Burton's death, Mr. Letchford went to Bohemia as the guest of the Prince of Thurn and Taxis« (Wright, *The Life of Sir Richard Burton* [wie Anm. 197], Bd. 2, S. 284).

<sup>199</sup> Die Fotografie nach einem Selbstporträt Letchfords sowie sein berühmtes Porträt Richard Burtons sind im zweiten Band von Wrights Biographie abgebildet (ebd., S. 203 u. 235).

<sup>200</sup> Kassner bezeichnet Alexander von Thurn und Taxis aus Hochachtung gern als »Yoghi« (s. Brief 71 u. 77), mit Bezug auf jene Denkfigur (vgl. Brief 70), die nach den Eindrücken seiner kommenden Indien-Reise an Tiefe und Bedeutung gewinnt. Unter dem Titel »Aus den Sätzen des Yoghi« wird er Anfang Januar 1911 einige Aphorismen in der »Neuen Rundschau« veröffentlichen (vgl. Brief 78 mit Anm. 314), denen er 1912 eine zweite Reihe »Aus den Sätzen des Joghi« folgen lässt (vgl. KSW VI, S. 155–158 u. 159–161). Ihnen schließen sich 1948 und 1949 weitere Denksprüche an, die 1949 im »Umgang der Jahre« unter dem bewährten Titel »Aus den Sätzen des Joghi« vereint sind (vgl. KSW IX, S. 179–204). Offenbleibt, ob dieser von Kassner geprägte Übername mitschwingt, wenn Marie Taxis Rilke am 14. April 1918 erklärt: »Alex, als Yoghi, bringt nie ein Thier um« (Rilke – Taxis, S. 548), eine Behauptung, die freilich der lebenslangen Jagdleidenschaft des Fürsten mit oft erheblicher Beute entschieden widerspricht (vgl. unten Anm. 630). – Gelegentlich bezieht Kassner das Wort auf sich selbst und stellt im Brief an Marguerite Bismarck am 24. März 1931 fest: »Ich bin im tiefsten ein Joghi u. alles ist daraus zu verstehen.«

<sup>201</sup> Sir Edward Goschen (1847–1924) war 1908 vom Posten des britischen Botschafters in Österreich-Ungarn nach Berlin versetzt worden. In Zuge des Revirements hatte Alan Johnstone erwartet, als Goschens Nachfolger von Kopenhagen nach Wien berufen zu werden. Doch wird statt seiner der derzeitige Gesandte in München und Stuttgart, Sir Fairfax Leighton Cartwright (1857–1928), ernannt, der bis 1913 im Amt bleibt. Johnstone wirkt ab 1910 (bis 1917) als Botschafter in den Niederlanden.

Ich komme Sonntag in London an.

Hier regnet <es> seit drei Tagen ununterbrochen. Hindert den Engländer an nicht<s> und bedeutet Festtage für salmonfisher. An schönen Tagen sind bei der habituell frühen Luft die Berge sehr schön: große Flecke von Licht und Schatten darauf.

Nun alles Herzliche! Hoffentlich geht es im Mzell sehr gut u. bleibt Prz. Erich nicht zulang unter den Soldaten.

Ihr

aufrichtiger

Rudolf Kassner

An genanntem Sonntag, den 13. September, ist Kassner zurück in London. Wieder logiert er am Cavendish Square, aber diesmal in einer Privatpension in 20 Margaret Street.<sup>202</sup> Er bereitet sich auf seine Indienreise vor, besucht aber auch »öfters die Queenshall Konzerte«,<sup>203</sup> zu denen er anmerkt: »Wunderbar wie das englische Publicum sich zu benehmen weiß. Gestern hörten vielleicht 500 (oder mehr) Menschen stehend und lautlos einem Beethovenkonzert durch 2 Stunden bei entsetzlicher Athmosphäre zu. Das ist vielleicht nicht Gehör oder nicht ganz Gehör, das ist vollkommene Haltung u. Benehmen.«<sup>204</sup> Zudem begegnet er der Tänzerin Ruth St. Denis, die er im Januar 1907 in Wien kennengelernt hatte<sup>205</sup> und die nun im Londoner »Scala Theatre« in St. Pancras, Ecke Tottenham Street / Charlotte Street, am 7. Oktober 1908 ihre Darbietungen mit einem Galaabend eröffnet.<sup>206</sup>

<sup>202</sup> So an Lili Schalk, 19. September 1908.

<sup>203</sup> Die 1893 eröffnete Queen's Hall am Langham Place ist mit 3000 Plätzen Londons damals größter und wichtigster Konzertsaal. Von August bis Oktober finden hier allabendlich um 20 Uhr die Promenadenkonzerte (»The Proms«) unter Leitung des Dirigenten Henry J. Wood (1869–1944) statt (vgl. Baedeker, London und Umgebung [wie Anm. 159], S. 56 u. 240).

<sup>204</sup> An Lili Schalk, 19. September 1908.

<sup>205</sup> Die amerikanische Tänzerin und Choreographin Ruth Saint Denis (Ruth Dennis, 1879–1968) war im Spätsommer 1906 zum ersten Mal in Berlin mit indischen Tänzen aufgetreten (vgl. Hugo von Hofmannsthal's hymnischen Aufsatz »Die unvergleichliche Tänzerin«: SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, S. 116–120). Während ihres Wiener Gastspiels im Januar 1907 im Variététheater »Ronacher« hatte sie Hofmannsthal besucht und sich am 12. Januar 1907 ins Rodauner »Fremdenbuch« eingetragen. Dabei dürfte sie nicht nur der »lovely Frau von Hofmannsthal« (Ruth St.-Denis, An unfinished Life. An Autobiography. New York/London 1939, S. 109) und Marie Taxis (vgl. Suzanne Shelton, Divine Dancer. A Biography of Ruth St. Denis. Garden City/New York 1981, S. 75–79), sondern auch Kassner begegnet sein.

<sup>206</sup> Vgl. die Ankündigung des Abends mit ihrer »Native Indian Company« »in a series of Indian Dances in Five Acts« in der Londoner »Times« vom 7. und die kurze Besprechung vom 9. Oktober 1908 (s. auch BW Kassner, S. 122).



London 10/10 08.<sup>207</sup>

<Samstag>

Gnädigste Fürstin!

Mein Schiff heißt Macedonia<sup>208</sup> u. Sie werden so viele Ansichtskarten und Lebenszeichen von mir erhalten wie niemand sonst und besten Dank für Ihren lieben Brief!

Ich wickle London ab und finde die letzten Tage vor einer großen Reise wie immer sehr überflüssig.

Ruth St. Denis tanzt jetzt hier in einem eigens dazu gemietheten Theater mit mehr Pomp u. Indiern u. etwas weniger innerer Antheilnahme, wie mir scheint. Oder ist meine innere Antheilnahme geringer geworden daran? Den Schlangentanz kann ich allerdings nicht mehr sehen, vielmehr ich sehe dabei fortwährend weg oder gleichsam verschämt in den Schoß.<sup>209</sup>

Wollen Sie einmal Memoiren lesen, wie sie nicht sein sollen, der Amerikanerin, so bitte lesen Sie die eben erschienenen der Lady Randolph Churchill.<sup>210</sup> Sie werden Sie interessieren. Memoiren vom Standpunkte: Oh I have seen once Bismarck, oh of course I knew Oskar Wilde, the other day I got a letter from Paul Bourget, do you know Japan? etc etc. Eine Welt ohne Geist u. Intrigue, mit kolossal vielen handshakes u. so billig wie moderne Statuen.

<sup>207</sup> LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten.

<sup>208</sup> Der »10.000 Tonnen Dampfer Macedonia« gehört, wie Lili Schalk am 19. September 1908 erfährt, zur britischen »P. and O Line«, d.h. der in London ansässigen »Peninsular & Oriental Steam Navigation Co.«, einer der damals weltweit führenden Reedereien.

<sup>209</sup> Aus Kalkutta wird Kassner in der zweiten Januarhälfte 1909 bei Gerty von Hofmannsthal anfragen: »Übrigens – hören Sie etwas von der Ruth St. Denis? Ob London ein succès war? Ich hatte die Vorstellung: nein. Ich selber war nicht sehr weg u. den Cobratanz sehe ich mir auf dieser Welt nicht mehr an« (BW Kassner, S. 126). Diesen »Cobra«-Tanz hatte Hofmannsthal am Abend des 7. November 1906 in Berlin gesehen und beschrieben (vgl. SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, S. 117–119, 469 u. 474).

<sup>210</sup> The Reminiscences of Lady Randolph Churchill, by Mrs George Cornwallis-West. London 1908. Die in der Nähe von Brooklyn geborene Amerikanerin Jennie (Jeanette) Jerome (1854–1921) hatte 1874 den damaligen britischen Botschafter in Washington, Lord Randolph Churchill (1849–1895), geheiratet. Nach dessen Tod ehelicht sie 1900 den Offizier und Schriftsteller George Cornwallis-West (1874–1951) – er ist nur zwei Wochen älter als ihr Sohn Winston Churchill (1874–1965) – und führt seither den Namen Mrs George Cornwallis-West, unter dem die genannten Memoiren erscheinen. Eine dritte Ehe geht sie 1918 mit Montague Phippen Porch (1877–1964) ein.

Wird es Krieg geben? In England schimpft man natürlich sehr auf Österreich wie immer auf den, der sich etwas aneignet u. damit eingesteht, dass es ihm nicht schlecht geht oder gehen soll auf Erden.<sup>211</sup> England gleicht darin meiner alten Gouvernante vor 30 Jahren, die jeden verfolgte, der heiter aus sah und sich eine überflüssige oder auch nothwendige Birne aneignete.<sup>212</sup>

Wann werden Sie dies mal nach Wien? Wohl wieder nach Weihnachten? Und im März dann Italien? Die Johnstone möchte sehr gerne mit Ihnen nächstes Frühjahr nach Italien. Und dort feiern wir dann ein gründliches Wiedersehen.

Für heute adieu! Alles Herzliche!

Ihr Rud. Kassner

Keine seiner angekündigten »Ansichtskarten und Lebenszeichen« ist überliefert, und auch von Gegenbriefen der Fürstin ist nur ein einziger durch Kassners am 10. März 1909 auf der Rückreise »im Indischen Ocean« geschriebene Nachricht an Gerty von Hofmannsthal bezeugt, dass er »durch Fürstin T.« von der Uraufführung der Oper »Elektra« am 25. Januar in Dresden gehört habe.<sup>213</sup> Gleichwohl lässt sich die Reise aus anderen Quellen genau rekonstruieren.<sup>214</sup> Am 16. Oktober 1908 bricht er an Bord der »Macedonia« von London (Tilbury) auf,<sup>215</sup> fährt über Gibraltar, Marseille, Port Said ins Rote Meer und weiter über Aden durch den Indischen Ozean nach Bombay, das er am 6. November erreicht. Mit der Eisenbahn wendet er sich nordwärts nach Ahmedabad, Jaipur, Thanessar und Kapurthala zu dreitägigen Geburtstagsfeierlichkeiten des am 24. November 1872 geborenen Regenten des Sikh-Fürstentums Kapurthala,

<sup>211</sup> Am 5. Oktober hatte Kaiser Franz Joseph mit einem am 7. Oktober in der Presse veröffentlichten Handschreiben an Außenminister Lexa von Aehrenthal erklärt, er »erstrecke« die »Rechte Meiner Souveränität« auf die von Österreich-Ungarn okkupierten Länder »Bosnien und die Herzegowina«. Gleichzeitig war die Bevölkerung beider Länder in einer »Proklamation« über diesen Schritt verständigt worden. Es entsteht eine internationale politische Krise – die britische Presse spricht von einer »Gefährdung des europäischen Friedens« –, die an den Rand eines europäischen Krieges führt (vgl. die breite Berichterstattung in der »Neuen Freien Presse« seit dem 5. Oktober 1908).

<sup>212</sup> Kassners Gouvernante »Fräulein Bache«; vgl. seine Jahrzehnte später niedergeschriebenen Schilderungen im »Buch der Erinnerung« (1938) und in der »Zweiten Fahrt« (1946) (KSW VII, S. 7–18, 335ff. u. 388ff.).

<sup>213</sup> BW Kassner, S. 128.

<sup>214</sup> Vgl. den Überblick »Indien, Burma, Ceylon«. In: KSW VII, S. 675f., sowie die Texte »Der magische Leib« im »Buch der Erinnerung« (1938: KSW VII, S. 160–242) und »Indien. Ein Triptychon« im »Umgang der Jahre« (1949: KSW IX, S. 7–46).

<sup>215</sup> An Lili Schalk, 19. September 1908.

den er auf dem Schiff kennengelernt hatte.<sup>216</sup> Anschließend begibt er sich nach Lahore, Peschawar und Khyber-Pass, nach Delhi und Agra mit dem Taj Mahal, verliert bei einem Zugunglück in der Nähe von Lucknow am 3. Dezember sein gesamtes größeres Gepäck, setzt die Fahrt indes unverdrossen fort und gelangt über Benares, Allahabad und Kalkutta mit dem Dampfer nach Birma (Rangun) bis an die nordöstliche Grenze Chinas bei Bhamo. In Darjeeling und im Himalaja sammelt er unverlierbare Eindrücke von der »ungeheuren Berglandschaft« der Achttausendergipfel,<sup>217</sup> ehe er sich am 27. Januar 1909 von Kalkutta nach Ceylon und von dort ins südliche Indien einschiffet, wo er Madura, Tanjur, Madras, Haiderabad und Ellora mit den berühmten Tempelbauten besichtigt. Am 6. März tritt er von Bombay an Bord des P & O-Dampfers »Mooltan« die Heimreise an. Bei einem Zwischenaufenthalt in Ägypten gewinnt er vor den »Königen auf den Reliefs der Tempelmauern von Karnak und Luxor« grundlegende Einsichten über den Begriff der »Größe«, die seine künftige Studie »Von den Elementen der menschlichen Größe« (1911) maßgeblich beeinflussen werden. Gegen Ende des Monats landet er in Brindisi und trifft am 2. April 1909 für kurze Zeit in Rom ein, gefolgt von »14 Tagen«, welche er in der »Villa Carovigno« in Viareggio<sup>218</sup> mit Alexander und Marie von Thurn und Taxis verbringt, die ihn sodann in ihrem Wagen durch Oberitalien nach Duino mitnehmen. Am 21. Mai zurück in Wien, wohnt er zunächst in der altvertrauten »Pension Schönbrunn« in Hietzing,<sup>219</sup> besucht Anfang Juli seine Verwandten in Groß-Pawlowitz und Jauernig in Österreichisch-Schlesien sowie im August das Fürstenpaar auf Lautschin. Der Aufenthalt dort »ist« ihm »diesmal besonders angenehm, ich mache sehr große Spaziergänge in den riesigen Wäldern hier, arbeite an meinem Dilettantismus<sup>220</sup> und bin im übrigen viel u. sehr gern mit

<sup>216</sup> Raja-i Rajagan, Maharadscha Sir Jagatjit Singh Bahadur (1872–1949). Er war mit fünf Jahren seinem Vater Kharak Singh Bahadur (1850–1877) auf den Thron des 1772 gegründeten indischen Fürstenstaats gefolgt, der seit 1806 unter englischem Protektorat steht. 1890 hatte er, 18-jährig, die Regierung übernommen, die er bis zum Tod innehat. Heute ist Kapurthala Teil der indischen Provinz Punjab (vgl. KSW VII, S. 678).

<sup>217</sup> Vgl. ebd., S. 209, und vor allem »Der heilige Berg. Eine Erinnerung und eine Meditation« in: KSW IX, S. 27–46.

<sup>218</sup> Kassner an Elsa Bruckmann aus Rom, 12. April 1909 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 461f.), und an Martin Buber (1878–1965) aus Viareggio, 24. April 1909.

<sup>219</sup> An Elsa Bruckmann, 22. Mai 1909: »Bin seit gestern hier« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 462); ebenso an Otto von Taube (Kassner – Taube, S. 275).

<sup>220</sup> Die Studie ist für die von Martin Buber herausgegebene Sammlung »Die Gesellschaft« im Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a.M. bestimmt. Zu dieser seit 1905 geplanten »Sammlung sozialpsychologischer Monographien« hatte Buber in der Anfangsphase Männer wie Houston Stewart Chamberlain, Hofmannsthal, Sigmund Freud, Maximilian Harden, Eduard von Keyserling, Walther Rathenau, später auch Hermann Hesse und Rilke zu gewinnen gesucht (vgl. Erhard R. Wiehn, Zu Martin Bubers »Die Gesellschaft«. Ein fast vergessenes Stück Soziologiegeschichte. In: Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1991, S. 183–207). Im Frühsommer 1908 hatte er in Berlin (vgl. oben Brief 63) entsprechende Vereinbarungen mit Kassner getroffen, der ihm, nach Erhalt des Verlagsvertrags, am 28. April 1909 aus Viareggio bestätigt hatte: »Manchmal ist mir als könnte der »Dilettantismus« etwas

meinen Gastgebern zusammen.«<sup>221</sup> In Wien bezieht er am 6. September im IV. Bezirk in der Alleegasse 12 »eine sehr schöne Wohnung«: »2 große Zimmer u. Balkon im 1½ Stock«,<sup>222</sup> wo ihn eine Postkarte der Fürstin erreicht, die er umgehend beantwortet:

### 69. Von Wien nach Lautschin

Wien Alleegasse 12<sup>223</sup>  
Donnerstag 16. <September 1909>

vielen Dank für freundlichen Brief. Freue mich sehr Sie am 18. im Bristol zu sehen. Also wieder nach Italien! Ich bleibe in Wien, I love Vienna now.

Alles Gute

Rudolf Kassner

Dem genannten Treffen im Restaurant des Hotels »Bristol« folgen weitere Begegnungen, bei denen eine gemeinsame Reise nach München ins Auge gefasst wird, zu der Kassner Elsa Bruckmann am 4. Oktober eröffnet: »Ich komme also die allerersten Tagen im Nov.«, und hinzufügt: »Sagen Sie, wie ist der alte Keyserling? Sieht man ihn, ist er vielmehr zu sehen? Fürstin Taxis will nämlich auch um diese Zeit in München sein u. den Keys. besuchen.«<sup>224</sup>

Gutes, Ruhiges Reifes werden! Doch habe ich bald zwei Jahre die Feder nicht in der Hand gehabt u. so muß ich mir die Worte erst wieder von weit zusammenbringen u. eigentlich wieder schreiben lernen. Doch so ist es ja immer.« (S.u. Anm. 258 u. 282)

<sup>221</sup> An Elsa Bruckmann, 2. September 1909 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 463f.).

<sup>222</sup> An Gerty von Hofmannsthal, 15. September 1909 (BW Kassner, S. 130).

<sup>223</sup> LHW. Postkarte: Adresse: I. D. der Fürstin / Maria v. Thurn u. Taxis / Lautschin bei / Nimburg / Böhmen. Poststempel: Wien, 16.IX.09.

<sup>224</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 466f.

70. Von Wien nach Lautschin (?)

Wien am 23/X 09.<sup>225</sup>

<Samstag>

Gnädigste Fürstin!

Ich dachte, Sie würden vielleicht zu Blériot<sup>226</sup> kommen u. habe darum einen Brief nicht weggeschickt, der seit 6 Tagen für Sie auf meinem Schreibtisch couvertiert daliegt. Inzwischen ist er aber ganz dumm geworden u. da will ich lieber gleich einen neuen schreiben; vielleicht ist auch dieser dumm, dafür muss er aber gleich, noch heute Nacht, auf die Post.

Also wir treffen uns in München! Um den 10ten herum. Damit Sie mich nicht der Felonie<sup>227</sup> zeihen. Denn ich fahre nicht einmal sehr gerne hin. Nicht weil ich strahle,<sup>228</sup> ich strahle nicht mehr als sonst und immer aus mehr als einem Grunde u. manchmal strahle ich auch nicht u. wiederum aus mehr als einem Grunde. Es gibt überhaupt keine Gründe, sondern alles ist nebeneinander und schweigt vor lauter Staunen darüber, dass es so schön neben einander ist. Man muss sich's überhaupt abgewöhnen sich die Gründe zu sagen u. klar zu machen, warum ... Der Yogi<sup>229</sup> hat keine Gründe, u. mich haben die Gründe u. Ursachen nie so aufgeregt als es vielleicht aussieht. Es sieht allerdings manchmal so aus, aber das sind so Unarten u.s.w.

<sup>225</sup> LHW. Ein ganzer und ein halber Bogen, sechs beschriebene Seiten.

<sup>226</sup> Der französische Flugpionier Louis Blériot (1872–1936) veranstaltet am 23. Oktober 1909 »um 4 Uhr nachmittags« auf der Simmeringer Heide vor 300 000 Zuschauern ein Schaufliegen, das schon Tage zuvor publizistisch ausführlich begleitet wird. Am 24. Oktober widmet die »Neue Freie Presse« dem Ereignis nicht nur den Leitartikel auf der ersten Seite, sondern auch das weitausholende Feuilleton »Blériot« aus der Feder Paul Zifferers (S. 1–3). Unter gleichem Datum notiert Arthur Schnitzler im Tagebuch (1909–1912. Wien 1981, S. 97): »Gestern erster Flug Blériot.«

<sup>227</sup> Bruch des mittelalterlichen Treueverhältnisses zwischen Lehnsherrn und Lehnsträger.

<sup>228</sup> »Strahlen« ist gewiss Zitat aus dem vorangehenden Brief der Fürstin, die das Wort am 16. Mai 1911 abermals auf Kassner beziehen wird, wenn sie Rilke mitteilt, der Freund sei »strahlend nach Rußland gefahren« (Rilke – Taxis, S. 40; vgl. unten Anm. 329). Kassner benutzt das Verb auch selbst, so beispielsweise, als er am 11. Januar 1932 Marguerite Bismarck im Zuge einer erneuten Homer-Lektüre bekennt, er könne »eine Stunde lang ganz glücklich sein u. strahle<n>«, wenn er an Szenen aus der Ilias denke.

<sup>229</sup> Zum »Yoghi« s.o. Anm. 200 u. Brief 71.

Übrigens Fürstin, sollen Sie sich solche Sachen wie Jensens »Mutter« u. »Kuli«<sup>230</sup> gar nicht schenken,<sup>231</sup> auch wenn sie Ihnen gegen das Gefühl zu gehen scheinen. Nichts Großes geht einem in Wirklichkeit gegen das Gefühl, man sagt sich das nur manchmal so aus Bequemlichkeit u.s.w.

Nur keinen Jean Christophe!<sup>232</sup> Bonnard<sup>233</sup> scheint ein gescheiter Mann zu sein. Ich kann Ihnen nur wiederholen, wie öde mir der 1te Band erschien. Der 2te folgt nicht.<sup>234</sup>

Lerne russisch<sup>235</sup> u. lese über Napoleon allerhand Mémoires u. Budhas Reden.<sup>236</sup>

<sup>230</sup> Die Novellen »Der Kuli« und »Die Mutter« finden sich in dem Band »Exotische Novellen« (Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von Julia Koppel. Berlin 1909, S. 9–36 u. 77–118) des dänischen, 1944 mit dem literarischen Nobelpreis ausgezeichneten Autors Johannes Vilhelm Jensen (1873–1950); s. auch die Lektüreempfehlung in Brief 78 mit Anm. 316.

<sup>231</sup> »Sich schenken« hier in der Bedeutung: sich etwas ersparen, auf etwas verzichten.

<sup>232</sup> Von Romain Rollands (1866–1944) zwischen 1904 und 1912 veröffentlichtem zehnbändigem Romanzyklus »Jean-Christophe« waren bis 1908 sechs Bände erschienen. Noch vier Jahre später wird Marie Taxis darauf zurückkommen und Rilke, der bei seiner »augenblicklichen« Lektüre den dritten Band als »unaussprechlich dünn« getadelt hatte, am 14. April 1913 gestehen: »Schimpfen Sie auch nicht über Jean-Christoph – Es mag sein wie es will, ich habe es mit so viel Freude gelesen obwohl es gar kein raccoursi hat – besonders die ersten Bände ich weiß, auch der Dottor mistico <sc. Kassner> verachtet mich deshalb, aber ich bleibe dabei – denn ich bin eine treue Seele« (Rilke – Taxis, S. 286f.).

<sup>233</sup> Wohl der französische Schriftsteller Abel Bonnard (1883–1968), später Offizier der Ehrenlegion und seit 1932 Mitglied der Académie française (nach dem Zweiten Weltkrieg wegen seiner Kollaboration mit dem deutschen Besatzungsregime und seiner Tätigkeit als Erziehungsminister der Vichy-Regierung ausgeschlossen). Als Mitarbeiter des »Figaro« und anderer Zeitschriften hatte er sich vermutlich kritisch über Rollands Werk geäußert; Quelle nicht ermittelt. Zu Bonnard vgl. auch Rilke – Taxis, S. 354.

<sup>234</sup> Die ersten beiden 1904 erschienenen Bände des »Jean-Christoph« sind »L'Aube« und »Le Matin«.

<sup>235</sup> Schon am 2. September hatte Kassner Elsa Bruckmann mitgeteilt: »Ich will übrigens dieses Jahr russisch lernen u. mich also auf meine russische Reise vorzubereiten anfangen, die dann nicht mehr lange auf sich warten lassen wird« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 463). Ähnlich an Martin Buber am 29. September samt der Ankündigung vom 2. November 1909, er »werde wohl bald an das Lesen gehen können. Tschechow oder anderes.«

<sup>236</sup> Wahrscheinlich die »Die Reden Gotamo Buddho's aus der Längeren Sammlung Dīghanikāyo des Pāli-Kanons«. Übersetzt von Karl Eugen Neumann. Bd. 1. München 1907 (ein Bd. 2 folgt 1912). Die grundlegenden, zwischen 1892 und 1912 entstandenen umfangreichen Übertragungen Neumanns (1865–1915) aus dem Pāli-Kanon rücken erst nach seinem Tod in den Blick einer breiteren Öffentlichkeit; vgl. Hofmannsthals nachdrücklichen Hinweis im zweiten »Wiener Brief« vom September 1922, in dem er das amerikanische Publikum nicht nur mit Neumanns Leben und Werk, sondern auch mit Rudolf Kassner bekannt macht (GW RA II, S. 185–196, bes. S. 186–188 u. 188–192). In Kassners Werk findet sich merkwürdigerweise keine unmittelbare Spur dieser Übersetzungen.

Sah gestern im Burgtheater Hauptmann's Griselda.<sup>237</sup> Das Werk eines Trottels! Eines absoluten Trottels! Wie ist der Mensch nicht, der einst den Florian Geyer<sup>238</sup> u. andere geschrieben hat, herunter gekommen! Welch' trauriger Anblick! Doch er ist berühmt u. das Publicum merkt die Trottelei nicht, ja bewundert zuweilen.

Ich finde mich überhaupt im Theater nicht mehr zurecht, habe ganz den nothwendigen Bühnenglanz-enthusiasmus oder wie man das nennen soll, was ich einst in so starkem Grade besessen habe, verloren. Das Wiener Theater ist aber auch ganz schlecht, ganz geistlos, ganz stillos. Was für eine erbärmliche Walküre war da nicht unlängst!<sup>239</sup> Bin davon gelaufen!

Überhaupt das Öffentliche hier in Wien ist so minder. Man muss hier für seine Freunde leben u. ansonsten sich eine gewisse Impassibilität angewöhnen. Und ab u. zu sehr grob sein, sozusagen absolut grob.

Nach Paris gehe ich jetzt nicht. Dafür im Frühjahr. Im zeitlichen.<sup>240</sup>

Nun adieu. Alles Gute u. die besten Grüße an Alle.

Ihr Rud. Kassner

Der Plan einer Begegnung in München »um den 10. November« wird nicht verwirklicht: Kassner begründet seine ihm augenscheinlich sehr willkommene

<sup>237</sup> Gerhart Hauptmanns Schauspiel in fünf Akten »Griselda« hatte am Wiener Burgtheater am 6. März 1909 Premiere; nach insgesamt 13 Vorstellungen wird es am 22. Oktober zum letzten Mal gegeben (vgl. Alexander von Weilen, Der Spielplan des neuen Burgtheaters 1888–1914. Bd. 22. Wien 1916, S. 43, Nr. 143; vgl. Neue Freie Presse, 22. Oktober 1909, S. 18). Diese letzte Aufführung hat Kassner besucht. In seinem vernichtenden Urteil weiß er sich einig mit dem anonymen Rezensenten im »Feuilleton« der »Neuen Freien Presse« vom 7. März 1909 (Morgenausgabe, S. 1–4), der nach diesem »rührseligen Abend« unter Anspielung auf Hauptmanns 1896 vollendetes »Märchendrama« »Die versunkene Glocke« konstatiert hatte: »Man wird beinahe wehmütig gestimmt, wenn man zusehen muß, wie hier ein Dichter, der Großes leistete und noch Größeres versprach, mehr und mehr von seiner poetischen Kraft verlassen wird, so daß sich zuletzt die Frage aufdrängt, ob man den Ton dieser versunkenen Glocke jemals wieder hören wird.«

<sup>238</sup> Florian Geyer. Die Tragödie des Bauernkrieges in fünf Akten, mit einem Vorspiel (Berlin 1896). Die skandalumtobte Uraufführung hatte am 4. Januar 1896 am Deutschen Theater in Berlin stattgefunden. Kassner hatte ihr oder einer der folgenden Vorstellungen während seines Berliner Studienjahres beigewohnt. Aus dem Abstand eines halben Jahrhunderts wird er im »Umgang der Jahre« bekennen, er »finde heute den Weg nicht zurück zu [...] »Florian Geyer« und den anderen <Dramen> aus diesen Jahren«; »der späteren Produktion, die sich ununterbrochen auf der Linie des geringsten Widerstandes bewegt«, könne er freilich »erst recht nicht folgen« (KSW IX, S. 230f.).

<sup>239</sup> Richard Wagners »Walküre« hatte – nach »Rheingold« als »Vorabend« am 12. Oktober – am 15. Oktober 1909 den wiederaufgenommenen »Ring«-Zyklus an der Hofoper eröffnet (Neue Freie Presse, 15. Oktober 1909, S. 19). Diese Vorstellung hatte Kassner besucht.

<sup>240</sup> »zeitlich«: Austriazismus für »zeitig« (Österreichisches Wörterbuch. Wien 1979, S. 419).

Absage Elsa Bruckmann gegenüber am 31. Oktober damit, dass jene selbst nur wenig früher anzureisen gedenke: »Sie werden natürlich nach Wien kommen. [...] Hat es da also einen Sinn, dass ich da komme – gerade die Woche bevor Sie da sein werden? Sagen Sie!«<sup>241</sup> Auch die Fürstin sieht sich wegen einer Erkrankung des Fürsten gezwungen, ihre Reise in den Dezember zu verschieben.

### 71. *Von Wien nach Lautschin*

<Wien,> Donnerstag<sup>242</sup>  
<18. November 1909>

Gnädigste Fürstin!

Bin Ihnen sehr dankbar für Nachrichten gewesen u. bin froh, dass es dem Fürsten so weit ganz gut geht. Er soll nur das Ganze als Yogi-Übung auffassen u. er wird sehr heiter dadurch werden.

Wann kommen Sie zurück?<sup>243</sup> Oder gehen Sie direct nach Paris? Alles Gute dem Fürsten u. in Mcell. Ihr

Rudolf Kassner

Ob die Fürstin von Lautschin »direct« oder mit Zwischenhalt in Wien nach Paris fährt, wissen wir nicht; wohl aber, dass sie auf dem Weg in die französische Hauptstadt in München Station macht, wo sie wunschgemäß mit Eduard von Keyserling zusammenkommt.<sup>244</sup> In Paris nimmt sie, bald nach ihrer Ankunft, am 10. Dezember Kontakt zu Rainer Maria Rilke auf: »Gehrter Herr Rielke – Verzeihen Sie wenn ich Ihnen unbekannter Weise diese Zeilen schicke, aber eigentlich kann ich kaum »unbekannter Weise« von einem Dichter sagen dessen Werk ich so sehr bewundere – außerdem haben wir einen gemeinsamen Freund, Dr. Rudolf Kassner der mir sehr oft von Ihnen gesprochen hat.«<sup>245</sup> Ehe Rilke drei Tage später ihrer Einladung ins »Hotel Liverpool« folgt, erhält sie Kassners Brief:

<sup>241</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 468.

<sup>242</sup> LHW. Postkarte. Adresse. I. D. der Fürstin / Maria v. Thurn u. Taxis / Lautschin / bei Nimburg / Böhmen. Poststempel: Wien, 18.XI.09.

<sup>243</sup> Von Lautschin nach Wien.

<sup>244</sup> S. Kassners entsprechende Bemerkung in Brief 72.

<sup>245</sup> Rilke – Taxis, S. 3–5; Rilke – Kassner, S. 25f.; Taxis, Erinnerungen an Rilke (wie Anm. 65), S. 5f.



## 72. Von Wien nach Paris

Wien 10/12 09.<sup>246</sup>

Alleegasse 12.

<Freitag>

Gnädigste Fürstin!

Nur ein Lebenszeichen. Dank für die Karte aus München. Freut mich außerordentlich, dass Sie Ed. Keyserlingk gesehen haben. Ich habe inzwischen Hermann den Neffen wiedergesehen. Wir sprachen uns auf der Straße an, d.h. er blieb stehen u. ich sprach ihn an, es war ganz so wie es böse Männchen u. Weiblein auf dem Trottoir machen. Leider wurden wir nicht sehr intim, er sprach u. sprach u. ich hörte zu u. wir schieden ziemlich fremd. Jedenfalls sind wir aber beide gesellschaftlich jetzt wieder passable, u. daran wollen wir uns künftighin halten.<sup>247</sup>

Und wie leben Sie? Heiter? Natürlich! Sehen viele Menschen, lieben das Leben im allgemeinen.<sup>248</sup> Und überhaupt. Doch in einem Monat u. weniger sind Sie wieder in Wien. Und Wien ist wirklich langweilig als Ganzes. Und man wird schrecklich parteiisch hier, beinahe verliebt u. unverliebt parteiisch.

<sup>246</sup> LHW. Ein Bogen, vier beschriebene Seiten.

<sup>247</sup> Ähnlich heißt es am gleichen Tag an Elsa Bruckmann: »Mit Keyserling bin ich zusammengekommen ohne dass wir uns wiederfanden. Er ist mir ganz fremd geworden, doch das ist es nicht, eigentlich ist er mir direct unangenehm. Doch gesellschaftlich kennen wir uns u. das ist ganz gut so« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 470). Zwei Monate später, am 3. Februar 1910, erfährt auch Houston Stewart Chamberlain: »Mit Keyserling kam ich zusammen, ohne ihm näher gekommen zu sein. Wir werden in Zukunft wo immer wir uns treffen zu einander sehr herzlich sein, im übrigen uns auch zu meiden verstehen. Ich war direct verlegen mit ihm u. hatte das Gefühl zu ihm die piste verloren zu haben. Und er sprach und sprach und sprach, so daß einem eigentlich nichts anderes übrig blieb als zu schweigen. Ich möchte sagen, ich prallte immer wieder an seinen vielen Worten ab. Mir kommt vor, als hätte ich ihn erst jetzt verloren. Wahrscheinlich habe ich ihn nie besessen, wie man in der That Menschen u. Dinge, die man später verliert, früher sozusagen niemals besessen hat.« – Keyserling war es im April 1909 gelungen, das Landgut Kerkau in Livland »zu dem günstigen Preis von 85.000 Rubel zu verkaufen« und sich auf diese Weise »nach anteilmäßiger Auszahlung an Schwestern und Mutter« eine gewisse finanzielle Unabhängigkeit zu sichern, die es ihm erlaubt, nach der »estländischen Sesshaftigkeit« seine Reisen in Westeuropa mit Aufhalten in Paris, Berlin, London oder Wien wieder aufzunehmen (Gahlings, Hermann Graf Keyserling [wie Anm. 93], S. 59).

<sup>248</sup> Am 14. Dezember klagt die Fürstin: »Leider ist das Pariser Leben so gehetzt – wenn man nur so kurz bleibt wie ich – daß man nichts in Ruhe genießen kann« (Rilke – Taxis, S. 5).

Übrigens werde ich nächstens zu Fürstin Dietrichstein gehen, sie wünscht sich es mit mir einmal allein zu sprechen,<sup>249</sup> ließ sie mir durch Poldi Franckenstein<sup>250</sup> sagen.

Wie geht es dem Fürsten? Vielleicht begegne ich der Prinzessin Gab.<sup>251</sup> einmal, wenn sie am Graben<sup>252</sup> Puppen kauft, eine ganze Schöpfung.

Nun adieu. Alles Gute u.s.w.

Ihr

Rudolf Kassner

Mitte Dezember verlässt Marie Taxis Paris und verbringt, wie üblich, Weihnachten und den Jahreswechsel in Lautschin.<sup>253</sup> Doch schon am 5. Januar meldet ein Kalendereintrag in Wien »Déj. Kassner«, ebenso am 6. und 23. Januar, an welchem Tag man ein Wiedersehen zwischen Kassner und Rilke auf Schloss Duino ins Auge fasst. Dazu merkt die Fürstin im Manuskript ihrer »Erinnerungen an R.M. Rilke« an, sie habe unter diesem Datum Rilke ihre Reisepläne »genauer bezeichnet«: »ich wollte in April in Duino sein, gab ihm die genaue Adresse und lud ihn herzlich ein, hinzukommen – er würde auch wahrscheinlich Dr. Kassner dort finden.«<sup>254</sup> Dass sie wenig später während eines kurzen Aufenthalts in Berlin am 20. oder 21. Februar Elsa Bruckmann begegnet war,<sup>255</sup> berichtet sie Kassner unverzüglich, der seinerseits am 24. Feb-

<sup>249</sup> Olga Fürstin Dietrichstein (1873–1946), geb. Prinzessin Dolgoruky, verheiratet mit Hugo Fürst Dietrichstein (1858–1920). Zu Marie Taxis' Verbindung mit der Familie Dietrichstein vgl. Rilke – Taxis, S. 497 u.ö. Ein persönlich grundiertes Porträt der Fürstin zeichnet wenig später Christiane Gräfin Thun-Salm, wenn sie am 11. März 1910 Hofmannsthal erklärt: »Ich habe sie außerordentlich gern & habe seit jeher sehr viel Sympathie für sie gehabt. Es freut mich, daß sie Ihnen gefällt. Ich kann nicht sagen, daß ich intim mit ihr bin & ich glaube auch, daß Niemand mit ihr intim ist, denn sie kommt schwer oder nie aus sich heraus. Ich halte sie – nebst ihrer Kränklichkeit – für recht unglücklich. [...] Dazu ist sie mit Leib & Seele Russin & hat sich gar nicht & in gar keiner Weise acclimatisiert. [...] Sie war physisch immer angestrengt & seelisch immer einsam. [...] Sie ist jedenfalls ein ungewöhnliches, sehr interessantes Geschöpf« (BW Thun-Salm, S. 194). Am 1. Februar 1913 notiert Hofmannsthal, der sie »nur einmal in einer Soiree bei Taxis« gesehen hatte: »Sie war von einer leidenden Schönheit, eine Stirn wie die Duse, eine weiße Strähne in dem dunklen Haar, ein unsagbar scheuer Blick« (SW XXXVIII Aufzeichnungen. Text, S. 615).

<sup>250</sup> Leopoldine (Poldy) von Franckenstein (1874–1918), Schwester Clemens' und Georgs von Franckenstein.

<sup>251</sup> Prinzessin Gabriele, Gattin des Prinzen Erich von Thurn und Taxis.

<sup>252</sup> Eine der Hauptgeschäftsstraßen im Zentrum Wiens.

<sup>253</sup> Vgl. ihre Briefe an Rilke aus Paris und Lautschin vom 14. und 24. Dezember 1909 (Rilke – Taxis, S. 5).

<sup>254</sup> Ebd., S. 9.

<sup>255</sup> Hofmannsthal, der zur Uraufführung der ersten Fassung von »Cristinas Heimreise« am 11. Februar nach Berlin gereist war, hatte dort am 21. Februar Verabredungen mit Marie Taxis für diesen und den folgenden Tag zu treffen gesucht. Dass Hugo und Elsa Bruckmann in Berlin weilen, bestätigt Harry Graf Kessler für den 21. Februar mit der Angabe, dass die Eheleute nach einem gemeinsamen Besuch der Oper »Elektra mit Hofmannsthal und dem

ruar der Münchner Freundin zuruft: »Freut mich sehr dass Sie die Fstn. Taxis kennen gelernt haben. Sie ist übrigens entzückt von Ihnen.«<sup>256</sup> Nach weiteren Treffen in Wien am 26. Februar und 1. März (mit Wilhelm Bode<sup>257</sup> und Prinz Pascha) reist Kassner am 24. März 1910 nach München und Florenz,<sup>258</sup> wo er die Fürstin wiedersieht und die »Berensons« »sehr« genießt,<sup>259</sup> ehe er sich in der zweiten Aprildekade nach Duino wendet. Hier erscheint am 19. April auch Wilhelm Bode, diesmal in Begleitung seiner Tochter Marie,<sup>260</sup> mit denen man am folgenden Nachmittag einen Ausflug nach Cividale unternimmt und bei der Rückkehr den »schon seit ein paar Stunden in Duino« wartenden Rilke begrü-

Ehepaar Strauss im Hotel Kaiserhof soupieren« (Kessler, Das Tagebuch. Bd. 4. Stuttgart 2005, S. 590).

<sup>256</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 472.

<sup>257</sup> Wilhelm (ab 1914: von) Bode (1845–1929), Kunsthistoriker und damaliger Generaldirektor der Königlichen Berliner Kunstsammlungen. Er steht seit Oktober 1909 im Mittelpunkt einer erbittert geführten, bis heute nicht abschließend entschiedenen Debatte über die von ihm im englischen Kunsthandel für das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin erworbene sogenannte »Flora-Büste«, welche er zu einem Werk Leonardo da Vincis erklärt hatte. Diese von offiziellen Stellen und der Mehrheit der Presse mit nationalistischen Untertönen gefeierte Zuschreibung war durch einen am 23. Oktober 1909 in der »Times« veröffentlichten Brief mit der Behauptung erschüttert worden, Schöpfer der Wachsbüste sei nicht Leonardo, sondern der englische Bildhauer und Wachsformer Richard Cockle Lucas (1800–1883) – eine These, die Lucas' Sohn Albert Dürer Lucas (1828–1918) eidesstattlich bestätigte (vgl. Wilhelm von Bode, Mein Leben. Hg. von Thomas W. Gaethgens und Barbara Paul. Berlin 1997. Bd. 1: Text, S. 356–363; »Die Florabüste«, und Bd. 2: Erläuterungen, S. 316; Manfred Ohlsen, Wilhelm von Bode. Zwischen Kaisermacht und Kunsttempel. Biographie. Berlin 1995, S. 238–250). Vor diesem Hintergrund wird Hofmannsthal am 31. August 1911 im Brief an Elsa Bruckmann mit Blick auf seine Bearbeitung des »Jedermann«-Stoffes den Vergleich ziehen: »[...] vielleicht verhalte ich mich zu dem anonymen alten Mysterien-mönch wie Mr. Lucas zu Lionardo« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 285; die dort, auf S. 289, Anm. 11, gemutmaßten Erklärungen des Namens sind hinfällig und auf »Richard Cockle Lucas« zu berichtigen).

<sup>258</sup> Am 23. März meldet er Martin Buber: »Wohne in München im Hotel Marienbad. Fahre am 3ten ca. nach Florenz.« Von dort sendet er aus dem »Hotel Bristol« am 12. April »viele Grüße« an Elsa Bruckmann, mit der Ansage: »Bin einige Tage hier und dann noch einige Tage Duino« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 475). Die Nachricht an Martin Buber hatte er mit der dringenden Bitte »nur recht bald um die Revision« seines »Dilettantismus« verknüpft. Mit dessen Niederschrift hatte er im Sommer 1909 begonnen und Buber das Manuskript am 29. September 1909 zugeleitet. Allerdings lassen in der Folge die immer wieder angemahnten Korrekturfahnen ungebührlich lange auf sich warten (vgl. unten Anm. 279).

<sup>259</sup> An Gerty von Hofmannsthal, aus Duino, 19. April 1910 (BW Kassner, S. 134). – Bernard Berenson hatte der Freundin Isabella Stewart Gardner am 19. Mai 1910 erklärt: »The »season« is approaching and I know not what it may bring forth«. Unter den zahlreich erwarteten »visits« werden weder Marie Taxis noch Kassner genannt. Allerdings fügt er am 17. April, »in the midst of our »season«, hinzu: »I love sociability, it excites and stimulates me, and while I am <in> it, I seem to feel no fatigue«, und kündigt an: »In a few days we hope to get away to Rome« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 42], S. 468 u. 469f.).

<sup>260</sup> Bode, Mein Leben (wie Anm. 257), Bd. 1, S. 350f.: »Einen köstlichen Genuß hatten wir [...] durch einen mehrtägigen Besuch bei der kunstsinnigen Fürstin von Thurn und Taxis auf Schloß Duino, dessen Lage und Aussicht nur von wenigen Punkten Europas übertroffen wird.«

ßen kann.<sup>261</sup> In den nächsten drei Tagen gelingt es beiden Männern – nach der ersten Wiener Begegnung vom November 1907 –, im vertrauten Umgang und intensiven Gespräch die Basis ihrer Lebensfreundschaft endgültig zu festigen.<sup>262</sup> Kassner eilt am 23. April nach Wien – »départ Kassner« meldet Marie Taxis' Kalendereintrag –, von dort »sofort weiter nach Pawlowitz« und am 26. April zurück nach Wien, um die Abreise zu seinem auf mehrere Monate angesetzten Aufenthalt in Paris vorzubereiten.<sup>263</sup>

### 73. Von Wien nach Duino

Wien 29/IV 10.<sup>264</sup>

<Freitag>

Gnädigste Fürstin!

Nur noch adieu aus der Ferne, bevor ich fahre und recht herzlichen Dank für die schönen u. reichen Tage von Duino u. Florenz.

Und wie geht es Ihnen? Glückliche im Kreise der Enkeln<sup>265</sup> u. Schwestern?<sup>266</sup> Ohne Grant?<sup>267</sup> Voll glücklicher Einfälle für Herrn Rziha?<sup>268</sup> Ich kann Ähnliches von mir nicht behaupten. Ich nehme von

<sup>261</sup> Vgl. Taxis, *Erinnerungen an Rilke* (wie Anm. 65), S. 9f.; im Taschenkalender notiert die Fürstin am 20. April: »R.M. Rilke arrivé«. In diesen Tagen macht man einen »Ausflug nach Capodistria«, jenem »reizenden Städtchen an der Küste Istriens« (ebd., S. 11f.), an das die Fürstin noch Jahre später, am 28. November 1915, denkt, wenn sie Rilke fragt: »erinnern Sie sich, als wir nach Capodistria fuhren (sie waren das erste Mal in Duino) Gabriele und Kassner waren mit – und alle Kirschbäume blühten und das tiefblaue Meer glitzerte durch die Olivenbäume – und unser Frühstück in der kleinen Trattoria – Sie erzählten von Rußland – das weiß ich ganz genau, bis auf die Worte« (Rilke – Taxis, S. 458). Ausführlicher schildert sie dieses Begebnis in ihren »Erinnerungen an Rilke« (S. 12).

<sup>262</sup> Vgl. Rilke – Kassner, S. 26f.; Rilke – Taxis, S. 13f.; BW Kassner, S. 133f.

<sup>263</sup> Kassner an Gerty von Hofmannsthal, 19. April 1910 (BW Kassner, S. 134).

<sup>264</sup> KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Korrekturen Ernst Zinns.

<sup>265</sup> Da Kassner am Ende des Briefes die in Duino weilende (s.o. Anm. 261) »Prinzessin« Gabriele, Prinz Erichs Ehefrau, nennt, sind ohne Zweifel deren oben in Anm. 172 genannte Kinder samt dem 1906 geborenen Hans gemeint. Bestätigt wird diese Annahme durch Marie Taxis' Brief an Hofmannsthal vom 7. Mai 1910, in dem sie »die Kinder von Erich« erwähnt, zit. unten in Anm. 269.

<sup>266</sup> Carola Prinzessin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und Gegina Gräfin Schlick, geb. Prinzessin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst.

<sup>267</sup> Schlechte Laune, *Missmut* (Grimm, *Deutsches Wörterbuch*. Bd. 4. I. Abt. 5. Teil. Leipzig 1958, Sp. 1882f.; *Österreichisches Wörterbuch*. Wien 1979, S. 191); zum Begriff vgl. Kassner – Taxis, Teil I, S. 192 mit Anm. 418.

<sup>268</sup> Dr. Wilhelm Rziha, ein Vertrauter der Fürstin, der sich, folgt man seinen Briefen im Staatsarchiv Triest (AST), zeitweilig um die Belange des Schlosses Duino kümmert. Vgl. seine Erwähnungen in: Rilke – Taxis, S. 88, 116, 145, 152, 167 u. 226.

allerhand Menschen Abschied<sup>269</sup> und ordne, indem ich dabei unendliche Unordnung um mich verbreite. So bin ich denn nicht gerade voll Grant, dafür aber ohne Glauben im weitesten Sinne und alle halben Stunden kommt mir irgendetwas entsetzlich lächerlich vor.

Ich komme erst Freitag<sup>270</sup> in Paris an. Bin Montag in Strassburg.<sup>271</sup> Von da erhalten Sie mehr, das heißt erst von Paris und von dort heißt das, erst noch die Adresse u. dann mehr!

Wie war noch Rilke? Ich glaube, daß wir uns sehr gut ergänzen u. darum einander brauchen.<sup>272</sup>

Alles Gute Ihnen u. der Prinzessin!<sup>273</sup>

Ihr

Rud. Kassner

In Paris – er wohnt im »Hôtel S<sup>te</sup> Anne« in der rue S<sup>te</sup> Anne 10 – führt Kassner ein reges gesellschaftliches Leben, verkehrt mit dem am 12. Mai eintreffenden Rilke, mit André Gide und Jean Schlumberger, mit dem Maler Theo van Rysselberghe sowie dem alten Bekannten und gelegentlichen Reisebegleiter Arthur Holitscher, lernt weiter »russisch bei einer kleinen fetten, blonden Russin«, besucht die Theater und das Russische Ballett und begegnet, nach mancherlei von gemeinsamen Freunden vergeblich betriebenen Versuchen, am 12. Juni Harry Graf Kessler,<sup>274</sup>

<sup>269</sup> Kassner hatte am 19. April Gerty von Hofmannsthal versichert, er werde in Wien »versuchen«, sich vor seiner Reise nach Groß-Pawlowitz und Paris »von Ihnen zu verabschieden« (BW Kassner, S. 134). Sehr wahrscheinlich ist es dazu gekommen; jedenfalls setzt die Fürstin eine solche Begegnung voraus, wenn sie Hofmannsthal am 7. Mai die Gründe ihres Schweigens nennt (»die Kinder von Erich hatten den Keuchhusten«) und ergänzt: »Kassner wird Ihnen erzählt haben warum.«

<sup>270</sup> 6. Mai 1910.

<sup>271</sup> Auf dem Weg nach Paris besucht Kassner ab dem 2. Mai seine Schwester Marie Friemel, deren Mann Georg (1859–1960), seit 1878 Berufsoffizier, derzeit in Straßburg stationiert ist.

<sup>272</sup> Nach Kassners Abreise war Rilke noch bis zum 27. April auf Duino geblieben. Aus Venedig berichtet er am 5. Mai seiner Frau Clara: »Mit Kassner war ich noch drei Tage dort beisammen, dann mußte er fort; aber er wird jetzt eine Zeit in Paris wohnen. Er ist ein bißchen wie eine Prüfung, und für mich wars nicht die Zeit, zu bestehen; ich bin auf eine sanfte sympathische Art durchgefallen bei diesem Examen, ich meine so in den besonderen Fächern. Im großen mußte es ja natürlich gleichwohl stimmen. Ich freu mich, ihn in Paris zu haben für alle Fälle. Er ist etwas Sicheres, Wahres, im Grunde überaus Ernstes. Man kann jedes Wort an seinem Zuhören prüfen, aber man zweifelt deshalb auch an jedem eigenen Wort« (Rainer Maria Rilke, Briefe aus den Jahren 1907–1914. Hg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1933, S. 101; in der geänderten Neuauflage von 1939 auf S. 105; Rilke – Kassner, S. 26f.).

<sup>273</sup> Prinzessin Gabriele von Thurn und Taxis; zu ihrer Anwesenheit auf Duino vgl. oben Anm. 261. Auch Rilke erwähnt sie am gleichen 29. April 1910 im Brief an die Fürstin (vgl. Rilke – Taxis, S. 16).

<sup>274</sup> Vgl. Bruckmann-Briefwechsel, S. 476–479; Rilke – Kassner, S. 29f.; BW Kassner, S. 135–137.

bevor er sich Ende des Monats nach London<sup>275</sup> und von dort am 21. Juli<sup>276</sup> in das kleine bretonische Seebad St. Lunaire begibt. Hier führt er »wieder einmal <s>ein wahres Sommerleben«<sup>277</sup> und arbeitet, »bei Ebbe auf den dunklen Steinen des Meeresstrandes sitzend«,<sup>278</sup> an seiner Studie »Von den Elementen der menschlichen Größe«, die er als gültige Ausführung dessen betrachtet, was er zuvor im nun endlich ausgelieferten »Dilettantismus« skizziert hatte.<sup>279</sup>

#### 74. *Von St. Lunaire nach Lautschin*

<St. Lunaire, dritte Julidekade 1910><sup>280</sup>

Bin hier. Meine Adresse ist      Golf Hotel  
  St. Lunaire  
  pres St. Malô (Bretagne)

Wie gehts? Schreibe bald. Mein »Dilettantismus« schon erschienen, nur sind alle meine Exemplare verloren gegangen. Hörte es erst gestern.<sup>281</sup>

Ihr

Rud. Kassner

<sup>275</sup> Am 19. Mai hatte Kassner aus Paris Otto von Taube mitgeteilt: »Im Juli bin ich für einige Zeit in London« (Kassner – Taube, S. 276). Ebenso hatte Lili Schalk am 6. Juni erfahren, er gehe »in ca 2 Wochen nach London«. Wenn dann Archibald G. Russell, der Bekannte aus frühen Londoner Tagen, den gemeinsamen Freund Otto von Taube auf einer undatierten Karte, ebenfalls aus Paris, unterrichtet: »Kassner [...] left on Tuesday« (Bibliothek Monacensia), dürfte mit diesem »Tuesday« der 28. Juni gemeint sein (Kassner – Taube, S. 276, Anm. 168). Kassners erste überlieferte Nachricht aus London ist auf diesen 28. Juni 1910 datiert (an Martin Buber: »Bin in London für einige Zeit«), die nächsten auf den 1. (an Gerty von Hofmannsthal: BW Kassner, S. 137) und 3. Juli (an Elsa Bruckmann: Bruckmann-Briefwechsel, S. 478).

<sup>276</sup> Rilke kann unter dem 23. Juli 1910 aus St. Lunaire lesen: »Seit vorgestern bin ich wieder in Frankreich, in der Bretagne« (Rilke – Kassner, S. 31).

<sup>277</sup> An Elsa Bruckmann, 12. August 1910 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 480).

<sup>278</sup> KSW VII, S. 97.

<sup>279</sup> So an Houston Stewart Chamberlain, 6. August 1910. Noch am 28. Juni hatte Kassner bei Martin Buber verärgert nachgefragt: »Sagen Sie, was ist denn mit dem Dilettantismus? Der Verlag antwortet mir nicht auf die Fragen. Die Sache fängt an ein wenig langweilig zu werden.«

<sup>280</sup> AST. Carte Postale. Ansicht: Côte d'Émeraude. Saint-Lunaire. La vieille Eglise. Adresse: L'Autriche / I. D. der Fürstin / Maria v. Thurn u. Taxis / Schloss Lautschin / bei Nimburg / Böhmen. Poststempel: Saint-Lunaire. Ille et Vilaine: Tagesdatum unleserlich, 7.10.

<sup>281</sup> Ab »verloren gegangen« am Kopf der Mitteilungsspalte nachgetragen. Diese Nachricht hatte Kassner wohl durch eine – verlorene – Mitteilung Bubers oder der Verlagsleitung erhalten.



Abb. 4: Saint-Lunaire. Ansichtskarte, dritte Julidekade 1910 (AST)

Die ungeduldig erwarteten Belegexemplare der schmalen Schrift<sup>282</sup> erreichen ihn schließlich in den ersten Augusttagen in St. Lunaire. Sie werden unverzüglich Freunden und Bekannten zugesandt, zu denen neben Houston Stewart Chamberlain, Lili Schalk, Elsa Bruckmann oder Hugo von Hofmannsthal auch die Fürstin gehört,<sup>283</sup> die dieses »kleine Buch vom Dilettantismus« in Lautschin »vorliest«, als Rilke dort vom 13. bis 20. August zum ersten Mal zu Gast ist.<sup>284</sup> Rasch leitet sie es an interessierte Menschen weiter, wie an den britischen Captain Barton, der am 1. September 1910 Dank sagt,<sup>285</sup> an Paul Zifferer, den sie um eine Anzeige in der Wiener »Neuen Freien Presse« bittet, oder an Bernard

<sup>282</sup> Der Dilettantismus von Rudolf Kassner. In: Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Hg. von Martin Buber. Bd. 34. Frankfurt a.M. o.J.; in der zweiten, durchgesehenen Fassung von 1923 in: KSW III, S. 7–47.

<sup>283</sup> Das Widmungsexemplar war nicht zu ermitteln. Erhalten geblieben ist ein unsigniertes Exemplar (Privatsammlung, Stuttgart) mit dem eingeklebten »Ex Libris Castello di Duino« (vgl. die Abb. in: Dottor Serafico. La memoria di Rainer Maria Rilke e l'archivio del Castello di Duino. Trieste 1999, S. 105).

<sup>284</sup> In diesen Tagen hatte Rilke selbst »immer wieder darin« gelesen (Rilke – Kassner, S. 34) und am 20. August, unmittelbar nach seiner Ankunft in Prag, beim alteingesessenen k. k. Hofbuchhändler Gustav Neugebauer (1846–1921) vergeblich ein Exemplar zu erwerben gesucht (vgl. Rilke – Taxis, S. 25).

<sup>285</sup> AST. Captain Basil Kelsey Barton (1879–1958) ist in späteren Jahren, von Oktober 1931 bis November 1935, Mitglied des britischen Unterhauses (vgl. Who's Who of British Members of Parliament. Hg. von Michael Stenton und Stephen Lees. Vol. 8: 1919–1945. Brighton/Sussex 1979, S. 22. S. auch unten S. 128 mit Anm. 358).

Berenson, der sich am 30. August ausführlich in einem Brief<sup>286</sup> äußert, den sie im Taschenkalender unter dem 1. September mit dem Vermerk: »B.B. lettre de Kassner et Dilettantismus« eigens hervorhebt.<sup>287</sup>

Nach Rilkes Abreise aus Lautschin besucht sie in München, wohl mit dem Fürsten und Prinz Pascha, die Ausstellung »Meisterwerke muhammedanischer Kunst«, die im Ausstellungspark auf der Theresienhöhe von Mai bis Oktober 1910 internationales Aufsehen erregt.<sup>288</sup> Rilke hatte ihr am 21. August ans Herz gelegt: »Bitte, Fürstin, sehen Sie viel Fernes, ein bischen auch mit für mich. In München die orientalischen Sachen, Miniaturen, Gazellen, Cypressen, Rosengärten und kleine innige Thäler giebt es da sicher zu sehen.«<sup>289</sup> Von dort begibt sie sich nach Duino, wo sie, am 4. September 1910 »glücklich eingelangt«,<sup>290</sup> Kassners kurze Nachricht in Empfang nimmt:

### 75. Von St. Lunaire nach Duino

<St. Lunaire, 5. September 1910><sup>291</sup>

<Montag><sup>292</sup>

<sup>286</sup> S. »Weitere Dokumente«, Nr. 1 u. 2, unten S. 264ff.

<sup>287</sup> Auch Hofmannsthal bestätigt ihr am 8. September 1910, »was für ein vorzügliches Buch eines wirklich von ihm geschaffenen genre, Philosophie im alten Sinn«, dieser »Dilettantismus« sei (BW Kassner, S. 140). Im folgenden Jahr wird sie wohl jene »deux exemplaires Kassner dilettantismus« ebenfalls verschenken, die Rilke in ihrem Auftrag telegraphisch am 26. September 1911 von Anton Kippenberg nach London erbittet (Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Anton Kippenberg 1906 bis 1926. Hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharfberg. Bd. 1. Frankfurt a.M./Leipzig 1995, S. 283).

<sup>288</sup> Der Verlag F. Bruckmann veröffentlicht dazu ein monumentales dreibändiges Tafelwerk in Großfolio (400 Exemplare): Die Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst in München 1910. Hg. von F<riedrich> Sarre und F<riedrich> R. Martin. München 1910. An diese epochemachende Schau hat das Münchner »Haus der Kunst« von September 2010 bis Februar 2011 mit der Ausstellung »Die Zukunft der Tradition – Die Tradition der Zukunft. 100 Jahre nach der Ausstellung »Meisterwerke muhammedanischer Kunst« erinnert.

<sup>289</sup> Rilke – Taxis, S. 24f. Die Ausstellung wird auch Rilke, als er sie wenig später besucht, »wahre Wunder offenbar<en>« (Rainer Maria Rilke – Auguste Rodin, Der Briefwechsel und andere Dokumente zu Rilkes Begegnung mit Rodin. Hg. von Rätus Luck. Frankfurt a.M./Leipzig 2001, S. 298: 7. Oktober 1910).

<sup>290</sup> Rilke – Taxis, S. 28.

<sup>291</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Notizen Ernst Zinns. Carte Postale. Ansicht. St Lunaire. La Garde-Guérin. Adresse: L'Autriche / I. D. / Fürstin M. v. Thurn u. Taxis / Duino / bei Nabresina Küstenland. Poststempel: St Lunaire, 9.25, 6 – 9 10. Zinn hat am Kopf des von ihm als »Nr. 1« gezählten Typoskriptblatts festgehalten: »Mit den Originalen verglichen, Sierre, April 1950. Mündliche Auskünfte Kassners. (Abschrift stammt von Frau Reuss; von W<olfgang> Herwig <seinem damaligem wissenschaftlichen Mitarbeiter> durchgesehen).«

<sup>292</sup> Das vom Poststempel (6.9.) abweichende erschlossene Schreibdatum folgt der auf den »5 /9. <19>10« datierten gleichlautenden Nachricht an Gerty von Hofmannsthal: »Ich fahre morgen nach Paris / 26 Av. d. Champs Elysées« (BW Kassner, S. 140f.). Offenbar ist die am 5. September geschriebene Mitteilung erst am nächsten Morgen (um 9 Uhr 25) befördert worden (s. auch die Daten der folgenden Karte).



Viele Grüße. Gehe morgen nach Paris 26 Av. Champs Elysées  
Habe lange nichts von Ihnen gehört.  
Rud. Kassner

76. *Von Paris nach Duino*

Paris 6/9 10<sup>293</sup>  
<Dienstag>

Viele Grüße. Dank für Karte. Freue mich auf versprochenen Brief. Meine Adresse ist vorläufig noch nicht die angegebene sondern  
Htl de L'Intendance  
50 rue Université  
Paris.  
Alles Gute.  
Rud. Kassner

Bei seiner Ankunft in Paris am 6. September steigt Kassner im genannten »Hôtel de L'Intendance« ab. Die vorgesehene Pension an den Champs-Elysées wird renoviert und ist »noch nicht ganz fertig«. Auch seine elf Tage später geäußerte Hoffnung, »nächste Woche« dort einziehen zu können,<sup>294</sup> erfüllt sich nicht, so dass er bis zur Abreise am 13. November das Quartier nicht wechseln wird, obwohl er die Unterkunft als unzureichend empfindet: »Ich wohne constant schlecht. Weiß gar nicht warum«, bekennt er Gerty von Hofmannsthal am 17. Oktober 1910: »Aber das umziehen ist mir ganz entsetzlich und so compromittiere ich mich lieber.«<sup>295</sup>

<sup>293</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Notizen Ernst Zinns. Carte Postale. Adresse: I. D. Fürstin Taxis / Duino / bei Nabresina / Küstenland. L'Autriche. Poststempel: Paris, 18.45, 7 – 9 – 10. Die Differenz zwischen Schreibdatum und Poststempel zeigt, dass auch diese Karte erst am folgenden Tag befördert wird.

<sup>294</sup> An Elsa Bruckmann, 17. September 1910 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 483).

<sup>295</sup> BW Kassner, S. 145.

50 r. Université.<sup>296</sup>  
(nicht 26 Champs Elysées)  
<Anfang Oktober 1910<sup>297</sup>>

### Gnädigste Fürstin

Hoffentlich ist aufgeschoben nicht aufgehoben. Es wäre zu schade. Dank für Brief. Natürlich habe ich nichts gegen eine Übersetzung des D. durch die Gräfin Beaume.<sup>298</sup> Wer ist sie? Ich glaube, das was ich über Frankreich sage<sup>299</sup> braucht nicht unbedingt ein Hindernis zu sein, da gerade diesen Abschnitt eine andere Revue, die Nouvelle Rev. Française übersetzen wollte.<sup>300</sup>

Aß unlängst mit Berenson zusammen. Er ist nicht wohl u. sieht schlecht aus.<sup>301</sup>

<sup>296</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Zinns Hinweis, »MT« (Marie Taxis) habe auf dem Original mit »Bleistift« das Jahresdatum »(1910)« ergänzt.

<sup>297</sup> Die Datierung orientiert sich an der Wiederholung der korrigierten Pariser Adresse, die darauf hindeutet, dass die Fürstin ihren bedankten Brief mit der angekündigten Verschiebung ihrer Reise nach Paris noch an die zunächst vorgesehene Anschrift gesandt hatte. Als weiterer Anhaltspunkt kommt die von Kassner erwähnte Begegnung mit Berenson hinzu (vgl. Anm. 301), die den Zusammenkünften zu dritt ab dem 19. Oktober (s.u. Anm. 303) vorangeht.

<sup>298</sup> Comtesse Isabelle Gontran de La Baume-Pluvial, geb. Crombez (?–1911); seit 1898 Besitzerin des »Palazzo Dario« in Venedig. Befreundet mit Pierre Louys, Henri de Régnier und Anna de Noailles, schreibt sie unter dem männlichen Pseudonym Laurant Évrard (vgl. Margaret Plant, Venice, Fragile City. 1797–1997. New Haven 2003, S. 250). Zu einer Übertragung des »Dilettantismus« durch sie ist es nicht gekommen; jedenfalls war ein entsprechender Druck nicht nachzuweisen. Gegen ihn spräche zudem der Umstand, dass Marie Taxis selbst im Jahre 1923 eine französische Übersetzung des »Dilettantismus« vorlegen wird (vgl. S. 175 und Briefe 93 und 94).

<sup>299</sup> Im 5. Abschnitt heißt es, dass »Dilettanten« »wohl nirgends seltener« zu finden seien »als unter den Franzosen [...] kein Mensch auf der ganzen Erde ist weniger Dilettant als dieser sinnliche Durchschnittsmensch aus Paris. Er ist kein Künstler, aber er funktioniert gut, sicher und kennt seine Grenzen.« Diese Bemerkungen werden im 19. Abschnitt ausführlich erörtert (KSW III, S. 14f., S. 36–38).

<sup>300</sup> Angesichts fehlender Zeugnisse bleibt offen, ob Kassner bei seiner Begegnung mit André Gide – einem der Herausgeber der »Nouvelle Revue Française« – im April des Jahres 1909 in Rom (s.o. S. 99 mit Anm. 220; vgl. Kassner – Gide, S. 123, Anm. 192; André Gide, Journal I. 1887–1925. Édition par Éric Marty. Paris 1996, S. 608 u. 1545) das gerade in Angriff genommene Buchprojekt zur Sprache gebracht und Gide eine Teilübersetzung in Betracht gezogen hatte, die dann unverwirklicht bleibt.

<sup>301</sup> Bernard Berenson hält sich von Anfang Oktober bis Anfang November 1910 in Paris auf. Am 30. August hatte er aus München Marie Taxis vorgeschlagen, »<to> join me + Kassner in Paris in Oct. I shall be there the whole month« (vgl. »Weitere Dokumente«, Nr. 1, unten S. 246f.). Von dort erinnert er noch am 6. November Isabella Stewart Gardner: »I am just returning to Florence having spent five weeks here of very mixed moments.« Dabei bestätigt

Bringen Sie doch den großen Yoghi mit nach Paris. Das wäre zu schön. Oder den Prz. Erich + dem ausgezeichneten Schwiegertöchterlein,<sup>302</sup> das wäre ebenso schön.

Wissen Sie, daß ich mich schon sehr auf Lautschin freue u. die Stille?! Und bitte um rechtzeitige Nachricht.

Alles Herzliche.

Ihr Rud. Kassner

Die Fürstin kommt, ohne Begleitung, spätestens am 19. Oktober nach Paris und bezieht abermals das »Hôtel Liverpool«, in dem sie Ende des vergangenen Jahres Rilke kennengelernt hatte. Häufig verkehrt sie mit Kassner, mehrfach im Beisein Berensons<sup>303</sup> und einmal, am 25. Oktober, des Münchner Verlegerehepaars Bruckmann.<sup>304</sup> Während einer dieser Begegnungen bittet sie Kassner um Vermittlung bei Eric MacLagan (1879–1951), dem Freund des ersten Londoner Aufenthalts von 1896/97, der, seit 1905 am Londoner South Kensington Museum (Victoria and Albert Museum) tätig, ab 1908 »the Department of Architecture and Sculpture« leitet und seither die Sammlung italienischer Skulpturen neu geordnet hatte.<sup>305</sup> Von ihm erhält sie am 26. Oktober 1910 die Antwort: »Madam, My friend Mr Rudolf Kassner writes to me that you would like to be shown some of the more important things in this Museum, while you are in London«; eine Bitte, die er gern erfüllen wolle, worauf sie vermutlich zurückgreift, als sie, laut Taschenkalender, am 31. Oktober in »Angleterre« eintrifft. Einen Tag zuvor hatte sich Rilke in Paris zurückgemeldet, ohne der Fürstin zu begegnen, der er gleichwohl anvertraut, dass er in den folgenden »vielfach gemeinsamen pariser Tagen« die sich vertiefende Freundschaft mit Kassner als »recht herzlich gut« empfinde: Denn »wir leben uns freudig ineinander und haben Lust und Ehrlichkeit einer zum andern.«<sup>306</sup>

er den Eindruck, den Kassner von ihm gewonnen hatte: »I have been feeling very low, bored, and out of sorts. My friends have stood by me like trumps, and I've been lucky in having so many of them here [...]. But when one carries ennui in one's bosom no friends are of use« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 42] S. 479f.). Vgl. Ernest Samuels, Bernard Berenson. The Making of a Legend. Cambridge (MA)/London 1987, S. 113–116.

<sup>302</sup> Der »große Yoghi« ist Fürst Alexander von Thurn und Taxis (vgl. Anm. 200); das »Schwiegertöchterlein« Prinz Erichs Gattin Prinzessin Gabriele.

<sup>303</sup> Ihrem Taschenkalender zufolge am 19., 20., 23. und 26. Oktober; Berenson ist am 19. und 23. Oktober zugegen.

<sup>304</sup> Elsa Bruckmann notiert unter diesem Datum im Tagebuch: »Mittags mit Kassner u. F. Taxis« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 490f.).

<sup>305</sup> Vgl. KSW IX, S. 326f., 897. MacLagan, 1924 zum Direktor ernannt und 1933 geadelt (Sir), leitet das Museum erfolgreich bis ins Jahr 1945 (vgl. Oxford Dictionary of National Biography. Vol. 35. Oxford 2004, S. 710f.).

<sup>306</sup> Rilke an Marie Taxis, 4. November 1910 (Rilke – Taxis, S. 30). Der von Ernst Zinn vermutete Zielort dieses Briefes »nach Duino(?)« muss wohl in »nach London« geändert werden,

Kassner verlässt Paris am 13. November in Richtung Berlin, fährt von dort am 24. November nach Lautschin<sup>307</sup> und schreibt im Rückblick des 13. Januars 1911 an Elsa Bruckmann: »In Lautschin war es ganz gut, nur vertrag ich die Kost auf diesen großen, fruchtbaren Gütern nicht recht u. werde schwer u. thue alles nur bis wieder zur nächsten Mahlzeit.«<sup>308</sup> Nach den wie üblich in Groß-Pawlowitz verlebten Weihnachtstagen lässt er sich zum Jahresbeginn 1911 wieder in der Hietzinger »Pension Schönbrunn« nieder und beantwortet eine Frage der Fürstin aus Lautschin:

## 78. Von Wien nach Lautschin

Wien 9/1 11.<sup>309</sup>

<Montag>

Gnädigste Fürstin

Ich glaube, mein Advokat D<sup>r</sup> Anton Piëch Mariahilferstrasse 107 ist für derlei Sachen, wo es auch auf gute Kenntnis der französischen Sprache zum mindesten im schriftlichen Verkehr ankommt, nicht der rechte Mann. Ich glaube, für ihn wäre ein solcher Fall ein ganz neuer.<sup>310</sup>

Also Sie bleiben doch in Lautschin! Treiben sie die Askese nur nicht gar zu hitzig, das ist Gott durchaus nicht so wohlgefällig wie man glauben könnte u. kommen Sie bald einmal nach Wien!

Ich richte mich langsam ein, lebe in Hietzing, habe noch sehr wenig Menschen gesehen, aus der Welt überhaupt niemand. So habe ich dann Gelegenheit das in Schönbrunn fortzuspinnen was ich in den Tuileries

wozu sich Rilkes Äußerung (ebd., S. 29) fügt, er habe »heute« zu seinem »Schrecken« von Kassner erfahren, »daß die Aussicht, Sie würden jetzt <von London> über Paris kommen, sehr gering sei«.

<sup>307</sup> An Elsa Bruckmann, Paris, 7. November 1910, und, vorausblickend, Berlin, 16. November 1910 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 492f.). Auch Fürstin Taxis hält im Taschenkalender am 24. November fest: »Kassner angekommen«.

<sup>308</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 495.

<sup>309</sup> LHW. Zwei Blatt, je einseitig beschrieben.

<sup>310</sup> Anton Piëch, der Sohn eines Brünner Anwalts, betreibt in Wien unter der genannten Adresse eine Kanzlei, in die später sein 1894 geborener gleichnamiger Sohn eintreten wird. (Er wird von 1941 bis 1945 als Justitiar und Schwiegersohn Ferdinand Porsches das Volkswagenwerk in Wolfsburg leiten, vgl. Ferdinand Piëch, Auto. Biographie. Hamburg 2002, S. 15). Einzelheiten zu dem »Fall« waren nicht zu ermitteln.

begonnen habe<sup>311</sup> – meine Arbeit ...<sup>312</sup> Most emperially<sup>313</sup> as you see.

Im Januarheft der Neuen Rundschau sind meine Sätze des Yoghi. In einem der letzten Aphorismen soll es statt »sinnlich« »heimlich« heißen.<sup>314</sup>

Ich habe vor Lachen gequitscht als ich von B.B.<sup>s</sup> Flucht ins Bett las.<sup>315</sup>  
Geschieht ihm schon recht!

Lesen Sie Jensen »Jagden u. Mythen«.<sup>316</sup>

Nun adieu. Alles Gute von

Ihrem

Rudolf Kassner

Wann ist denn Baby Benckendorff's Hochzeit? Und wie heißt er?<sup>317</sup>

<sup>311</sup> »Seit Paris bin ich so recht aus dem Geleise«, bekennt Kassner Elsa Bruckmann am 13. Januar 1911 und fügt hinzu: »erst seit ein paar Tagen fühle ich, dass ich dort weiterleben kann wo ich in Paris aufgehört habe u. da verdanke ich wohl einiges der sehr zurückgezogenen Lebensweise in dem sehr schönen Hietzing« (Bruckmann-Briefwechsel, S. 495).

<sup>312</sup> Gemeint ist die Studie »Von den Elementen der menschlichen Größe«.

<sup>313</sup> Kassner setzt, mit Blick auf die beiden kaiserlichen Parks in Paris und Wien, in der Handschrift zunächst das richtige »imperially«, ehe er es, wohl in Analogie zu »emperor«, ändert.

<sup>314</sup> Aus den Sätzen des Yoghi / von Rudolf Kassner. In: Die Neue Rundschau. XXIIter Jahrgang der freien Bühne. 1911. Bd. 1, Januarheft, S. 92–93 (KSW VI, S. 155–158). Dort heißt es in einem der letzten Sätze (S. 93): »Menschen, die immerfort alles riskieren, leben eben doch sinnlich im Ganzen.« Da es zu Kassners Lebzeiten zu keinem Nachdruck gekommen ist, konnte der Fehler »sinnlich« aufgrund dieser Bemerkung erst in KSW VI, S. 158, zu »heimlich« berichtigt werden.

<sup>315</sup> Die Anspielung bezieht sich zweifellos auf eine vorangehende Bemerkung der Fürstin. Offenbar hatte ihr Bernard Berenson seinen gegenwärtigen Zustand in ähnlicher Weise geschildert wie der Freundin Isabella Stewart Gardner, die am 1. Januar 1911 hatte lesen können: »I have never before been so completely immobilized, and segregated. Until about three days ago I scarcely got out of bed, and practically saw nobody« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 42], S. 481).

<sup>316</sup> Johannes Vilhelm Jensen, Mythen und Jagden. Deutsch von Julia Koppel. Berlin 1910.

<sup>317</sup> Nathalie (Baby) Benckendorff (1886–1968), Tochter des Grafen Alexander Benckendorff (s.o. Anm. 183), heiratet am 28. April 1911 in London Sir Jasper Nicholas Ridley (1887–1951) aus dem Hause der Viscounts Ridley. Kassner hatte sie als Freundin der Lady Johnstone möglicherweise während seines London-Aufenthaltes im Sommer 1908 kennengelernt. Als Marie Taxis sie im September 1911 in London besucht (s. Anm. 196 u. 287), äußert sie ihr Erstaunen, »when we went to tea with Baby Ridley«, die, durchaus nicht standesgemäß, »a workman's cottage« in einer Gasse »behind Westminster« bewohnt: »Strange to find, in those surroundings, the pretty exotic-looking young woman, accustomed to the greatest luxury – and her husband, a tall young man whose open an intelligent face I liked immediately« (Memoirs of a Princess [wie Anm. 47], S. 126–128).

<Wien, 4. März 1911><sup>318</sup>

<Samstag>

Gnädigste Fürstin!

Nu und? Wann kommt man wieder in besonderer Herrlichkeit? Will man in der Tugend so über alles Mögliche hinaus? Oder will man nur etwas beweisen?<sup>319</sup>

Jedenfalls ist in Wien jetzt manches los: Das kleine chinesische Theater mit Mdm. Chung der Tragödin, die 4 cm. lange Füße hat, dann die Miss Orchidée mit ihrem Kinderbalett,<sup>320</sup> zuletzt Rud. Kassners »Von den Elementen d. menschlichen Grösse« vorzulesen in der Victorgasse 5a. Also, also!

Lesen sie nun wirklich Dostojewsky!<sup>321</sup>

Alles Schöne auch in Mzell. Erich soll sich doch auch einmal hier zeigen, es wird ihm gut thun.

Ihr aufrichtiger ergeb.

Rud. Kassner

Wien 4/III 11

<sup>318</sup> LHW. Ein Blatt, einseitig beschrieben. Das handschriftliche Datum am Briefende.

<sup>319</sup> Mit Bezug auf die seit Langem erwartete Rückkehr der Fürstin nach Wien, wo auch Rilke sie am 27. Februar und 3. März »vermuthe<t>« (Rilke – Taxis, S. 30 u. 32) und wo sie wenig später, vor dem 11. März (s. Brief 80), eintreffen wird.

<sup>320</sup> Mit seinen Hinweisen scheint sich Kassner auf Pressemeldungen zu beziehen. So rühmt der anonyme Rezensent in der »Neuen Freien Presse« vom selben 4. März 1911 (S. 11f.) im Bericht über die »Märzfestspiele im Apollo-Theater«, dem führenden Variététheater Wiens, die neuen Darbietungen und nennt an erster Stelle die »Aufführung eines altchinesischen Dramas« »durch ein ganz hervorragendes Ensemble aus Peking«, »an dessen Spitze Mme. Chung steht«: »Eine zierliche Erscheinung«, an der vor allem »die Füßchen« auffallen, die »von der Ferse bis zur Zehenspitze kaum zehn Zentimeter« messen. »Von reizvoller Kraft« lobt er außerdem »die klassischen Tänze von Miß Orchidee und ihren 14 kleinen Elfen. Nach Weisen von Mozart, Schubert und Rubinstein führen die entzückenden Tänzerinnen Reigen auf, die von echter Poesie umflossen, zum Leben erwachte Traumgebilde der schönen Künste bedeuten.« Ob Kassner die Veranstaltung besucht hat, bleibt offen.

<sup>321</sup> Der früheste überlieferte Hinweis auf eine Dostojewski-Lektüre der Fürstin findet sich erst vier Jahre später in ihrem Brief an Rilke vom 22. Juli 1915. Allerdings geht ihm zweifellos eine eindringliche Leseerfahrung voraus, wenn sie dort im Vergleich zu Balzac und Dickens, deren »Gestalten« und »Handlungen und Geschicke« ihr sonderbar »verschwimmen«, unterstreicht: »Nicht bei Dostojewsky oder Tölstoi«. Am 8. Januar 1918 notiert sie zu einer abermaligen Lektüre von Dostojewskis »Bési (Les possédés)«: »– ach solche Titanen gibt es nicht mehr!« (Rilke – Taxis, S. 429 u. 532). Der von ihr in Klammern zugefügte Titel zeigt, dass sie den Roman (im Deutschen: »Die Besessenen« oder »Die Dämonen«) in der ersten französischen Übersetzung von Victor Derély (1848–1904) liest, die 1886 in Paris erschienen war.

Vorausgegangen war diesen Zeilen zwei Briefe Rilkes. Am 27. Februar 1911 hatte er sich, krank und enttäuscht, aus »Helouan bei Cairo«, der letzten Station seiner als vorderhand unglücklich erlebten Nordafrikareise, an die Fürstin gewandt und gebeten: »Wenn Sie Kassner's Aufenthalt wissen, so schicken Sie gelegentlich tausend Grüße an ihn weiter. Was thut er?« Und am 3. März hatte er seinem Brief – »ich halt's nicht aus, ohne Kassner ein paar Worte zu schreiben« – eine Nachricht an den Freund beigelegt mit der Bitte: »Darf ich Sie bemühen, es an ihn weiterzugeben, vielleicht, wenn ich richtig rechne, ist er sogar in Wien und Sie sehen ihn dieser Tage«. <sup>322</sup> Diesen Auftrag erfüllt die Fürstin, inzwischen in Wien angekommen, ohne Säumen und erhält postwendend Kassners flüchtig mit Bleistift geschriebene Zeilen:

### 80. *In Wien*

<Wien, 11. März 1911><sup>323</sup>

<Samstag>

Gnädigste Fürstin!

Schade, nun bin ich ans Bett gefesselt, Fieber war gestern sehr hoch, heute schon geringer.

Hier der Brief Rilkes. Man sollte eine Collection machen, ohne Namensnennung. <sup>324</sup> Der arme Teufel.

Schreiben Sie mir bitte wie lange Sie hier bleiben.

Einstweilen alles Gute.

Rudolf Kassner

<sup>322</sup> Rilke – Taxis, S. 32f.

<sup>323</sup> LHW. Ein Blatt, eine beschriebene Seite. Die Datierung folgt dem Tagesdatum jenes Briefes, in welchem Kassner dem Freund die gewünschte finanzielle Unterstützung zusichert (s.u. Anm. 324) und anmerkt: »Mit Fürstin T. habe ich noch nicht reden können, werde es aber thun« (Rilke – Kassner, S. 45).

<sup>324</sup> Außer der Fürstin bittet Kassner Hugo von Hofmannsthal um Mithilfe, der seinerseits weitere Freunde heranzieht. Und so beruhigt Kassner – »aus dem Bett, an das mich eine Influenza fesselt« – Rilke am gleichen 11. März: »Seien Sie ohne Sorge, einige Freunde u. Verehrer werden sich glücklich schätzen, wenn Sie die Summe von ca K<ronen> 2000,- von ihnen entgegennehmen.« Eine Geldsendung in Höhe von 1000 Kronen wird er am 6. April anweisen lassen mit der Zusicherung: »in kurzer Zeit folgen die weiteren K. 1000«. Vgl. ebd., S. 42–48.

Hotel Al Hayat  
Helouan (Cairo)  
am 3. März 1911  
<Freitag>

Lieber Kassner,

seit ein paar Tagen versuch ich's nach der langen merkwürdigen Ausschaltung, da und dorthin zu schreiben, übrigens schlechte, beiläufige Briefe –, das Leben wieder anzuschließen, aber es hat ja eigentlich niemand die Voraussetzungen, mich jetzt einzusehen, wer weiß es denn, außer Ihnen, von dem ich ja gewissermaßen damals fortgegangen bin.<sup>326</sup>

Nun frag ich nach Ihnen, nach Ihrem Winter: war er gut? – aber da fragen Sie schon nach mir, lieber Kassner, ich hatte Unrecht und hab ein halbes Jahr lang, grob und konsequent, Unrecht gethan; so stehts. Es giebt Stunden, da ich meine, es wäre besser für mich gewesen, diese Monate, so viel ihrer sind, in einem pariser Hospital zu liegen mit dem Gesicht gegen die Wand.

Das ist wahrscheinlich eine heftige innere Übertreibung, lassen Sie sich davon keinen Eindruck machen, es war ja trotzdem, trotzallem, so viel, aber gerade vor diesem Vielen nicht allein, nicht ruhig, nicht ausgeglichenen Gemüthes zu sein, ein bestürzter Mensch, – das war vielleicht das Ärgste.

Zum Schluß wurde ich krank in Cairo, trennte mich vor etwan einer Woche von meinen Reisegefährten und konnte zum Glück hier bei

<sup>325</sup> Gedruckt in: ebd., S. 43f.

<sup>326</sup> Rilkes zwiespältige Gefühle in Paris vor Antritt der Reise, zu der ihn Jenny Oltersdorf (eigentlich: Ida Oltersdorf, geb. Winter; geb. am 6. Mai 1885 in Berlin; vgl. die Einzelheiten in: Rainer Maria Rilke – Norbert von Hellingrath. Briefe und Dokumente. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp. Göttingen 2008, S. 26f.) eingeladen hatte, ruft sich Kassner noch nach Jahren in drastischer Anschaulichkeit ins Gedächtnis: »Ob er der Einladung folgen solle oder nicht, das möchte ich entscheiden, während er mit einem vor Unentschiedenheit, Wollen, Nichtwollen und Tränen aufgedunsenen Gesicht bei mir im Hotelzimmer saß mitten unter Wäsche, Kleidern und Büchern, die alle in zwei Koffer mußten, da ich unmittelbar vor meiner Abreise stand. Ich entschied: Ja, Reisen Sie, nehmen Sie an!« (KSW VII, S. 96) Und so war Rilke weitgehend jener Reiseroute von Algier nach Biskra, El Kantara und Tunis bis Kairouan gefolgt, die auch Kassner zwischen Ende Januar und Anfang April 1907 absolviert hatte (vgl. Brief 50 u. 51).



Knoop's (von denen ich Ihnen gesprochen habe)<sup>327</sup> unterkommen, wo ich mich nur schnell noch ein wenig zusammennehmen und erholen will.

Offen gestanden, ich holte mir noch heute meinen Schiffplatz, wenn ich nicht fürchtete, das Jahr in Paris noch sehr weit zurück zu finden. Sie können sich nicht vorstellen, wie mich jetzt nach Paris verlangt, nach meinem Leben dort, nach allem, was sich allein durchmachen läßt. Nun sind überall Schwierigkeiten; mir kommt heut die Idee, es könnte Ihnen, wenn Sie noch in Wien sind, jemand begegnen, der etwas für mich thun kann; Sie erinnern sich, das Ministerium hat mir voriges Jahr 600 Kronen gegeben, auf dringendes Betreiben Sauer's hin. Ob noch einmal etwas zu erreichen wäre? Ich habe so nach und nach meine Ersparnisse aufgebraucht und seh nicht ab, wie es jetzt die erste Zeit in Paris werden soll. Halten Sie's für möglich, mit der Fürstin Taxis darüber zu sprechen?<sup>328</sup> Ob ich später wohl eine stille Zuflucht in Lautschin haben könnte, im Sommer? Aber fürs Erste muß ich nach Paris und allein sein und von Anfang an anfangen, ganz von vorn und unten.

Adieu, mein lieber Kassner: ich sitze hier mit Ihren Büchern, bald mit dem einen, bald mit dem anderen; es ist ein Glück, daß Sie sie mir noch alle gegeben haben. Wann gehn Sie nach Rußland? Erzählen Sie, schreiben Sie. Ich hab's nöthig.

Ihr

Rilke

<sup>327</sup> Der Textilunternehmer und leidenschaftliche Geigensammler Johann (John) Baron Knoop (1846–1918) und seine zweite Ehefrau, die junge Geigerin May (Maya), geb. Stuart-King (1875–1945), eine Freundin Clara Rilkes, betreiben in Helouan, dem durch seine Schwefel- und Natursalzquellen berühmten Badeort in der Nähe Kairos, das noch heute geschätzte Hotel »Al Hayat«, das, mit Aussicht über das Niltal, malerisch auf einem Hügel liegt.

<sup>328</sup> August Sauer (1855–1926), Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte in Prag, hatte diese »Ehrengabe« beantragt, für die Rilke dem »Hohen k.k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien« am 25. Mai 1910 gedankt hatte (Ingeborg Schnack, Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes. 1875–1926. Erweiterte Neuausgabe hg. von Renate Scharffenberg. Frankfurt a.M./Leipzig 2009, S. 347). Dass Kassner mit der Fürstin entsprechende Schritte erörtern wird, zeigt sein Hinweis vom 2. April 1911, der Kunstsammler und Mäzen Karl Anton Graf von Brzezie-Lanckoroński (1848–1933), ein, wie er hervorhebt, »sehr einflussreicher Mann«, habe »der Fürstin Taxis versprochen, den Unterrichtsminister Stürkh <Karl Graf Stürgkh [1859–1916]> für Ihr Stipendium <zu> interessieren. Doch mit diesen Leuten muß man Geduld haben« (Rilke – Kassner, S. 47).

Zwei Monate später tritt Kassner, nachdem er sich »strahlend« von Marie Taxis verabschiedet hatte,<sup>329</sup> am 9. Mai 1911 die seit langem vorbereitete Reise nach Russland an. Erstes Ziel ist St. Petersburg. Von hier berichtet er Lili Schalk am 13. Mai »nur so viel, dass ich nur schaue u. das Maul halte. Es macht einen sehr merkwürdigen, stellenweise auch grandiosen, oft aber auch entsetzlichen Eindruck. Mein Russisch hilft mir sehr u. ich habe gestern Tschechows ›Drei Schwestern‹ recht gut verstanden.« Zwei Wochen später, am 27. Mai, setzt er hinzu: »Bin doch froh, dass ich da bin u. alles in mich eingehen lasse. Von den Menschen hatte ich noch wenig, die könnte man überall getroffen haben. Mit Ausnahme eines, der Dostojewsky gekannt hat u. mir manches sehr Interessante über ihn zu erzählen wußte. Mereschkowsky sah ich auch. Gefiel mir, sehr viel Gehirn, das partout Gefühl sein will. Doch ist er jemand.<sup>330</sup> Viel war ich auch bei der Moskauer Truppe<sup>331</sup> [...]. Mittwoch <den 31. Mai> fahre ich nach Moskau.«

Noch in Petersburg hatte er die Mitteilung des Insel-Verlags vom 23. Mai empfangen, sein Buch »Von den Elementen der menschlichen Größe«, dessen bereits vor der Abfahrt erwartete Auslieferung sich quälend lang hinzieht, werde »in etwa 8 Tagen« erscheinen. Unverzüglich hatte er am 26. Mai eine Liste mit Namen aufgesetzt, an die das Buch zu schicken sei, unter ihnen – nach Hofmannsthal und Lili Schalk – an dritter Stelle »Fn. Marie Taxis Lautschin«. Doch verzögert sich die Ausgabe bis in die dritte Junidekade, da man, wie der Insel-Verlag am 8. Juni nach Moskau eingeräumt hatte, »den Titel [...] noch einmal [...] neu <hatte> drucken lassen müssen«. Das erste Probeexemplar mit dem unzulänglichen Titelblatt hatte Rilke vom in Paris weilenden Anton Kippenberg erbeten. Er nimmt es tief berührt in sich auf und betont, als er Kassners Grußkarte aus Moskau vom 3. Juni erhält, am 16. Juni, sie sei »in Tage« gekommen,

<sup>329</sup> Marie Taxis an Rilke, Lautschin, 16. Mai 1911: »Ich war in Wien, habe Kassner gesehen, der strahlend nach Rußland gefahren ist – Wir haben einmal zusammen gegabelt und sind bis sechs Uhr plauschend zusammen geblieben – darüber erzähle ich Ihnen« (Rilke – Taxis, S. 40). Zuvor war es am 6. April zu jener Begegnung gekommen, welche Kassner am selben Tag für »heute« angekündigt hatte (Rilke – Kassner, S. 48), und in deren Verlauf die Fürstin ihre Treffen mit Rilke zwischen dem 2. und 4. April in Venedig geschildert haben dürfte (vgl. Rilke – Taxis, S. 33f.).

<sup>330</sup> Der Dostojewsky-Kenner war nicht zu ermitteln. Das Werk Dmitri Sergejewitsch Merechkowskis (1865–1941) hingegen kennt Kassner spätestens seit 1904; vor allem dessen Studie »Tolstoi und Dostojewski als Menschen und Künstler« (Deutsch von Carl von Gütschow. Leipzig 1903) nutzt er über die Jahre hin als Quelle zu Leben und Werk der beiden Dichter (vgl. BW Kassner, S. 62; s. auch Bruckmann-Briefwechsel, S. 499, Anm. 3).

<sup>331</sup> Mit der »Moskauer Truppe« sind Petersburger Gastspiele jenes Theaters gemeint, das, 1898 vom Schauspieler und Regisseur Konstantin S. Stanislawski (1863–1938) in Moskau gegründet, in Deutschland unter dem Namen Moskauer Künstler- oder Kunsttheater für seine im Sinn des Naturalismus bahnbrechenden Inszenierungen berühmt wird (vgl. Arthur Luther, Das Moskauer Künstlertheater. Leipzig 1947; Konstantin S. Stanislawski, Moskauer Künstlertheater. Ausgewählte Schriften. Hg. von Dieter Hoffmeier. 2 Bde. Berlin 1988). Kassner wird Vorstellungen des Ensembles auch während seiner kommenden Aufenthalte in Moskau besuchen (vgl. unten Anm. 339).

»da ich völlig in Ihnen lebte, dank Ihrem Buch«.<sup>332</sup> Diese Umstände stehen auch im Hintergrund der folgenden Zeilen:

### 81. Von Moskau nach Lautschin

<Moskau, 11. Juni 1911><sup>333</sup>

<Sonntag>

Vielen Dank für Brief. Fahre übermorgen an der Wolga herunter bis Saratow, vom Schiff aus erhalten Sie dann den Brief. Die Ausgabe meines Buches hat eine Verzögerung erlitten, aus irgend einem dummen Grunde. Doch müssen Sie das Exemplar bald erhalten oder schon erhalten haben. Viele Grüße von Ihrem

Rud. Kassner



Abb. 5: Dreifaltigkeitskloster in Sergijew Possad. Ansichtskarte, 11. Juni 1911 (AST)

<sup>332</sup> Vgl. Rilke – Kassner, S. 48 u. 54f.

<sup>333</sup> AST. Postkarte; Aufdruck in russischer und französischer Sprache. Die Ansicht zeigt das – heute zum UNESCO-Welterbe gehörende – Dreifaltigkeitskloster in der 70 km von Moskau gelegenen Stadt Sergijew Possad, eine der wichtigsten Kultstätten der russisch-orthodoxen Kirche. Adresse: Австрия / I. D. der Fürstin / Maria v. Thurn u. Taxis / Lautschin / bei Nimburg / Böhmen. Poststempel: МОСКВА 29 5 11 (a.St. = 11. 6. 1911 n.St.). Der Text beginnt auf der Korrespondenzseite und setzt sich ab »das Exemplar« auf der Bildseite fort.

Der »sehr lohnende, ja in mancher Hinsicht wundervolle Ausflug die Wolga herunter dauert 3½ Tage. Große sublime Landschaften«, erklärt er Lili Schalk am 19. Juni,<sup>334</sup> ehe er am nächsten Tag nach Schleck bei Goldingen (Kuldin-ga), der ehemaligen Hauptstadt Lettlands, reist, wo er einige Wochen auf dem Landgut der Baronin Lulu von Behr<sup>335</sup> zu Gast ist. Hier erreichen ihn um den 22. Juni zwei erste Belegexemplare des Buches; und wenn Anton Kippenberg unter diesem Datum versichert, die restlichen Freixemplare »Anfang nächster Woche auf den Weg zu bringen«, gilt die Zusage wohl auch für den Marie Taxis zugedachten Band – abgesehen von jenem kostbar in bordeauxrotes Maroquin-leder gebundenen »Luxus E<xemplar>«, das Kassner am 30. Juni beim Verlag für »Alex Taxis Lautschin« in Auftrag gibt. Ihm ist die Studie gewidmet.<sup>336</sup>

Von Schleck wendet sich Kassner Mitte Juli zurück nach Moskau und weiter nach Kiew und Jalta, nach Kislowodsk in den Ausläufern des Kaukasus und nach Samarkand. In diesem Sinn hatte er Elsa Bruckmann am 6. Juli aus Schleck angekündigt, er »gehe in 8 Tagen wieder nach Moskau zurück [...] von dort im August nach Südrussland auf ein Gut, dann im Sept. Turkestan u. Kaukasus u. sonst allerlei köstliche Dinge – mit Russel, der darauf in London wartet.«<sup>337</sup> Über diese Pläne ist auch die Fürstin informiert, sei es durch verlorene Kartengrüße, sei es durch Archibald Russells Hinweis vom 20. September: »I had a card from Dr. Kassner [...] the other day on his way to Samarkand. I had once hoped to accompany him there.« Eine verlorene Nachricht Kassners liegt wohl ihrer Bemerkung an Bernard Berenson vom 8. Oktober zugrunde, derzufolge »Kassner has been in Samarkand & is now in Moskau I think.«

Die Reise »nach Tiflis u. von da über das kaspische Meer nach Bokhara, Samarkand« hatte ihn bis Taschkent geführt, von wo er mit der Eisenbahn »gleich nach Moskau« zurückgekommen war<sup>338</sup> und Lili Schalk am 30. September berichtet hatte: »Meine Reise war gut, der letzte Theil durch Turkestan, doch bin

<sup>334</sup> Zu dieser Dampferfahrt von der Kama-Mündung bis Saratow vgl. Kassners aus der Rückschau dreier Jahrzehnte beschworene Schilderung in »Die zweite Fahrt« (1948): KSW VII, S. 342–344.

<sup>335</sup> Baronin Luise (genannt Lulu) von Behr, geb. von der Osten gen. Sacken (1879–1960), eine Cousine Hermann von Keyserlings und Otto von Taubes. Kassner kannte sie bislang nur aus einem von ihr 1903 eröffneten Briefwechsel, der heute verschollen ist (vgl. Kassner – Taube, S. 248f., 278).

<sup>336</sup> Von den Elementen der menschlichen Größe. Von Rudolf Kassner. Leipzig im Insel-Verlag 1911, mit dem Dedikationstitel auf S. <V>: »Dem Prinzen Alexander von Thurn und Taxis gewidmet«. Das Impressum (S. <59>) lautet: »Druck von Fr. Richter in Leipzig. Fünf- undzwanzig Exemplare wurden auf holländischem Büttenpapier abgezogen. Davon ist dies Nr. xxx« (die Zahl wird handschriftlich eingetragen; vgl. Heinz Sarkowski, Der Insel-Verlag. Eine Bibliographie 1899–1969. Frankfurt a.M. 1970, S. 197, Nr. 889 VA <Vorzugsausgabe>). Beide Exemplare waren nicht zu ermitteln. – Der Text in der überarbeiteten dritten Auflage von 1954 in: KSW III, S. 49–93; das dazu »im November 1953« verfasste »Nachwort« ebd., S. 94–104.

<sup>337</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 500.

<sup>338</sup> BW Kassner, S. 154f.: 3. September 1911.

ich froh, den Herbst jetzt hier zu sein. Moskau ist ganz wunderbar<sup>339</sup> u. mir geht es in den trockenen Herbsttagen immer u. überall gut.« Auch Elsa Bruckmann erfährt unter dem 3. Oktober, er gehe jetzt »viel ins ballet und lese u. denke oft daran, dass es bald Zeit sein wird nach Hause zu fahren. In Petersburg will ich noch ca 3 Wochen bleiben, dann über Berlin u. Böhmen nach Wien.«<sup>340</sup>

Auf seiner Heimreise legt Kassner nicht, wie zunächst geplant, im böhmischen Lautschin, sondern auf Schloss Duino einen Zwischenhalt ein, in dessen Verlauf er ab dem 5. November – unter diesem Datum notiert Marie Taxis im Taschenkalender: »Kassner arrivé« – der Fürstin und Rilke in lebendiger Ausführlichkeit seine Reiseerlebnisse und Beobachtungen schildert,<sup>341</sup> ehe er am 12. November abreist<sup>342</sup> und sich am Folgetag in Wien, »Pension Schönbrunn«, Auhofstraße 1, offiziell anmeldet.<sup>343</sup>

Aus den folgenden 22 Monaten fehlen briefliche Zeugnisse. Gleichwohl ist es zu persönlichen und schriftlichen Kontakten gekommen, die aus der Korrespondenz zwischen Rilke und der Fürstin sowie deren Taschenkalendern und Erinnerungen zu belegen sind. Ende Januar 1912 macht sie in Wien Kassner und Hofmannsthal mit Rilkes eben entstandener erste »Duineser Elegie« bekannt, die Kassner dann am 27. Januar »brillant« vorliest, als er mit Josef Redlich beim Fürstenpaar mittags zu Gast ist.<sup>344</sup> Am 1. Mai begrüßt ihn die Fürstin für einige Tage auf Duino (»Kassner arrivé matin«), wo Rilke, der kurz zuvor aus Venedig zurückgekommen war, neben dieser ersten auch die zweite »Elegie« rezitiert:

<sup>339</sup> Dazu tragen nicht zuletzt die Aufführungen des russischen Balletts und des Moskauer Künstlertheaters bei, die ihm unverlierbare Eindrücke schenken. Im »Buch der Erinnerung« bekennt er, er habe im Künstlertheater »Tschschows »Onkel Wanja«, auch um mein Ohr an das Russische mehr und mehr zu gewöhnen, wenn ich nicht irre, fünfmal hintereinander oder in den aller kürzesten Pausen gesehen« (KSW VII, S. 115f.; X, S. 1088f.); besonders jedoch beeindruckt ihn die Erstaufführung von Tolstois »Lebendem Leichnam« am 23. September 1911 (vgl. KSW VII, S. 107; X, S. 331 u. 1087).

<sup>340</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 506. Ähnlich heißt es aus St. Petersburg am 17. Oktober 1911 an Gerty von Hofmannsthal: »Bin noch 2 Wochen da« (BW Kassner, S. 157).

<sup>341</sup> Vgl. dazu insgesamt Rilke – Kassner, S. 48–63; Taxis, Erinnerungen an Rilke (wie Anm. 65), S. 30.

<sup>342</sup> Rilke hatte Fritz von Hohenlohe am 14. November wissen lassen, Kassner habe Duino »vorgestern« verlassen (Walter Simon, Aus dem Briefwechsel zwischen Rainer Maria Rilke und dem Taxis-Hohenloheschen Familienkreis. Unveröffentlichtes Manuskript. Tübingen 2010, S. 2).

<sup>343</sup> Dies ist der erste Eintrag in Kassners amtlichen Wiener Meldeunterlagen.

<sup>344</sup> Schicksalsjahre Österreichs. Die Erinnerungen und Tagebücher Josef Redlichs 1869–1936. Hg. von Fritz Fellner und Doris A. Corradini. Wien/Köln/Weimar 2011, Bd. 1, S. 418: 28. Januar 1912: »Gestern zu Mittag 1 Uhr bei Prinz Alexander und Prinzessin Marie von Thurn und Taxis mit Dr. Kassner. Die Prinzessin, eine echte Hohenlohe, interessante Dame; der Prinz ein versierter Geschäftsmann. Das Gespräch sehr gemütlich: die Prinzessin brachte eine Elegie, die ihr Freund, der Dichter R.M. Rilke, ihr als Frucht seiner Muße im Schloss Duino am Meer gesendet hatte. Kassner las sie brillant vor.« Die besondere Charakterisierung des Fürsten und der Fürstin legt nahe, dass Redlich, vermutlich durch Kassner eingeführt, beiden zum ersten Mal persönlich begegnet. Wie seine Tagebücher zeigen, wird er mit ihnen künftig häufig und gern verkehren.

»Unvergeßlich bleibt mir ein Abend: Wir saßen im unteren gewölbten Zimmer [...], die Sonne war gerade untergegangen und das Meer lag ruhig in tiefstem Blau; langsam färbte die Dämmerung das Wasser immer dunkler. Da begann der Dichter die beiden Elegien vorzulesen. Und als die Nacht hereingebrochen war, hörten wir das unbeschreibliche Gedicht, in dem man das Rauschen des Sturmes, den Hauch der Nacht und den Atem der Unendlichkeit zu spüren vermeint, jenes ›Uraltes Wehn vom Meer ...‹. Niemand von uns wagte zu sprechen, schweigend und unbeweglich saßen wir noch lange in der wachsenden Dunkelheit.«<sup>345</sup> Marie Taxis protokolliert im Taschenkalender am 3. Mai einen Ausflug nach »Canale avec Kassner <et> Rilke«, der dort 1885 »als Kind« in einem »Landhaus« »einen Sommer mit seiner Mutter verbracht hatte. Er erinnerte sich gern an dies schöne geräumige Haus mit dem großen Garten«<sup>346</sup> – »Souvenirs !!!« hält auch der Kalender fest.

Am 5. Mai kehrt Kassners nach Wien zurück<sup>347</sup> und begibt sich, laut Meldebogen, am 16. Juni für einige Wochen nach Paris – offenbar ohne die Fürstin auf dem Laufenden zu halten, denn sie fragt Rilke am 20. Juni: »Haben Sie was vom Doktor Mistico gehört? Die Mystik wird flöten gehen in Paris!!!«<sup>348</sup> Statt, wie geplant, anschließend Schloss Lautschin zu besuchen, zieht er sich, da er »sehr unwohl war – (furunculosis) – und eine strenge Kur wird durchmachen müssen«, <sup>349</sup>

<sup>345</sup> Taxis, Erinnerungen an Rilke (wie Anm. 65), S. 47. Gemeint ist das Ende Januar 1907 entstandene »Lied vom Meer« aus dem Zweiten Teil der »Neuen Gedichte« (Rainer Maria Rilke, Sämtliche Werke. Bd. 1. Wiesbaden 1955, S. 600f.). Noch drei Jahre später, am 28. November 1915, schreibt die Fürstin: »O Serafico erinnern Sie sich wie Sie uns die Elegien vorlasen, Kassner und mir, im unteren gewölbten Zimmer in Duino – und nachher, nachdem wir lange ganz still gewesen waren, sagten Sie noch auswendig: ›Uraltes Wehn vom Meer ...‹ Und auf einmal war alles da unter der niedrigen Wölbung, die Nacht, das Meer und der Sturm ... daß man kaum mehr athmen konnte« (Rilke – Taxis, S. 457).

<sup>346</sup> Vgl. Taxis, Erinnerungen an Rilke (wie Anm. 65), S. 47f. Zu Rilkes Aufenthalt im etwa 60 km von Duino entfernten Canale im Sommer 1885 vgl. Schnack, Rilke-Chronik (wie Anm. 328), S. 25.

<sup>347</sup> »Kassner parti« heißt es in Marie Taxis' Taschenkalender. Während dieser Tage war Kassner Horatio Brown (1854–1926) begegnet, dem in Venedig lebenden schottischen Historiker und Autor zahlreicher Studien zur venezianischen Geschichte (vgl. Oxford Dictionary of National Biography. Vol. 8. Oxford 2004, S. 50–51). Der, wie Marie Taxis hervorhebt, »ungewöhnliche Mensch, der mehr als jeder andere fähig war, den Dichter <Rilke> zu verstehen und zu lieben«, »fühlte« sich »auch mit Kassner [...] eng verbunden« (Taxis, Erinnerungen an Rilke [wie Anm. 65], S. 30f.; vgl. KSW X, S. 334f. mit S. 915f.). Am 2. Mai 1912 dankt Brown der Fürstin für die Gastfreundschaft auf Duino und bittet: »Please give my kindest regards to Dr Kassner.« Ein geplantes Treffen mit Bernard Berenson zerschlägt sich hingegen, der, ebenfalls am 2. Mai 1912 versichert: »I need not tell you with how much pleasure I would have come to Duino, + what magnets you + Kassner are.«

<sup>348</sup> Rilke – Taxis, S. 165.

<sup>349</sup> Ebd., S. 167f. Ebenso erfährt Hofmannsthal, der am 30. Juli gebeten hatte, unter den Freunden in Lautschin »wohl auch Kassner herzlich von mir zu grüßen«, am 3. August: »Kassner sollte hier sein seit mitte Juli, statt dem war er krank in Paris und sitzt jetzt in Sils Maria Engadin um sich zu erholen.«

vom 4. Juli bis 6. August<sup>350</sup> ins »Hotel Waldhaus« in Sils Maria im Engadin zurück, von wo er, wie Marie Taxis am 9. Juli zu berichten weiß, bald schon seine Besserung verkündet.<sup>351</sup> Zurück in Wien, erwarten ihn erste Exemplare der Neufassung seiner »Moral der Musik«. Eines sendet er – samt verlorenem Begleitbrief – der Fürstin zu, die am 8. August Rilke mitteilt: »Kassner hat mir geschrieben (und mir die geänderte *Moral der Musik* geschickt).«<sup>352</sup> Zwei Tage zuvor war er von Sils Maria nach Groß-Pawlowitz und am 18. August weiter nach Lautschin gereist.<sup>353</sup> »Kassner ist hier, fährt in ein paar Tagen nach England«, meldet Marie Taxis am 27. August.<sup>354</sup> Und so erreicht er, nach einem Zwischenhalt in Leipzig bei Anton und Katharina Kippenberg, in den ersten Septembertagen die britische Hauptstadt: »zu meiner größten inneren Zufriedenheit allein, allein, allein! Ich hatte zuletzt zu wenig davon, wurde in Lautschin schon ganz nervös vor Menschengerede und in Leipzig beinahe krank vor Geschwätz.«<sup>355</sup>

Während die Fürstin vergeblich auf ein Lebenszeichen aus London wartet, erhält sie am 19. September von Archibald Russell, der im Juli in Lautschin zu Gast gewesen war,<sup>356</sup> die Nachricht: »I am rejoiced at finding Kassner here.

<sup>350</sup> Die Daten sind Urs Kienberger vom 1908 eröffneten und seither in Familienbesitz befindlichen »Hotel Waldhaus« zu danken. Zum Hotel vgl. »Wie groß ist die Welt und wie still ist es hier«. Geschichten ums Waldhaus in Sils Maria. Herausgegeben von Familie Dietrich und Kienberger. Mit einem Vorwort von Urs Kienberger. Frankfurt a.M. 2014.

<sup>351</sup> Rilke – Taxis, S. 168. Dass in der Folge weitere Nachrichten zwischen Sils Maria und Lautschin hin- und hergehen, bezeugt Marie Taxis' Bemerkung vom 20. Juli gegenüber Rilke, Kassner habe angesichts ihrer Erzählungen über Rilkes Verkehr mit Eleonora Duse geäußert, er »hätte sich auch gewünscht Eleonora dalle belle mani kennen zu lernen« (ebd., S. 176). Diese Widmung (»Eleonora mit den schönen Händen«) hatte d'Annunzio seinem 1899 geschriebenen Drama »La Gioconda« vorangestellt.

<sup>352</sup> Ebd., S. 192. – Rudolf Kassner, *Die Moral der Musik*. Aus den Briefen an einen Musiker. 2., gänzlich umgearb. Aufl. Leipzig 1912. In dieser zweiten Fassung hat Kassner tief in den Text der ersten Auflage von 1905 eingegriffen, so dass, abgesehen vom Grundanliegen, ein geradezu neues Buch entstanden ist. In seiner Schlantheit, die alles Anekdotische und Erzählende der früheren Ausgabe meidet, erweist es sich durchaus als Werk der mittleren Schaffensepoche. Eine dritte Auflage, diesmal nur geringfügig übergegangen, erscheint 1922 (KSW III, S. 381–464). Das der Fürstin zugeeignete Exemplar war nicht zu ermitteln.

<sup>353</sup> Unter gleichem Datum protokolliert Marie Taxis im Taschenkalender Kassners Ankunft. Abweichend davon teilt sie Rilke am 21. August mit: »Kassner gestern angekommen – sehr guter Dinge«, nachdem sie schon am 8. August gemeldet hatte, der Freund wolle »um den 20. Aug. nach Lautschin kommen« (Rilke – Taxis, S. 192 u. 196).

<sup>354</sup> Ebd., S. 199.

<sup>355</sup> Das »Geschwätz« gilt jenem Nachmittag bei Kaffee und Kuchen im Hause Anton Kippenbergs und seiner Frau Katharina, der »Madame Instinctlosigkeit«, das Kassner am 8. September 1912 im Brief an Elsa Bruckmann in kabarettreifer Manier zum Besten gibt (Bruckmann-Briefwechsel, S. 519). Sechs Jahre später, am 20. Mai 1918, beteuert er der damaligen Gastgeberin, er blicke »mit Freuden auf das letzte Zusammensein zurück« und hoffe, »es werden nicht wieder 6 Jahre vergehen«, worauf er am 28. Mai lesen kann, auch sie hoffe, dass Kassner »nach dem Krieg wieder mobil« sein werde, »auch Richtung Leipzig. Der schwarze Tisch in unserem Wohnzimmer, den Sie, wie ich damals zu bemerken glaubte, nicht leiden mochten, ist längst entfernt.«

<sup>356</sup> Vgl. Marie Taxis an Rilke, 20. und 27. Juli 1912 (Rilke – Taxis, S. 176 u. 184).

He dined with me last night, looking extremely well. It was very nice hearing good news of you from him.« Ähnliche Kunde, mit kritisch ironischem Unterton, gibt am 30. September Captain Barton, der Lautschin im August besucht hatte.<sup>357</sup> »We see Dr Kassner occasionally. I wish he wouldn't talk so loudly in public places. I hate people turning round to look. I am taking him to hear a debate in the House of Commons early next months. He tells me he is contemplating writing another book, on Politics (!) I hope to Goodness he wont scream in the House of Commons. I should run away + pretend I dont know him.«<sup>358</sup> Wenn Marie Taxis dann am 5. November anmerkt: »Kassner ist nächstens in Wien«, stützt sie sich wohl auf dessen verlorene Karte »wenigstens vor 14 Tagen«, die sie am 21. November Rilke gegenüber erwähnt, nachdem sie »schon eine Ewigkeit nichts von ihm gehört« und auch Kassners Übersetzung von Gogols Novelle »Der Mantel« nicht erhalten hatte, die er ihr vorzulesen versprochen hatte.<sup>359</sup>

Zu einem Treffen kommt es zu Beginn des Jahres 1913 in Wien, wo sich Kassner, von Groß-Pawlowitz angereist, am 2. Januar wieder in der Auhofstr. 1 angemeldet hatte. Er liest der Fürstin zwar nicht die »Mantel«-Übertragung, wohl aber seinen eben erschienenen »Indischen Gedanken« vor,<sup>360</sup> der

<sup>357</sup> »Wir erwarten wieder Leute«, hatte die Fürstin Rilke am 8. August mitgeteilt, »einige Engländer – Capt. Barton mit seiner Frau (Sie erinnern sich wohl) etc. etc.« (Rilke – Taxis, S. 191).

<sup>358</sup> Kassner wird »Captain Barton« (s.o. Anm. 285), »a mutual friend from England, I have not seen for say! 26 years«, im August 1938 auf Schloss Lautschin wiederbegegnen und resümieren: »How different life was reacting on him and on me in these 26 years! How different life itself for an Englishman and a man of the old Austrian empire!« (an Fürstin Herbert Bismarck, 18. August 1938).

<sup>359</sup> Rilke – Taxis, S. 237f. Am 13. November hatte Rilke gefragt: »Haben Sie schon Kassner's Übersetzung von Gogols Mantel?, es ist viel von ihm darin, besonders viel von seinem Vergnügen daran« (ebd., S. 230). Die Übertragung, Kassners erste Arbeit aus dem Russischen, war als Nr. 24 der im Juni 1912 eröffneten »Insel-Bücherei« Anfang November 1912 erschienen. Das kleine »Nachwort« (der Text jetzt in: KSW IV, S. 161) war in der zweiten Augsthälfte in Lautschin entstanden (ebd., S. 614). In seinen Briefen an die Fürstin bleibt sie, ebenso wie alle weiteren Übersetzungen aus dem Russischen, unerwähnt, so die in der zweiten Maihälfte 1913 als Nr. 52 der Insel-Bücherei veröffentlichte Erzählung »Der Tod des Iwan Iljitsch« von Leo Tolstoi, Dostojewskis »Der Großinquisitor« aus dem Jahr 1914 (Insel-Bücherei Nr. 149), Puschkins »Pique Dame« (1920: Insel-Bücherei Nr. 314) oder jene Sammlung von Puschkin-Novellen, die unter dem Titel »Der Mohr des Zaren« 1923 im Wiener Rikola-Verlag erscheint (vgl. KSW VI, S. 613–622).

<sup>360</sup> Der indische Gedanke. Leipzig 1913. Entgegen der im Impressum gedruckten Jahresangabe »1913« war das Buch bereits in der zweiten Dezemberdekade ausgeliefert worden. Von den vom Verlag am 12. Dezember angekündigten Freixemplaren geht am 17. Dezember eines an Hugo von Hofmannsthal (vgl. BW Kassner, S. 165). Die Nr. 11 der 25 auf holländischem Büttenpapier abgezogenen und in rotes Ganzleder mit Goldschnitt gebundenen Luxusexemplare (vgl. Sarkowski, Der Insel-Verlag [wie Anm. 336], S. 196: Nr. 879, VA) eignet Kassner am »22.12.1912« Lili Schalk zu (Privatsammlung, Stuttgart). Das Marie Taxis wohl anlässlich dieser Lesung ausgehändigte Exemplar ist verschollen. 1921 veranstaltet Kassner eine geringfügig übergangene zweite Auflage, die er zusammen mit der zuerst 1911 erschienenen Studie »Von den Elementen der menschlichen Größe« zu einem Band vereint:



an die Stelle des 1903 veröffentlichten »Indischen Idealismus« getreten war. Dabei hatte er sich nicht auf eine mehr oder weniger tiefgreifende Bearbeitung des ursprünglichen Textes eingelassen, sondern vor dem Hintergrund der in Indien gewonnenen Erfahrungen und Eindrücke ein neues Werk geschaffen, zu dem er im »Buch der Erinnerung« anmerkt: »Ich habe in Indien erst das Heidentum begreifen gelernt [...] Alle Bücher, die ich vorher über indisches Wesen gelesen hatte, wissen davon nichts. Ich habe meinen »Indischen Idealismus« nicht mehr auflegen lassen, weil auch darin nichts davon gewußt wird.«<sup>361</sup>

Vor dieser intimen Lesung – die Fürstin berichtet Rilke am Folgetag: »Wir haben eine andere Welt betreten – eine Welt von Träumen die reeller sind als Wirklichkeiten und von Wirklichkeiten die sübtiler sind als Träume – eine Welt von Geistern und Chimären, in welcher der »Gerechte« entlarvt wird, und endlich »der Heilige« vor uns steht«<sup>362</sup> – war es am Mittag im »Hotel Bristol« – auch der Fürst ist anwesend – zu einem »sehr lustige<n> komische<n> déjeuner« mit Ethel Smyth gekommen, dieser »Suffragette« (war eingesperrt bei Zwangsarbeit!!!) [...], die nebenbei eine wirklich sehr begabte Componistin ist, und außerordentlich gescheidt, temperamentvoll scheußlich garstig und decidiert. Sie hat uns fort über ihre Suffragette-schaft erzählt [...] eine exceptionelle, interessante Frau«.<sup>363</sup>

Ihren Plan, Anfang Januar 1913 von Lautschin »auf ein par Tage nach Berlin zu fahren«, muss die Fürstin aus gesundheitlichen Gründen – »ich war recht miserabel« – aufgeben. Stattdessen kommt sie am 9. Januar nach Wien zurück<sup>364</sup> und trifft dort mit Kassner bei »déjeuner« am 16.<sup>365</sup> und 31. Januar sowie am 12., 28. und 30. März zusammen. Bereits am 22. Januar hatte sie mit ihm die »neu arrangierte Bildergalerie« besucht und dabei »einen wirklich entzückenden Greco – eine *adoration des images*« – entdeckt und den »Raum mit den 7 Titian«

Der indische Gedanke / Von den Elementen der menschlichen Größe. Leipzig 1921. In dieser Form jetzt in: KSW III, S. 105–138.

<sup>361</sup> KSW VII, S. 205.

<sup>362</sup> Zum tiefen Eindruck, den die Lesung bei der Fürstin hinterlassen hat, vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 97.

<sup>363</sup> Rilke – Taxis, S. 252f. In ihren Erinnerungen (The Memoirs of Ethel Smyth [wie Anm. 173], S. 312) ist von künftigen Wiener Begegnungen im Juni 1914 die Rede, ohne die Fürstin zu erwähnen: »I stayed on a few days in Vienna, partly to meet Arthur Schnitzler« (vgl. dazu Arthur Schnitzler, Tagebuch 1913–1916. Wien 1983, S. 119: 7. Juni 1914). »I then went out into the country to see Hugo von Hofmannsthal, Strauss's librettist, to whom I had got much attached when I had wintered in Vienna a few years ago, besides considering him a true poet [...].«

<sup>364</sup> Rilke – Taxis, S. 252 u. 254.

<sup>365</sup> Auch Josef Redlich ist zu Gast, der am 17. Januar 1913 notiert: »Gestern Mittag bei Prinz und Prinzessin Alex von Thurn und Taxis zu Mittag gespeist. Dr. Kassner anwesend« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 1, S. 525).

als »ein Märchen« erlebt, »darunter das kleine baby das ein Tamburin hält – ein Traum!«<sup>366</sup>

Anfang April erreicht Kassner ein neuerlicher Hilferuf Rilkes, der, von seiner ausgedehnten Spanienreise am 25. Februar 1913 nach Paris heimgekehrt, eine Atelierwohnung in der rue Campagne-Première 17 bezogen hatte. Die überbordenden Reisekosten, Einrichtung und Anschaffung des Nötigsten stürzen ihn in finanzielle Schwierigkeiten, die durch jene von Karl von der Heydt und Anton Kippenberg erbetenen Geldsendungen, welche am 5. und 12. März eingegangen waren,<sup>367</sup> nur notdürftig hatten gemildert werden können. Daher sucht er bei Kassner Hilfe, der den – nicht erhalten gebliebenen – Brief zum Anlass nimmt, am 10. April nahezu gleichlautende Bittgesuche an Lili Schalk,<sup>368</sup> Elsa Bruckmann<sup>369</sup> und Marie Taxis zu richten:

<sup>366</sup> Rilke – Taxis, S. 260f. Nach freundlicher Auskunft von Dr. Francesca Del Torre, Kuratorin der Gemäldegalerie in Wien, handelt es sich bei den Bildern um die seinerzeit noch El Greco zugeschriebene »Anbetung der Könige« von Jacopo da Ponte, genannt Bassano (um 1510–1592) (Inv. GG 361), sowie um den »Kleinen Tamburinschläger« von Tiziano Vecellio, gen. Tizian (um 1477/1488–1576) (Inv. 96). Zur Neuordnung der Galerie, die unter dem von 1911 bis 1931 amtierenden Direktor Gustav Glück (1871–1952) im Sinne zeitgemäßer Präsentation vorgenommen worden war, vgl. Ludwig Baldass, Geschichte der Wiener Gemäldegalerie in den Jahren 1911–1931, in: Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen in Wien. N.F. 5, 1931, S. 1–19, bes. S. 4 (zu den Aufstellungsarbeiten). Im Zuge dieser ersten modernen Hängung war »das einzelne Gemälde aus der Fülle der früher gebotenen »Bilderwände« herausgelöst worden mit dem Ziel, »eine isolierte Betrachtung des Kunstwerks« zu ermöglichen (Erwin M. Auer, Art. »Glück, Gustav«. In: Neue Deutsche Biographie 6, 1964, S. 470f.). Die Fürstin wird, laut Tagebucheintrag, am 23. Januar 1916 mit Rilke das Museum besuchen, »das man uns geöffnet hatte; Direktor Glück begleitete uns« (vgl. Schnack, Rilke-Chronik [wie Anm. 328], S. 522). Am 16. Mai desselben Jahres wird sie mit Glück – und Josef Redlich – ihre »aus Duino geborgenen, zum Teil schönen Bilder betrachten« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 2, S. 166) und ihm sechs Jahre später, am 23. Juni 1922, auch jene acht Bilder vorlegen, die sie soeben als Teil der zwischenzeitlich in Bregenz gelagerten Gemälde nach Wien zurückgeholt hatte (Rilke – Taxis, S. 720).

<sup>367</sup> Vgl. Rainer Maria Rilke, Die Briefe an Karl und Elisabeth von der Heydt. Hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg. Frankfurt a.M. 1986, S. 184f. (28. Februar 1913) und S. 185 (5. März 1913); Rilke an Anton Kippenberg, 6. und 13. März 1913 (Rilke – Anton Kippenberg [wie Anm. 287], Bd. 1, S. 382–386).

<sup>368</sup> Mit der zusätzlichen Bitte: »Und würden Sie es ferner auf sich nehmen Yella u. Felix Oppenheimer dafür zu interessieren?«

<sup>369</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 525.

<Wien,> 10.4.13<sup>370</sup>

<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Es gilt Rilke mit einer kleinen Geldsumme zu unterstützen (ca 1000 Mk) Ich weiß, Sie thun es gerne. 100 Mk (120 K) kämen auf jeden. Darf ich also auf Sie zählen u. Sie bitten diese 120 K mir bei der Creditanstalt am Hof 1 anweisen zu lassen.<sup>371</sup>

Spreche nächstens vor. Alles Gute u. vielen Dank einstweilen.

Ihr

Rudolf Kassner

Als Kassner dann am 15. April in der Victorgasse ›vorspricht‹,<sup>372</sup> erfährt Rilke umgehend: »Kassner war heute lange da«.<sup>373</sup> Weitere Treffen sind für den 29. April sowie 5. (mit Hofmannsthal) und 9. Mai belegt. Wohl an diesem Tag bringt sie »Kassner und noch ein paar Leute<n>« Rilkes erste und zweite »Elegie« zu Gehör, womit sie, wie sie am 23. Mai – inzwischen ist sie »seit einer Woche« wieder in Duino – unterstreicht, »große<n> Enthusiasmus« hatte hervorrufen können.<sup>374</sup>

<sup>370</sup> KEB. Maschinenabschrift.

<sup>371</sup> Am 17. April wird Kassner »durch die Creditanstalt 910 K<ronen>« an Rilke überweisen; »nächstens dann mehr« (Rilke – Kassner, S. 77).

<sup>372</sup> Im Taschenkalender verzeichnet Marie Taxis unter diesem Datum: »Kassner«.

<sup>373</sup> Rilke – Taxis, S. 288.

<sup>374</sup> Ebd., S. 292f. Wahrscheinlich hat Kassner ihr bei einer dieser Begegnungen eines der »Freiexemplare« der stark gekürzten und vielfach veränderten »Zweiten Auflage« seines zuerst 1902 veröffentlichten zweiten Buchs »Der Tod und die Maske« überreicht (s.u. Anm. 403). Der Insel-Verlag hatte sie am 17. April auf den Postweg gebracht und angemerkt, die »Exemplare der Luxusausgabe folgen in einigen Tagen«. Der Widmungsband für Hofmannsthal ist auf den 21. April (BW Kassner, S. 166), der für Otto von Taube auf den 22. April 1913 datiert (Kassner – Taube, S. 166).



Abb. 6: Marie von Thurn und Taxis mit ihrem Sohn Pascha, um 1888  
(Fotografie: Castello di Duino)

### 83. Von Wien nach Duino

<Wien, 13. Juni 1913><sup>375</sup>

<Freitag>

Hatte Ihnen nach Lautschin geschrieben,<sup>376</sup> als ich Ihre Karte empfang. Sie werden wohl dieser Tage durch Wien durch!<sup>377</sup>

Auf Wiedersehen u. alles Gute.

Rud. Kassner

Dieses ursprünglich »am 1<sup>ten</sup> Juli« 1913 vorgesehene »Wiedersehen« in Lautschin<sup>378</sup> verzögert sich. Am 6. Juli meldet sich Kassner beim Wiener Magistrat mit »unbekannt« Ziel (vermutlich Groß-Pawlowitz) ab und erscheint erst nach dem 17. Juli in Lautschin,<sup>379</sup> so dass Marie Taxis schließlich am 24. Juli berichten kann: »Hier sitzen wir alle, Alex, ich, Pascha, Kassner, Placci, Titi<sup>380</sup> etc.«. Und sie fügt hinzu: »Kassner hat mir sein letztes Buch vorgelesen – es ist wieder wunderbar und rasend schwierig.«<sup>381</sup> Dabei hatte er auf das Manuskript seiner neuen »Chimäre« zurückgreifen müssen; denn obwohl der Verlagsvertrag zu diesem »durchaus religiösen Buch« bereits am 12. Juni unterzeichnet worden war,<sup>382</sup> wird der Herstellungsbeginn mit Kassners Einverständnis bis

<sup>375</sup> KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Notizen Ernst Zinns. Postkarte. Ansicht: Wien, XIII. Obelisk im k.k. Schlossgarten Schönbrunn. Adresse: I. D. der / Fürstin Maria von Thurn u. Taxis / Duino / bei Nabresina Küstenland. Poststempel: Wien, 13.VI.13. – Laut Zinns Anmerkung (»MT Bleistift«) hat die Fürstin die Jahreszahl »(1913)« zugefügt.

<sup>376</sup> Die Nachricht fehlt. Marie Taxis hatte Wien um den 16. Mai verlassen und war nicht, wie von Kassner vermutet, nach Lautschin, sondern nach Duino und Venedig gereist (vgl. Rilke – Taxis, S. 292). Am 8. Juni 1913 berichtet Bernard Berenson aus Venedig »the Hohenlohes« <d.i. Fritz von Hohenlohe und seine Lebensgefährtin »Donna Z(S)ina« [s.u. Anm. 452]> seien »still [...] on the map«, ebenso »his sister the Princess Mary of Taxis« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 42], S. 501, mit dem Druckfehler »1918« statt richtigem »1913« chronologisch korrekt eingeordnet).

<sup>377</sup> Offensichtlich hatte Marie Taxis auf ihrer Karte mitgeteilt, sie werde demnächst von Duino nach Lautschin übersiedeln, ein Vorhaben, das sie am 17. Juni auch Rilke für »in einigen Tagen« ankündigt (Rilke – Taxis, S. 296). Der Weg führt über Wien.

<sup>378</sup> Marie Taxis an Rilke, 23. Mai 1913: »Kassner kommt am 1ten Juli« (ebd., S. 292).

<sup>379</sup> Unter diesem Datum stellt die Fürstin im Brief an Rilke Kassners Aufenthalt »wie gewöhnlich für Juli-August« in Aussicht (ebd., S. 297). Dort liest er, wohl gemeinsam mit der Fürstin, die eben bei S. Fischer erschienenen Romane »Der Tunnel« von Bernhard Kellermann und »Das Exemplar« von Annette Kolb und unternimmt einen Ausflug nach Burg Kost in Böhmen (vgl. BW Kassner, S. 167).

<sup>380</sup> Pauline, genannt Titi, von Thurn und Taxis, geb. Prinzessin von Metternich-Winneburg (1880–1960), seit 1906 verheiratet mit Prinz Max (Maximilian Theodor) von Thurn und Taxis (1876–1939). Spuren der in den hier vorgelegten Briefen gelegentlich erwähnten Korrespondenz zwischen ihr und Kassner sind bislang nicht aufgetaucht.

<sup>381</sup> Rilke – Taxis, S. 301f.

<sup>382</sup> Kassner an Kippenberg, 1. Mai 1913; Kippenberg an Kassner, 12. Juni 1913.

zum Spätherbst 1913 hinausgeschoben.<sup>383</sup> Als Marie Taxis dann am 10. August klagt: »alles ist weg – auch Kassner – er hat mir einen lieben langen Brief seitdem geschrieben«,<sup>384</sup> hatte der sich vorübergehend in Wien »höchst geheimnisvoll im Hotel Continental am Quai« für wenige Tage eingemietet und Gerty von Hofmannsthal am 6. August unterrichtet: »In Lautschin war es ganz gut, angenehme Leute, auch Placci, den ich sehr lieb gewonnen habe, Liechtenstein u.s.w. Von Frauen Titi Taxis, die lieb ist, aber ganz uninteressant, dann Vera Czernin<sup>385</sup> [...].«<sup>386</sup> Während er sich am 9. August von Wien nach Groß-Pawlowitz aufmacht, reist die Fürstin am 27. August »auf ein paar Tage« nach Berlin,<sup>387</sup> wo sie Rilke in »seltsame<r> Aufregung« und mit »fast irre<m>, angstvolle<m> Blick« in einem Zustand »quälender Angst« vorfindet. »Um den teuren Freund besorgter denn je«, vertraut sie sich, nach Wien zurückgekehrt, Kassner<sup>388</sup> als dem »einzigem« an, »der den Dichter hätte beruhigen können, aber Kassner zuckte die Achseln: ›Was wollen Sie [...]. Es ist ein großer Irrtum [...], nicht begreifen zu können, daß man allein in der Welt steht. Je mehr man sich erhebt, desto mehr entfernt man sich von ihr.«<sup>389</sup>

Zwei Monate später, am 26. Oktober 1913, notiert sie aus Venedig<sup>390</sup> mit leisem Zwischenton: »[...] avec Kassner on cause parfois merveilleusement, mais

<sup>383</sup> Erst am 15. September 1913 wird Kassner Kippenberg »sanft« mahnen, mit dem Satz zu beginnen. Schon vier Tage danach entscheidet man sich mit Blick auf die beiden im Band vereinten Stücke einvernehmlich für den Doppeltitel »Die Chimäre / Der Aussätzige«. Das Buch wird im Februar 1914 öffentlich ausgeliefert (vgl. Anm. 398 u. 400).

<sup>384</sup> Rilke – Taxis, S. 305. Der genannte Brief, vermutlich mit Kassners Dank für die in Lautschin genossene Gastfreundschaft, ist nicht überliefert.

<sup>385</sup> Vera Gräfin Czernin, geb. Prinzessin zu Hohenlohe Waldenburg-Schillingsfürst (1882–1940), Tochter von Marie Taxis' Bruder Egon (1853–1896), seit 1903 verheiratet mit Rudolf Graf Czernin (1881–1928).

<sup>386</sup> BW Kassner, S. 168f. Das Hotel »Continental« liegt im II. Bezirk, der Leopoldstadt, Praterstraße 7, nahe dem Franz-Josefs-Quai (Karl Baedeker, Österreich. 29. Aufl. Leipzig 1913, S. 4 u. 42).

<sup>387</sup> Rilke, der vom 19. August bis 6. September in Berlin weilt, teilt seiner Mutter am 1. September mit: »[...] dann kam Mittwoch <27. August> die Fürstin Taxis aus Lautschin hier an, um sich bei meinem Zahnarzt <Dr. Charlie Bödeker>, den ich ihr oft gerühmt hatte, behandeln zu lassen; sie ist noch hier [...] und <ich> widme ihr soviel Zeit als nur möglich« (Rainer Maria Rilke, Briefe an die Mutter 1896 bis 1926. Hg. von Hella Sieber-Rilke. 2 Bde. Frankfurt a. M./Leipzig 2009, Bd. 2, S. 235); vgl. Rilke – Taxis, S. 312–315.

<sup>388</sup> Kassner hatte sich, aus Groß-Pawlowitz kommend, bei Gerty von Hofmannsthal am 1. September in Wien zurückgemeldet (vgl. BW Kassner, S. 170).

<sup>389</sup> Taxis, Erinnerungen an Rilke (wie Anm. 65), S. 71f. In der französischen Originalausgabe (Souvenirs sur Rainer Maria Rilke. Publiés par Maurice Betz. Paris 1938, S. 154) : »[...] mais Kassner haussa les épaules: ›Que voulez-vous, dit il [...]. C'est une grande méprise de ne pas comprendre que l'on est seul dans la vie, et plus on s'élève, plus on s'éloigne...«.

<sup>390</sup> Hier wohnt sie, wie sie Rilke am 15. Oktober mitgeteilt hatte, seit Beginn der dritten Oktoberdekade in ihrer »kleinen Wohnung« im Palazzo Valmarana, wo »das Leben [...] ein wenig traumhaft vorbei<fließt>«. Neben ihrem Bruder Fritz trifft sie »alle venetianer Freunde« und genießt »lange Gondelfahrten wie in lebendig gewordenen Märchen – Antiquare – kleine vergessene Kirchen« und eine »merkwürdige Prozession« (Rilke – Taxis, S. 319 u. 325–327).

parfois de nouveau on le sent si loin, si détaché«. <sup>391</sup> Der Freund konzentriert sich unterdessen auf die Fahnenkorrektur der »Chimäre« sowie die gründliche Überarbeitung der 1908 erschienenen »Melancholia«, deren Satzvorlage er Anton Kippenberg am 11. Dezember zuschickt. Zuvor hatte er sich, weil sein »Befinden nicht zum besten« stand, <sup>392</sup> seit Ende November im Kurhaus auf dem Semmering erholt und Otto von Taube am 2. Dezember geraten: »Wenn Fstn. Taxis in Wien ist [...] so wird sie sich über Ihren Besuch freuen. Sie erinnert sich Ihrer.« <sup>393</sup> Dabei macht der »Wenn«-Vorbehalt deutlich, dass der briefliche Austausch eine Weile zum Stillstand gekommen war, weshalb sie Hugo von Hofmannsthal am 11. November aus Duino aufgefordert hatte: »Wenn Sie Kassner einmal sehen, so beschimpfen sie ihn für mich.« Danach dürften schriftliche Nachrichten gewechselt worden sein; zumindest ist jene Einladung der Fürstin nach Lautschin vorauszusetzen, auf die Kassner mit den folgenden, undatierten Zeilen antwortet:

#### 84. Von Wien nach Lautschin

<Wien, vor dem 21. Dezember 1913> <sup>394</sup>

Gnädigste Fürstin!

Wenn ich kann, komme ich nach Weihnachten vielleicht nur für 2 Tage. <sup>395</sup> Nur um mich wieder einmal zu verbeugen. Sie haben doch etwa nicht die Absicht, nicht nach Wien zu kommen? Am 10. mache ich eine

Am 9. November kehrt sie nach Duino zurück und schreibt am folgenden Tag an Hofmannsthal: »Gestern bin ich hier eingetroffen.«

<sup>391</sup> Rilke – Taxis, S. 328.

<sup>392</sup> Kassner an Anton Kippenberg in einem undatierten Schreiben, das der Verlag am 27. November beantwortet. Im ebenfalls undatierten, Anfang Dezember geschriebenen Brief an Gerty von Hofmannsthal vom Semmering ist von »Bluterguß«, »Hyperaemie« und »zu viel rothe<n> Blutkörperchen« die Rede (BW Kassner, S. 175f.). Erich von Kahler, der Kassner in diesen Tagen auf dem Semmering kennenlernt und die daraus erwachsene Beziehung »eine der schönsten und kostbarsten <s>eines Lebens« nennt, schildert anschaulich diese Begegnung in dem »milden Sanatorium, wo Leichterkrankte, Rekonvaleszenten, Seelischerschütterte eine Atmosphäre von Pfléglichkeit und ärztlicher Obhut genossen; kaum »Behandlung« sondern mehr ein Stillstellen aller Lebensreibung, so daß sich die innere Natur ungestört wieder zu ihrer Kraft verhelte« (Gedenkbuch [wie Anm. 75], S. 59–70, hier S. 60).

<sup>393</sup> Kassner – Taube, S. 283f. Das »Sich-Erinnern« gilt der einzigen Begegnung im April 1907 in Rom (vgl. oben S. 59). Allerdings weilt die Fürstin seit dem 9. November auf Duino (s.o. Anm. 390) und anschließend in Lautschin (an Rilke, 10. Dezember 1913: Rilke – Taxis, S. 333).

<sup>394</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Ernst Zinns Notiz, Marie Taxis habe jeweils am Kopf und Schluss des Originalbriefes mit Blei bzw. Tinte die Jahreszahl »1913« ergänzt. Zur Datierung s. Anm. 395.

<sup>395</sup> Diese Nachricht ist Grundlage für Marie Taxis' – erfolglose – Einladung an Rilke vom 21. Dezember 1913: »Kommen Sie doch her!! Sie finden uns allein; nur Kassner kommt nach Weihnachten auf zwei Tage« (Rilke – Taxis, S. 337).

Vorlesung (aus Tod u. Maske, Melancholia etc) da sollten Sie doch nicht fehlen!

Sah unlängst Gräfin G.<sup>396</sup> in der Loge. Bordeauröth. Kleid mit himmelblauer Gürtelschleife um den Magen. Gott, Gott! Sprach am Semmering Fürst Palfy.<sup>397</sup> Das ist nun wirklich ein Grandseigneur u. wohl auch ein sehr guter Mensch.

Alles Gute, fröhliche Weihnachten.

Rudolf Kassner

Bin am 24. Gr.-Pavlowitz

Im Taschenkalender verzeichnet die Fürstin Kassners Ankunft in Lautschin unter dem 29. Dezember 1913. Im Gepäck führt er eines der Vorausexemplare seines neuen Buchs »Die Chimäre / Der Aussätzige« mit, die er vom Verlag erbeten hatte, um sie Freunden und Bekannten auf den Weihnachtstisch zu legen.<sup>398</sup> Und so liest er der Freundin noch einmal »seine wunderbare *Chimäre* mit großer Leidenschaft« vor,<sup>399</sup> ehe das Buch Anfang Februar 1914 öffentlich ausgeliefert wird.<sup>400</sup> Es vereint das erst spät angefügte Prosastück »Der Aussätzige. (Apokryphe Aufzeichnungen Kaiser Alexander I. von Rußland)« mit dem »Gespräch« »Die Chimäre«. <sup>401</sup> Dieser imaginäre Dialog zwischen dem Dichter Laurence Sterne und einem erfundenen Rektor Crooks – mit Sternes fiktivem Onkel Hammond Sterne aus Bath als Mittelpunkt – war »in England, in London, entstanden, im Herbst, September / Oktober 1912, und mag wohl auch ein Ausdruck meiner Beschäftigung mit Sterne gewesen sein«, erläutert Kassner seinem ›Eckermann‹ Alphons Clemens Kensik (1907–1978): »Warum dieses Gespräch die ›Chimäre‹ heißt? – Ich weiß es selber nicht. Das sollen die anderen herausfinden.«<sup>402</sup>

<sup>396</sup> Gräfin Gegina Schlick.

<sup>397</sup> Nikolaus Fürst Pálffy ab Erdöd (1861–1935).

<sup>398</sup> Das Widmungsexemplar für Hugo von Hofmannsthal ist auf »Gr. Pavlowitz Weihnachten 1913« datiert (BW Kassner, S. 179), das für Dr. Arthur Kaufmann (s.u. Anm. 485) auf »Gr. Pavlowitz 26.12.13.« (Privatsammlung, Stuttgart).

<sup>399</sup> Rilke – Taxis, S. 346: 3. Januar 1914.

<sup>400</sup> Rudolf Kassner, *Die Chimäre / Der Aussätzige*. Leipzig im Insel-Verlag 1914. Der Verlag bestätigt am 11. Februar 1914, er habe die Autorenexemplare »diese Woche versandt«. Erst jetzt, am 16. Februar, erhält auch der, wie es am 21. Januar heißt, »mit rechter Sehnsucht« wartende Rilke den von Kassner zugesandten Band und erklärt der Fürstin am 24. Februar: »K's Buch ist schön und natürlich wieder überaus wichtig für mich persönlich. Wer hat je solche Bücher gemacht?« (Rilke-Taxis, S. 350, 362; vgl. Rilke – Kassner, S. 79f.)

<sup>401</sup> Beide Texte hat Kassner in überarbeiteter Gestalt später separat wieder vorgelegt (vgl. die Bibliographischen Daten in: KSW III, S. 828f.); in ihrer jeweils letzten Fassung von 1950 bzw. 1955 jetzt in: ebd., S. 141–166 u. 167–183.

<sup>402</sup> Gedenkbuch (wie Anm. 75), S. 208–213: »Die Chimäre«.



In Wien treffen die Fürstin und Kassner spätestens beim angekündigten Le-seabend, bei dem aus der veränderten Fassung von »Der Tod und die Maske«<sup>403</sup> sowie der noch ungedruckten zweiten Auflage der »Melancholia«<sup>404</sup> vorgetra-gen wird, zusammen. Dass es zu diesem Unterfangen beträchtlicher Überre-dungskunst bedurft hatte, lässt Marie Taxis' Brief an Rilke vom 3. Januar 1914 ahnen, in dem sie die Kunde, dass Kassner, der »einige Tage« in Lautschin gewesen sei, »eine Vorlesung in Wien halten« werde, mit dem Zusatz versieht: »Hofmannsthal hat ihn dran kriegt denn er ist eigentlich unglücklich.«<sup>405</sup> Ihr auch ist die Schilderung des Abends zu danken, der schließlich am 13. Januar stattfindet, sofern wir Kassners Ankündigung auf »nächsten Dienstag« im Brief an Elsa Bruckmann vom Mittwoch, dem 7. Januar,<sup>406</sup> folgen. In den Veranstal-tungsnotizen der »Neuen Freie Presse« oder des Wiener »Fremden-Blatts« wird der Vortrag, soviel ich sehe, nicht angezeigt. Gleichwohl war er, wie die Fürstin am 29. Januar berichtet, »gut besucht«; und auch der Redner »schien sehr zu-frieden. Ich war es sehr mit dem ersten Theil – als zweites las er den Doppel-gänger<sup>407</sup> – und ich finde, daß gerade der zum Vorlesen nicht paßt<sup>408</sup> – Auch, Sie wissen wie er vorliest, manchmal wunderschön und manchmal vergißt er ganz auf sein Auditorium, liest ganz für sich und kein Mensch versteht was. Den nächsten Tag hatte ich den Thé bei ihm«<sup>409</sup> in seiner »Pension Schön-brunn« in Hietzing, von wo aus er in den folgenden Monaten regelmäßig mit

<sup>403</sup> Der Tod und die Maske von Rudolf Kassner. 2. Aufl. Leipzig 1913 (zur ersten Auflage s. Kassner – Taxis. Teil I, S. 115 mit Anm. 108). Das Buch war Mitte April 1913 erschienen (s.o. Anm. 374). Eine dritte Ausgabe wird 1956 im Wiener Bergland Verlag veröffentlicht mit dem zum Ärger des Autors vom Verlag eigenmächtig eingesetzten Untertitel »Philosophische Novellen« (vgl. die Bibliographischen Daten in: KSW I, S. 761) und einem Nachwort zur Ent-stehung und literarischen Stellung des Werks: KSW II, S. 499–505.

<sup>404</sup> Melancholia. Eine Trilogie des Geistes von Rudolf Kassner. 2. Aufl. Leipzig 1915 (der Druckvermerk ist irreführend, das Buch erscheint tatsächlich erst im November 1916; vgl. BW Kassner, S. 195f.). Zur ersten Auflage s.o. Anm. 142; zur 1953 ausgelieferten dritten Auf-lage im Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, wird Kassner im Dezember 1952 ein aus-führliches Nachwort beisteuern: KSW II, S. 506–509; s. die Bibliographischen Daten in: ebd., S. 521–523.

<sup>405</sup> Rilke – Taxis, S. 346f.

<sup>406</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 532.

<sup>407</sup> »Der Doppelgänger. Eine Geschichte und eine Theorie« eröffnet als das erste Stück der »1. Verwandlung« die »Melancholia« (KSW II, S. 181–213). Am 15. Dezember hatte Kassner Anton Kippenberg erklärt, er wolle den »Doppelgänger« im Januar vorlesen und müsse ihn daher »in neuer Fassung noch typieren« lassen. In dieser zweiten Fassung ist, einer Anregung Houston Stewart Chamberlains folgend, der ursprüngliche Schlussabschnitt gestrichen: »Der geänderte Schluß des ›Doppelgängers‹ in der zweiten Auflage geht auf seinen Rat zurück, wofür ich ihm heute noch dankbar bin«, beteuert Kassner 1938 im »Buch der Erinnerung« (KSW VII, S. 141); vgl. die Bibliographischen Daten in KSW II, S. 522.

<sup>408</sup> Dagegen wird Rilke am 2. Februar 1914 einwenden: »Den ›Doppelgänger‹ hab ich mehrmals vorgelesen, zum ersten Mal, – weiß ich noch –, in Tunis, um Weihnachten <1910> herum; ich bildete mir immer ein, daß ich nichts, keine Prosa, besser vorlese, als gerade ihn« (Rilke – Taxis, S. 357f.).

<sup>409</sup> Ebd., S. 352.

der Fürstin zusammenkommt. Am 22. Februar 1914 lässt er Rilke wissen, er habe sie und den Fürsten »ein paarmal vor einer Woche« gesehen,<sup>410</sup> während sie unter demselben Datum erzählt: »Kassner habe ich in Wien gesehen; er war wieder köstlich. Wir haben zusammen einen Astronomen entdeckt, der ein Geisterseher ist<sup>411</sup> und mit dem wir von Aldebaran / meinem geheimnisvollen Lieblingsstern / und von leuchtenden Schatten, sprechen; auch zusammen die Große Messe von Bach hörten.«<sup>412</sup>

Vom 16. bis 21. März 1914 weilt Kassner in München und trifft neben dem Ehepaar Bruckmann auch Rainer Maria Rilke, der die unerwarteten Begegnungen uneingeschränkt dem Guten dieser Wochen zumisst. Sie werden bald darauf in Schloss Duino fortgesetzt, als Kassner, der sich »für die zweite Hälfte April« »am oder um den 18ten April« angesagt hatte, hier zwischen dem 20. April<sup>413</sup> und 4. Mai einige helle Frühlingstage mit dem Freund verbringt. In deren Verlauf gelingt es, die von der Fürstin seit der Berliner Erfahrung mit Sorge beobachtete »Zerrissenheit« von Rilkes »Seele« zu befrieden, dank willkommener gesellschaftlicher oder musikalischer »Zerstreuungen«, zu denen Kassner, Horatio Brown, Vera Czernin, Magda von Hattingberg<sup>414</sup> und das Triestiner Streichquartett beitragen. Rilke selbst liest Gedichte von Hölderlin, George und aus eigenen Werken und führt tieflotende Zwiegespräche mit Kass-

<sup>410</sup> Rilke – Kassner, S. 81: »Die Fürstin ist in S. Remo, er bald da bald dort, immer Freude bringend durch sein Dasein dem, der dieses wunderbare Dasein begreift oder wie Sie sagen würden, einsieht.« Darauf bezieht sich Rilke, wenn er der Fürstin am 24. Februar mitteilt: »Diesen Morgen brachte ein Brief Kassner's gute Nachrichten von Ihnen und dem Fürsten; er schrieb, er hätte Sie vor einer Woche gesehen« (Rilke – Taxis, S. 360f.).

<sup>411</sup> Der Astronom Erwein Freiherr von Aretin (1887–1952) ist derzeit an der Wiener Sternwarte beschäftigt, wird aber im kommenden Jahr nach München übersiedeln, wo er mit Rilke in Verbindung tritt (vgl. Der Dichter und sein Astronom. Der Briefwechsel zwischen Rainer Maria Rilke und Erwein von Aretin. Hg. von Karl Otmar von Aretin und Martina King. Frankfurt a.M./Leipzig 2005). Durch seine Mutter Maria, geb. Prinzessin von der Leyen (1857–1936), und seine Frau Marianne Gräfin von Belcredi (1888–1968) ist er mit der böhmischen Linie des Hauses Thurn und Taxis verwandt (Mutter des Fürsten Alexander ist die geborene Gräfin Almeria Belcredi): Er »ist ja ein Vetter von uns«, klärt die Fürstin am 6. März 1915 Rilke auf, der Aretin kurz zuvor kennengelernt hatte, und fügt, mit Blick auf die hier geschilderte Begegnung, hinzu: »Aretin erzählte mir einen ganzen Abend von den Sternen welche wir nicht sehen können weil sie ultra-violette Strahlen von sich geben. [...] ich habe diesen Astronomen sehr gerne, und war desparat daß er von Wien weg ist; ein ganz eigener Mensch, den auch Freund Kassner sehr goütirte« (Rilke – Taxis, S. 405f.); vgl. Brief 89.

<sup>412</sup> Rilke – Taxis, S. 361. Die Aufführung von Johann Sebastian Bachs »Hoher Messe« in h-Moll (BWV 232) hatte als »zweites außerordentliches Gesellschaftskonzert der k.k. Gesellschaft der Musikfreunde« unter Leitung von Franz Schalk am 11. Februar im großen Musikvereinssaal stattgefunden (so die Ankündigung der »Neuen Freien Presse« vom 1. Februar 1914, S. 16).

<sup>413</sup> Statt »20. April« findet sich in Rilke – Kassner, S. 86, und BW Kassner, S. 180, der zu korrigierende Druckfehler »10. April«. Vgl. Marie Taxis an Rilke, 6. und 31. März 1914; am 16. April 1914 schreibt sie: »[...] wie ich mich auf Sie freue – auf Kassner« (Rilke – Taxis, S. 363, 371 u. 374).

<sup>414</sup> Zu Rilkes mitangereister Freundin, der Pianistin Magda von Hattingberg, geb. Richling (1883–1959), s. Kassner – Taxis. Teil I, S. 105 mit Anm. 69.

ner über Christus als Gottmenschen oder den Begriff der Größe.<sup>415</sup> Am Ende steht ein gemeinsamer Ausflug nach Venedig. Als sich die Freunde hier in der ersten Maiwoche trennen, fährt die Fürstin zurück nach Duino, Rilke nach Assisi und Kassner am 5. Mai nach Rom, wo er mit seiner künftigen Ehefrau, der eben geschiedenen Marianne Glaser, geb. Eissler, verabredet ist.<sup>416</sup>

Ab Mitte Juni hält sich Kassner in Boscolungo-Abetone auf, im 1400 m hoch gelegenen »Hôtel Excelsior« in den Bergen des Appennino Pistoiese. Seine Absicht, hier »lange« zu bleiben und, nach weiteren Reisedestinationen, erst im September wieder in Wien zu sein,<sup>417</sup> wird durch die Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaars in Sarajewo am 28. Juni 1914 vereitelt. Noch fünf Tage zuvor hatte er Elsa Bruckmann frohgemut seinen Besuch »so um den 2ten oder 3ten August« in Aussicht gestellt, war dann aber infolge der politischen Entwicklungen – am 28. Juli erklärt Österreich-Ungarn Serbien den Krieg und beschließt am 31. Juli die Gesamtmobilisierung, gleichzeitig proklamiert das Deutsche Reich als treuer Verbündeter den »Zustand drohender Kriegsgefahr« und erklärt am 1. August Russland, am 3. August Frankreich den Krieg – auf direktem Weg nach Wien geeilt, hatte sich aus dem Hotel »Erzherzog Carl« bei Gerty von Hofmannsthal gemeldet,<sup>418</sup> war am Abend des 7. August zusammen mit Hofmannsthal bei Otto Hellmann (1868–1942), einem Schwippschwager Josef Redlichs, zu Gast gewesen,<sup>419</sup> hatte sich endlich am 10. August beim Wiener Magistrat erneut unter der bekannten Adresse der »Pension Schönbrunn« in

<sup>415</sup> Taxis, Erinnerungen an Rilke (wie Anm. 65), S. 75–77; Rilke – Kassner, S. 86f; KSW VII, S. 276 u. 296f. Vgl. auch Kassners späten Bericht über den »großen Séjour« im April und Mai« 1914 auf Duino in der Einleitung zum Briefwechsel Rilke – Taxis (KSW X, S. 333f.) sowie die Erinnerungen Magda von Hattingbergs in: Rilke und Benvenuta. Ein Buch des Dankes. Wien 1943, S. 174–216.

<sup>416</sup> Kassner an Gerty von Hofmannsthal, Rom, 8. Mai 1914: »Bin seit 3 Tagen da« (BW Kassner, S. 180). In diesem Zusammenhang hatte Fine Sobotka (1889–1959), seit 1912 verheiratet mit Erich von Kahler (1885–1970), einem Jugendfreund Mariannes, den befreundeten Friedrich Gundolf (1880–1931) informiert: »Marianne [...] fährt am Montag <sc. 3. Mai> über Florenz noch Rom«, wo sie »den Kassner« treffen und »sich hoffentlich von den Strapazen ihrer erledigten Ehe und Scheidung erholen« werde (Friedrich Gundolf – Erich von Kahler, Briefwechsel 1910–1931. Mit Auszügen aus dem Briefwechsel Friedrich Gundolf – Fine von Kahler. Hg. von Klaus Pott unter Mitarbeit von Petra Kuse. 2 Bde. Göttingen 2012, hier Bd. 2, S. 383). Mariannes ersten Gatten, den Bankfachmann Dr. Victor (Viktor) Glaser, hatte Fine schon am 7. November 1912 als »affectierten Schwächling« bezeichnet, von dem, wie sie hoffe, Marianne »auch äusserlich« bald loskommen werde (ebd., S. 371).

<sup>417</sup> Am 24. Juni hatte Kassner Gerty von Hofmannsthal aus Boscolungo mitgeteilt, er sei »seit 10 Tagen« hier, und am 16. Juni ergänzt, »in Wien werde ich erst im Sept. sein« (BW Kassner, S. 182).

<sup>418</sup> Bruckmann-Briefwechsel, S. 535; BW Kassner, S. 184f.

<sup>419</sup> Dazu notiert Redlich süffisant am 9. August: »Vorgestern, Freitag, Abend bei Otto Hellmann mit Kassner und Hofmannsthal. Beide Menschen ohne jede innere Natürlichkeit. <später durchstrichen> Sie bestätigen sich immer freudig, dass sie auch schließlich Menschen sind!« Und er fügt hinzu: »Der Sieg von Lüttich <s.u. Anm. 422> kam mir schon Freitagabend zur Kenntnis. Die Deutschen sind großartig« (Josef Redlich, Schicksalsjahre [wie Anm. 344], Bd. 1, S. 625).

Hietzing registrieren lassen und kommentiert nun im Hochgefühl nationalen Überschwangs die Nachrichten vom westlichen Kriegsschauplatz.

### 85. *Von Wien nach Lautschin*

Wien 24/8 14.<sup>420</sup>  
<Montag>

Gnädigste Fürstin!

Mehr als vierzig Jahre nur den einen Gedanken der Revanche haben<sup>421</sup> und dann so geschlagen werden<sup>422</sup> – das ist wohl eine Schmach, kein Unglück mehr, sondern eine Schmach und Erbärmlichkeit sondergleichen. Nach der Besetzung eines Grenzdorfes u. Gefangnahme einer deutschen Patrouille verkündigten die Zeitungen in Paris einen großen Sieg mit 20.000 gefangenen Deutschen, ganz Paris wallfahrtete zur Statue Strassburg auf der Place de la Concorde,<sup>423</sup> man nahm die schwarzen Kränze weg und legte statt ihrer Siegespalmen hin – grauenhaft wie dieses Volk sich belügen läßt, als müßte es so sein, grauenhaft die Gewissenlosigkeit der Regierung, der Presse, des ganzen öffentlichen Lebens. Jetzt bleibt ihnen wahrhaftig nichts anders als die »Strassburg« zu demolieren zum Zeichen dafür, daß sie eines leidenschaftlichen Gedankens nicht würdig und irgendwo nur Hanswurst waren!

<sup>420</sup> KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Korrekturen Ernst Zinns.

<sup>421</sup> Anspielung auf Frankreichs Niederlage im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71. Kassners Bemerkungen fassen die Siegesmeldungen der Obersten Heeresleitung aus den ersten Kriegswochen zusammen.

<sup>422</sup> Deutsche Truppen hatten am 7. August 1914 die Festung Lüttich erobert, am 10. August die ins elsässische Mühlhausen eingedrungenen Franzosen entscheidend zurückgeschlagen und am 11. und 21. August wichtige Siege bei Lagarde und Metz errungen. Über diese und weitere Erfolge berichtet die gesamte Wiener Presse von Tag zu Tag in breiter Aufmachung.

<sup>423</sup> Die Place de la Concorde umstehen acht monumentale Städteallegorien. Unter ihnen wird die von James (eigentlich Jean Jacques) Pradier (1790–1852) geschaffene »Straßburg« nach der Niederlage von 1871 und dem Verlust Elsass-Lothringens als Mahn- und Trauermal »stets mit Blumen, Kronen, Trauerfahnen und Kreppschleiern drapiert« (Karl Baedeker, Paris und Umgebung. 13. Aufl. Leipzig 1891, S. 145; Führer durch Paris und Umgebung. Hg. von Leo Woerl. 4. Aufl. Leipzig 1900, S. 125). Schon beim ersten Paris-Aufenthalt hatte Kassner dem Studienfreund Gottlieb Fritz am 7. März 1900 berichtet, die Statue sei »noch immer wie ein Grab mit Kränzen bedeckt und wird es wohl noch so lange bleiben und länger bleiben, als man weiß, warum« (Briefe an Tetzl [wie Anm. 64], S. 71).

Über die Infamie Japans<sup>424</sup> u. die Gemeinheit u. vor allem große Dummheit u. Unwissenheit der englischen Kriegspartei<sup>425</sup> ist kein Wort zu verlieren. Ich flehe im Herzen um eine Vernichtung der Expeditionscorps.<sup>426</sup> Die Mannschaft u. die Officiers der Goeben gestehen, daß sie nur deshalb entkommen konnten weil die Engländer so schlecht geschossen haben.<sup>427</sup> Die deutsche Marine hält bekanntlich ihre Schießübungen meist bei Nacht ab. Deutschland erlebt jetzt seine größten Tagen, die deutsche Nation ist heute die erste der Welt und es ist ein Ruhm ihr anzugehören.<sup>428</sup>

<sup>424</sup> Japan hatte am 19. August der Reichsregierung ein Ultimatum gestellt und »die sofortige Zurückziehung der deutschen Kriegsschiffe aus den ostasiatischen Gewässern und die Räumung des Pachtgebiets in Kiautschou« gefordert (Neue Freie Presse, 20. August 1914, S. 1). Da das Ultimatum unbeantwortet bleibt, erklärt Japan am 23. August Deutschland den Krieg und bringt die deutschen Besitzungen in China und im Stillen Ozean an sich.

<sup>425</sup> England hatte am 1. August seine Flotte mobilisiert. Am nächsten Tag sicherte der britische Außenminister Edward Grey (1862–1933) dem langjährigen französischen Botschafter Paul Cambon (1843–1924) zu, England werde gemäß der Konvention von 1912 die französische Nordküste schützen. Am 4. August überreichte der britische Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen (1847–1924), zuvor Botschafter in Wien, ein Ultimatum, die Neutralität Belgiens zu wahren, was angesichts des deutschen Kriegsplans einer Kriegserklärung gleichkommt. Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921) beschwor den Botschafter vergeblich, England könne doch nicht »wegen eines Fetzens Papier« mit Deutschland, das aufrichtig den Frieden wolle, Krieg führen. Englands Kriegserklärung erfolgt noch am selben 4. August.

<sup>426</sup> Acht Tage nach der Kriegserklärung hatte das britische Expeditionskorps BEF (British Expeditionary Force) mit 75 000 Soldaten unter seinem Oberbefehlshaber General John French (1852–1925) Frankreich erreicht, um sich gemeinsam mit der belgischen und französischen Armee den deutschen Truppen entgegenzuwerfen, die weit auf belgisches Gebiet vorgezogen waren. Kassners Wunsch sollte sich insoweit erfüllen, als das Korps in den Schlachten von Mons am 23. und von Le Cateau am 26. August 1914 geschlagen wird.

<sup>427</sup> Den beiden Kreuzern »Goeben« und »Breslau« war es in der Nacht des 5. August gelungen, den Sperrgürtel britischer Kriegsschiffe bei Messina zu durchbrechen und zu entkommen. Erst eine Woche später meldet die »Neue Freie Presse« im Morgenblatt vom 13. August (S. 2) als Schlagzeile den »Durchbruch«, die »Reichspost«, ebenfalls im Morgenblatt (S. 1), die »Glanzleistung deutscher Kriegsschiffe«. Beide Kreuzer erreichen, von der britischen Flotte verfolgt, am 10. August Konstantinopel, wo sie vom mit Deutschland und Österreich-Ungarn verbündeten Osmanischen Reich übernommen werden und fortan unter dessen Flagge – aber mit der alten deutschen Besatzung – den Schwerpunkt der Seeverteidigung in den Dardanellen und im Schwarzen Meer bilden.

<sup>428</sup> Schon Anfang August hatte er Gerty von Hofmannsthal erklärt, »daß es doch ein Glück ist für eine große u. gerechte Sache eins zu sein mit allen u. jetzt, da Deutschland den Krieg will, ist die Sache eine große, eine Weltsache geworden« (BW Kassner, S. 184). Hofmannsthal selbst hatte ihr und seinem Vater am 5. August zugerufen. »[...] was man jetzt erlebt, hat eine solche Größe, dass es ja beinahe über das Fassungsvermögen geht. Das was gestern in Deutschland vorgegangen ist, muss einen für immer stolz und glücklich machen, diesem Volk anzugehören. Ein solches Volk kann auch nicht besiegt werden« (DLA). Damit bezieht er sich darauf, dass der Reichstag am 4. August mit den Stimmen der Sozialdemokraten die nötigen Kredite zur Finanzierung des Krieges bewilligt hatte. Vorausgegangen war eine Rede Kaiser Wilhelms II., die mit der Formel »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deut-

Ich möchte in Paris ein paar Stunden sein. Ich nehme an, daß man Poincaré bald erschießen u. Iswolsky an einen Laternenpfahl hängen wird, das, was beiden Schurken gebührt.<sup>429</sup>

Alles Gute. Bin froh, daß Sie gute Nachrichten von ihren Söhnen haben.<sup>430</sup>

Rudolf Kassner

Da Kassner in diesen Zeilen seine bevorstehende Hochzeit nicht erwähnt – anders als zwei Tage später gegenüber Gerty von Hofmannsthal: »Morgen findet die Ceremonie statt. [...] Sagen Sie es den Leuten. Es muß sich herumreden, da ich es nicht verkündige«<sup>431</sup> –, darf man davon ausgehen, dass er die Fürstin mündlich unterrichtet hat. Am 27. August 1914 heiratet er in Wien Marianne Eissler (1885–1969), geschiedene Glaser, Tochter des wohlhabenden Wiener Unternehmers Max Eissler, der am 29. Juli 1911 im Alter von 61 Jahren in Baden bei Wien als »Chef der Firmen Josias Eissler & Söhne, G. Löwenfeld und St. Jaschka & Sohn etc. etc.« verstorben war.<sup>432</sup> Die Ehe wird nach mosaischem Ritus geschlossen; denn Marianne Kassner ist »israelitischen« Glaubens, und Kassner tritt aus der römisch-katholischen Kirche aus, von deren Dogmatik er sich seit Langem mehr und mehr entfernt hatte. Als Trauzeugen amtieren

sche« den »Burgfrieden« im Deutschen Reich für die Kriegszeit proklamiert hatte. Die Wiener Presse hatte enthusiastisch mit dem Fazit berichtet: »Die Ereignisse dieses Tages sind so gewaltig und von solcher historischer Tragkraft, daß jedes einzelne für sich noch Jahrzehnte als Markstein der europäischen Entwicklung sich darstellen wird« (Neue Freie Presse, 5. August 1914, S. 2–4).

<sup>429</sup> Raymond Poincaré (1860–1934), französischer Staatspräsident von 1913 bis 1920, und der russische Diplomat und ehemalige Außenminister (1906–1910) Alexander Iswolsky (1856–1919), von 1910 bis 1917 Botschafter in Paris, betreiben mit Nachdruck die Festigung des russisch-französischen Bündnisses gegen die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn. – In verblüffend ähnlichem Ton kommentiert Hermann Hesse in Bern am gleichen 24. August die Ereignisse: »Japans Ultimatum ist mit gebührender Verachtung beantwortet, jetzt fallen also diese Seeräuber (denen jedenfalls englische Trinkgelder versprochen sind) im Osten über uns her. Damit führen die Engländer vollends offen den Feind europäischer Kultur gegen deren Hoffnung. Schade für England, anständig gesinnte Engländer müssen sich jetzt schämen, weit weit mehr als die Franzosen, deren Krieg trotz dem schmähhlichen Bund mit Rußland doch viel begreiflicher und berechtigter ist. In Belgien ist eine Schlacht im Gang, bei Mühlhausen muß es furchtbar blutig zugegangen sein. [...] In Belgien und Lothringen neue Siege, es geht großzügig vorwärts!« (Hermann Hesse, *Sämtliche Werke*. Hg. von Volker Michels. Bd. 11: *Autobiographische Schriften*. Frankfurt a.M. 2003, S. 402f.).

<sup>430</sup> Kassner weiß, ebenso wie Rilke, dass Marie Taxis' »beide Söhne eingerückt« sind: »Pascha ist in Böhmen, Erich in Galizien. Mehr sage ich nicht«, hatte sie Rilke am 11. August mitgeteilt (Rilke – Taxis, S. 389). Pascha ist seit dem 28. Juli, dem Tag der österreich-ungarischen Kriegserklärung an Serbien, »am südlichen Kampfplatz« eingesetzt und wird rasch zum Oberleutnant befördert, während Erich »außer der Tour Rittmeister« wird, als »Commandant sämtlicher Autos der IV Armee« (ebd., S. 393: 4. Dezember 1914).

<sup>431</sup> BW Kassner, S. 185.

<sup>432</sup> Vgl. Max Eisslers Traueranzeige in der »Neuen Freien Presse« vom 30. Juli 1911, S. 28.

laut »Ehe-Schein«<sup>433</sup> der »Schriftsteller« Max Mell (1882–1971) und Mariannes Onkel Sigmund Eissler (ca. 1849–1933), »Handelsgesellschafter« der genannten Firmen.<sup>434</sup> Die Eheleute wohnen zunächst weiter in Kassners »Pension Schönbrunn« in Hietzing.

Schriftliche Zeugnisse aus den nächsten anderthalb Jahren fehlen, doch kommt Kassner nach wie vor, bisweilen in Begleitung seiner jungen Frau, mit der Fürstin zusammen, die Rilke ihre zwiespältigen Eindrücke nicht verhehlt: Am 4. Dezember 1914 zurückhaltend und unentschieden: »Ich bin mir noch nicht im Klaren was ich davon sagen soll; er sieht gut aus, und sehr zufrieden – sie ist still so viel ich seh – eher hübsch, macht einen distinguirten tactvollen Eindruck«; im nächsten Brief, am 4. Januar 1915, distanzierter: »Kassner sehe ich eigentlich wenig – sie ist ganz nett aber es erschwert doch«; und schließlich am 6. März 1915 ausführlich: Kassner »scheint mir sehr zufrieden. Er studiert Chemie (oder was anderes<sup>435</sup> – jedenfalls geht er täglich in die Universität) Vorgestern hat er hier gegabelt und mir erzählt daß er, abends, fast gar nicht mehr ausgeht. Er sitzt zu Hause in einem großen Fauteuil – seine Frau auf einem Schemel zu seinen Füßen ... Die Art wie er mir das erzählte war viel sagend, er muß sie sehr gern haben, und sehr glücklich sein. Gott erhalte sie ihm.«<sup>436</sup>

Zwei vorangehende Treffen sind durch Josef Redlich bezeugt, und zwar am 22. Oktober 1914 (»Donnerstag bei Kassners mit Prinz und Prinzessin Alex Thurn-Taxis«) und am 11. Februar 1915 (»Heute mittags mit [...] Kassner bei Fürst und Fürstin Thurn und Taxis«).<sup>437</sup> Im folgenden Monat, am 27. März 1915, nimmt die Fürstin mit den Eheleuten Kassner und Hofmannsthal an jenem Abend teil, zu dem gedruckte, mit einer Federzeichnung des Palais Auersperg versehene Einladungskarten ausgegangen waren:

<sup>433</sup> Teilnachlass »Kassner« in der Wienbibliothek im Rathaus, Wien.

<sup>434</sup> So die Angaben der Todesanzeige in der »Neuen Freien Presse« vom 30. Dezember 1933, S. 14; vgl. Klaus E. Bohnenkamp, Rudolf Kassner. »Kleiner Abstammungsnachweis« vom 20. Juli 1942. In: akten-kundig? Literatur, Zeitgeschichte und Archiv. Sichtungen 10./11, 2007/08, S. 379f.

<sup>435</sup> Nicht »Chemie« studiert Kassner, sondern Mathematik und Physik als notwendige wissenschaftliche Grundlage seines entstehenden Hauptwerks »Zahl und Gesicht«. Im 1956 geschriebenen »Nachwort« zur dritten Auflage erinnert er sich, fünf Jahre für dieses 1919 veröffentlichte Werk gebraucht zu haben, »wenn ich die Jahre dazurechne, die für das Studium der Mathematik, der mathematischen Physik verwendet wurden. Es war das eine Zeit förmlicher Besessenheit von der Zahl, vom Zahlenmäßigen« (KSW III, S. 360).

<sup>436</sup> Rilke – Taxis, S. 394f., 406. – Zum letzten idyllischen Bild fügt sich anderthalb Jahre später der Hinweis Erich von Kahlers (1885–1979) vom 23. Oktober 1916: »Kassners lasen jüngst an einem Abend zusammen das Wahlverwandtschaften Kapitel und weinten beide vor Rührung« (Friedrich Gundolf – Erich von Kahler [wie Anm. 416], Bd. 1, S. 148, mit Bezug auf Friedrich Gundolfs eben erschienenenes »Goethe«-Buch [Berlin 1916], S. 548–576).

<sup>437</sup> Schicksalsjahre Österreichs (wie Anm. 344), Bd. 1, S. 680, und Bd. 2, S. 17.

Unter dem Protektorat der Prinzessin Marie Taxis-Hohenlohe und der Fürstin Christiane Windischgraetz-Auersperg gelangt zugunsten des »Invalidendank«<sup>438</sup> am 27. März abends halb acht Uhr, Rainer Maria Rilke's Dichtung »Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke« mit der Musik des jungen Wiener Komponisten v. Paszthory<sup>439</sup> zur Aufführung und zwar unter Mitwirkung der Pianistin Magda von Hattingberg und des Herrn Ferdinand Onno.<sup>440</sup>

Vorangehen wird der Vortrag einiger Dichtungen von Rilke und einiger Klavierstücke von Bach, Mendelssohn und Schubert.

Als Ort der Veranstaltung ist in freundlicher Weise der Saal im Palais Auersperg in der Auerspergstraße überlassen worden.

Der Zutritt ist dem Fassungsraume des Saales entsprechend, auf etwa 200 Personen beschränkt. / Die Einladungskarten lauten auf Namen.

Es werden Karten zum Preise von 20, 10 und 6 Kronen ausgegeben.

Anmeldungen werden beim »Invalidendank«. I. Bräunerstraße 7 und bei der Konzerdirektion Hugo Heller, I. Bauernmarkt 3, entgegengenommen.<sup>441</sup>

Rilke hatte sich, angesichts seiner grundsätzlichen Vorbehalte gegenüber dem »Doppeltem und Zwitterigen des Melodramatischen«, das als »Gattung Kunst« »dilettantisch« und »nicht ernst zu nehmen« sei, eine Zustimmung zu dieser Veranstaltung nur schwer abringen können.<sup>442</sup> Die Fürstin hatte seine Beden-

<sup>438</sup> Der 1898 anlässlich des 50-jährigen Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Joseph in Wien gegründete österreichisch-ungarische »Invalidendank« hat das Ziel, Militärintvalide und deren Hinterbliebene sowie alle als dienstuntauglich entlassenen Militärpersonen zu fördern und materiell zu unterstützen. »Das Vereinsvermögen bildet sich durch Mitgliederbeiträge, Widmungen, Veranstaltung von Lotterien, Gartenfesten, Konzerten und das Erträgnis der vom Verein betriebenen Geschäftszweige« (Meyers Großes Konversations-Lexikon. Bd. 9. Leipzig 1907, S. 897).

<sup>439</sup> Der in Budapest geborene Komponist C(K)asimir von Pászthory (1886–1966) hatte sich nach Studium und ausgedehnten Reisen in Wien niedergelassen. Sein Melodram nach Rilkes »Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke« (C.F.W. Siegel's Musikalienhandlung, Leipzig o.J., Folio, 30 S.) trägt die Opuszahl 1.

<sup>440</sup> Der als Ferdinand Onowotschek in Czernowitz geborene Schauspieler (1881–1969) wirkt, nach einem frühen Engagement am Burgtheater und in Max Reinhardts Berliner Ensemble, ab 1910 am Deutschen Volkstheater in Wien, von wo er 1930 erneut ans Burgtheater wechselt.

<sup>441</sup> Ein Exemplar findet sich im Triestiner Nachlass der Fürstin. Das Gleiche melden in verkürzter Form die »Theater- und Kunstnachrichten« der »Neuen Freien Presse« vom 27. März, S. 15.

<sup>442</sup> Vgl. Rilke – Taxis, S. 398 u. 401–403. Schon vor der ersten Aufführung in Leipzig, die am 15. Februar 1915, ebenfalls mit Magda von Hattingberg am Klavier und mit Kurt Stieler (1877–1963) als Sprecher, einen beachtlichen Erfolg verbuchen konnte, hatte er seine Einwände der einstigen Freundin zuliebe hintangestellt und am 4. Februar 1915 Anna von Münchenhausen erklärt: »Die Musik zum Cornet [...] hat mir meine Freundin Frau v. Hattingberg, (die sie nun auch, zusammen mit Kurt Stieler in Leipzig aufführt) hier einmal ungefähr vorgestellt; sie enthält schön und rein bewegte Momente, ob sie mir gleich manches zu sentimental fasst; was ich aber dagegen einzuwenden hätte, wenn es darauf ankäme, geht nicht gegen sie, sondern gegen das Nebeneinander von Musik und Wort, das die melodramatische Form (die für mich keine Kunst-Form ist) an sich hat. [...] Ich halte diese Verbindung für eine



ken in gewissem Maße geteilt und bestätigt, dies sei »auch die Meinung von K<assner>«. <sup>443</sup> Im Nachhinein wird sie einräumen, Ferdinand Onno habe »zwar die Weise sehr schön gesagt (Musik wirklich schön, bis gerade auf den von Ihnen gerügten Punct, der Brief, der meiner Ansicht nach ganz falsch aufgefaßt ist) aber die Gedichte hat er sehr schlecht gelesen.« Nach der Veranstaltung sind beide Kassners zum Souper in die Victorgasse geladen. <sup>444</sup>

Im Mai 1915 verwirklichen die jungen Eheleute den bereits unmittelbar nach der Hochzeit erwogenen Plan und mieten in »Berchtesgaden für ein Jahr in großer Einsamkeit eine Villa, den Dietfeldhof«. <sup>445</sup> Ehe sie übersiedeln, verlassen sie, laut amtlichem Meldebogen, am 26. Mai das Domizil in Hietzing und ziehen kurzfristig vom 29. Mai bis 12. Juni in den ersten Stock der 1912 von den Wiener Architekten Alfred Teller (1881 bis nach 1938) und Emmerich Spielmann (1873 bis nach 1939) erbauten Villa in der Pötzleinsdorfer Straße 56 in Währing, dem XVIII. Stadtbezirk, wo sie bei ihren künftigen Wien-Besuchen bis zum September 1917 zu logieren pflegen. Am »12. Juni 1915« melden sie sich nach »Groß-Pawlowitz, Mähren« ab und begeben sich von dort Mitte Juli in das »neue Heim«, von dem Marie Taxis, nach einem am Morgen des 17. August empfangenen, aber leider verloren gegangenen »Brief von Kassner«, den Eindruck gewinnt, dass der Freund dort »recht zufrieden zu sein scheint«. <sup>446</sup> Von Berchtesgaden »flieht« er am 15. Oktober für einige Tage nach München, um, wie er Gerty von Hofmannsthal mitteilt, »dem Ofensetzer hier u. der ganzen Wintervorbereitung zu entgehen«. »In ausgezeichnete Verfassung« trifft er wiederholt mit Rilke zusammen, der Marie Taxis am 5. November von den gemeinsamen Gesprächen und Unternehmungen erzählt, darunter von jenem Nachmittag mit Erwein von Aretin und dem »jungen Gelehrten« Felix Noeggerath, der Kassner »zu einem gewissen Widerspruch anregte und ihn so recht strahlend und scheinwerfend aus sich herausreizte.« Enttäuscht, dass Kassner, der ihr »schrecklich abgeht«, »nicht kommt«, entgegnet die Fürstin: »Wie gerne wäre ich dabei gewesen als Kassner so schön und lichterloh brannte – ich kenne

lose und vorläufige und habe dem leipziger Versuch nur deshalb zugestimmt, weil Frau v. Hattingberg für die Musik Páthory's die lebhafteste Überzeugung hatte« (Rilkes Briefe an Anna von Münchhausen 1913–1917. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 32, 2014, S. 335–349, hier S. 343).

<sup>443</sup> Rilke – Taxis, S. 407. In ihren Erinnerungen stellt die Fürstin fest: »Man hat aus der ›Weise von Liebe und Tod‹ ein Melodram machen wollen, ich konnte es nicht anhören, denn die Musik des Komponisten störte die des Dichters. Ich weiß kaum eine Melodie, die dem hohen Rang seiner Verse entsprochen hätte. Übrigens liebte er diese Vertonungen nicht, oft genug hat er es mir gesagt« (Taxis, Erinnerungen an Rilke [wie Anm. 65], S. 75).

<sup>444</sup> Rilke – Taxis, S. 416.

<sup>445</sup> Kassner an Elsa Bruckmann, 25.(?) Mai 1915 (Bruckmann-Briefwechsel, S. 537). Der Dietfeldhof, ein ehemaliger Meierhof der Fürstpropstei Berchtesgaden, gehört heute zur Gemeinde Bischofswiesen, Aschauerweiherstraße 103.

<sup>446</sup> Rilke – Taxis, S. 432. Aus Berchtesgaden gehen am 19. Juli 1915 erste »Grüße von hier« an Gerty von Hofmannsthal, die am 1. November präzisiert werden: »Hier ist es sehr schön u. sehr einsam. Hof Dietfeld ist schon etwas ganz Gutes« (BW Kassner, S. 187 u. 189).

solche herrliche Stimmungen bei ihm u. habe dann immer ein Gefühl von unendlicher Andacht gehabt – denn man fühlt daß der Engel seine Lippen mit der glühenden Kohle berührt hat«. <sup>447</sup> Und am 28. November setzt sie hinzu: »Von Kassner höre ich selten – bin selbst faul und antworte nicht – Wissen Sie ob er etwas schreibt?« <sup>448</sup>

Angesichts eines solchen Eingeständnisses sind in diesen Monaten wohl kaum Briefe gewechselt worden. Dokumentiert ist lediglich jener, den Rilke am 5. November 1915 anführt, als er mitteilt, Kassner sei vor »vierzehn Tage<n>« in München gewesen und habe »versichert«, »es« der Fürstin »auch geschrieben zu haben«. Eben diese Nachricht dürfte gemeint sein, wenn Marie Taxis am 10. November erklärt: »K. hat mir [...] geschrieben«. <sup>449</sup> Hinzukommt der in Kassners nächsten Zeilen genannte »Brief zum Neuen Jahr«.

## 86. Von Berchtesgaden nach Wien

<Hof Dietfeld bei Berchtesgaden,> 19./1 16. <sup>450</sup>

<Mittwoch>

Gnädigste Fürstin!

Es sterben doch jetzt so viele, die gar nichts mit dem Kriege zu thun haben, vielleicht damit die anderen nicht zu allein sind, es ist ganz auffallend. Zu diesen hat also auch Gräfin Ggina gehört. Ich las es eben in der Zeitung. <sup>451</sup> Mich hat, wie Sie wissen, immer gewundert, dass sie es bei ihrem schweren Leiden doch solange ausgehalten hat.

<sup>447</sup> Rilke an Marie Taxis, 5. November 1915, und Marie Taxis an Rilke, 10. November 1915 (Rilke – Taxis, S. 446f., 448 u. 450). Das Bild vom Engel stammt aus Jes 6, 6f.; in der Luther-Übersetzung: »Da flog der Seraphim einer zu mir, und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zunge vom Altar nahm; / Und rührte meinen Mund, und sprach: Siehe, hiermit sind deine Lippen gerühret, daß deine Missetat von dir genommen werde, und deine Sünde versühnet sei.«

<sup>448</sup> Rilke – Taxis, S. 457.

<sup>449</sup> Ebd., S. 446 (vgl. dazu Rilke – Kassner, S. 94) und S. 450.

<sup>450</sup> LHW. Zwei Blatt, je einseitig beschrieben.

<sup>451</sup> Marie Taxis hält am 13. Januar 1916 im Taschenkalender fest: »Notre pauvre et dieu aimée Ggina † matin 2½«. Am 18. Januar 1916 meldet die »Neue Freie Presse« (Morgenblatt, S. 11) in der Rubrik »Kleine Chronik« unter dem Datum des 17. Januar: »Heute vormittag wurde in der Karlskirche ein Requiem für Reichsgräfin Marie Theresia Schlick zu Bassano und Weißkirchen, geborene Prinzessin von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst abgehalten. Dem Gottesdienst [...] wohnten [...] viele Mitglieder des hohen Adels bei.« Eine gedruckte Todesanzeige im Triestiner Nachlass der Fürstin gibt an, »Durchlaucht Reichsgräfin Marie Theresia Schlick zu Bassano und Weißkirchen« sei am Donnerstag, dem 13. Jänner 1916 verstorben; die »Einsegnung« finde am »Samstag, den 15. Jänner 1916 in der Pfarrkirche zu St. Karl« statt. »Die provisorische Beisetzung erfolgt auf dem Wiener Zentralfriedhof.«

Sie werden schwere Stunden durch gemacht haben, gnädigste Fürstin! Vielleicht höre ich einmal von Ihnen etwas über die Todesursache, die unmittelbare, u. ob die Verewigte noch viel zu leiden hatte.

War Ihr Bruder in Wien gewesen?<sup>452</sup> Wie mag es ihm gehen?

Ich lese eben in der Zeitung, dass Montenegro um Frieden bittet. Mich hat mehr aufgeregt, dass überhaupt um Frieden gebeten wird von einer Seite als dass es gerade Montenegro ist, das bittet. Für Italien ist das eine große moralische Niederlage, abgesehen von allem anderen.<sup>453</sup>

Was macht Rilke? Ist er noch in Wien?<sup>454</sup>

<sup>452</sup> Prinz Fritz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst hatte nach Kriegsausbruch sein Haus in Venedig verlassen müssen und war nach Lugano übersiedelt, mit seiner langjährigen Lebensgefährtin, die Rilke im Briefwechsel mit der Fürstin stets »Donna Zina« bzw. »Donna Sina« oder »Frau von Waldenburg« nennt (vgl. das Personenverzeichnis in: Rilke – Taxis, S. 992, mit der irrigen Bezeichnung »Gattin«, so auch, versehentlich, im Register zu Kassner – Taxis. Teil I: HJb 22, 2014, S. 344: »Hohenlohe, Sina, Donna Zina«; gleichwohl nennt Marie Taxis sie gelegentlich ihre »Schwägerin«; vgl. unten Anm. 595). Vermutlich ist sie identisch mit Selina von Waldenburg, der am 26. März 1873 geborenen ältesten Tochter des Eduard von Waldenburg (1836–1899) aus dessen zweiter Ehe mit Selina Greig (1838–1928); sie bleibt offiziell unverheiratet und stirbt am 30. November 1958 (<http://www.thepeerage.com/p6763>). Dass Fritz nicht amtlich geheiratet hat (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 134f., Anm. 185), bestätigen die Dokumente im Hohenloheschen Zentralarchiv auf Schloss Neuenstein (freundliche Auskunft von Gabriele Benning). Offenkundig war er zum Begräbnis seiner Schwester nicht angereist; jedenfalls fehlt sein Name unter den in der »Neuen Freien Presse« genannten prominenten Teilnehmern; auch Marie Taxis wird Rilke am 21. August 1917 erklären, sie habe ihren Bruder »seit 3 Jahren nicht gesehen« (Rilke – Taxis, S. 423 u. 514). Rilke hingegen, der, zum Kriegsdienst eingezogen, im Dezember 1915 nach Wien gekommen war (s.u. Anm. 454), hatte vermutlich an dem Trauerakt teilgenommen und Erwein von Aretin am folgenden 18. Januar berichtet: »Leider ist nun durch den ganz plötzlichen Tod der guten Gräfin Schlick jähe und verwirrende Trauer über den kleinen Familienkreis hereingebrochen, der sich rasch zusammengefunden hat; auch Erich und Pascha kamen nach Wien, Pascha ist noch hier und ich freue mich für die Fürstin, dass sie ihn im Augenblick so innerlichen Schmerzes an ihrer Seite hat, ruhig und gleichmütig und doch so innen bewegt, wie das seine Art ist« (Rilke – Aretin [wie Anm. 411], S. 61); s. auch Josef Redlichs Tagebucheintrag vom 23. Januar 1916: »Heute Mittag bei Prinzessin Marie Taxis: Rilke, der junge Prinz Sascha und Prinzessin Carola bei Tisch« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 2, S. 136).

<sup>453</sup> Österreich-Ungarn hatte das kleine Balkan-Königreich Montenegro in einem dreiwöchigen Feldzug besiegt. Die montenegrinischen Truppen hatten am 16. Januar 1916 den Kampf eingestellt. Daraufhin hatte die »Neue Freie Presse« am 17. Januar (S. 1) die »Friedensavancen Montenegros« gemeldet und am 19. Januar berichtet, König Nikolaus (d.i. Nikola I. [1841–1921]) »will Frieden mit der Monarchie«. Der Waffenstillstand wird am 25. Januar geschlossen.

<sup>454</sup> Rilke war in München nach einer ersten, negativ verlaufenen Musterung in einem zweiten Verfahren am 24. November 1915 als zum Landsturmdienst mit der Waffe tauglich befunden worden. Er begibt sich am 13. Dezember nach Wien und legt dort, unterstützt vom Fürsten Taxis (vgl. seinen Briefwechsel mit dem Fürsten vom 30. April, 3., 10., 11. und 12. Mai sowie vom 27. November, 2. und 9. Dezember 1915 und 10. Januar 1916, in: Simon, Briefwechsel Rilke – Taxis-Hohenlohesche Familienkreis [wie Anm. 342], S. 11–17) und einer Reihe einflussreicher Männer, seinen Fall höchsten Kreisen vor. Derweil ist er Gast in der Victorgasse 5a und meldet sich am 4. Januar 1916 in der Wiener Kaserne im Baumgarten

Von mir ist nichts anderes zu berichten als dass ich arbeite.<sup>455</sup> Eigentlich liebe ich immer weniger von mir etwas zu berichten. Es ist da eigentlich nie etwas zu berichten oder was zu berichten, das ist nicht zu berichten, oder das berichtet man stündlich, augenblicklich in den Welt-  
raum hinaus u. wen dort die Nachricht, der »Bericht« erreicht, das weiß man nicht.

Sie haben wohl meinen Brief zum Neuen Jahr bekommen?

Alles<sup>456</sup> u. Gute Ihnen u. dem verehrten Fürsten!

Rudolf Kassner

Zum Sommer 1916 müssen die Kassners den Dietfeld-Hof in Berchtesgaden räumen. Als neues Domizil finden sie im Villenvorort Bogenhausen, »dem Münchner Hietzing«, in der Herschelstraße 13 »eine sehr schöne Villa [...], möbliert, mit einem ungeheuer stillen Zimmer oben im letzten Stock für mich«. <sup>457</sup> Bevor sie sich dort niederlassen, brechen sie zu den üblichen Sommerwochen nach Österreich auf und lassen sich am 16. Juni in Wien unter der alten Adresse »Pötzleinsdorfer Straße 56« registrieren. Am selben Tag trifft Kassner Josef Redlich,<sup>458</sup> nimmt Kontakt zur Victorgasse auf und unterrichtet Rilke, der am

am Westrand Wiens, unweit von Hütteldorf. Im Taschenbuch protokolliert die Fürstin unter diesem Datum: »Rilke pris!! Hoffen, ihn heraus zu kriegen«. Vorerst tut er als »Landwehr-Infanterist« Dienst in den »Baracken« und auf den »Exerzierplätzen« (vgl. Rilke – Aretin [wie Anm. 411], S. 60), bis er am 27. Januar ins Kriegsarchiv zu Schreibearbeiten abkommandiert wird. Sein Bemühen um Dienstbefreiung treibt er weiter hartnäckig voran und erörtert, inzwischen in die »Dependance« von »Hopfners Park-Hotel« in Hietzing »näher an die Kaserne gezogen« (ebd., S. 61), die nötigen Vorgehensweisen während seiner häufigen Besuche in der Victorgasse, die Marie Taxis in ihrem Kalender zwischen Ende März und Mitte Mai verbucht. Eine vom Insel-Verlag vorangetriebene und von zahlreichen Personen des öffentlichen Lebens unterzeichnete Eingabe (Die »Liste der Unterschriften«, unter ihnen Alexander von Thurn und Taxis, Kassner, Hofmannsthal, Hermann Bahr, Gerhart Hauptmann, Walther Rathenau, Max Slevogt oder Max Liebermann, in: Rilke – Anton Kippenberg [wie Anm. 287], Bd. 2, S. 455f.) hat Erfolg. Rilke wird am 16. Mai 1916 beurlaubt und scheidet am 27. Juni aus dem Kriegsarchiv aus. Kassner ist über diese Vorgänge aufs Genaueste informiert, sei es durch die Fürstin, sei es durch Rilke selbst (vgl. Rilke – Kassner, S. 98–101).

<sup>455</sup> An »Zahl und Gesicht«, jenem opus magnum, das Kassner als eigentlichen Ertrag der als immer drückender empfundenen Kriegszeit betrachtet. Am 27. Januar 1920 wird er Bernard Berenson aus der Rückschau bekennen: »Das Buch [...] ist die Arbeit aller dieser schrecklichen Jahre. Ich hätte entweder gar nicht arbeiten können oder nur ganz so intensiv, wie ich es gethan habe.« Das Werk erscheint nach Kriegsende im September 1919 im Insel-Verlag zu Leipzig (s.u. Anm. 510).

<sup>456</sup> Ein Wort wie »Herzliche« oder »Schöne« ist zu ergänzen.

<sup>457</sup> Kassner an Gerty von Hofmannsthal, 12. April 1916 (BW Kassner, S. 193). Das Ehepaar wird das Haus, das, »etwas abseits von den geistigen und politischen Tumulten« der Zeit, »ein Refugium der Ruhe und der Distanz« bietet (so Erich von Kahler. In: Gedenkbuch [wie Anm. 75], S. 64), bis zum Herbst 1919 bewohnen.

<sup>458</sup> »Am Freitagabend [...] traf ich Kassner, der für einige Zeit aus Bayern heimgekehrt ist« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 2, S. 176: Dienstag, 20. Juni 1916).

22. Mai aus der Victorgasse nach Rodaun in den Gasthof Stelzer gezogen war, Fürst Alexander fahre »heute weg« und komme »in ca 8 Tagen wieder«. <sup>459</sup> In Rodaun sitzt Rilke seiner Freundin Loulou Albert-Lasard zu einem Porträt, das Kassner der in Triest weilenden Fürstin in einem verlorenen Brief als »ausgezeichnet« rühmen wird. <sup>460</sup> Als sie Triest – »so ganz nahe von der Front – eigentlich vor der Front – denn unsere Befestigungen liegen hinter uns« <sup>461</sup> – Ende Juni verlässt, verzeichnet sie im Taschenkalender unter dem 5. und 6. Juli Zusammenkünfte mit Kassner in Wien, der anschließend nach Groß-Pawlowitz reist und sich vom 16. Juli (»Kassner arrivé«) bis 26. August (»Pacha parti matin avec Kassner«) in Lautschin aufhält. Leider kann sie ihn – »er war sehr merkwürdig« – wegen der prädominanten Schwägerin Caroline von Thurn und Taxis »nicht sehr genießen« und über »Zahl und Gesicht« »nichts bestimmtes« erfahren, außer dass er es »wieder ›aus der Form brechen‹ und überschreiben« wolle: »Manchmal denke ich mir, daß es fast schade ist, und möchte den ersten Entwurf (im Wald entstanden) sehen – finden Sie nicht?«, fragt sie Rilke am 19. September 1916, <sup>462</sup> der, nach seiner »Enthebung« vom Militärdienst, Mitte Juli nach München zurückgekehrt war.

Ab dem 28. August logiert Kassner erneut in der Wiener Pötzleinsdorfer Straße, ehe er sich von dort am 6. September 1916 ab- <sup>463</sup> und zwei Tage später in München anmeldet. Briefe aus den nächsten Wochen sind nicht überliefert und wohl kaum gewechselt worden, zieht man Marie Taxis' Bitte an Rilke vom 19. September 1916 in Betracht: »Wenn Sie was von Kassner wissen, schreiben Sie mir's.« <sup>464</sup> Doch auch Rilke kann nur vom gemeinsamen Heiligabend-

<sup>459</sup> Rilke – Kassner, S. 102.

<sup>460</sup> Marie Taxis an Rilke, Triest, 22. Juni 1916: »Kassner schrieb mir daß Ihr Porträt ausgezeichnet wird – wie gerne würde ich es sehen – aber wann!« (Rilke – Taxis, S. 489). Das Bildnis, wiedergegeben als Frontispiz in Loulou Albert-Lasard, Wege mit Rilke. Frankfurt a.M. 1952, sowie bei Ingeborg Schnack, Rilkes Leben und Werk im Bild. Wiesbaden 1956, Abb. 289, befindet sich heute im DLA. Die Malerin (1885–1969) wird am 8. Februar 1917 aus ihrem Atelier in der Münchner Finkenstraße 2 der »Verehrte<n> Fürstin« ihrem »Versprechen gemäss [...] die Reproduktion von Rilkes Bild übersenden, die leider dem Original garnicht gerecht wird und nur als Erinnerung dienen kann, wenn man das Bild gesehen hat«. Und sie ergänzt: »Nächstens werde ich Kassner malen und freue mich darauf« (Nachlass Ernst Zinn: Universitätsbibliothek Tübingen; den Hinweis verdanke ich Walter Simon, Tübingen). Ob sie diesen Vorsatz ausführt, wissen wir nicht. Kassner selbst beurteilt, wie sein Brief an Rilke vom 12. Juli 1919 zeigt, die Arbeiten der Malerin durchaus kritisch (vgl. Rilke – Kassner, S. 124f.).

<sup>461</sup> Rilke – Taxis, S. 483f.

<sup>462</sup> Ebd., S. 496.

<sup>463</sup> Die Eintragungen des Wiener Magistrats weichen gelegentlich von den genannten Daten ab und mögen von Fall zu Fall für die »mitgemeldet<e> Gattin Marianne« gelten: »16.6.1916 – 4.7.1916: Pötzleinsdorfer Straße 56/1/3, vorher: Berchtesgaden, Bayern«; »4.7.1916 – 21.7.1916: Pötzleinsdorfer Straße 56/1/3, abgemeldet: Gr. Pawlowitz«; »12.8.1916 – 21.8.1916: Pötzleinsdorfer Straße 56/1/-, vorher: Gr. Pawlowitz, abgemeldet: Lautschin, Böhmen«; »28.8.1916 – 6.9.1916: Pötzleinsdorfer Straße 56/2/5, vorher: Lautschin, Böhmen, abgemeldet: München«.

<sup>464</sup> Rilke – Taxis, S. 497f.

Frühstück in Kassners Münchner Wohnung berichten – »er war in guter Verfassung, aufmerksam und lebhaft« – und Marianne Kassner um ihren Besuch bei der Fürstin in Wien beneiden.<sup>465</sup> Als Kassner dort selbst im Frühjahr 1917 erscheint, findet Marie Taxis ihn »zwar etwas mager, aber sehr wohl aussehen«, und hofft, er werde »auch später zu uns« nach Lautschin kommen.<sup>466</sup> Auf diese vage Verabredung nimmt Kassner, der in der zweiten Maihälfte von Wien nach München zurückgekehrt war,<sup>467</sup> schon bald Bezug:

*87. Von München nach Lautschin, weitergeleitet nach Wien*

München 9.6.17.<sup>468</sup>

<Samstag>

Gnädigste Fürstin!

Wie würde es Ihnen passen, wenn ich schon Anfang Juli käme?<sup>469</sup> Gut, mittelgut oder gar nicht? So auf 2 Wochen, wenn es geht. Ob Pascha auch da sein wird?

Viele Grüße von Ihrem aufrichtig ergeb.

Rudolf Kassner

Dass der geplante Besuch wegen einer »nicht gefährlichen aber schmerzhaften Operation«<sup>470</sup> des Fürsten Alexander kurzfristig verschoben werden muss, hatte Kassner zu gegebener Zeit erfahren. Jedenfalls entgegnet Rilke der Fürstin, die von dieser »sehr schmerzlichen Operation« geschrieben hatte, er habe davon

<sup>465</sup> Ebd., S. 501. Wahrscheinlich ist in diese Zeit die undatierte Visitenkarte mit dem gedruckten Namenszug »Marianne Kassner« einzuordnen, die, wohl Begleitwort zu einem Blumengruß, auf der Vorderseite die handschriftliche Bemerkung trägt: »Ein recht baldiges Ende des Schnupfens wünscht«, und auf der Rückseite den Zusatz: »O diese Feder« (AST).

<sup>466</sup> Rilke – Taxis, S. 502: 2. Mai 1917.

<sup>467</sup> In den Wiener und Münchner Meldeunterlagen fehlen entsprechende Vermerke. Wenn sich allerdings Max Mell am 12. Mai 1917 entschließt, »Kassner <in Wien> nicht zu versäumen«, und Hugo von Hofmannsthal am nächsten Tag von der Zusammenkunft berichtet (vgl. BW Mell, S. 120), ist diese Begegnung kurz vor Kassners Abreise nach München zu datieren.

<sup>468</sup> KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Anmerkungen Ernst Zinns. Postkarte. Adresse: I. D. der / Fürstin Marie von Thurn u. Taxis / Lautschin bei Nimburg / Böhmen; von fremder Hand durchstrichen und umadressiert: Wien IV / Victorgasse 5a. Poststempel: München, 9.6.17, 8–9 V.

<sup>469</sup> Über diesen geplanten Aufenthalt in Lautschin hatte Kassner offensichtlich auch mit Rilke gesprochen, der am 11. Juni 1917 im Brief an Marie Taxis davon ausgeht, der Freund werde »nun bald zu Ihnen komm<en>« (Rilke – Taxis, S. 503).

<sup>470</sup> So Hofmannsthal an Adolf von Hildebrand, 1. Juli 1917, in: Adolf von Hildebrand und seine Welt. Briefe und Erinnerungen. Besorgt durch Bernhard Sattler. Hg. von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. München 1962, S. 664.

»schon durch Kassner gewußt«. <sup>471</sup> Dessen Ankunft in Lautschin – wie im Vorjahr begegnet er dem Prinzen Pascha <sup>472</sup> – hält Marie Taxis im Taschenkalender unter dem 24. Juli ebenso fest wie seine Abfahrt am 7. August nach Wien (»Kassner parti«). <sup>473</sup> Hier trifft er überraschend die Fürstin wieder, die dort bis zum 25. September »fast zwei Wochen« mit ihrem Sohn Pascha »zusammen« ist, der »ganz unerwartet nach Haag versetzt« worden war, »wo ihm sein Wirkungskreis sehr sympathisch und angenehm« sein werde. Dass sie Kassner, ehe er am 16. September nach München zurückgekehrt war, <sup>474</sup> über diese plötzliche Entwicklung informiert hatte, geht aus ihrer Annahme vom 29. September hervor, der Freund habe »es« Rilke inzwischen »erzählt«. <sup>475</sup>

Auch künftig bleibt der regelmäßige Briefaustausch zwischen der Fürstin und Rilke unsere zuverlässigste Quelle: Am 5. Januar 1918 verspricht sie, sie werde »nächstens« Kassner schreiben, erwähnt am 5. April einen Brief und am 4. Juni ein Telegramm des Freundes, der München vorübergehend verlassen wolle. <sup>476</sup> Seit dem Frühjahr war in der Korrespondenz ein Dreiertreffen in der bayerischen Hauptstadt ausgiebig erörtert worden, nachdem Marie Taxis am 24. März Rilke angekündigt hatte, sie wolle Pascha in Holland besuchen und die »lange Reise in München unterbrechen«, um »einen ordentlichen Plausch« zu halten mit Rilke und Kassner, »der auch ein Faulian ist und nie schreibt«. <sup>477</sup> Zeitweilig wegen Prinz Paschas überraschender Versetzung nach Sofia infrage gestellt, wird die Zusammenkunft schließlich ganz abgesagt, weil »es sich von einem Moment zum andern entschieden« hatte, »daß Pascha sich wieder zur italienischen Front gemeldet hat«. <sup>478</sup> In diesem Kontext bekennt Marie Taxis

<sup>471</sup> Rilke – Taxis, S. 506f.: 4. und 22. Juli 1917.

<sup>472</sup> Prinz Pascha trifft am 1. August auf Lautschin ein und muss »leider die ganze Zeit« liegen »mit einer zwar nicht ernstesten aber recht langwierigen Verletzung am Fuß« (ebd., S. 512).

<sup>473</sup> Die Wiener Meldeakte protokolliert den »8.8.1917« als Ankunftstag in der »Pötzleinsdorferstraße 56/1/-«, allerdings mit dem nur für Marianne Kassner gültigen Zusatz: »vorher: München, Herschelstraße 13«. Aus der Rückschau unterrichtet die Fürstin Rilke am 21. August: »Kassner war 14 Tage da, aber ich weiß nicht ob er es sehr genossen hat denn ich hatte das Gefühl der absolutesten Vertrottlung« (Rilke – Taxis, S. 513).

<sup>474</sup> So die Wiener Meldeakte mit dem Ziel: »München, Herschelstraße 13«.

<sup>475</sup> Rilke – Taxis, S. 520. Prinz Pascha hatte sich im Zuge seiner Berufung an die österreichisch-ungarische Botschaft in den Niederlanden (s.u. Anm. 478) am 25. September von Wien nach Berlin und vier Tage später nach Den Haag begeben (Rilke – Taxis, S. 520). »Pascha <ist> sehr zufrieden u. voller Interesse im Haag«, wird Fürst Alexander am 7. Dezember Rilke mitteilen. Der hatte schon Anfang Oktober im Brief von Titi von Thurn und Taxis gelesen, Pascha sei »sehr guter Stimmung und seelig über sein Leben in Holland« (Simon, Briefwechsel Rilke – Taxis-Hohenlohesche Familienkreis [wie Anm. 342], S. 19 u. 41), eine Nachricht, die sie am 19. November 1917 wiederholt: »Von Pascha ausgezeichnete Nachrichten aus Haag – es gefällt ihm so gut dort« (Rilke – Taxis, S. 526).

<sup>476</sup> Ebd., S. 528, 544 u. 556 (vgl. BW Kassner, S. 201). Kassners Reiseziel bleibt unbekannt.

<sup>477</sup> Rilke – Taxis, S. 539; zur weiteren Diskussion s. ebd., S. 541–556.

<sup>478</sup> Von Den Haag war Prinz Pascha im Frühjahr 1918 nach Sofia beordert worden: »[...] es soll sehr ehrenvoll sein und man hat ihn ganz speziell ausgesucht – aber ich glaube daß er lieber in Haag geblieben sein würde«, schreibt die Fürstin am 14. April 1918 aus Lautschin (ebd., S. 546). Über Paschas diplomatische Tätigkeit in Den Haag und Sofia sowie seine plötz-

Rilke am 4. Juni 1918 aus Wien: »Sie können sich denken daß mir diese Tatsache keine besondere Freude macht ... So lange er noch hier bleibt (er muß auf seine Eintheilung warten), bleibe auch ich bei ihm hier«; und sie bittet, »da ich nicht weiß ob Kassner noch in M<ünchen> ist, sagen Sie ihm warum ich nicht komme«. <sup>479</sup>

Zweieinhalb Monate später ist Kassner im Rahmen seiner alljährlichen österreichischen Sommerreise auf Lautschin zu Gast. <sup>480</sup> »Kassner ist hier und ich genieße seine Gegenwart ganz außerordentlich – wir sind viel allein und plauschen stundenlang. Letzthin hat er mir und Alex seine ›Einleitung‹ zu seinem neuen Buch gelesen <sup>481</sup> – und es ist zu schön – Wir waren beide ganz begeistert und erschüttert – Wie merkwürdig ist er doch – wie weit blickt er, von wie hoch, und wie tief«, gibt die Fürstin am 31. August zu bedenken und ergänzt am 9. September: »Kassner ist vorgestern abgereist, es war mir sehr leid, denn schon lange hatte ich nicht so eingehend und angenehm über alles, mit ihm gesprochen. Sein neues Werk wird wundervoll sein.« <sup>482</sup> In Wien – hier wohnt er, nach einem kurzen Zwischenhalt in Groß-Pawlowitz, ab dem 9. September zum ersten Mal in der Tilgnerstraße 3 bei seiner Schwiegermutter Aurelie Eissler, geb. Kohn (1852–1938) <sup>483</sup> – schreibt er der in Aussee weilenden Gerty von

liche Rückkehr an die Front war nichts Näheres zu ermitteln; eine Anfrage beim Auswärtigen Amt in Wien blieb unbeantwortet. Offen ist, ob in diesen Kontext eine vage Anspielung Hofmannsthal's gehört, der nach einem Gespräch mit Ferdinand Colloredo-Mansfeld, seit Januar 1918 Kabinettschef im Außenministerium, den homosexuellen Leopold von Andrian am 30. August 1918 beruhigt, dass in Umlauf befindliche »racontars [...] über alle Männer die wenig homme à femmes seien«, nie verhindert hätten, »solche Männer zu Botschaftern zu machen, ebenso wärest Du natürlich Botschafter geworden. [...] Das Essentielle sei eben doch ob etwas vorliege oder ob nichts vorliege. (Ersterer Fall bei Pascha T.)« (BW Andrian, S. 273). Zu diesem Thema fehlen weitere Hinweise. Weder im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv noch im Österreichischen Staatsarchiv, Abteilung Archiv der Republik, findet sich Paschas Name, was darauf schließen lässt, dass er offiziell nicht für die Österreichischen Vertretungen tätig war (freundliche Auskunft von Dr. Gerhard Gonsa, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, und Dieter Lautner, Archiv der Republik in Wien).

<sup>479</sup> Rilke – Taxis, S. 556.

<sup>480</sup> Unmittelbar nach seiner Ankunft teilt Kassner dem Insel-Verlag am 17. August mit, seine Adresse sei »bis auf weiteres Schloss Lautschin bei Nimburg, Böhmen«. Dorthin und »nicht nach München« seien alle künftigen Sendungen zu richten.

<sup>481</sup> Gemeint ist der »Umriss einer universalen Physiognomik«, die Einleitung zu »Zahl und Gesicht«. Im 1956 geschriebenen Nachwort notiert Kassner, er habe das Buch »1918 im Sommer« »abgeschlossen« mit dieser »Einleitung zum Ganzen, an die ich zuletzt gegangen bin, wie einer, der eine Oper komponiert, die Ouverture zuletzt schreibt«. Er »habe sie dann mit nach Lautschin genommen« und »zuerst dort in der schönen Bibliothek [...] vorgelesen« (KSW III, S. 359).

<sup>482</sup> Rilke – Taxis, S. 560 u. 562. Rilke hatte der Fürstin schon am 6. September berichtet, Marianne Kassner habe ihm soeben »am Telephon« gesagt, Kassner verlasse »in diesen Tagen Lautschin« (ebd., S. 558).

<sup>483</sup> Die Wiener Meldeakten nennen als Ankunftsdatum den »12.9.1918« (im Original irrtümlich »1919«), was, wie sooft, für die »mitgemeldete Gattin«, nicht aber für Kassner gilt, der Gerty von Hofmannsthal schon am 10. September hatte wissen lassen, er sei »seit gestern da« (BW Kassner, S. 202f.).



Hofmannsthal: »In Lautschin war es diesmal sehr gut. Wenig Menschen. Große Spaziergänge in den wunderbaren Wäldern«, und fügt mit Blick auf den nahenden Winter in Wien entmutigt hinzu: »Ach, man weiß gar nicht wie es hier dann sein wird, wie es überhaupt sein wird. Ich habe heute fast die ganze Nacht nachdenken müssen über die große tristesse der Welt. Man möchte manchmal glauben, es geht alles zu Ende u. verliert seinen Werth.«<sup>484</sup> Ob diese »tristesse« zum Thema wird, als die »Menage Kassner« – laut Marie Taxis' Kalendernotiz – am 16. September zu einem »Gabelfrühstück« in die Victorgasse geladen ist, wissen wir nicht. Wohl eher mag sie am 20. September um »5<sup>h</sup>« bei jenem Treffen »Dr. Kaufmann + Kassner« zur Sprache gekommen sein, in dessen Verlauf man ein Gesuch des im rumänischen Jassy geborenen Juristen, Privatgelehrten und Schachmeisters Dr. Arthur Kaufmann<sup>485</sup> erörtert, der, wie sein im Triestiner Nachlass der Fürstin überliefertes undatiertes Handschreiben zeigt, »im Auftrag der Kriegs-Getreide-Verkehrs-Anstalt«<sup>486</sup> nach Kiew reisen muss und seine Schwester Malvine (1875–1923) mitnehmen möchte.<sup>487</sup> »Um den Pass zu erhalten«, bittet er »um eine Empfehlung an die Pass-Stelle des Armeekorps-Ober-Kommandos, dass er selbst + seine Schwester weder politisch noch sonst irgendwie compromittiert sind«. Die von fremder Hand zugefügte Adresse: »Dr.

<sup>484</sup> Ebd., S. 202.

<sup>485</sup> Die seit Längerem bestehende Verbindung zwischen Kaufmann (1872–1938) und Kassner wird zum einen durch Arthur Schnitzlers Notiz vom 14. Dezember 1912 bestätigt, er habe mit Kaufmann – er nennt ihn am 20. Februar 1920 einen »der ausgezeichnetsten Menschen, denen ich je begegnet bin« (Arthur Schnitzler, Briefe 1913–1931. Hg. von Peter Michael Braunwarth u.a. Frankfurt a.M. 1984, S. 200) – »über Kassner« gesprochen (Tagebuch 1909–1912. Wien 1981, S. 374), zum andern durch eine Tagebuchnotiz Josef Redlichs vom 30. September 1914: »Gestern Abend bei Dr. Kassner und dessen neugewonnener Frau. Dr. Kaufmann (der Rumäne) anwesend« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 1, S. 671). Zwei Widmungsexemplare an Kaufmann sind bekannt geworden: »Die Chimäre / Der Aussätzige« (»Gr. Pavlowitz 26.12.13.«) und »Die Grundlagen der Physiognomik« (»Wien im März 1922.«) (beide Privatsammlung, Stuttgart). Zu Leben und Werk Kaufmanns s. Hans Blumenberg, Schnitzlers Philosoph, in: Ders., Die Verführbarkeit des Philosophen. Hg. von Manfred Sommer. Frankfurt a.M. 2000, S. 153–162; Michael Ehn, »Das qualvollste und edelste aller Spiele«. Arthur Kaufmann und Arthur Schnitzler – die Geschichte einer Freundschaft. In: KARL. Das kulturelle Schachmagazin 1, 2010, S. 36–39; Olimpiu G. Urcan/Peter Michael Braunwarth, Arthur Kaufmann. A chess biography 1872–1938. Jefferson 2012.

<sup>486</sup> Im Laufe des Ersten Weltkriegs entstehen gravierende Engpässe bei der Lebensmittelversorgung der Zivilbevölkerung, da wichtige Getreidegebiete wie Galizien oder die Bukowina in die Front einbezogen sind und als Anbaustätten ausfallen. Um die zentrale Getreidevergabe zu steuern, war im Februar 1915 die »Kriegsgetreide-Verkehrsanstalt« gegründet worden, die freilich nicht verhindern kann, dass Unterernährung und Krankheitsanfälligkeit der Bevölkerung ab Ende 1917 bedrohlich zunehmen.

<sup>487</sup> Arthur Schnitzler notiert am 22. September 1918: »Arthur Kfm.; erzählt von seinen Bemühungen wegen Kiew; Besuch bei der Fürstin Thurn Taxis« (Tagebuch 1917–1919. Wien 1985, S. 183). Als er Kaufmann nach monatelanger Abwesenheit endlich am 21. August 1919 wiedersieht, hält er fest: »Ich war so glücklich, dass ich ihn umarmte«; gesprochen wird »über die Kiewer Zustände, daß ich wieder viel Sorge um ihn hatte. In 2½ Monaten, über Odessa, Konstantinopel (von den Franzosen dort, mit seiner Schwester, interniert) Triest ist er heimgekommen. Sieht nicht gut aus – aber glücklich wieder da zu sein« (ebd., S. 282).

Rudolf Kassner / IV. Tilgnerstraße 3« deutet darauf hin, dass Kassner als dieser Befürworter vorgesehen ist.

Am 2. Oktober 1918 kehrt Kassner in die Münchner Herschelstraße 13 zurück<sup>488</sup> und erlebt hier in den ersten Novembertagen Zusammenbruch und Ende der alten europäischen Ordnung.<sup>489</sup> Die Schlagzeilen auf Seite 1 der »Neuen Freien Presse« spiegeln die sich überstürzenden Ereignisse wider: »Die Armee löst sich in Unordnung auf«, »Umwälzungen in sämtlichen Teilen der Monarchie« (3. November), »Abschluß des Waffenstillstandes an sämtlichen Fronten mit allen Feinden«, »Niederlegung des Oberbefehls über die Armee durch den Kaiser« (4. November), »Die Waffenstillstandsbedingungen unterzeichnet« (5. November), »Frage der Besetzung Wiens durch die Entente«, aber auch: »Ruhe in ganz Österreich« (6. November). Am 7. November wird König Ludwig III. von Bayern (1845–1921) für abgesetzt erklärt und am Folgetag der Freistaat Bayern ausgerufen. Kaiser Wilhelm II. (1859–1941) dankt am 9. November ab und geht ins holländische Exil. Am 11. November wird in Compiègne der Waffenstillstand zwischen Deutschland, Frankreich und Großbritannien geschlossen. Am selben Tag verzichtet Kaiser Karl (1887–1922) auf seine Herrscherrechte,<sup>490</sup> und am 12. November proklamiert die Nationalversammlung die Republik Österreich. Der Vielvölkerstaat der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie ist damit zerbrochen. Kassners mährische Heimat wird Teil der am 28. Oktober in Prag ausgerufenen Tschechoslowakischen Republik und er Bürger dieses neuen Staates. Hunger, Not und Winterkälte bestimmen den Alltag, Revolution, Terror und Unruhen das politische Leben, ohne dass in den überlieferten Briefen davon die Rede wäre.<sup>491</sup> Während Hofmannsthal der Fürstin am 6. November 1918 erschüttert bestätigt hatte, dass »hier au pied de la lettre die Welt zusammengestürzt« sei,<sup>492</sup> gibt Kassner allein seiner Sorge um

<sup>488</sup> Die Meldeakte protokolliert: »2.10.1918 [...] abgemeldet: München Herschelstraße 13«. Vgl. Rilkes Nachricht an Anton Kippenberg vom selben 2. Oktober, »dass Kassner nun aus Oesterreich zurück« sei (Rilke – Anton Kippenberg [wie Anm. 287], Bd. 2, S. 94).

<sup>489</sup> Angesichts der aussichtslosen Lage hatte der im April 1918 von Kaiser Karl wieder eingesetzte österreichisch-ungarische Außenminister Stephan Graf Burián (1852–1922) am 14. September der gegnerischen Entente ein separates Friedensangebot unterbreitet, das die Alliierten jedoch, den greifbaren Sieg vor Augen, abgelehnt hatten. Die »Proklamation der nationalen Selbständigkeit für alle Völker der Monarchie« durch den Kaiser am 17. Oktober war »zu spät gekommen, um den Staatsverband zusammenzuhalten. Tschechen, Südslawen, Polen und auch die Deutschen gaben den alten Zusammenhang preis« (Bruno Gebhardt, Handbuch der Deutschen Geschichte. Bd. 4. Stuttgart 1960, S. 75–77).

<sup>490</sup> Am 3. April 1919 wird er vom neuen Österreichischen Parlament abgesetzt.

<sup>491</sup> Hingegen kann beispielsweise sein Verleger Anton Kippenberg am 29. Dezember 1918 lesen, »alles« sei »unsagbar traurig jetzt«. Es bestehe »keine Hoffnung auf das Nächste«, vielmehr bleibe nichts, »als auf das Fernste zu hoffen u. daran zu glauben«. Und in typisch pragmatischer Lakonie wünscht er, angesichts der grassierenden Grippeepidemie, für das neue Jahr: »Keine Grippe, ab u. zu etwas weißes Mehl etc. etc. Man kann nur solche privaten Dinge wünschen. Alles andere dürfte nur schlecht u. nicht umzuwünschen sein.«

<sup>492</sup> Auch Rilke analysiert am selben 6. November im Brief an Katharina Kippenberg hellstichtig die nahe politische Zukunft; »die Befürchtungen« seien »groß und berechtigt. Aber man muß

ihr persönliches Wohlergehen Raum und schickt ein Telegramm nach Wien, offenbar nicht wissend, dass sie die Hauptstadt bereits »am 2 Nov. verlassen« hatte und seither »sehr ruhig in Lautschin <sitzt>«. <sup>493</sup>

## 88. Von München nach Wien

<München, 26. November 1918> <sup>494</sup>

<Dienstag>

bin beunruhigt solange nichts gehoert zu haben.

gruesse = Kassner

Als er diesen Ruf aussendet, hat er jenen »langen Brief« noch nicht erhalten, den Marie Taxis Rilke gegenüber am 3. Dezember 1918 nennt und mit Blick auf die vorliegende Anfrage ergänzt: »aber letzthin bekam ich ein Telegramm von ihm der um Nachrichten bat. Ich weiß also nicht ob er meine Zeilen erhalten hat – und probire jetzt Ihnen zu schreiben – nachdem ich dem guten Doctor telegraphiert habe.« Am 19. Dezember kann Rilke sie beruhigen, Kassner habe ihm von dem »langen Brief erzählt, der bald kam, nachdem er das Telegramm, das auch meine Besorgnis mit ausdrückte, an Sie abgesendet hatte.« Im folgenden Jahr schreibt die Fürstin am 31. Mai 1919 von »Nachrichten über« Rilke, die sie »durch Kassner« erhalten habe, während Rilke im Gegenzug am 7. Juni »Ihre jüngsten Nachrichten« erwähnt, die »über Kassner« zu ihm gelangt seien. Der habe »gelegentlich« »Abschnitte aus seinem großartigen Buch« »Zahl und Gesicht« gelesen und »wunderbare ›Anmerkungen‹ dazu« geschrieben, »die ihn selbst vergnügten«, aber »jetzt ist auch er bedrückt und besorgt: wie soll man anders?« <sup>495</sup>

Zum Juliende 1919 hatten die Eheleute Kassner das geschätzte Münchner Haus in der Herschelstraße aufgeben müssen und nach langwieriger Suche in Oberstdorf im Allgäu mit der »Villa Dünsser«, Neubaustraße 64 1/2 (heute Nebelhornstraße 36) ein neues Domizil gefunden. Noch ehe Marianne Kassner

sich zu Ruhe und Hoffnung fest zusammennehmen« (Rainer Maria Rilke, Katharina Kippenberg, Briefwechsel. Hg. von Bettina von Bomhard. Wiesbaden 1954, S. 316).

<sup>493</sup> Marie Taxis an Hugo von Hofmannsthal, Lautschin, 18. November 1918. Angesichts der politischen Entwicklung hatte sie ihren ursprünglichen »Plan diesen Winter in Wien zuzubringen«, aufgegeben und war nach Lautschin übersiedelt, wo sie, wie auch Rilke am 5. Dezember erfährt, »sehr ruhig« lebt und sich »nicht rühr<t>« (Rilke – Taxis, S. 563). Dorf und Schloss gehören inzwischen zur Tschechoslowakischen Republik.

<sup>494</sup> AST. Telegramm, aufgegeben: München, 26.11.1918. Adresse: Fürstin Taxis Wien Victorgasse 5; weitergeleitet nach Lautschin.

<sup>495</sup> Rilke – Taxis, S. 563, 564f. u. 573f. – Die genannten »Anmerkungen« hatte Kassner dem Verlag am 12. April 1919 mit der Maßgabe zugeleitet, sie als »Noten« »in kleiner Type« ans Ende des Buches zu setzen: KSW III, S. 342–358.

dort am 4. August einzieht, hatte Kassner seine übliche Sommerreise angetreten, die ihn im Juli und August 1919 nach Lautschin führt. »Ich gehe also«, hatte er Rilke am 12. Juli bestätigt, »am 18. ca nach Lautschin. Über Eger. Also gleich direct ins neue Vaterland.<sup>496</sup> [...] Dann Pawlowitz, dann Wien, dann vielleicht wieder etwas Lautschin.« In Lautschin – am 25. August bemerkt er im Rückblick: »Es war ganz gut dort. Viel u. gute Musik. Zu viel. [...] Daneben viel Chimärenhaftes in meinem Sinn. Oder u. besser: dies mal kam es sehr heraus«<sup>497</sup> – wartet er mit wachsender Ungeduld auf die Belegexemplare seines inzwischen ausgesetzten Buchs »Zahl und Gesicht«. Am 22. Juli beordert er sie nach Lautschin, am 11. August nach Groß-Pawlowitz und am 9. September, während eines Verwandtenbesuchs in Barzdorf im ehemaligen Österreichisch-Schlesien, an die Adresse seiner Schwiegermutter »Wien IV, Tilgnerstr. 3 III«, wo er sich »von nächster Woche an« aufhalten werde.<sup>498</sup> Doch erst auf seine dringliche »Express«-Nachfrage vom 16. September bringt der Verlag am 23. September die gewünschten Bände endlich auf den Weg. Die bekannt gewordenen Widmungsexemplare »für Hugo von Hofmannsthal« und »für Franz und Lili Schalk« sind auf »Wien im October 1919« datiert.<sup>499</sup>

<sup>496</sup> Ebenso wie Kassner war Rilke mit Gründung der Tschechoslowakei deren Staatsbürger geworden. Zwar hatte Rilke zunächst noch einen bis Mai 1920 gültigen deutsch-österreichischen Pass erhalten (vgl. Schnack, Rilke-Chronik [wie Anm. 328], S. 674), der dann durch »un Passport tchécoslovaque« abgelöst wird, »document assez vigoureux sans doute, mais avec qui je ne suis pas encore bien familiarisé« (an Pia Valmarana, 13. Mai 1920. In: Karin Wais, Rilkes Briefe an Pia und Giustina Valmarana. Teil III. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 32, 2014, S. 299).

<sup>497</sup> Rilke – Kassner, S. 125 u. 127. Auch die Fürstin schreibt am 28. Juli 1919 an Bernard Berenson: »We have wonderful music in the house – I wish you could hear it! A pianist staying with us, who is certainly one of the great masters living. Professor Kerschbaumer – a viennese. I tell you the name in case you ever heard he is playing any where [...] & a young violinist from Prague who has got the most exquisite & passionate coup d'archet that you could imagine; they are so delighted with each other that they play the whole day.« Der junge Prager Geiger war nicht zu ermitteln; zu Walter Kerschbaumer s.u. Anm. 545. Von Kassner ist hier ebenso wenig die Rede wie im Briefwechsel Rilke – Taxis, der zwischen Juni 1919 und Januar 1920 ruht (s.u. Anm. 520).

<sup>498</sup> Laut amtlichem Eintrag meldet er sich am 19. September in Wien an, obwohl er, wie sein zitiertes Schreiben an den Insel-Verlag dokumentiert, dort spätestens am 16. September eingetroffen war.

<sup>499</sup> BW Kassner, S. 205, sowie Privatsammlung, Stuttgart. Otto von Taube wird das Buch am 31. Oktober für »nächstens« angekündigt (Kassner – Taube, S. 287), während Rilke es am 6. Dezember, vom Autor »selbst gesendet«, in Zürich vorfindet (Rainer Maria Rilke, Briefe an Nanny Wunderly-Volkart. Im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek und unter Mitarbeit von Niklas Bigler besorgt durch Rätus Luck. Frankfurt a.M. 1997, S. 985f.: 7. Dezember 1919; vgl. Rilke – Kassner, S. 130f.). Marie Taxis, die, laut ihrem Taschenkalender am 10. Oktober einen Brief »à Kassner« geschrieben hatte, kann das Werk erst nach ihrer Rückkehr aus Holland (s.u. Anm. 505) in Empfang nehmen.

Noch bevor Kassner, laut Aktenvermerk, am 26. Oktober nach Oberstdorf abgereist war,<sup>500</sup> hatte er wohl »zu den paar netten Menschen«<sup>501</sup> gehört, welche die von Franz Schalk geleitete Generalprobe der »Frau ohne Schatten« am 8. oder die Uraufführung am 10. Oktober miterleben.<sup>502</sup> Rückblickend berichtet Hofmannsthal der Fürstin am 27. Oktober von der »grossen Freude«, »auch Kassners Gesicht wieder« gesehen zu haben, »um diese Theatervorstellung herum, die doch etwas sehr Schönes, sehr Leuchtendes war«.<sup>503</sup> Äußerungen Kassners zu diesem musikalisch-gesellschaftlichen Großereignis sind bislang nicht bekannt geworden, weder zum Libretto Hofmannsthals<sup>504</sup> oder zur Musik von Richard Strauss noch zur »geliebten« Stimme Lotte Lehmanns als Färberin. Indes mag sich darauf sein von Marie Taxis im folgenden Brief missbilligtes »Schimpfen« über den »armen Hofmannsthal« bezogen haben, sei es in der verlorenen »lettre de Kassner«, deren Empfang sie unter dem 17. Oktober bestätigt, sei es in seinem, ebenfalls verlorenen Brief, der, wie sie erläutert, am Tag vor Hofmannsthals Nachricht vom 27. Oktober bei ihr eingegangen war und auf den sie nun antwortet:

<sup>500</sup> Aufgrund der inzwischen erschlossenen Wiener Meldeunterlagen muss die Angabe in Rilke – Kassner, S. 128, und BW Kassner, S. 208, korrigiert werden, Kassner sei bereits um den 9. Oktober nach Oberstdorf gefahren.

<sup>501</sup> BW Burckhardt, S. 27.

<sup>502</sup> Vgl. BW Kassner, S. 205f. Julius Korngold zieht in seiner, trotz sanfter Kritik an Hofmannsthals bisweilen unverständlichem Textbuch, insgesamt positiven Besprechung in der »Neuen Freien Presse« vom 11. Oktober 1919 (Feuilleton: S. 1–4) das Fazit: »Keine zweite Opernbühne dürfte Gleiches leisten können.« Auch Lotte Lehmann erinnert sich der Vorstellung als eines »der Höhepunkte der Wiener Opernzeit, die ich erleben durfte: die großartige <Maria> Jeritza als Kaiserin, <Karl Aasgard> Östwig, der wie ein leuchtender Meteor für kurze Zeit den Bühnenhimmel durchstürmte, als Kaiser, <Richard> Mayr, der Unvergeßliche, Wunderbare als Färber« (Lotto Lehmann. In: Wiener Staatsoper 1955. Festschrift aus Anlaß des Wiederaufbaus der Oper. Hg. von Heinrich Kralik. Wien 1955, S. 83; vgl. BW Kassner, S. 206).

<sup>503</sup> Merkur 9, Oktober 1955, H. 10, S. 968f.; Teildruck in: SW XXV.1 Operndichtungen 3.1, S. 655.

<sup>504</sup> Zum Ende Oktober 1919 erschienenen gleichnamigen »Märchen« hingegen wird Kassner im Gedenkaufsatz von 1929 kritisch Stellung nehmen und in der »allzu kunstreichen Erzählung« »die Mitte« vermissen (KSW IV, S. 536; vgl. BW Kassner, S. 208–210).

Haag 11-11-19

# die Maximo muss  
des Doktors !!

Eutreten sie sich nicht über dieses Papier  
lieben Doctor - ich habe momentan  
kein Anderes und will Ihnen doch schreiben  
für Ihren Brief danken (war wieder einmal  
höflich ich habe geplant ich wäre bei  
und lasse dass ich die letzten Tage des Monats  
nach Hause fahre. Werde mich ein paar  
Tage bei Tati in Berlin aufhalten (wie  
Helmut. 148) möchte meinen Lehrstuhl  
und meine Kathedra (Bulle hat sie  
noch immer!) ansehen. Am liebsten  
nach J. bringen\* - aber ich weiss nicht  
ob es gehen wird. Also auf Ihr Buch  
fippere ich! Das glaube ich dass ein  
Genisse ist aber verstehen werden will,  
verflucht wenige unter diesen "wenigen"  
rechne ich mich ja nicht - aber bei  
mir mechts nichts. Ich verstehe nicht  
aber ich verstehe doch - und zwar von  
sicher, und zwar aus verschiedenen Gründen  
Einig Gründe kennen sie Herr Doctor!  
Einig kennen sie nicht. Von diesen letzten  
werde ich Ihnen einen Tauschen, der eben in  
einer von Ihren schönsten, besten, köchsten  
und lobenswerthesten Eigenschaften besteht;

CASTELLO  
DI DUINO  
ARCHIVO

Abb. 7: Marie von Thurn und Taxis an Rudolf Kassner, Den Haag, 11. November 1919  
(Entwurf, AST)

89. Marie von Thurn und Taxis an Rudolf Kassner, von Den Haag nach Oberstdorf

Haag 11 – 11 – 19<sup>505</sup>  
<Dienstag><sup>506</sup>

Erschrecken Sie sich nicht über dieses Papier lieber Doctor – ich habe momentan kein anderes und will Ihnen doch schreiben. Ihr Brief war wieder einmal köstlich, ich habe geglaubt ich höre Sie! Tausend Dank dafür – ich werde die letzten Tage des Monats nach Hause fahre<n>.<sup>507</sup> Werde mich ein paar Tage bei Titi in Berlin aufhalten (Wilhelmstr. 148) möchte meinen Zahnarzt<sup>508</sup> und meine Madonna<sup>509</sup> (Bode hat sie noch immer!) ansehen. Am Liebsten nach L<autschin> bringen\*(*am Kopf der Seite in umgekehrter Schreibrichtung zugefügt*: \*die Madonna, nicht den Zahnarzten!!!) – aber ich weiss nicht ob es gehen wird. Also auf Ihr Buch<sup>510</sup>

<sup>505</sup> AST: Briefentwurf, zwei Blatt, liniertes Papier, beidseitig beschrieben; am Ende der vierten Seite geht die Schrift von Tinte in Blei über. Die Tintenschicht ist stellenweise mit Blei überarbeitet; diese korrigierte Fassung wird hier vorgelegt; die Varianten finden sich in den Fußnoten. – Die Fürstin hält sich von Ende August bis Ende November 1919 bei ihrem Sohn Pascha in Den Haag auf. Kassner hatte Rilke am 25. August mitgeteilt: »Pascha ist im Haag. Die Fürstin ist glaube ich schon dort« (Rilke – Kassner, S. 127), und sie selbst wird am 12. Januar 1920 äußern, sie habe die »drei Monate« bei Pascha »sehr genossen« (Rilke – Taxis, S. 584).

<sup>506</sup> Offensichtlich hat Marie Taxis die Reinschrift des Briefes erst am 14. November abgeschickt. Jedenfalls notiert sie im Taschenkalender unter diesem Datum: »<lettre> à Kassner«.

<sup>507</sup> In der Tintenfassung: »und will Ihnen doch schreiben für Ihren Brief danken (war wieder einmal köstlich, ich habe geglaubt ich höre Sie!) u sagen dass ich die letzten Tage ... nach Hause fahre.«

<sup>508</sup> Dr. Charles (Charlie) Bödecker; zum ersten Mal hatte sie ihn auf Empfehlung Rilkes im August 1913 konsultiert (s.o. Anm. 387).

<sup>509</sup> In Briefen an Rilke vom 19. Juni 1916 und 31. August 1918 spricht Marie Taxis von ihren »beiden Madonnen«, nämlich »die Madonna di Landi« vom sienesischen Maler und Bildhauer Neroccio di Bartolomeo de' Landi (1447–1500) sowie »eine kleine – Bode sagte von Antoniazzo Romano« (Rilke – Taxis, S. 498 u. 563). Wahrscheinlich ist hier die letztgenannte des Antoniazzo Romano (Antonio di Benedetto Aquilo degli Aquili, um 1430 bis um 1510) gemeint, eines führenden Malers der italienischen Frührenaissance. Am 30. Juli 1928 schickt sie Bernard Berenson »two photographs of our little pictures in Loucen, the Neroccio di Landi that you approved & the little one that Bode thought Antoniazzo Romano. But you did not think so – I would be very glad to hear your verdict. I must say I always had a feeling that it was nearer Pinturicchio«, dem sienesischen Maler (1454–1513) und Schüler Peruginos (1445/8–1523).

<sup>510</sup> Rudolf Kassner, *Zahl und Gesicht*. Nebst einer Einleitung: Der Umriss einer universalen Physiognomik. Leipzig 1919. Der Text – in der überarbeiteten dritten Auflage von 1956 – in: KSW III, S. 185–378.

gippere<sup>511</sup> ich! Das glaube ich dass ein Gerisse<sup>512</sup> ist – aber verstehen werden wieder verflüxt wenige, unter diesen »wenigen« rechne ich mich ja nicht – aber bei mir machts nichts. Ich verstehe nicht aber ich verstehe doch<sup>513</sup> – und zwar von jeher, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einige Gründe kennen Sie Herr Doctor! einige kennen Sie nicht. Von diesen letzten werde ich Ihnen einen sagen, der eben in einer von Ihren schönsten, besten, höchsten und lobenswerthensten Eigenschaften besteht; nämlich: Ihre langen Wimpern – und während ich Ihnen schreibe lache ich, lieber Doctor, über Ihr verduzttes Gesicht, denn Sie haben gewiss im Leben sehr oft an Ihre lange<sup>514</sup> Wimpern gedacht und gewiss sehr oft!<sup>515</sup> (jetzt bin ich feig gewesen ich weiss nämlich nicht ob man: an Ihre langen – oder an Ihre lange schreibt, darum habe ich undeutlich das Ende gekritzelt) aber in diesem Zusammenhang mit meinem Verständniss haben Sie sie vielleicht doch noch nicht gebracht gehabt – obwohl seitdem Sie sich der Magie ergeben haben,<sup>516</sup> sind Sie alles im Stande. – Aber der arme Hofmannstahl – denken Sie sich! gerade den Tag bevor ich Ihren Brief erhalten habe, bekam ich einen von ihm – einen sehr netten der auch von Ihnen spricht sehr nett<sup>517</sup> – schimpfen Sie nicht über ihn – ich habe ihn doch wirklich gern – und ausserdem hatte er von mir geträumt .... er hat einen »bouleillen grünen«<sup>518</sup> 1830 frac angehabt, ich habe ihm Thé eingeschickt aus einer Vieux-Vienne türkisch aussehenden

<sup>511</sup> Gebildet nach dem Verb »giepern«: gierig nach etwas verlangen: Grimm, Deutsches Wörterbuch. Bd. 4. I. Abt. 4. Teil. Leipzig 1949, Sp. 7354.

<sup>512</sup> Laut Grimms Deutschem Wörterbuch (Bd. 4. I. Abt. 2. Theil. Leipzig 1897) »eine person oder sache, um die man sich reizt«. Das Deutsche Wörterbuch von Brockhaus/Wahrig (3. Bd., Stuttgart 1984, S. 162) hebt den »umgangssprachlichen, landschaftlichen, besonders österreichischen« Gebrauch hervor.

<sup>513</sup> Kassner hatte schon in Brief 17 vom 19. April 1903 (Kassner-Taxis. Teil I, S. 151) konstatiert: »Sie gehören zu den wenigen, die das verstehen was sie fühlen.« Zu dieser Unterscheidung s. auch unten Anm. 915.

<sup>514</sup> Wie im folgenden Klammersatz angemerkt, hat Marie Taxis im Original die Endung des Wortes »lange(n)« undeutlich auslaufen lassen.

<sup>515</sup> Ab »und ...« mit Blei zugefügt.

<sup>516</sup> Anspielung auf den Eingangsmonolog in Goethes »Faust«: »Drum hab ich mich der Magie ergeben«; hier im Blick auf Kassners Beschäftigung mit Mathematik und Physik; vgl. der Fürstin unten S. 165 zitiertes Wort über »Zahl und Gesicht« als »höchste Magie«.

<sup>517</sup> Gemeint ist Hofmannsthals oben (S. 157 mit Anm. 503) angeführter Brief vom 27. Oktober 1919 mit Bemerkungen zur Begegnung mit Kassner.

<sup>518</sup> So in der Handschrift; offenbar Schreibversehen statt Hofmannsthals »bouteille-grünen« (s. die folgende Anm.).



den Kanne<sup>519</sup> – Ach Ach! – rufen Sie – ich höre Sie! – Aber wissen Sie auf den Serafico bin ich wütend – er schreibt mir gar nie mehr,<sup>520</sup> und das finde ich grauslich und Sie können es ihm sagen – und wie ist seine Adresse?<sup>521</sup> Hofm wollte sie haben.<sup>522</sup> Der sternelose Aretin<sup>523</sup> misfällt mir auch,<sup>524</sup> sehr – aber eine Belcr.<sup>525</sup> sur<sup>526</sup> Frau haben und »Verhältnisse

<sup>519</sup> Hofmannsthal hatte seinen Traum ausführlich geschildert (in: Merkur 9, Oktober 1955, H. 10, S. 968f.; s. oben Anm. 503): »Ich war bei Ihnen in einem Landhaus, Sie waren umgeben von Ihrer Familie, viele sehr hübsche Menschen, alle im Frack und die Frauen in Abendkleidern, aber es war elf Uhr vormittags und ein Park in heller Sonne sah zum Fenster herein, und ich war etwas geniert, weil ich allein einen ganz sonderbaren bouteille-grünen Leinwandanzug von 1830 an hatte – aber Sie boten mir aus einer reizenden türkisch aussehenden Altwiener Kanne Kaffee, und aus einer andern Obers <österreichisch: Sahne> an – und waren so animiert und ganz genau der Extract Ihrer wirklichen Person und genau Ihr wirklicher charme in dieser bizarren Secunde [...]«

<sup>520</sup> In Rilkes Korrespondenz mit der Fürstin klafft eine siebenmonatige Lücke zwischen den Briefen vom 7. Juni 1919 aus München (Rilke – Taxis, S. 573–575) und 4. Januar 1920 aus Locarno (ebd., S. 579–583), welcher »die zwischen uns angewachsene Pause« zu beenden sucht. »Daß ich solange nicht geschrieben habe! Ich versteh es nicht.« Rilke hatte sich am 11. Juni 1919 in die Schweiz begeben, mit dem Gedanken, in absehbarer Zeit in seine Wohnung in der Ainmillerstraße heimzukehren. Die Einladung durch den Lesezirkel Hottingen verschafft ihm für zunächst zehn Tage eine Aufenthaltsgenehmigung, die von Mal zu mal verlängert wird. Und so verfestigt sich der schon seit Beginn latent schwelende Entschluss – am 13. Juni hatte er Albertina (Putzi) Cassani-Böhmer erklärt, es gelte »die Schritte zu bedenken, die für ein Bleibenkönnen, ohne Aufschub, gethan werden müssen« (Briefe an eine Reisegefährtin. Eine Begegnung mit Rainer Maria Rilke. An Hand unveröffentlichter Briefe des Dichters geschildert von Ulrich Keyn. Wien 1947, S. 22) –, nicht mehr nach Deutschland zurückzukommen. Nach mehreren Stationen bezieht er im Juli 1921 als letzten Lebensort den mittelalterlichen Schlossturm von Muzot nahe Sierre im Wallis, den sein Gönner, der Schweizer Industrielle Werner Reinhart (1884–1953), für ihn mietet und im Mai 1922 ankauft.

<sup>521</sup> Kassner kennt zwar aus der Korrespondenz mit Rilke annähernd dessen Aufenthaltsorte in der Schweiz (vgl. Rilke – Kassner, S. 121–131), kann aber die Frage der Fürstin nicht beantworten, da Rilke im Zuge seiner Schweizer Lesereise in diesen Wochen rastlos zwischen Zürich, St. Gallen, Winterthur, Bern, Luzern, Basel und wieder Bern wechselt (Rainer Maria Rilke, Schweizer Vortragsreise 1919. Hg. von Rätus Luck. Frankfurt a.M. 1986, S. 179–277).

<sup>522</sup> Hofmannsthal hatte im zitierten Brief vom 27. Oktober an Marie Taxis bemerkt, er würde »gerne Rilke ein Exemplar« seines eben erschienenen »Märchens« von der »Frau ohne Schatten« schicken, »aber ich ahne nicht wo er ist. – Ob Sie wohl so sehr gut wären und nehmen gleich eine Karte und schreiben mir seine Adresse selbst?« Da die Fürstin die Antwort schuldig bleibt, kann Hofmannsthal das Buch erst Anfang Februar 1920 versenden (BW Rilke, S. 93), nachdem er von Carl Jacob Burckhardt erfahren hatte, dass Rilke stets über die Basler Anschrift der Familie Von der Mühl zu erreichen sei (Hofmannsthal an Marie Taxis, 2. Februar 1920).

<sup>523</sup> Der Astronom Erwein Freiherr von Aretin (s.o. Anm. 411).

<sup>524</sup> Offenbar bezieht sich Marie Taxis auf eine Äußerung in Kassners vorangegangenen Brief. Am 27. Dezember des Vorjahres hatte er Aretin, Rilke, Karl Wolfskehl und Erich von Kahler in München die Einleitung zu »Zahl und Gesicht« vorgelesen (vgl. Rilke – Kassner, S. 116 u. 118).

<sup>525</sup> Marianne Gräfin von Belcredi ist seit 1914 mit Aretin verheiratet.

<sup>526</sup> Lies: zur.

zu einigen Sonnen« pflegen wie sich Rilke ausdrückte,<sup>527</sup> das ist zu viel für ein menschliches Wesen, das hält keiner aus.

Ach Herr Doctor! das Haus von Pascha wird verkauft – und er muss ausziehen – schade denn ein Anderes Haus findet er nicht und muss eventuell ins Hotel. Denn ich glaube nicht daß er von Holland weg will,<sup>528</sup> um so mehr da der Maler Van Conynenburg<sup>529</sup> (ein wirklich grosser Künstler), war, denken Sie sich so frappant über seine merkwürdigen Federzeichnungen<sup>530</sup> daß er, der es nie thut, sich angetragen hat ihm Stunden zu geben – und Pascha scheint mir es sehr ernst zu nehmen.<sup>531</sup> Dass die anderen Pläne, von denen Sie wussten vereitelt wurden,

<sup>527</sup> Rilke hatte Aretin im Februar 1915 kennengelernt und die Fürstin am 24. Februar im hier von ihr zitierten Brief gefragt: »Können Sie sich eine Vorstellung machen, wer er eigentlich ist, dieser Mensch, der die Biographie eines ihm gleichgültigen Sternes achter Größe schreibt und unter diesem Vorwand Beziehungen zu allen Sonnen unterhält, womit er doch auf jeden Fall ganz andere Dinge vorhat.« Daraufhin hatte sie am 6. März 1915 erwidert: »Aber ich bin (als gute Cousine der armen, sehr wenig hübschen Marianne Belcredi) über diese, von Ihnen angedeuteten ›Beziehungen zu vielen Sonnen‹ – beunruhigt – Wirklich, D<ottor> S<erafico> Sie glauben, daß der gute Aretin so unerhörtes anstellt – und gleich mit einigen Sonnen, sogar mit vielen?« (Rilke – Taxis, S. 401 u. 406)

<sup>528</sup> Marie Taxis hatte Bernard Berenson am 28. Juli 1919 eröffnet, »that Pascha is in Holland – where, having done his duty and more than his duty to the last, he has accepted a semi-official position from our government«. Rilke hatte in diesem Zusammenhang sagen hören, »Pascha wäre etwas wie chargé d'affaires <Geschäftsträger> der Tschecho-Slowakei« im Haag (Rilke – Taxis, S. 586: 18. Januar 1920). Einzelheiten waren auch in diesem Fall nicht zu ermitteln; vgl. oben Anm. 478.

<sup>529</sup> Willem Adriaan van Konijnenburg (1868–1943); vgl. Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler. Bd. 21. Leipzig 1927, S. 285f. Sein in Duino befindliches Gemälde »Cavaliere« wird im Juni 1997 bei der dortigen Auktion laut Katalog (wie Anm. 62, S. 87, Los 398) versteigert.

<sup>530</sup> Ende Januar 1920 erfährt auch Rilke: »Sie hätten sollen eine Skizze sehen, eine merkwürdige die er <Pascha> kurz vor meiner Abreise <aus Den Haag> gezeichnet hat – eine Salome [...] Der Maler van Konijnenburg stand lang schweigend davor« (Rilke – Taxis, S. 591f.).

<sup>531</sup> Wenig später, am 12. Januar 1920, teilt die Fürstin Rilke mit: »Denken Sie sich daß Pascha sich, wie es scheint, ganz der Malerei widmet – darüber hätte ich Ihnen viel zu erzählen« (Rilke – Taxis, S. 94 u. 584). Immerhin war es Rilke gewesen, der mit Blick auf Paschas Lebensplanung schon am 16. Januar 1912 nachdrücklich gewarnt hatte: »Nur keine Kunst, nur keine Kunst! Zum Teufel mit ihr!« In der Folge ist wiederholt von Paschas Talent, seinen Studien in Florenz und Berlin sowie seinen künstlerischen Fortschritten die Rede, die selbst Kassner überraschen: »Kassner, der Unerbittliche, war auch ganz verblüfft als er seine 2 ersten Porträts sah«; und am 4. November 1923 beschreibt sie Paschas »Portraits [...] die mir den Athem nehmen – Und was wichtiger ist, auch Kassner ist so davon erschüttert daß er mir letztthin sagte daß er ganz sprachlos darüber ist.« Am 10. August 1924 heißt es gar, Pascha wolle Kassner »jetzt malen« (Rilke – Taxis, S. 95, 615f., 627, 650, 780 u. 814; s. S. 177 mit Anm. 621). Der wird in seiner Einleitung zum Briefwechsel Rilke – Taxis Prinz Pascha »ein gewisses Maltalent« bescheinigen, »an seinen Porträts kam stets oder doch meistens irgend etwas, ein Arm, eine Hand, einer Materialisation gleich, so daß man danach greifen wollte. Dabei hat er nie Malen gelernt, nie eine Malschule besucht« (KSW X, S. 338). Einige von

und zwar wie es scheint entre nous soit dit durch ein veto von der Ent.<sup>532</sup> ich<sup>533</sup> mir kein Kummer, im Gegentheil – und ihm auch nicht, da er sich doch langsam überzeugt hatte daß es ihm doch sehr schwer gewesen wäre und wieder eine Vernunftehe eine Sache gewesen wäre die ja gegen sehr vieles in ihm gehen musste.<sup>534</sup> – Kämpfe gibt es auch wieder wegen den Kindern<sup>535</sup> – Ruhe hat man nie – Aber es ist mir sehr werthvoll dass P. hier so gute Freunde hat – wirklich rührend wie sie ihn gerne haben, darunter Mengelberg<sup>536</sup> dessen Konzerte ganz fabelhaft<sup>537</sup> sind. Und sie werden sich wundern, aber es macht einer den Mahler verständlich<sup>538</sup> –

Paschas Gemälden sind, sämtlich unter dem Pseudonym HARVAH, abgebildet im Auktionskatalog Beussant & Lefèvre, Castello di Duino (wie Anm. 62), S. 90, Nr. 423–428: zehn Aquarelle (»studi di fiori«); S. 181, Nr. 1272, und S. 183, Nr. 1289: »Caricatura delle nove muse«.

<sup>532</sup> Die unentschlüsselte Abkürzung (»Ent<tente>«?) bezieht sich möglicherweise auf die diplomatische Tätigkeit des Prinzen (vgl. oben Anm. 528). Allerdings scheint das nachträglich zugefügte Wort »Vernunftehe« (zum ursprünglichen Wortlaut s.u. Anm. 534) auf die seit Langem schwelenden Probleme in dessen unglücklicher Ehe zu zielen. Obwohl die Fürstin Rilke am 16. Mai 1911 versichert hatte, Pascha und seine Frau »haben sich versöhnt. Gott gebe daß es zum Guten sei!« (Rilke – Taxis, S. 40), hatte Gräfin Schlick am 19. Dezember bedauert: »[...] nur, entre nous, gab es in letzter Zeit wieder einige peinliche Szenen in der ménage Sascha – und das thut mir furchtbar leid. Es ist traurig – wenn zwei junge Menschen, die doch gebunden sind, sich so gar nicht verstehen noch vertragen – und dies ist eine große Sorge [...]« (Simon, Briefwechsel Rilke – Taxis-Hohenlohesche Familienkreis [wie Anm. 342], S. 41). Das Ehepaar lebt seit 1913 getrennt und wird – kurz nach diesem Brief der Fürstin – am 15. Dezember 1919 geschieden. Erst 1932 geht Pascha eine neue Ehe mit der zweimal geschiedenen Amerikanerin Hellena (Hella, Ella) Holbrook Walker (1875–1959) aus der bekannten Whiskey-Dynastie ein, Besitzerin der Villa Serbelloni in Bellagio am Comer See. Als Kassner sie im April 1934 auf Duino kennenlernt, merkt er im Brief an Marguerite Bismarck unter dem 16. April an, »Fürstin Ella« sei »ein Glück für Pascha u. dessen Kinder«.

<sup>533</sup> Lies: ist.

<sup>534</sup> In der ursprünglichen Tintenfassung: »... und ihm auch nicht, da es doch eine Sache gewesen wäre die gegen sehr vieles in ihm gehen musste«.

<sup>535</sup> Raymond (geb. 1907), Louis (geb. 1908) und Marguerite (geb. 1909); »die entzückenden Buben und das herzige aber weniger entzückende Mäderl« hat Marie Taxis während ihres Besuchs in Den Haag täglich um sich (Rilke – Taxis, S. 584). Am 28. Juli 1919 hatte auch Bernard Berenson lesen können, dass Paschas »children are with him for the summer a great joy after these long years!«

<sup>536</sup> Der niederländische Dirigent und Komponist Willem Mengelberg (1871–1951), von 1895 bis 1945 Leiter des Amsterdamer Concertgebouw Orkest, hatte Gustav Mahler Anfang Juni 1902 bei der Uraufführung der III. Symphonie in Krefeld kennengelernt und war mit ihm seither freundschaftlich verbunden. Er hatte die meisten Symphonien in Mahlers eigener Interpretation gehört und gilt – neben Bruno Walter – als der kompetenteste Mahler-Dirigent seiner Zeit (vgl. Jens Malte Fischer, Gustav Mahler. Der fremde Vertraute. Wien 2003, S. 599–609: »Die Oase Holland«).

<sup>537</sup> Über gestrichenem: wundervoll.

<sup>538</sup> Kassner hat Mahler als Dirigenten stets hoch geschätzt und noch in späten Jahren dankbar gewürdigt, dass er von ihm an der Wiener Oper Wagners »Ring und alles andere« »aus erster Hand geschenkt« bekommen habe. Mahlers »eigene Musik« hingegen hat er, wie er noch 1955 eingesteht, »stets als wurzellos empfunden« (KSW X, S. 616).

Letzthin die erste Sym mit der wunderbaren Paraphrase vom »Frère Jacques« den wir als Kinder so oft gesungen haben – das hat mir wirklich den Athem genommen<sup>539</sup> –

Ich bin sehr erstaunt dass Sie in München nichts von der platon. Ac.<sup>540</sup> hörten – haben Sie die Brochüre Was uns not tut was ich will<sup>541</sup> – gelesen?

Jetzt lächeln Sie doch ein wenig und denken über Ihre vortrefflichen Eigen<sup>542</sup> – Nein Herr Doctor – diese nicht – und auch diese nicht, und die schon gar nicht – Sie werden ja nicht darauf kommen – also sage ich es: Ihre langen Wimpern – und und

Eine nächste externe Erwähnung findet sich in Elsa Bruckmanns Antwort vom 12. Januar 1920 auf der Fürstin »gute Wünsche zum neuen Jahr«, in denen sie offenbar auch der gemeinsamen Freunde gedacht hatte. Jedenfalls beklagt Elsa Bruckmann nicht nur das »unendlich Schwere«, das »hinter allem« liege, sondern fügt bedauernd hinzu: »Kassner u. Rilke [...] fehlen uns sehr. Zu scha-

<sup>539</sup> Gustav Mahlers Symphonie Nr. 1 in D-Dur, »Der Titan«, 1888 vollendet und 1889 in Budapest uraufgeführt. Der dritte Satz, ein Trauermarsch »Feierlich und gemessen, ohne zu schleppen«, nimmt das alte Kinderlied vom »Bruder Jakob« auf. Marie Taxis hatte das Werk wahrscheinlich im »Concert Mengelberg« gehört, das sie unter dem 1. November 1919 im Taschenkalender verzeichnet.

<sup>540</sup> Lies: Academie. – Der folgende indirekte Hinweis auf Hermann Graf Keyserling legt nahe, dass die Fürstin hier jene »Gesellschaft für Freie Philosophie« im Auge hat, die Keyserling in Darmstadt zu gründen beabsichtigt. Dem vom Großherzog Ludwig Ernst von Hessen ideell und finanziell unterstützten Plan seines Verlegers Otto Reichl, als Gegenstück zur dortigen Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe eine »Philosophenkolonie« zu errichten, hatte er zunächst zugestimmt, bald aber eingesehen, dass diese »Idee [...] ein glatter Unsinn war«: »Da fing ich denn an, darüber nachzudenken, was ich allein in Darmstadt tun könne.« Ergebnis ist die Schrift »Was uns not tut, was ich will« (s. Anm. 541) als theoretische Grundlage des Vorhabens, für das »die platonische Akademie in gewisser Hinsicht Pate steht« (vgl. Keyserlings Bericht »Die Schule der Weisheit«. In: Hermann Graf Keyserling, Reise durch die Zeit. II: Die Abenteuer der Seele. Innsbruck 1958, S. 221–269, hier S. 228 u. 233; Gahlings, Hermann Graf Keyserling [wie Anm. 93], S. 123). Als Träger des Projekts, für das schon bald der Name »Schule der Weisheit« gefunden ist, wird die »Gesellschaft für Freie Philosophie« gegründet, deren Mitglieder den Bestand der Institution durch Beiträge sichern sollen (vgl. Gahlings, S. 120–157). Dass Keyserling die Fürstin in diese Pläne eingeweiht hatte, zeigt sein ausführlicher Brief an Hugo von Hofmannsthal vom 30. Dezember 1919 mit der Bitte: »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie von der Idee und deren geplanter Verwirklichung in Ihrem Bekanntenkreise reden wollten«, und dem bekräftigenden Zusatz: »Die Fürstin Taxis-Hohenlohe ist indirect für den Plan interessiert« (Hofmannsthal-Archiv, Freies Deutsche Hochstift, Frankfurt a.M.).

<sup>541</sup> Graf Hermann Keyserling, Was uns not tut. Was ich will. Darmstadt 1929. Die kurz zuvor bei Otto Reichl erschienene 60seitige Broschüre plädiert für eine »neue Synthese von Geist und Seele« und sieht die Aufgabe der Gegenwart darin, »den Weisen als Typus zu ermöglichen« (ebd., S. 11 u. 41).

<sup>542</sup> Lies: Eigenschaften, wie oben S. 160, Zeile 7.

de dass Kassners fortgezogen sind!<sup>543</sup> Zu gleicher Zeit »steck[t]« Marie Taxis in Lautschin »tief in diesem wunderbaren aber entsetzlich schweren Buch von Kassner – die Zahl und das Gesicht«, <sup>544</sup> das sie am 20. Januar Bernard Berenson gegenüber als »die höchste Magie« rühmen wird.

Briefliche Nachrichten aus den Jahren 1920 und 1921 sind verloren. Gleichwohl wissen wir, dass die Fürstin, wie sie Rilke am 1. Juli 1920 mitteilt, »Kassner soeben geschrieben« habe, in der Hoffnung, er werde »demnächst« in Lautschin erscheinen. Auch ihr Hinweis vom 23. Juli, sie »erwarte täglich Kassner«, setzt eine entsprechende schriftliche Verständigung voraus, der gemäß Kassner Anfang August 1920 in Lautschin eintrifft: »Hier sitzen wir alle – wirklich eine sehr nette Gesellschaft – Pascha Kassner mein Musicus«, <sup>545</sup> schreibt die Fürstin am 12. August und fügt hinzu, Kassner – »(sehr in Form)« – »schimpft« über die Autorin des von Rilke am 26. Juli empfohlenen Buches »Dostojewski. Geschildert von seiner Tochter«, das, wie Rilke gemeint hatte, »auch für Kassner [...] unmittelbar merkwürdig sein« könne. <sup>546</sup> Zudem habe er, so die Fürstin weiter, seinen eben erschienenen Dialog »Der größte Mensch« vorgelesen: »wundervoll – Sie hätten Ihre Freude dran.« <sup>547</sup> Als er am 1. September 1920 das Schloss verlässt (»Kassner parti«), meldet er sich, nach Zwischenstationen, am 18. September amtlich in der Wiener Tilgnerstraße an und am 30. Oktober nach Oberstdorf ab. Fünf Wochen später ist er in München mit der Fürstin

<sup>543</sup> AST. Beide Freunde hatten München im Sommer des Vorjahres verlassen. Kassner war mit seiner Frau nach Oberstdorf gezogen (s.o. S. 155), während Rilke sich am 11. Juni 1919 in die Schweiz begeben hatte (s.o. Anm. 520).

<sup>544</sup> Rilke – Taxis, S. 584.

<sup>545</sup> Der Pianist Walter Kerschbaumer (1884–1959), von 1924 bis 1946 und 1949 bis 1959 Dozent und ab 1927 Professor an der Musikakademie in Wien, wozu Marie Taxis am 21. Februar 1921 Rilke gegenüber anmerkt, dass »unser Professor« »keiner ist« und dass er »sich rasend ärgert über den Titel« (Rilke – Taxis, S. 642). Rilke führt ihn am 23. Mai 1923 bei Werner Reinhart mit den Worten ein: »Die Fürstin und der Fürst interessieren sich für ihn seit Jahren auf die aktivste und theilnehmendste Art« und betrachteten es als »Herzenssache, dem fähigen Musiker neue Wege zu öffnen« (Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit den Brüdern Reinhart. 1919–1926. Hg. von Rätus Luck. Frankfurt a.M. 1988, S. 332f.).

<sup>546</sup> Rilke – Taxis, S. 611 u. 614. – Gemeint ist das Buch »Dostojewski. Geschildert von seiner Tochter«, das, »von Frau Gertrud Ouckama Knoop in München nach dem französischen Manuskript der Verfasserin ins Deutsche übertragen«, kurz zuvor in München herausgekommen war. Dostojewskis Tochter ist die Schriftstellerin Ljubow (Aimée) Fjodorowna Dostojewskaja (Aimée Dostojewski) (1869–1926); die Übersetzerin ist Rilkes Münchner Freundin Gertrud Ouckama Knoop, geb. Roth (1869–1967), Mutter der 1919 im Alter von 19 Jahren an Leukämie verstorbenen Wera, der er im Februar 1922 »Die Sonette an Orpheus« »als ein Grabmal« widmen wird.

<sup>547</sup> Rilke – Taxis, S. 615. Der von der Fürstin im zitierten Brief an Rilke ohne Titel genannte »Dialog« ist zweifellos »Der größte Mensch«, jenes »imaginäre Gespräch« zwischen dem römischen Philosophen Seneca und dessen jüngerem Freund Lucilius Junior Gaius, dem die »Epistolae Morales« gewidmet sind. Der Text, über dessen Entstehung wir wenig wissen (vgl. KSW IV, S. 601f., 775), war kurz zuvor erschienen in: Der Neue Merkur 4, 1920, H. 4 (abgeschlossen am 10. Juli 1920), S. 240–247. 1927 wird er mit einer Widmung an Max Mell in das Buch »Die Mythen der Seele« (s.u. Anm. 718) übernommen: KSW IV, S. 191–200.

verabredet, die ihn am 11. Dezember als »köstlicher denn je« schildert: »wir gingen zu Antiquaren zu Buchhandlungen und zu einem Konzert von unserem guten Professor der ein großer Erfolg war«,<sup>548</sup> und dem am 6. Dezember ein »déj<euner> avec Kassner« folgt: »beaucoup causé de moi«. Anschließend kehrt er ins Allgäu zurück; und so entgegnet Marie Taxis auf Rilkes Frage vom 15. Dezember, ob »die Wohnung in Oberstdorf eine Art Stabilität angenommen« habe, am 4. Januar 1921: »Kassner ist in Oberstdorf (Allgäu – ) habe schon ziemlich lange nichts von ihm gehört«, um bereits drei Tage später anzufügen: »Ich habe heute einen köstlichen Brief von Kassner erhalten, der mir sagt, daß er heuer jedenfalls von Bayern auszieht – ›irgendwohin...‹ vorderhand ist er noch in Oberstdorf und arbeitet fleißig.«<sup>549</sup>

Nach Abschluss von »Zahl und Gesicht« hatte sich Kassner einer Fülle von Projekten gewidmet. Zunächst hatte er sein von Eugen Diederichs freigegebenes Erstlingswerk »Die Mystik, die Künstler und das Leben« aus dem Jahr 1900 gründlich durchgesehen und, »gekürzt und von einigen Dummheiten befreit« (an Anton Kippenberg, 16. Oktober 1919), Ende Oktober 1920 bei der Insel unter dem schlichten Titel »Englische Dichter« drucken lassen. Einen Monat zuvor war seine Übersetzung von Puschkins »Pique Dame« samt einem kleinen Nachwort als Nr. 314 der Insel-Bücherei herausgekommen, gefolgt von Übertragungen weiterer Puschkin-Novellen, die unter dem Titel »Der Mohr des Zaren« schließlich 1923 im Wiener Rikola-Verlag veröffentlicht werden. Auch fasst er die beiden Studien »Der indische Gedanke« (1913) und »Von den Elementen der menschlichen Größe« (1911) in einer überarbeiteten Neuauflage zusammen, die Ende Mai 1921 ausgeliefert wird, und arbeitet intensiv an den seit November 1919 durchdachten »Grundlagen der Physiognomik«, die im März 1922 erscheinen werden.<sup>550</sup>

Im Frühjahr 1921 müssen die Kassners die »Villa Dünsser« in Oberstdorf aufgeben. Während Marianne bis auf Weiteres in Bayern bleibt,<sup>551</sup> übersiedelt er nach Wien in die weiträumige Etage seiner Schwiegermutter Aurelie Eissler im dritten Stock der Tilgnerstraße 3, in der er seit 1918 von Mal zu Mal logiert hatte. Hier lebt er – eine Gedenktafel am Haus weist darauf hin<sup>552</sup> – bis zu seinem Wechsel in die Schweiz im November 1945, während Marianne Kassner die Wohnung bis zu ihrem Tod am 10. November 1969 beibehalten und testamentarisch der Anthroposophischen Gesellschaft vermachen wird.

Noch vor dem Umzug hatte Kassner den Zeitpunkt seiner alljährlichen Reise nach Lautschin mit der Fürstin – wohl in verlorenem brieflichem Austausch –

<sup>548</sup> Rilke – Taxis, S. 626. Zweifellos jenes »Konzert« Walter Kerschbaumers, das sie im Kalender unter dem 4. Dezember einträgt.

<sup>549</sup> Rilke – Taxis, S. 636.

<sup>550</sup> Vgl. oben Anm. 360 u. unten Anm. 576.

<sup>551</sup> S.u. S. 169 mit Anm. 570.

<sup>552</sup> Vgl. Herbert Exenberger/Heinz Arnberger, Gedenken und Mahnen in Wien 1934–1945. Eine Dokumentation. Wien 1998, S. 107.

erörtert. Sie jedenfalls sucht Rilke am 3. und 15. April zu einem baldigen Besuch mit der Aussicht auf Kassners Anwesenheit zu locken.<sup>553</sup> Doch nicht im von ihr ins Auge gefassten »Mai«, sondern erst »Mitte Juli« findet sich Kassner auf dem Weg von Groß-Pawlowitz in Böhmen ein. Diesen vagen Termin hatte er ihr vor dem 20. Juni mitgeteilt<sup>554</sup> und wenig später präzisiert, so dass sie Rilke am 15. Juli melden kann: »Kassner arrive après-demain, et moi demande dans chaque lettre quand vous venez«.<sup>555</sup> Und so heißt es am 18. Juli im Taschenkalender: »Kassner arrivé soir«. In den langen Wochen bis zum 12. September lesen beide »mit unendlicher Freude« Dantes »Paradiso« – »Es ist zu schön – ich glaube das allerschönste [...]. Kassner brüllt und heult vor Entzücken!«<sup>556</sup> –, und er selbst trägt am 9. September Teile seines neuen Buches aus den schleppend eintreffenden Korrekturfahnen vor: »son merveilleux livre – les Commencements der Physionomik – merveilleux«.<sup>557</sup> Als dann am 11. September, Kassners 48. Geburtstag und einen Tag vor seiner Abreise,<sup>558</sup> die auf Wunsch der Fürstin verfassten »einleitenden Worte« Rilkes zu ihrem Märchen »Vom Kaiser Huang-Li« eintreffen,<sup>559</sup> fährt er hinein »wie ein Jupiter tonans«; er »wettert« und »tobt« und weist den Text als absolut unzureichend und unrilkisch zurück – sehr zur Erleichterung des Freundes, der postwendend erwidert: »Kassner's großer formidabler Zorn! – Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen«, denn ihm selbst sei beim Lesen des »Versuchs« »jedes Mal klarer« geworden, »daß er *de mauvaise foi* sei«. »Wie sollte Kassner da nicht auffahren und donnern und blitzen!«<sup>560</sup> Kurzentschlossen, und wahrscheinlich von Kassner dazu ermuntert, wendet sich Marie Taxis mit einer – nicht überlieferten – Bitte an Hofmannsthal, der seine »augenblicklich« zu Papier gebrachten »Zeilen« am 26. September von Bad Aussee nach Lautschin schickt: »hoffentlich sind sie brauchbar. Ich sehe es ist fast eine Seite geworden, im Verhältniss zu zehn Sei-

<sup>553</sup> Rilke – Taxis, S. 648 u. 655.

<sup>554</sup> Am 20. Juni 1921 unterrichtet sie Rilke aus Lautschin: »Hier fand ich viele Briefe, darunter einen von Kassner, der sich für Mitte Juli ansagt, auf länger« (ebd., S. 671).

<sup>555</sup> Ebd., S. 671. Den lang erwogenen Besuch in Lautschin wird Rilke am 25. Juli mit ausführlicher Begründung absagen (ebd., S. 672–680).

<sup>556</sup> Ebd., S. 681 (25. August 1921) und S. 684 (2. September 1921); vgl. Kassners Erinnerung: »Wir haben einmal die ganze ›Divina Commedia‹ italienisch zusammen gelesen in einem meiner vielen Lautschiner Sommer« (KSW VII, S. 304).

<sup>557</sup> Am 9. Juli hatte Kassner aus Groß-Pawlowitz den Insel-Verlag gebeten, die »nächsten« Korrekturfahnen seiner »Grundlagen der Physiognomik« »nach Lautschin bei Nimburg, Böhmen« zu schicken.

<sup>558</sup> Im Taschenkalender notiert die Fürstin unter dem 12. September 1921: »Kassner et les Czernins <s. Anm. 385> partis«. Er fährt erneut nach Groß-Pawlowitz und beauftragt am Folgetag den Verlag, »bis auf weiteres« die »Correcturen dorthin« zu senden; zwei habe er »gestern von Lautschin« auf den Weg gebracht.

<sup>559</sup> Vgl. Rilke – Taxis, S. 684–686. Rilkes zwischen dem 5. und 7. September 1921 geschriebenes »kleines Vorwort« »Zu dem Märchen vom Kaiser Huang-Li« ist gedruckt in: Rilke – Taxis, S. 686–688, sowie in: Rilke, Sämtliche Werke (wie Anm. 345), Bd. 6. Frankfurt a.M. 1966, S. 1108–1110.

<sup>560</sup> Rilke – Taxis, S. 689 u. 690f.

ten Text fast zu viel. Ich freue mich auf das kleine Buch«,<sup>561</sup> zu dem schriftliche Äußerungen Kassners fehlen.

## 90. Von Wien nach Lautschin

<Wien,> 22.12.21.<sup>562</sup>

<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Also wann kommen Sie? Ich dachte schon vor Weihnachten. Fr. Neralie,<sup>563</sup> die ich gestern traf, sagte: vor Neujahr. Also beeilen Sie sich nur. Es sieht für die Zukunft in Wien jetzt eher besser aus als es noch vor 14 Tagen schien.<sup>564</sup> Traf unlängst Erich, magerer<sup>565</sup> u. guter Dinge. Ich habe dem Fürsten zum 70sten nicht gratuliert, obwohl ich am 1. XII daran d.h. an ihn dachte, weil er für mich nicht 70 Jahre ist, ich werde ihm auch zum 80sten u. 90sten nicht gratulieren.<sup>566</sup>

<sup>561</sup> Vom Kaiser Huang-Li. Märchen für erwachsene Kinder von Fürstin Marie von Thurn-Taxis-Hohenlohe. Carl P. Chryselius'scher Verlag (Chryselius & Schulz) Berlin 1922. Quer-4°, 21 unpaginierte Blätter mit farbigen »Offsetdrucken nach Originalaquarellen der Verfasserin«; Hofmannsthals unbetitelt Geleitwort (GW RA II, S. 162) auf Blatt 3<sup>rv</sup>.

<sup>562</sup> LHW. Ein Blatt, einseitig beschrieben.

<sup>563</sup> Wilhelmine (Minna) Neralié, wohnhaft im XX. Wiener Stadtbezirk, Wallensteinstraße 11 (Lehmann's Allgemeiner Wohnungsanzeiger [...] für die Stadt Wien 62, 1920, Bd. 2, S. 904). Sie ist mehrfach zu Gast in Lautschin. Einige ihrer Briefe an Marie Taxis verwahrt das Triestiner Archiv.

<sup>564</sup> Am 1. Dezember war es in Wien zu Demonstrationen gegen die Teuerung, vor allem der Lebensmittelpreise, gekommen. Die »Neue Freie Presse« hatte am 2. Dezember im »Morgenblatt« auf Seite 1 unter dem Titel »Ausschreitungen und Plünderungen in Wien« gemeldet: »Wien ist heute der Schauplatz von gewalttätigen Ausschreitungen, von Sachbeschädigungen und Plünderungen gewesen, wie sie sich in ähnlichem Umfange seit Menschengedenken in unserer Stadt nicht ereignet haben.« In zahlreichen Caféhäusern und Hotels, darunter dem »Bristol«, wurden Scheiben eingeschlagen und Mobiliar zertrümmert; selbst das Parlament hatte, wenn auch »verhältnismäßig wenig«, Schaden genommen. Der Kommentar auf derselben Seite spricht von einem »Schwarzen Tag für Wien«. Doch schon die Abendausgabe hatte für den 2. Dezember wieder »Ruhe in Wien« verkündet.

<sup>565</sup> Zwei Jahre zuvor, im August 1919, hatte Kassner den Prinzen Erich in Lautschin als »fett wie ein Reisgott« geschildert (Rilke – Kassner, S. 127).

<sup>566</sup> Stattdessen schreibt Kassner, als der Fürst am 21. Juli 1939 in Lautschin im Alter von 88 Jahren stirbt, einen Gedenkaufsatz, den er unter den programmatischen Titel »Freundschaft« stellt, mit dem Untertitel: »Erinnerungen an den Prinzen Alexander von Thurn und Taxis (Gest. 21.7.1939)«. In: Europäische Revue 16, 1940, H. 1, S. 34–42, und H. 2, S. 96–103; nach dem Zweiten Weltkrieg aufgenommen in: Die zweite Fahrt. Erinnerungen. Erlenbach-Zürich 1946, S. 214–247; KSW VII, S. 515–547.



Wie geht es sonst? Was macht Pascha!

Gute Feiertage u. auf frohes Wiedersehen. Alles andere mündlich.

Ihr

R. Kassner

Zum erhofften »Wiedersehen« kommt es, einen Tag nach Marie Taxis' Übersiedlung von Lautschin nach Wien,<sup>567</sup> am 6. Januar 1922 bei einem »déjeuner« in der Victorgasse, zu dem auch Alexander Graf Hoyos (1876–1937) und dessen Ehefrau Edmée (1892–1945) geladen sind (»déj. Hoyos, Kassner«). Ein ebensolches »déjeuner« im Beisein Carl Jacob Burckhardts schließt sich am 12. Januar an, gefolgt am 16. von einem »Gabelfrühstück«, am 25. vom gemeinsamen Besuch (»avec Kassner«) eines »concert merveilleux« mit Eugen d'Albert am Klavier, »das wirklich wie ein Orkan alles mitriß«,<sup>568</sup> sowie einem weiteren »Gabelfrühstück« am 26. Januar mit »einige<n> Leuten«. Drei Tage später erfährt Rilke von der Fürstin, dass sie Kassner »viel sehe. Er wohnt hier in der Nähe, bei seiner Schwiegermutter, aber er ist allein, sie blieb in Bayern. Trotzdem scheint er mir sehr guter Dinge. Ich finde aber sie sind viel auseinander in der letzten Zeit! K. erwartet dieser Tage sein neues Buch; er hat uns Wunderbares davon gelesen gehabt in Lautschin.<sup>569</sup> Wir hören auch viel Musik zusammen.« Beunruhigt über Marianne Kassners Abwesenheit, fragt sie am 27. März: »Aber seine Frau ist gar nie mehr da – Wissen Sie was darüber? Er ist sehr heiter, ganz besonders guter Dinge.« Und noch ein Jahr später notiert sie: »K. scheint übrigens sehr guter Dinge – très pris – mais par qui? Elle n'y est pas, et il n'en parle pas.«<sup>570</sup>

In den nächsten Monaten trifft man ungewöhnlich häufig zusammen. Der Februar 1922 bringt »Gabelfrühstücke« oder »déjeuners« am 6. (mit dem Ehepaar Hoyos), 7., 14. (mit Max Mell), 16. (»Heute kommt Kassner zum Gabelfrühstück – ich werde ihm alles erzählen<sup>571</sup> und Ihre Grüße ausrichten«<sup>572</sup>) und am

<sup>567</sup> Laut Taschenkalender war sie am Abend des 5. Januar 1922 in Wien eingetroffen.

<sup>568</sup> Rilke – Taxis, S. 696: 29. Januar 1922. Die »Neue Freie Presse« meldet am Aufführungstag unter den »Theater- und Kunstnachrichten« (S. 8), der »Klavierabend« sei »ausverkauft«.

<sup>569</sup> Rilke – Taxis, S. 695f. Das »neue Buch« sind Kassners »Grundlagen der Physiognomik« (s.u. Anm. 576); zur Lautschiner Lesung s.o. S. 167 mit Anm. 557.

<sup>570</sup> Rilke – Taxis, S. 706 u. 744. – Marianne Kassner lebt, wie Rilke beiläufig am 3. Juli 1922 erfährt, vorläufig weiter »in Oberstdorf« und kommt nur gelegentlich nach Wien (Rilke – Kassner, S. 144). Daher beauftragt er den Insel-Verlag, Teile der Bücherhonorare auf Konten seiner Frau bei bayerischen Banken zu überweisen, so im Februar 1922 an das Rentamt in Immenstadt und im Mai 1923 an die Bayerische Vereinsbank in Lindau; s. auch Kassners Hinweis in Brief 92 vom 20. Oktober 1925, er habe seine Frau »in Baiern« besucht.

<sup>571</sup> Rilke hatte am 11. Februar den »Abschluß« seiner zehn »Elegien« verkündet: »Eine <die achte>, hab ich Kassner zugeeignet. Das Ganze ist Ihr's, Fürstin, wie sollts nicht! Wird heißen: Die Duineser Elegien« (Rilke – Taxis, S. 697f.).

<sup>572</sup> »Alles Herzlichste dem Fürsten, Kassner – u.s.w.« hatte Rilke der Fürstin am 11. Februar aufgetragen (ebd., S. 698).

Nachmittag des 27. Februar um »5 Uhr« im Hause Schalk in Währing, Hochschulstraße (heute Feistmantelstraße) 1, die, laut Taschenkalender, »lecture merveilleuse« aus den Aushängebogen der »Grundlagen der Physiognomik«, die Marie Taxis zwei Tage später, am 1. März, Rilke gegenüber »wunderbar schön« nennt: »eine tiefe Orgel, wo alles braust und klingt – und [...] Töne mitsingen die aus anderen Welten kommen.«<sup>573</sup>

Auch in der folgenden Zeit sieht man sich »viel«.<sup>574</sup> So gleich am 1. März, als Kassner das Sonett »Sei allem Abschied voran« »gezeigt wird«, welches Rilke am 25. Februar als eines der im Nachgang zu den »Duineser Elegien« entstandenen »Sonette an Orpheus« nach Wien geschickt hatte.<sup>575</sup> Nachdem Kassner in der zweiten Märzhälfte seine endlich ausgelieferten »Grundlagen«<sup>576</sup> der Fürstin hatte überreichen können, die bei ihr »einen großen tiefen Eindruck« hinterlassen,<sup>577</sup> ist er am 27. März bei ihr »zum Gabelfrühstück« mit Wilhelm Furtwängler (1886–1954) geladen, der am Vortag ein »herrliches Brahmskonzert« »unübertrefflich dirigiert« hatte.<sup>578</sup> Weitere Begegnungen folgen am 31. März und 4. April (mit Franz von Liechtenstein, Karl Anton Prinz Rohan und Richard Sterer) sowie »wiederholt« im Juni, als die Fürstin »viel« von ihrem Besuch bei Rilke zwischen dem 6. und 9. Juni in Sierre zu erzählen hat.<sup>579</sup> Während sie, laut Taschenkalender, am 22. und 25. Juni an einem »déj. chez les Erics avec Kassner« teilnimmt, erscheint Kassner am 24. Juni »abends« offenbar

<sup>573</sup> Ebd., S. 702.

<sup>574</sup> Ebd., S. 706: 27. März 1922.

<sup>575</sup> Ebd., S. 700–702: Sonette an Orpheus II 13: Rilke, Sämtliche Werke (wie Anm. 345), Bd. 1, S. 759f. Am 28. Februar notiert Marie Taxis im Taschenkalender: »Sonett de Rilke si beaux!«, und am 1. März ruft sie Rilke zu: »Wie schön, wie unsagbar schön!« (Rilke – Taxis, S. 702).

<sup>576</sup> Die Grundlagen der Physiognomik von Rudolf Kassner. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1922. Kassner hatte am 4. und 25. März vom Verlag »Freiexemplare« nach Wien erbeten, von denen er eines Hugo von Hofmannsthal »im März 1922« handschriftlich zueignet; weitere gehen an Elsa Bruckmann, Martin Buber, Hermann von Keyserling und den Heidelberger Sozialwissenschaftler Professor Arthur Salz (1881–1963) (vgl. BW Kassner, S. 223f.). – 1951 erscheint, zusammen mit der zweiten Auflage der »Physiognomik« (zuerst 1932, s.u. Brief 119), eine überarbeitete Fassung unter der neuen Überschrift »Von der Signatur der Dinge«, die Jacob Böhmes Titel »De signatura rerum« zitiert: KSW IV, S. 5–73.

<sup>577</sup> Rilke – Taxis, S. 706: 27. März 1922.

<sup>578</sup> Dass Kassner die Fürstin zu dieser »Brahms-Gedenkfeier« »im großen Musikvereinsaal« am Sonntag, dem 26. März, »halb ein Uhr mittags« (vgl. Neue Freie Presse, 23. März 1922, S. 10, und 25. März 1922, S. 14) begleitet hat, ist, obwohl nicht belegt, sehr wahrscheinlich. Fraglich hingegen, ob er am selben Abend das »Wohlthätigkeitskonzert mit Strauß als Dirigenten in dem fabelhaft schönen Saal der alten Universität« mit ihr besucht hat (Rilke – Taxis, S. 705f.).

<sup>579</sup> Marie Taxis an Rilke, 25. Juni 1922 (ebd., S. 719). Im Rückblick des 11. und 25. Juni gesteht sie, »entzückt und erschüttert« über den Vortrag der vollendeten zehn Elegien, dass diese »Tage im Valais« für sie »mehr als ein Elebniss« gewesen seien: »es war über das Leben hinaus« (ebd., S. 713 u. 719). Unter dem Eindruck solcher Berichte eröffnet Kassner am 28. Juni dem Insel-Verleger Anton Kippenberg, die Fürstin sei »bei Rilke« gewesen, wo Kippenberg »erwartet« werde, »um« – in Anspielung auf »Die Duineser Elegien« und »Die Sonette an Orpheus« – »Rilkes Jüngstes (ein Zwillingpaar) gleichsam aus der Taufe zu heben«.

allein in der Victorgasse. Hier »soupiren« sie »zusammen«, »plauschen« »lange« miteinander und verabreden wohl, dass Kassner »mitte Juli« für »hoffentlich recht lange« »als Lichtpunct« in Lautschin verweilen werde.<sup>580</sup> Nachdem bei ihm Anfang Juli ein Brief aus Lautschin eingegangen war,<sup>581</sup> trifft er dort, »über Pawlowitz« kommend, pünktlich »am 15ten« Juli ein<sup>582</sup> und bleibt zunächst bis zum 16. August. Da Marie Taxis ihn während dieser Wochen »nicht so recht« zu »genießen« vermag, tröstet sie sich mit seiner Rückkunft »in 14 Tagen«, um sich dann »sein letztes Buch« vorlesen zu lassen und die Reinschrift der »Elegien mit ihm zu lesen«. Sie war, von Rilke am 14. August abgeschickt, drei Tage später als »das Wunderbare« in Lautschin eingetroffen.<sup>583</sup> Wo Kassner diese zwei Wochen verbringt, ist nicht dokumentiert. Wahrscheinlich besucht er Groß-Pawlowitz oder – wie in den folgenden Jahren – die Familie des Grafen Adolf Dubsky im nahen Ziadlowitz (Žadlovic) in Mähren. Anfang September wieder in Lautschin, erweist sich die gemeinsame Lesung der »Elegien« als »ein großer Genuß«. Die Fürstin blickt darauf am 21. Oktober zurück und fügt hinzu, »leider« sei Kassner »seit ende September fort. Ich habe sein Hiersein sehr genossen«. <sup>584</sup> Vor Weihnachten schreibt er der Fürstin einen – verlorenen – »seltsamen Brief«, dessen Inhalt sie Rilke am 25. Dezember skizziert: » – er hat etwas Neues geschrieben mit diesem merkwürdigen Titel – ›das Gottmenschentum und der Einzelne<sup>585</sup> – dabei ›ist er auf etwas anderes gerathen<sup>586</sup> – außerdem sagt er sich immer mehr nach vollkommener Einsamkeit zu sehnen – aber, fügt er hinzu ›die Zeit dazu ist noch nicht gekommen! Mein Gott, ich sehe ihn schon auf der höchsten Spitze eines Berges in Thibet!«<sup>587</sup>

Anfang 1923, sobald die Fürstin von Lautschin nach Wien übersiedelt, wird der persönliche Verkehr fortgesetzt,<sup>588</sup> allerdings, zum Leidwesen der Fürstin,

<sup>580</sup> Marie Taxis an Rilke, 25. Juni und 9. Juli 1922 (ebd., S. 719 u. 722).

<sup>581</sup> Rilke – Kassner, S. 143.

<sup>582</sup> Ebd., S. 144.

<sup>583</sup> Rilke – Taxis, S. 728. Das Original (›danni provocati da umidità; leggibile parzialmente‹) befindet sich im Archivio di Stato di Trieste: Biblioteca Rilke n. 2 (s. Dottor Serafico [wie Anm. 283], S. 94f. mit S. 110). Eine Faksimile-Ausgabe im schlichten Pergamentband erscheint 1948 bei Niehans & Rokitansky in Zürich: Rainer Maria Rilke, Die Duineser Elegien. Wiedergabe der Handschrift des Dichters aus dem Besitz der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. Mit einem Begleitwort von Ernst Zinn.

<sup>584</sup> Rilke – Taxis, S. 730.

<sup>585</sup> In diesem Zusammenhang teilt Marie Taxis am 26. Dezember 1922 auch Anton Kippenberg mit: »Kassner schreibt wieder etwas, gewiss wunderbares.« Der weiß von dem Prosastück bereits seit sechs Monaten, nachdem Kassner es ihm am 28. Juni 1922 als Teil seiner für das nächste Jahr geplanten »Essays« in Aussicht gestellt hatte (vgl. unten Anm. 590).

<sup>586</sup> Möglicherweise ist der im Oktober 1924 abgeschlossene und »Graf Alexander Hoyos zugeeignet« Essay »Der Sinn und die Eigenschaft« gemeint, Kassners »letztes Wort einstweilen in der Physiognomik« (BW Kassner, S. 262). 1925 geht er als Nachwort in den Band »Die Verwandlung« ein (KSW IV, S. 125–143; vgl. KSW VI, S. 652).

<sup>587</sup> Rilke – Taxis, S. 739.

<sup>588</sup> Dabei »hör<t>« Kassner, wie er Anton Kippenberg am 3. Januar 1923 erklärt, »von Rilke [...] nur via Taxis« (Rilke – Kassner, S. 148).

meist im Beisein Dritter, so dass sie klagt, sie habe Kassner »kaum noch allein gesehen«. <sup>589</sup> Wohl beim »dîner« am 21. oder 25. Januar liest er ihr den in der zweiten Novemberhälfte 1922 vollendeten Essay »Das Gottmenschentum und der Einzelne« aus dem Manuskript vor, der im Frühjahr 1923 in Hofmannsthals »Neuen Deutschen Beiträgen« gedruckt wird. <sup>590</sup> Am 26. Januar notiert Marie Taxis dazu: »On a un peu toujours le sentiment de manier dans les ténèbres des joyaux fabuleux – on les sent, des éclairs momentanés éblouissent, mais il faut du temps, il faut lire et relire.« <sup>591</sup> Auch war Rilkes Vorschlag vom 7. Januar, Kassner solle sie auf ihrer nächsten Reise nach Muzot begleiten, mit dem Freund besprochen worden, »*qui a fait son petit sphynx* – aber ich glaube es würde ihm auch gefallen«. <sup>592</sup> Man begegnet sich am 26. Februar (»Kassner, Mell, les Hoyos«), am 6. (»après midi Kassner«), 13., 14. <sup>593</sup> und 20. März (»chez Kassner – comte de Keyserling« <sup>594</sup>), ehe die Fürstin – am 29. März war ihr Bruder

<sup>589</sup> Rilke – Taxis, S. 744: 26. Januar 1923.

<sup>590</sup> In dieser Studie setzt sich Kassner – nach seinem ersten grundlegenden Aufsatz über »Sören Kierkegaard« von 1906 (KSW II, S. 39–97) – erneut mit Werk und Leben des dänischen Philosophen auseinander, den er als einen seiner geistigen Ahnen betrachtet. Hofmannsthal hatte die Druckvorlage am 23. November an Willy Wiegand, den Leiter des Verlags der Bremer Presse, geschickt, in dem die »Neuen Deutschen Beiträge« erscheinen (vgl. BW Wiegand, S. 72f.). Der Beitrag wird im Zweiten Heft der Ersten Folge, S. 105–116, gedruckt. Das Heft, im Impressum auf »Februar 1923« datiert, wird allerdings erst Ende März ausgeliefert (vgl. ebd., S. 86; BW Kassner, S. 248). Anschließend übernimmt Kassner die Studie, wie geplant (s.o. Anm. 585), in leicht übergangener Form in seine »Essays«: KSW VI, S. 213–227 u. 650–654.

<sup>591</sup> Rilke – Taxis, S. 744.

<sup>592</sup> Ebd., S. 742 u. 744.

<sup>593</sup> Marie Taxis an Rilke, 14. März 1923: »Kassner war gestern hier (kommt heute wieder)« (ebd., S. 748).

<sup>594</sup> Schon am 27. Januar 1923 hatte Marie Taxis Rilke berichtet, Hermann Graf Keyserling »kommt nächstens her, und wird Vorträge halten« (ebd., S. 745), zu denen ihn der »Kulturbund« in Wien eingeladen hatte. Beim ersten über den »Weg zum wahren Fortschritt« am 8. Februar (vgl. den Bericht der »Neuen Freien Presse« vom 9. Februar 1923, S. 8) hatte Josef Redlich die »Fürstin wiedergesehen« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 2, S. 615). Wahrscheinlich hatte sie auch dem folgenden Vortrag am 14. Februar über »Oestliche und westliche Weisheit« (Neue Freie Presse, 14. Februar 1923, S. 9) beigewohnt ebenso wie dem am 20. Februar im Taschenkalender festgehaltenen über »Spannung und Rhythmus. Vom Sinn des westlichen Heroismus« (Neue Freie Presse, 21. Februar 1923, S. 7). Ob Kassner sie begleitet hatte, wissen wir nicht. Jedenfalls hatte die »Neue Freie Presse« berichtet, das »zahlreiche Auditorium« »aus der geistigen und gesellschaftlichen Elite Wiens« habe dem Redner »am Schlusse stürmische Ovationen« bereitet (9. Februar 1923, S. 8). In der »Chronik der Schule der Weisheit« (Der Weg zur Vollendung. Mitteilungen der Gesellschaft für freie Philosophie: Schule der Weisheit. H. 6. Darmstadt 1923, S. 35) heißt es: »Den Februar verbrachte Graf Keyserling auf einer sehr erfolgreichen Vortragsreise in Böhmen und Wien« (so auch Gahlings, Hermann Graf Keyserling [wie Anm. 93], S. 187). Marie Taxis' Nennung des »comte de Keyserling« dürfte sich auf das vorherrschende Gesprächsthema jenes Abends im Hause Kassner beziehen; denn ein erneuter Wien-Aufenthalt des Grafen im März 1923 wird weder in der »Chronik« noch bei Gahlings erwähnt.

Fritz in Rapallo gestorben<sup>595</sup> – Ende April nach Süditalien aufbricht und auf der Rückreise zwischen dem 16. und 23. Mai Rilke zum zweiten Mal in der Schweiz besucht.<sup>596</sup> In Unkenntnis ihrer Route hatte Kassner »aufs ungewisse eine – verlorene – Karte nach Neapel lanziert«<sup>597</sup> und womöglich das Erscheinen seiner »Essays« angekündigt, unter welchem Titel er Abhandlungen und Studien »aus den Jahren 1900 – 1922« versammelt hatte.<sup>598</sup> Auf den Empfängerlisten, die dem Verlag am 27. März und 12. Mai 1923 zugegangen waren, fehlt ihr Name, so dass sie den am 7. Mai ausgelieferten Band bei späterer Gelegenheit erhalten haben dürfte, vielleicht, als sie den Freund unmittelbar nach ihrer Rückkunft aus der Schweiz am Abend des 8. Juni in Wien zum »souper« lädt.<sup>599</sup> Mit wachsender Sorge beobachtet sie seinen schlechten Gesundheitszustand, der zwar, wie sie Rilke andeutet, »etwas besser« sei, »aber doch lang nicht gut; was es ist, verstehe ich nicht recht. Er sieht schlecht aus, sehr mager, und muß jetzt eine Kur machen.«<sup>600</sup> Unter diesem Vorzeichen begibt sich Kassner, nach weiteren Zusammenkünften am 10. und 21. Juni, Anfang Juli ins »Parkhotel Lenzerheide bei Chur«,<sup>601</sup> sodann, vom 30. Juli bis 2. August, zu Rilke nach Muzot<sup>602</sup> und

<sup>595</sup> »Hélas hélas Fritz mon cher cher Fritz parti«, hatte sie im Taschenkalender unter diesem Datum geklagt und am 2. April Rilke zugerufen: »Ich weiß [...] daß Sie mit mir trauern werden um meinen armen lieben Bruder Fritz der am 29 März in Rapallo verschieden ist. Was es für mich bedeutet kann ich Ihnen gar nicht sagen.« Bereits am 20. Januar hatte sie aus Lautschin Bernard Berenson wissen lassen: »I am very anxious about my brother – my sister in law wrote me an allarming letter about his health, & I dont get any answer to my telegram.« Berenson, der Hohenlohes Rückkehr aus dem Schweizer Exil in Rapallo am 9. Dezember 1919 mit den Worten kommentiert hatte: »Poor old dear after 5 whole years of exile he has returned, penniless but more charming than ever«, meldet am 14. Juni 1923 Isabella Stewart Gardner, dass »Fritz Hohenlohe died a couple of months ago« (The Letters of Bernard Berenson and Isabella Stewart Gardner [wie Anm. 42], S. 614 u. 660). Rilke drückt der Fürstin am 7. April schriftlich sein Beleid aus (vgl. Rilke – Taxis, S. 748f. u. 749f.), während Kassner offenbar mündlich kondoliert hat; Trauerzeilen von seiner Hand sind nicht überliefert.

<sup>596</sup> Vgl. Rilke – Taxis, S. 751–760.

<sup>597</sup> Rilke – Kassner, S. 150: 3. Mai 1923.

<sup>598</sup> Rudolf Kassner, Essays. Aus den Jahren 1900–1922. Leipzig 1923. Das Buch enthält eine Reihe der 1906 bei S. Fischer im Sammelband »Motive« gedruckten Jugendarbeiten in wesentlich gekürzter und überarbeiteter Fassung (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 184 mit Anm. 389), außerdem verstreut gedruckte Schriften aus den Jahren bis 1922, darunter die Neuausgabe (KSW III, S. 7–47, mit den bibliografischen Daten ebd., S. 770f.) des 1909 als Buch veröffentlichten »Dilettantismus« (s.o. S. 111 mit Anm. 282).

<sup>599</sup> In der Rückschau berichtet sie zu diesem 8. Juni: »Endlich Wien wo ich [...] abends Kassner sah« (Rilke – Taxis, S. 764).

<sup>600</sup> Ebd., S. 764: 15. Juni 1923.

<sup>601</sup> Wenn er von hier am 12. Juli den Insel-Verlag beauftragt, der Fürstin ein Exemplar des »Indischen Gedankens« nach Lautschin zu senden, erfüllt er eine schriftlich oder noch in Wien mündlich geäußerte Bitte, die sich auf Marie Taxis' Übersetzungsvorhaben bezieht. Denn dieser im Juni 1921 erschienene Band enthält neben der zweiten Auflage des »Indischen Gedankens« die neue Fassung der zuerst 1911 erschienenen Studie »Von den Elementen der menschlichen Größe« (s.o. Anm. 360), die sie ihrer französischen Version zugrunde legen wird.

<sup>602</sup> Vgl. Rilke – Kassner, S. 151–154.

weiter nach Lautschin, wo die Fürstin erleichtert bestätigen kann, »daß es Kassner wieder bedeutend besser geht«. Er bringt ihr von Rilke Paul Valérys »Eupalinos«, den beide »mit großer Freude« lesen,<sup>603</sup> und erzählt »viel von den schönen Tagen« in Sierre und Muzot, die er »ganz besonders genossen zu haben« scheine: »Er ist wieder köstlich – aber eine schauerliche Unart hat er sich angewöhnt!!!: er spielt *bridge!* Abends gleich nach dem Essen stürzt er zum Spieltisch [...] und rührt sich nicht mehr. Ich bin verzweifelt, aber Sie können sich denken, daß es nichts nützt!«<sup>604</sup> Am 13. September (»partis de L<autschin>«) begleitet er die Fürstin und Prinz Pascha im Automobil nach Franken in die ihm fremden süddeutschen Städte Bamberg und Würzburg und »schimpft« dabei »wie ein Rohrspatz über unsern armen Lernet!!« und dessen »Kanzonnair«.<sup>605</sup> Während er via München nach Wien zurückfährt, wenden sich Mutter und Sohn nach Darmstadt, wo sie vom 16. bis 22. September an der Herbsttagung von Hermann Keyserlings »Schule der Weisheit« teilnehmen.<sup>606</sup>

<sup>603</sup> Rilke – Taxis, S. 769: 14. August 1923. Es handelt sich um die Ausgabe: Eupalinos ou l'Architecte, précédé de L'Ame et la Danse, par Paul Valéry. Paris MCMXXIII. Mit seiner Übersetzung ins Deutsche wird Rilke in den Tagen zwischen dem 26. September und 5. Oktober 1924 beginnen und die Arbeit im September 1926 wieder aufnehmen. Der postume Druck erscheint 1927 im Insel-Verlag: Paul Valéry, Eupalinos oder über die Architektur. Eingeleitet durch Die Seele und der Tanz. Übertragen von Rainer Maria Rilke; jetzt in: Rilke, Sämtliche Werke (wie Anm. 345), Bd. 7: Die Übertragungen. Bes. durch Walter Simon, Karin Wais und Ernst Zinn †. Frankfurt a.M./Leipzig 1997, S. 435–717 u. 1276f.

<sup>604</sup> Rilke – Taxis, S. 771f.: 3. September 1923.

<sup>605</sup> Ebd., S. 773. Alexander Lernet-Holenias (1897–1976) Gedichtsammlung »Kanzonnair« war kurz zuvor – als einziges seiner Bücher – im Insel-Verlag erschienen (vgl. Sarkowski, Der Insel-Verlag [wie Anm. 336], S. 219: Nr. 1017). Rilke, dem das Buch gewidmet ist, hatte sich für die Veröffentlichung bei Anton und Katharina Kippenberg energisch eingesetzt (vgl. Rilke – Anton Kippenberg [wie Anm. 287], Bd. 2, S. 214–217; Rilke – Taxis, S. 646f. u. 650f.). Die Fürstin hatte, auf Rilkes Empfehlung hin, das Buch schon am 26. Dezember 1922 von Anton Kippenberg erbeten und für das ihr am 27. Juni 1923 zugeschickte Exemplar am 7. Juli gedankt (DLA).

<sup>606</sup> Rilke – Taxis, S. 772f. u. 777. Die Tagung vom 16. bis 22. September 1923 steht unter dem Titel »Der ökumenische Mensch. Weltanschauung und Lebensgestaltung« (vgl. Gahlings, Hermann Graf Keyserling [wie Anm. 93], S. 188f.). Schon 1920 hatte Marie Taxis die Eröffnungstagung der »Schule der Weisheit« vom 23. bis 25. November besucht (vgl. Keyserlings Brief an Thomas Mann vom 13. November 1920: »Die Fürstin Marie Taxis kommt aus Böhmen extra herüber« [Thomas Mann, Briefwechsel mit Autoren. Hg. von Hans Wysling. Frankfurt a.M. 1988, S. 242; Thomas Mann, Briefe II. 1914–1923. Ausgewählt und hg. von Thomas Sprecher, Hans R. Valet und Cornelia Bernini. Frankfurt a.M. 2004, S. 900], sowie am 21. November 1920 an die Schriftleitung des Berliner »Lokalanzeigers« mit dem Vermerk, dass »eine Reihe bekannter Persönlichkeiten zu den Vorträgen anreisen [...], auch verschiedene Ausländer, darunter die Fürstin Alexander von Thurn und Taxis, die den ersten literarischen Salon im alten Wien hatte, aus Böhmen« [Internet-Angebot des Buch- und Kunstantiquariats Aegis in Ulm, 2014]). Dabei hatte sie Keyserling nicht nur als Redner, sondern, wie sie Rilke berichtet, auch ganz privat erlebt und war zu einer bemerkenswerten Charakteristik seiner Persönlichkeit gelangt (an Rilke, 11. Dezember 1920 u. 4. Januar 1921: Rilke – Taxis, S. 625f., 644f.; s. auch ebd., S. 633f.). Keyserlings Schwiegermutter, Fürstin Marguerite Bismarck, hatte ihr damals am 29. November für die »warmen Worte« über Tochter Goedela (1896–1981) gedankt (AST), die im März des Vorjahres Hermann von Keyserling geheiratet hatte.

Anfang 1923 hatte die Fürstin, im Einvernehmen mit Kassner, begonnen, den »Dilettantismus« ins Französische zu übertragen. Eine wohl erste Fassung (»ma traduction«) hatte sie am 6. März »après midi« in der Victorgasse dem Freund vorgelesen, der sich »enchanté« gezeigt und am 3. Mai Rilke bestätigt hatte, sie habe »eine ausgezeichnete Übersetzung meines Dilettantismus fertiggestellt«. <sup>607</sup> Daraufhin hatte er sie ermuntert, sich auch der »Elemente der menschlichen Größe« anzunehmen – eine Aufgabe, der sie sich mit Eifer und nie erlahmender Selbstkritik widmet. Am 1. Juni schreibt sie an Rilke: »[...] diese beiden Bücher die ich zu übersetzen versuche, sind mir jetzt so lebendig geworden daß ich jeden Augenblick an sie denken muß, und immer mehr den unendlich hohen Standpunkt fühle den K. einnimmt.« Nachdem sie am 15. Juni ergänzt hatte: »Ich arbeite fleißig an den *Elementen*, aber bin nicht sehr zufrieden«, <sup>608</sup> hatte sie am 7. Juli 1923 auch Anton Kippenberg eröffnet, sie »arbeite« an dieser »Übersetzung«, »und zwar auf Kassners Wunsch da ich mich nicht getraut hätte – obwohl er mit der Übersetzung des »Dilettantismus« zufrieden war«. Und sie hatte die Frage angefügt: »Gibt es eine Übersetzung des Neuen Testaments von Luther auf französisch? Sie werden sich vielleicht erinnern dass K davon einiges citirt – Wenn eine quasi offizielle franz. Übersetzung des Luther Textes existirt, müste ich die benützen.« <sup>609</sup> Ob Kippenberg geantwortet hat, wissen wir nicht; wohl aber, dass sie im April des nächsten Jahres, als sie daran geht, »die »Elemente« endgültig zu fixieren«, Rilke versichern kann: »Ich glaube, daß sie jetzt mit meiner Übersetzung der *Elemente* nicht ganz unzufrieden wären; habe viel daran gearbeitet. Einige Stellen die mich unglücklich machten ganz re-fondues wissen Sie, die Augen zugemacht, an gar keine Worte des Textes mehr gedacht – nur das Bild geschaut und dann französisch beschrieben. Einiges dadurch ganz anders ausgedrückt aber der Sinn genauer. Natürlich diese Art nur sehr selten und wenn nicht anders möglich.« <sup>610</sup> In beiden Fällen legt sie »die neueren Auflagen« zugrunde, »wo einiges geändert ist«, <sup>611</sup> nämlich zum einen die leicht überarbeitete Fassung des »Dilettantismus« aus den »Essays«, zum anderen die durchgesehenen »Elemente«, die 1921 im Doppelband »Der Indische Gedanke / Von den Elementen der menschlichen Größe« erschienen waren.

<sup>607</sup> Marie Taxis' Taschenkalender und Rilke – Kassner, S. 150.

<sup>608</sup> Rilke – Taxis, S. 761 u. 764.

<sup>609</sup> DLA: Nachlass Kippenberg. – Nach freundlicher Auskunft von Karin Heydt (Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart) wurde die Lutherbibel nie ins Französische übersetzt. Im französischen Sprachraum ist die 1871 (Altes Testament) und 1880 (Neues Testament) veröffentlichte Übertragung des Schweizer Theologen Louis Segond (1810–1885) als Referenzversion mit der Lutherbibel zu vergleichen. Sie wurde 1910 überarbeitet und ist in dieser Form kanonisch geworden. Ihr folgt Marie Taxis bei der Übersetzung der Bibelstellen nicht, vielmehr orientiert sie sich am von Kassner vorgegebenen Luthertext.

<sup>610</sup> Rilke – Taxis, S. 798f.: 4. April 1924. Eben diese Vorgehensweise dürfte allerdings den Ausschlag für die später als unbedingt notwendig erachtete Überarbeitung des Textes durch französische Muttersprachler gegeben haben (vgl. dazu S. 192 mit Anm. 693).

<sup>611</sup> An Rilke, 6. Februar 1925 (Rilke – Taxis, S. 820); s.o. Anm. 360.

Ende Oktober 1923 kommt sie nach Wien zurück und nimmt sogleich am 2. November den Kontakt zu Kassner auf: »Kassner sehe ich oft«, heißt es zwei Tage später an Rilke; »er ist sehr heiter« und »arbeitet an seinen »Physionomien«, von denen er »schon 15« habe, womit sie auf die »Physiognomischen Studien« anspielt, die 1925 unter dem Titel »Die Verwandlung« veröffentlicht werden.<sup>612</sup> Am 6. November ist sie um »11 matin« »avec Kassner à la galerie du Musée, p<ou>r voir le Velasquez«, ein Gemälde, das sie Rilke am 4. November als »neuen Velasquez« im Kunsthistorischen Museum gerühmt hatte, der »denken Sie sich – entdeckt wurde. In einer Ecke bei einer dunklen Stiege der Burg angebracht.«<sup>613</sup> Am 16. November trifft man zum augenscheinlich letzten »déjeuner« zusammen, bevor die Fürstin nach Lautschin aufbricht.

Anfang 1924 wieder in der Hauptstadt, sorgt sie sich erneut um Kassner, der diesmal an einer »Lungenentzündung mit schwerem Fieber« leidet. Doch kann sie bereits am 5. Februar aufatmen: »Allée voir Kassner Dieu merci convalescent (unberufen)«,<sup>614</sup> eine Feststellung, die sie, nach weiteren Treffen am 9. und 15. Februar, Rilke gegenüber am 16. Februar in die Worte fasst: »Jetzt, Gott sei Dank und unberufen, ist auch er wieder beisammen, war gestern hier beim Gabelfrühstück und wieder morgen und zwar mit einem gewissen Dr. Prinzheim (oder so was) den ich kennen lernen wollte weil er von Ihnen und von den Elegien schwärmt. Bin neugierig auf ihn.«<sup>615</sup> Nach Besuchen am 27. und 28. Fe-

<sup>612</sup> Rilke – Taxis, S. 779; zur »Verwandlung« s.u. Anm. 639.

<sup>613</sup> Rilke – Taxis, S. 779. Zur Wiederentdeckung des 1659 entstandenen Porträts der Infantin Margarita Teresia (1651–1673), Tochter des spanischen Königs Philipp IV. und späterer Gattin Kaiser Leopolds I. (José López-Rey, Velázquez. A Catalogue Raisonné of his Œuvre. London 1963, S. 256, Nr. 406 mit Abb. 155), vgl. Gustav Glück, Velázquez' Bildnis der Infantin Margareta Theresia aus dem Jahre 1659. In: Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen in Wien. N.F. 1, 1926, S. 209–212. In die erste und zweite Auflage seiner »Physiognomik« wird Kassner 1932 bzw. 1951 jeweils zwei andere Velázquez-Bildnisse dieser Prinzessin aufnehmen (vgl. KSW V, S. 554).

<sup>614</sup> So im Taschenkalender der Fürstin. Kassner selbst hatte sich Anton Kippenberg gegenüber schon am 31. Januar 1924 als »Reconvaleszent« bezeichnet, der sich nach »Grippe und Lungenentzündung« »irgendwo erholen« müsse.

<sup>615</sup> Rilke – Taxis, S. 783. Dazu merkt Marie Taxis im Taschenkalender unter dem 17. Februar an: »Prinzhorn et Kassner déj. très intéressant«. Der Psychiater und Kunsthistoriker Dr. Hans Prinzhorn (1886–1933), von 1919 bis 1921 Assistent an der Psychiatrischen Universitätsklinik in Heidelberg, hatte 1922 das einflussreiche Buch veröffentlicht: Bildnerie der Geisteskranken. Ein Beitrag zur Psychologie und Psychopathologie der Gestaltung. Mit 187 zum Teil farbigen Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln vorwiegend aus der Bildersammlung der Psychiatr. Klinik Heidelberg. Nach verschiedenen, kurzfristigen Anstellungen an psychiatrischen Kliniken in Zürich, Dresden und Wiesbaden lässt Prinzhorn sich Ende 1924 als Psychotherapeut in Frankfurt am Main nieder. Lou Andreas-Salomé hatte Rilke spätestens im Brief vom 22. September 1921 auf Prinzhorn als Psychiater in Heidelberg aufmerksam gemacht (vgl. Rainer Maria Rilke, Lou Andreas-Salomé, Briefwechsel. Hg. von Ernst Pfeiffer. Frankfurt a.M. 1975, S. 434). Zudem ist er mit Alma Moodie (1898–1943) befreundet, der von Rilke verehrten australischen Geigerin (vgl. Florian Gelzer, Ein Briefwechsel zwischen Rilke und der Violonistin Alma Moodie; in: Blätter der Rilke-Gesellschaft 30, 2010, S. 359–402), die 1924 sieben Tage bei ihm zu Besuch ist (vgl. Thomas Röske, Der Arzt als Künstler. Ästhetik und Psychotherapie bei Hans Prinzhorn [1866–1933]. Bielefeld 1995, S. 162).



bruar verbringt Kassner, um diese »böse Grippe« nachhaltig auszukurieren,<sup>616</sup> einige Tage auf dem Semmering, den er, wie Marie Taxis Rilke am 3. März berichtet, »erholt« verlässt.<sup>617</sup> Das Diarium meldet in der Folge eine ungewöhnlich dichte Reihe weiterer Zusammenkünfte am 21., 28. und 31. März, am 8., 17., 20., 21., 25., 28. April, am 4., 7., 9. (»4½ Vorlesung Kassner superbe«: aus der entstehenden »Verwandlung«) sowie am 14. und 25. Mai. Während einer dieser Begegnungen ermuntert er sie »für meine Rheumatismen – heuer mit dem schrecklichen Wetter sind sie sehr böse geworden – ich hatte arge Schmerzen in den Händen« – dringlich zu einer Kur in Bad Ragaz,<sup>618</sup> die sie im Juni antritt. Anfang Juli zurück in Lautschin, heißt sie, laut Taschenkalender, am 12. Juli<sup>619</sup> Kassner als »Trost« willkommen. In den ruhigen Wochen bis zum 8. September lesen sie gemeinsam »Shakespeare« und besichtigen am 9. August zusammen mit dem österreichischen Diplomaten »Baron <Léon> De Vaux und 3 Enkelinnen [...] Schloß und Bibliothek« im nordböhmisches Raudnitz an der Elbe, nachdem Kassner »letztthin« seinen »Spieler« zu Gehör gebracht hatte, »ein wunderbares Porträt« aus der »Verwandlung«, »wunderbar und äußerst schwer«.<sup>620</sup> Zu dieser Zeit entsteht auch ein Kassner-Porträt von Paschas Hand, dessen »Bilder«, nach Ansicht der Mutter, »von einer fast brutalen Kraft und Plastik« sind: »Ich glaube es könnte sehr gut werden.«<sup>621</sup>

Am 7. September, einen Tag vor seiner Abreise nach Wien, schickt Kassner das Manuskript der »Verwandlung« an den Insel-Verlag. Das Buch komme, wie er Anton Kippenberg bereits am 12. Juli erläutert hatte, dem neuerdings »vorhandenen Bedürfnis nach dem Physiognomischen« entgegen, so dass er vorschlägt, »gleich 5000 bis 6000 Ex. drucken« zu lassen: »Das brächte mir 1500 – 1800 GoldMk, u. die brauche ich sehr.« Denn »durch die Deroute in Wien, Krach der Depositenbank, Insolvenzen in der Industrie« sei er finanziell »entsetzlich heruntergekommen«. Hätte er nicht bei seiner »Schwiegermutter so

<sup>616</sup> Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, 5. März 1924 (wie Anm. 499, S. 985f.).

<sup>617</sup> Rilke – Taxis, S. 794. Rilke hatte die Fürstin schon am 23. Februar 1924 gebeten: »Sagen Sie Kassner alle meine Grüße. Er sollte nach dieser Erkrankung auch ein wenig Luftwechsel (gegen Süden zu) sich gelegentlich diktieren« (Rilke – Taxis, S. 789).

<sup>618</sup> Ebd., S. 803.

<sup>619</sup> Kassner hatte dem Insel-Verlag, noch aus Wien, am 11. Juli gemeldet: »meine Adresse zunächst Schloss Loučen«. Bereits am folgenden Tag richtet er von dort einen ausführlichen Brief an Anton Kippenberg mit der Kunde: »Hier herrscht Kummer« wegen einer Erkrankung des Prinzen Erich, woraufhin Kippenberg am 15. Juli »beste Empfehlungen an die Taxis' und beste Wünsche für den Sohn« ausrichten lässt und als Arzt den Privat-Dozenten an der Universität Leipzig, Dr. Richard Pfeiffer, empfiehlt, der seiner »Frau endlich geholfen und viele andere Bekannte gesund gemacht« habe. Am 10. August erhält Rilke die Kunde, es gehe »Erich [...] Gott sei Dank und unberufen, besser« (Rilke – Taxis, S. 814).

<sup>620</sup> Ebd., S. 814: 10. August 1924. »Der Spieler« aus der »Verwandlung« (s.u. Anm. 639): KSW IV, S. 79f.

<sup>621</sup> Rilke – Taxis, S. 814: 10. August 1924. Im Taschenkalender rühmt Marie Taxis am 26. September »le portrait de Kassner«, von dem heute jede Spur fehlt. Zu Kassners positivem Urteil über Paschas »Maltalent« s.o. S. 162 mit Anm. 531.

billig Zimmer und Pension«, könnte er »überhaupt nicht leben«, und so gehe es bei ihm »um die Wurst [...], genau um diese ganze kleine Lebenswurst.« Diesen Hilferuf beantwortet der Verleger, ohne die Frage der Auflagenhöhe schon »heute« entscheiden zu wollen,<sup>622</sup> postwendend am 15. Juli mit der Zusage, dem Autor »1500 Goldmark à Konto künftiger Honorare« anweisen zu lassen.

Von einem Besuch auf Schloss Schwertberg bei Alexander und Edmée Hoyos<sup>623</sup> am 6. Oktober heimgekehrt,<sup>624</sup> ist er acht Tage später zu Gast in der Victorgasse – anwesend sind Fürst Franz von Liechtenstein sowie Baron De Vaux – und greift bald mit spontaner Freude den Vorschlag des Fürsten auf, seine Gattin nach Italien zu begleiten.

## 91. In Wien

Wien IV. Tilgnerstrasse 3<sup>625</sup>

<Ende November 1924><sup>626</sup>

Gnädigste Fürstin!

In aller Eile: Ich fahre also nach Rom u. wenn Sie mir es erlauben, fahre ich mit Ihnen resp. schließe ich mich Ihnen an. Ein sehr glänzendes Honorar für eine Übersetzung ermöglichen mir den Spaß. Wie sehr ich

<sup>622</sup> Laut Verlagsvertrag, den der Insel-Verlag Kassner am 21. Oktober 1924 zuleitet, werden schließlich 2000 + 200 Exemplare gedruckt.

<sup>623</sup> Schwertberg in Oberösterreich, in der Nähe von Mauthausen im Mühlviertel. Das Schloss, urkundlich erstmals 1327 erwähnt, wurde 1608 zu seiner jetzigen Größe ausgebaut. 1911 hatte es Alexander Graf Hoyos erworben. Bis heute ist es in Gräflin Hoyos'schem Besitz. Während dieses Besuchs lernt Kassner die Schwester des Hausherrn, Fürstin Marguerite Bismarck, geb. Gräfin Hoyos (1871–1945), kennen (sein erstes erhalten gebliebenes Schreiben an die Fürstin datiert vom 25. November 1924) und findet in ihr »die aufmerksamste, mit dem Herzen am tiefsten eindringende, ich möchte wagen zu sagen: innigste Leserin meiner Bücher«. Sie hatte Herbert von Bismarck (1849–1904), Sohn des Reichskanzlers Otto von Bismarck (1815–1898) und späteren 2. Fürsten von Bismarck, am 20. September 1892 in Wien geheiratet und zählt bis zu ihrem Tod am 4. Oktober 1945 zu Kassners engsten Vertrauten und Förderern (vgl. KSW IX, S. 275–278 u. 863–865).

<sup>624</sup> Kurz zuvor hatte er sich mit einer undatierten Karte aus Schwertberg bei Max Mell entschuldigt, dass er die Uraufführung von dessen »Apostelspiel« am 3. Oktober im Theater in der Josefstadt versäumen müsse, zugleich aber versichert, am »Montag«, dem 6. Oktober, »in Wien« zu sein und »die nächste Aufführung« besuchen zu wollen. Diese findet, nach der zweiten Vorstellung vom 5. Oktober, am 10. Oktober 1914 statt (vgl. die Theateranzeigen in der »Neuen Freien Presse« vom 3., 5. und 10. Oktober 1924).

<sup>625</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Notizen Ernst Zinns.

<sup>626</sup> Kassners von Ernst Zinn festgehaltene vage Datierung »Herbst 1924« ist in diesem Sinne zu präzisieren. Dafür spricht Kassners Mitteilung vom 25. November 1924 an Fürstin Herbert Bismarck: »Ich hatte die große Freude, nach Rom eingeladen zu werden. Ich fahre am 7ten <Dezember> u. wohne im Htel Eden«; sowie seine Nachricht vom 1. Dezember an den Insel-Verlag, er gehe »ab 7ten für ca 6 Wochen nach Italien«.

mich freue, kann ich Ihnen nicht sagen, Sie werden es sehen, wenn Sie mich dort sehen. Zehn Jahre war ich nicht dort,<sup>627</sup> zehn Jahre war ich nirgends, vor zehn Jahren habe ich auf meinen Spaziergängen im Borghese das Werk angefangen, das jetzt in drei Bänden vollendet liegt.<sup>628</sup>

Jetzt nur die Bitte: mir in Ihrem Hotel ein Zimmer zu bestellen (ohne Bad, da ich meinen tub habe) u. wann reisen Sie u. welche Route, damit ich meinen Paß in Ordnung bringe. Ich bitte Sie wegen des Zimmers u. thue es nicht selber, weil Sie schon ein Apartement dort haben u. leichter ein Zimmer dort bekommen dürften.

Eben war der Fürst bei mir um Abschied zu nehmen. Ich war tief gerührt diesem von mir überaus geliebten Menschen für so lange Zeit u. in ein so fernes Land hinein Adieu sagen zu müssen u. weiß im Innersten, daß er heil u. gesund zurückkehren wird. Oh er verdient die große Freude, die er über dem Ganzen empfindet, freuen wir uns mit ihm! Also bitte um Antwort. Alles Gute

Ihr

Dr. Rud. Kassner

Das erwähnte »sehr glänzende Honorar« hat Kassner erfunden. Zwar hatte ihm die »Bremer Presse« kurz zuvor eine Übersetzung von Pascals »Pensées« angeboten, doch war es zunächst bei grundsätzlichen Präliminarien geblieben und bislang noch kein Entgelt geflossen.<sup>629</sup> Die wirklichen Umstände hat er Ernst Zinn erläutert: Fürst Alexander beabsichtigt, von November 1924 bis April 1925 in Afrika auf Großwildjagd zu gehen – die Fürstin hatte Rilke schon am

<sup>627</sup> Seine bis dahin letzte Rom-Reise hatte Kassner Anfang Mai 1914 von Duino aus angetreten (vgl. S. 139). Damals war er im »Hotel de Russie« in der Via Babuino 9, unweit der Piazza del Popolo, abgestiegen, alsbald aber ins auch jetzt gewählte »Hotel Eden« umgezogen (vgl. BW Kassner, S. 180), ein Haus »ersten Ranges« in der Via Ludovisi 49 (Baedeker, Mittelitalien und Rom [wie Anm. 49], S. 142), »nahe dem Giardino Borghese«, wie er 45 Jahre später in seiner »Erinnerung an Eleonora Duse« anmerkt (KSW X, S. 597).

<sup>628</sup> Sein »physiognomisches Weltbild« hatte Kassner ab 1913/14 entwickelt und zunächst im Hauptwerk »Zahl und Gesicht« (1919) niedergelegt, dem 1922 »Die Grundlagen der Physiognomik« gefolgt waren. Der dritte Band ist die gerade im Abschluss befindliche »Verwandlung« mit ihren »Physiognomischen Studien«, die im kommenden Jahr 1925 erscheinen (vgl. Anm. 639).

<sup>629</sup> Kassner hatte Rilke am 16. September 1924 mitgeteilt, er »übersetze [...] Pascal, »Les pensées« für die Bremer Presse« (Rilke – Kassner, S. 157). Mit diesem Vorhaben hatte Hugo von Hofmannsthal neue Einkommensquellen für Kassner zu erschließen gesucht, der nach dem Weltkrieg große Teile seines Bar- und Aktienvermögens verloren hatte. Am 3. November hatte Kassner dem Verleger Willy Wiegand erklärt, diese Übertragung sei ihm »durchaus sympathisch« und er werde sich »in ein paar Tagen daranmachen«, in dem Bewusstsein, dass er damit »kaum vor ½ Jahr fertig« werde, »weil Pascal gut, sehr gut übersetzt sein will« (an Fürstin Bismarck, 25. November 1924); s. BW Kassner, S. 263f., sowie unten Anm. 637.

14. Mai 1924 informiert: »Der Meinige will sich eine Löwenjagd in Afrika spendieren!!! und ist soeben nach London um alles zu arrangieren!!!«<sup>630</sup> Da er seine Frau, die am 28. Dezember ihren 69. Geburtstag feiert, nicht allein nach Italien reisen lassen will und auch Prinz Pascha verhindert ist, bittet er Kassner mitzufahren; allerdings müsse dieses Arrangement streng geheim bleiben. Kassner, der sich eine solche Unternehmung angesichts seiner bedrängten finanziellen Lage nicht hätte leisten können, erhält vom Fürsten 200 Pfund – nach damaligem Devisenkurs etwa 3700 Reichsmark, was, je nach den beiden gängigen Berechnungsmethoden, in heutiger Kaufkraft 12 500 bzw. 14 500 Euro gleichkäme.<sup>631</sup> Seine zitierte Nachricht an Marguerite Bismarck vom 25. November, er sei »eingeladen« worden,<sup>632</sup> rückt die Gegebenheiten ins rechte Licht. Marie Taxis ihrerseits protokolliert unter dem 2. Dezember: »Kassner venu. Décidé voyage«.

Abreisetag ist nicht der von Kassner genannte 7., sondern, Marie Taxis' Kalendarernotiz zufolge, der 11. Dezember 1924: »partie avec Kassner«. Aus Rom sendet er gegen Jahresende die korrigierte »druckreife Revision« seiner »Verwandlung« an den Verlag und fügt am 29. Dezember hinzu, er werde bis zum 16. Januar in der italienischen Hauptstadt bleiben, »dann ein paar Tage nach Neapel u. dann zurück«. Rilke hatte in Paris durch Carl Jacob Burckhardt von dieser Reise gehört, ehe ihm die Fürstin im Rückblick des 6. Februar 1925 erzählt: »Meine 6 Wochen in Rom habe ich sehr genossen, und Kassner und ich, wir haben uns verliebt in einen, neu ausgegrabenen etruskischen Apollo der etwas Fabelhaftes ist.«<sup>633</sup> Kassner selbst hatte drei Tage zuvor Marguerite Bismarck in typischer Lakonie gemeldet: »Rom war gut u. schön, ebenso Neapel.« Und Anton Kippenberg hatte bereits am 29. Dezember lesen können: »Seit 10 Jahren das 1. Mal wieder draußen. Rom ist wunderbar.«

Am 22. Januar 1925 zurück in Wien,<sup>634</sup> nimmt er den Verkehr mit der Fürstin alsbald wieder auf. Im Vordergrund stehen zeitweilig deren Übertragungen

<sup>630</sup> Rilke – Taxis, S. 803. Zur Reise des Fürsten vgl. Kassners späte Erinnerung, dass sich der »Vierundsiebzigjährige in Afrika von einem angreifenden Büffel dadurch retten <mußte>, dass er sich am Ast eines sehr dornigen Akazienbaumes emporzog, so daß der Büffel unter seinen Füßen weiterraste« (KSW VII, S. 537). Nach seiner Rückkehr wird auch die Fürstin berichten: »Alex ist am 10ten April eingetroffen, war selig über seine Expedition hat massenhaft geschossen – 3 Löwen, rhinos etc etc. Es war für ihn eine Erholung nach den vielen böartigen Erlebnissen zu Hause«, die im Zuge der umstürzenden Änderungen im politischen und gesellschaftlichen System der jungen Tschechoslowakei für den grundbesitzenden Adel eingetreten waren (Rilke – Taxis, S. 830: 10. Mai 1925).

<sup>631</sup> Freundlicher Auskunft von Elena Triebkorn, Deutsche Bundesbank, Frankfurt a.M.

<sup>632</sup> Ähnlich äußert sich Kassner gegenüber Anton Kippenberg am 29. Dezember 1924.

<sup>633</sup> Rilke – Taxis, S. 817 u. 821. Gemeint ist der »Apoll von Veii« im Mueso di Villa Giulia, eine wohlerhaltene bemalte etruskische Terrakottastatue aus dem späten 6. Jahrhundert v. Chr., die man 1916 bei Grabungsarbeiten am Apollo-Tempel von Veii gefunden hatte (vgl. Maja Sprenger/Gilda Bartoloni, Die Etrusker. Kunst und Geschichte. München 1977, S. 56f. u. Tafel 118f.).

<sup>634</sup> So Kassners Ankündigung aus Rom vom 14. Januar an den Insel-Verlag.

des »Dilettantismus« und der »Elemente der menschlichen Größe«. Bereits am 3. Mai 1923 hatte er Rilke mitgeteilt, die Fürstin möchte die »Übersetzung meines Dilettantismus [...] bei einer Zeitschrift anbringen. Leider fürchte ich daß sie nicht viel Glück haben wird damit.«<sup>635</sup> In der Tat war der Versuch gescheitert, mit Hilfe Carl Jacob Burckhardts einen Druck in der »Revue de Genève« zu erreichen – an die Fürstin hatte Burckhardt am 27. Juni 1924 geschrieben: »Wir lasen die Übertragung des ›Kassner‹ und sind wieder Alle ganz in Bewunderung vor der Meisterschaft Ihrer Leistung«. Das Projekt war daraufhin liegen geblieben, bis sich nun Rilke der Sache annimmt, indem er den befreundeten Literaten Charles Du Bos auf diese »vortrefflichen Übertragungen« hinweist, der sie »in einer Sammlung von ausländischen Autoren, die er zu begründen im Begriff ist«, zu veröffentlichen gedenke. Dabei bezieht Rilke außer dem »Dilettantismus« die inzwischen vollendete Übertragung der »Elemente der menschlichen Größe« mit ein, die ihm Marie Taxis Ende Mai 1923 in Sierre vorgelesen und woran sie seither »noch viel gefeilt« hatte. Auf Rilkes Bitte vom 3. Februar 1925, ihm die »beiden Manuscripte« »so rasch als möglich zukommen zu lassen«, »citirt« sie Kassner drei Tage später in die Victorgasse, um die Angelegenheit zu besprechen, und bringt die Typoskripte kurz danach auf den Weg, so dass Rilke sie Du Bos am 23. Februar überreichen kann. Nach manchem Hin und Her wird das Vorhaben jedoch auch diesmal ergebnislos abgebrochen, und Marie Taxis fordert am 10. Mai »eines von meinen Copien von *Dilettantismus*« zurück.<sup>636</sup>

Am 27. Februar 1925 hatte sie Rilke wissen lassen: »Ich sehe Kassner oft – er hat Pascal übersetzt<sup>637</sup> und arbeitet viel – ist dabei guter Dinge – für mich die größte *ressource* hier in Wien.«<sup>638</sup> Ohne Zweifel ist sie über die seit Januar vom Insel-Verlag immer wieder aufgeschobene Auslieferung der »Verwandlung« in-

<sup>635</sup> Rilke – Kassner, S. 150.

<sup>636</sup> Rilke – Taxis, S. 819, 820, 822f., 825 u. 831; zum weiteren Verlauf s.u. S. 187–189 u. 192.

<sup>637</sup> Gleich nach seiner Rückkehr aus Italien hatte Kassner die Übersetzung in Angriff genommen, die während der folgenden sechs Monate keinen Raum für eigene literarische Produktionen lässt. Nachdem er das »Pascal Ms« dem Verlag im Juni 1925 zugleitet hatte, ruht es dort, ohne dass Kassner »ahnte«, was Christiane von Hofmannsthal weiß, als sie ihn im Oktober in Salzburg »äußerst munter« auf der Straße trifft; nämlich, »daß die ›Bremer Presse‹ ihm seine Pascalübersetzung als unbrauchbar zurück senden will« (B Christiane, S. 66f.). Doch hat Kassner die Ablehnung – so Willy Wiegand am 2. Dezember 1925 an Hofmannsthal – »nicht unfreundlich aufgenommen, wie Christiane mir schrieb« (Donata Mieke, Hugo von Hofmannsthals Tätigkeit als Herausgeber zwischen 1920 und 1929. Kritische und kommentierte Edition. Wuppertal 2010, S. 35 (<http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-2174/da1002.pdf>, Stand: 17.03.2015)). Von der Arbeit fehlt jede Spur. Als einzig greifbare Frucht der monatelangen Beschäftigung erscheint im Mai 1925 der als Nachwort konzipierte Essay »Über Pascal« (Europäische Revue. 1. Jg., 1. Halbjahr, H. 2, S. 174–179; 1928 aufgenommen in das Buch »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« (s.u. Anm. 775), S. 64–79; jetzt: KSW IV, S. 240–259). Vgl. insgesamt BW Kassner, S. 263–266 u. 269f.

<sup>638</sup> Rilke – Taxis, S. 826.

formiert, die endlich Mitte März erfolgt.<sup>639</sup> Wohl unverzüglich überreicht Kassner der Freundin eines der vom Verlag erbetenen und am 16. März zugesandten »10 Freiemplare« und liest daraus am 6. Mai in ihrem Salon vor: »wir waren nur 4 oder 5« – »es war sehr sehr schön«, bekennt sie Rilke am 10. Mai und ergänzt: »Heute ißt er hier mit der Ménage Keyserling«. Dabei spricht man über Otto von Taube und verabredet sich zu Keyserlings Vortrag am folgenden Abend, der, wie Kassner am 14. Mai im Brief an Edmée Hoyos anmerkt, »wohl besucht <war> wie das Konzert einer diva, aber keineswegs gut. Ich fand ihn direct platt«. <sup>640</sup> Am 13. Juni verknüpft Marie Taxis den Hinweis, sie habe Kassner unlängst gesehen, er gehe »ins Hochgebirg«, mit der sibyllinischen Bemerkung: »Ich bin aber nicht recht mit ihm zufrieden. Darüber mündlich.«<sup>641</sup> In der Tat weilt er mit Frau Marianne von Mitte Juni bis Anfang Juli »drei Wochen« in Salegg, »im italienischen Südtirol«. »Ich hatte eine wunderbare Zeit«, gesteht er Gräfin Edmée Hoyos am 18. Juli 1925, »und habe im Spazierengehen [...] ein neues Buch angefangen«, nämlich das Gespräch »Christus und die Weltseele« als Kernstück der 1927 veröffentlichten »Mythen der Seele«. <sup>642</sup> Er wird es in Lautschin zwischen dem 20. Juli<sup>643</sup> und Ende August abschließen, so dass

<sup>639</sup> Rudolf Kassner, *Die Verwandlung. Physiognomische Studien*. Leipzig 1925; auf S. (5): »Rainer Maria Rilke / gewidmet«. Kassner hatte dem Freund am 16. November 1924 eröffnet: »[I]ch <habe> Ihnen mein neues Buch »Die Verwandlung« gewidmet. Die Insel druckt daran wie immer sehr langsam« (Rilke – Kassner, S. 157). Diese Dedikation – gleichsam öffentliche Gegengabe für Rilkes Zueignung der Achten Elegie – hatte der Dichter am 23. Januar 1925 als »Ehrung, die mir aus seiner Freundschaft stammt«, den »guten Thatsachen« seines Lebens zugerechnet. Nachdem er das von Kassner am 23. März beim Verlag bestellte – »ich weiß nicht, wo er augenblicklich lebt« – und fünf Tage später nach Paris gesandte Buch empfangen hatte, vertraut er der Fürstin am 4. Mai an: »Kassner's Buch (bitte, sagen Sie's ihm) ist mir eine tägliche Freude und die intimste Aufrichtung: durch seinen Inhalt und, sooft ich zu lesen nicht fähig bin, durch die große Thatsache, daß es mich nennt und mir so besonders und bleibend zugekehrt ist!« (Rilke – Taxis, S. 818 u. 829; vgl. KSW IV, S. 570; Rilke – Kassner, S. 159f.)

<sup>640</sup> Vgl. Rilke – Taxis, S. 831; Kassner – Taube, S. 291. Hermann Keyserling war, nach einem bejubelten Vortragszyklus in Budapest »über den Werdegang und die Zukunft der abendländischen und überhaupt aller alten Kulturen« (vgl. Pester Lloyd, 5. Mai 1925, zit. nach Gahlings, Hermann Graf Keyserling [wie Anm. 93], S. 194), in Begleitung seiner Frau Goedela am 9. Mai »abends« in Wien eingetroffen (so seine Ankündigung im auf »Budapest, 7. Mai« datierten und am 9. Mai in der »Neuen Freien Presse« [S. 83] abgedruckten »Gruß an Wien«). Am 11. Mai spricht er auf Einladung des Kulturbunds im Großen Konzerthausaal über »Werden und Vergehen, Leben und Tod« und wird mit »stürmischem Beifall« des Publikums bedacht (vgl. die ausführliche Besprechung in der »Neuen Freien Presse« vom 12. Mai 1925, S. 8).

<sup>641</sup> Rilke – Taxis, S. 832.

<sup>642</sup> Christus und die Weltseele. Bericht über ein Gespräch. Erstdruck im Oktober 1925. In: *Europäische Revue*. 1. Jg., II. Halbbd., H. 7, S. 25–36; 1927 aufgenommen in »Die Mythen der Seele« (s.u. Anm. 718); jetzt in: KSW IV, S. 175–190.

<sup>643</sup> »Übermorgen fahre ich nach Loučen und bleibe dort bis Ende August«, teilt Kassner Edmée Hoyos am 18. Juli 1925 mit. Im Nachlass der Fürstin Taxis (AST) hat sich eine auf den 21. Juli 1925 datierte Karte ihres Neffen Nikolaus (Nikola) zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1877–1948), eines Sohns von Chlodwig zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst

Marie Taxis am 22. September 1925 Rilke bekunden kann, Kassner habe in diesen »6 Wochen sehr fleißig gearbeitet, trotz Spektakel – etwas wunderbar-schönes geschrieben: Christus und die Weltseele«. <sup>644</sup> Von Lautschin sagt er sich am 23. August 1925 für »Anfang Oktober« auf Schloss Schwertberg bei der Familie des Grafen Alexander Hoyos an und bringt sich von dort unmittelbar vor seiner Abreise der Fürstin in Erinnerung:

## 92. Von Schwertberg nach Lautschin

Schwertberg 20.10.25. <sup>645</sup>

<Dienstag>

Gnädigste Fürstin!

Morgen bin ich wieder in Wien, sozusagen wieder eingerückt. Bin 14 Tage hier gewesen, vorher bei meiner Frau in Baiern, der es ja so weit ganz gut u. die jetzt nach Meran geht. Das Ohr, worauf sie gefallen, macht ihr noch Schwierigkeiten, u. doch ist es ein Glück, daß sie aufs Ohr u. nicht aufs Gesicht gefallen ist, welches letztere unmittelbar einen Schädelbasisbruch u. damit den Tod zur Folge gehabt hätte. <sup>646</sup>

Ich hatte heute von Nora Khuen-Lützow <sup>647</sup> eine Karte, in der sie mich für den 24. etc <sup>648</sup> nach Grusbach einladet, Berenson käme auch hin. Er dürfte also in Wien sein, am Ende kommt er da auch zu Ihnen. Ich fahre jedenfalls nicht nach Grusbach. Er wird sich wohl bei mir in Wien melden. <sup>649</sup>

(1848–1929), gefunden, mit dem Wunsch, in Lautschin »besonders Dr. Kassner« zu grüßen. Der wird am 10. August 1925 ein Exemplar der »Verwandlung« nach Lautschin bestellen, das der Verlag zwei Tage später besorgt.

<sup>644</sup> Rilke – Taxis, S. 838; zum »Spektakel« vgl. unten Anm. 654.

<sup>645</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Notizen Ernst Zinns.

<sup>646</sup> Wo »in Bayern« Kassner seine Frau besucht hatte, wissen wir nicht. Zu den langwierigen Nachwirkungen ihres schweren Sturzes vgl. unten Anm. 731.

<sup>647</sup> Nora Gräfin von Lützow (1891–1945); ihre erste, am 26. Oktober 1912 geschlossene Ehe mit Ivan Graf Draskovich v. Trakostjan (1878–1963) war 1921 gelöst und am 25. August 1924 vom Heiligen Stuhl für nichtig erklärt worden. In zweiter Ehe heiratet sie am 4. September 1924 Karl Graf Khuen von Belasi (1879–1963). Die Familie führt, nach dem Tod des Schwiegervaters Heinrich Graf von Lützow (s.o. Anm. 76), mit dem die Lützow'sche Familie im Mannesstamm erlischt, ab 1935 offiziell den Namen Khuen-Lützow (vgl. Genealogisches Handbuch des Adels. Gräfliche Häuser. A. Bd. 6. Limburg a.d. Lahn 1970, S. 173f.).

<sup>648</sup> Der Anlass war nicht zu ermitteln. Da eine erläuternde Notiz Ernst Zinns fehlt, hat sich Kassner offenbar nicht näher dazu geäußert.

<sup>649</sup> Nicky Mariano (1887–1968), seit 1919 Bibliothekarin in der »Villa I Tatti« und 40 Jahre lang enge Vertraute der Familie Berenson, erinnert sich, »in the late summer of 1925« mit den Berensons nach München gefahren zu sein. Von dort »we went on by way of Salzburg to

Nächstens erscheint mein *lépreux* (der Aussätzige) im *Commerce*, Paris. Wir hatten die Übersetzung der Prz. de Bassiano hier.<sup>650</sup> Ich war der

Vienna and spent most of the autumn there. It turned out just as much of a musical as a sight-seeing experience [...] and we went out a lot unhampered by social engagements«. Ein Wiener Treffen mit Kassner erwähnt sie nicht, wohl aber verschiedene Aufenthalte »in Czechoslovakia, where we spent week-ends in the country-houses of both daughters of Count Luetzow«, d.h. bei Nora Khuen-Lützow auf Schloss Grussbach (Grusbach) im südlichen Mähren nahe Znaim, dem Sitz der Familie Khuen-Belasi (vgl. Hugo Rokyta, *Die Böhmisches Länder. Mähren und Schlesien. Handbuch der Denkmäler und Gedenkstätten*. 2., überarb. Aufl. Prag 1997, S. 46), sowie bei Irene Gräfin Dubsky, geb. Gräfin von Lützow (1884–1980) auf Schloss Ziadlowitz in Mähren (vgl. Nicky Mariano, *Forty Years with Berenson*. New York 1966, S. 128 u. 238–240). Grusbach wird Berenson auch in den folgenden Jahren wiederholt aufsuchen. Besonders glücklich scheint er den Besuch im Spätsommer 1933 erlebt zu haben; jedenfalls erklärt er am 9. September, Grusbach sei »a paradise«, und er rühmt seine Gastgeber »Biba <d.i. Nora Khuen-Lützow>, her husband« und »Biba's father, now over eighty but dressed to kill and very interesting to me. He was ambassador of Austria in Rome for many years and understands international affairs as few«. Zwei Tage später resümiert er aus Wien: »The ten days spent with the Khuens were an unalloyed delight [...] Strange! Biba's husband, an angle on earth, is out of nationalistic fever a Nazi und Biba splutters after him« (*A Matter of Passion. Letters of Bernard Berenson and Clotilde Marghieri*. Hg. von Dario Biocca. Berkeley/Oxford 1989, S. 112–115). Vgl. Ernest Samuels, *Bernard Berenson. The Making of a Legend*. Cambridge (MA)/London 1987, S. 338; *The Letters between Bernard Berenson and Charles Henry Coster*. Hg. von Giles Constable. Florence 1993, S. 53f., 103f., 110f.

<sup>650</sup> Die in der Nähe von New London, Connecticut, geborene Amerikanerin Marguerite Gibert Chapin (1880–1963) hatte 1911 den Prinzen Roffredo Caetani (1871–1961) geheiratet, der als nachgeborener Sohn des Onorato Caetani, 14. Duca di Sermoneta (1842–1917), seit 1903 den Titel »Principe di Bassiano« führt. In den literarischen und gesellschaftlichen Kreisen der französischen Hauptstadt sind beide als Prince und Princesse de (di) Bassiano bekannt, ein Name, den sie in den folgenden Jahren – in der Regel ohne den Geschlechternamen »Caetani« – beibehalten. 1946, nach dem Tod Onorato Caetanis (1902–1946), des unverheirateten Sohns von Roffredos ältestem Bruder Leone Caetani (1869–1935), geht der Titel des 17. »Duca di Sermoneta« auf ihn über (vgl. *Genealogisches Handbuch der Fürstlichen Häuser*. Bd. 5. Limburg a.d. Lahn 1959, S. 398f.; *La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani*. I. Briefwechsel mit deutschsprachigen Autoren. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Sophie Levie. Rom 2012 [künftig zit. als: *La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani*], S. XI–XV). Im Frühjahr 1925 hatte Rilke ihr in Paris einige Bücher Kassners gebracht, von denen sie »in dem herrlichen Eifer, mit dem sie auf alles ihr Neue eingeht«, »den »Aussätzigen« und die »Chimäre« noch in der folgenden Nacht« las und sich »mit unbeschreiblicher Entschlossenheit« an die Übersetzung der schwierigen Kassnerschen Prosa« gemacht hatte (Rilke – Taxis, S. 867f.). Die französische Übertragung des »Aussätzigen« wird im Herbst 1925 als »Le Lépreux« in der von der Prinzessin gegründeten Zeitschrift »Commerce« (*Cahier V*, S. 95–122) gedruckt; im Herbst 1928 folgt »La Chimère« (*Cahier XVII*, S. 97–136). Beide Male fehlt ein Übersetzernamen. Im später veröffentlichten »Index« zum »Commerce« (Rom 1958, S. 23) heißt es zum »Lépreux«: »traduit de l'allemand par Jean Paulhan«, und zur »Chimère«: »traduit de l'allemand par B. Groethuysen et J. Paulhan«. Dabei liegt im ersten Fall ein Irrtum vor, der im Lichte sämtlicher zeitgenössischer Dokumente, auch der Korrespondenzen Marguerite Bassianos mit Rilke und Kassner, dahingehend zu berichtigen ist, dass nicht Paulhan (1884–1968), sondern »der treffliche« Bernard Groethuysen (1880–1946) »den ahnungsvollen Entwurf <der Prinzessin> zur Grundlage seiner präzisen und schönen Fassung machen konnte« (Rilke – Taxis, S. 868; vgl. *La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani*, S. 60–62 u. 175–177). Im zweiten Fall hatten Groethuysen und Paulhan Marguerite Bassianos französische Vorlage sorgfältig überarbeitet (vgl. ebd., S. 213, Anm. 1).



Advokat der deutschen Sprache, Edmée – stellenweise sehr erregt – der der französischen, Hoyos Schiedsrichter.<sup>651</sup> Immer die alten Sachen: kein Wort für Schuld, keines für Umkehr. Auf meiner Seite, der deutschen, das metaphysische, auf der anderen das rationale überwiegend.<sup>652</sup> Und doch ist die Übersetzung stellenweise sehr gut.

Wie geht es Ihnen? Und im allgemeinen? Hoffentlich hat es nicht zu viel von dem Verdruß u. von der »Düsterheit« gegeben, von der Titi's Brief zu melden wußte in Ihrem Auftrage.<sup>653</sup> Ich habe Sie im Sommer doch sehr u. sehr ehrlich bewundert. Solche Großeltern u.s.w. wie Sie u. der Fürst gibt es ja gar nicht mehr auf der Welt.<sup>654</sup> Hat dem Fürsten die Reise resp. die Jagd in der Slowakei<sup>655</sup> gut bekommen?<sup>656</sup> Gehen Sie ja<sup>657</sup> Rom? Es wäre schon sehr gut, wenn Sie es thäten. Gleichsam als Belohnung für manches, allerdings auch dafür, daß Sie heuer so wenig gegangen sind.

Alles Gute, gnädigste Fürstin!

Ihr

Rud. Kassner

<sup>651</sup> Gräfin Edmée Hoyos (1892–1945) ist als Tochter des Henri Marquis de Loys-Chandieu (1856–1908) und der Agnes, geb. Gräfin Pourtalès (1870–1930), französischer, ihr Gatte Alexander Graf Hoyos (1876–1937) vonseiten seiner Mutter Alice, geb. Whitehead (1851–1936), Tochter des Ingenieurs und Torpedo-Konstrukteurs Robert Whitehead (1823–1905), englischer Abstammung.

<sup>652</sup> Im selben Zusammenhang hatte Kassner am 14. Oktober der Fürstin Bismarck, Schwester des Grafen Hoyos, erklärt: »Wie metaphysisch die deutsche Sprache u. wie logisch die französische, wie dynamisch – wie statisch.«

<sup>653</sup> Die »Menage Titi«, d.i. Prinzessin Titi (Pauline) und ihr Gatte Prinz Max von Thurn und Taxis, weilt, laut Marie Taxis' Brief an Rilke vom 22. September 1925, derzeit in Lautschin. Titis nicht überlieferter Brief an Kassner hatte vermutlich von all den Misslichkeiten gehandelt, die Marie Taxis am genannten 22. September Rilke gegenüber beklagt: die »innerliche Verstimmung«, die »Sorgen« um die Gesundheit des Fürsten und das eigene schlechte Befinden, weshalb »dieses Jahr 1925« »nicht sehr <zu> loben« sei; zudem beschwert sie »die Kälte, der Regen, – ich friere, und sehne mich unbeschreiblich nach dem Süden« (Rilke – Taxis, S. 838f.).

<sup>654</sup> Während Kassners Besuch in Lautschin im Juli und August 1925 hatten sich dort »über 50 Personen« aufgehalten, darunter »das ganze Dutzend Enkeln«, zu denen sie Rilke am 10. August »gesteht«, dass sie diese »Großmutterchaft manchmal etwas ermüdet – Man kann ein – zwei – drei Enkeln haben aber zwölf sind entschieden zu viel«. Allerdings setzt sie im Rückblick des 22. Septembers stolz hinzu: »Lauter auffallend schöne Kinder, das muß ich sagen – aber der Spektakel!« (Ebd., S. 813 u. 838)

<sup>655</sup> Am 22. September 1925 hatte Marie Taxis Rilke eröffnet, der Fürst sei »auf seine Hirsche«; vermutlich »am äußersten Ende der Slowakei«, wohin er abermals am 16. September des kommenden Jahres »abdampf<en>« wird (ebd., S. 839 u. 883).

<sup>656</sup> Den Austriazismus »einem gut bekommen haben« (statt »einem gut bekommen sein«) benutzt Kassner auch sonst: Brief 6 (Kassner – Taxis. Teil I, S. 131, mit Anm. 172) sowie unten Briefe 94 u. 106.

<sup>657</sup> So in der Handschrift; lies: nach.

Dieser Vorschlag trifft sich mit dem Plan der ab der zweiten Novemberhälfte in Wien weilenden Fürstin,<sup>658</sup> »im Dezember mit Pascha [...] nach Rom zu kommen« und dort in der »angenehmen« Umgebung des vertrauten Hotels »Eden« »wenigstens 6 Wochen« zu verbringen.<sup>659</sup> Am 19. Dezember 1925 bricht sie in Begleitung ihrer Enkeltochter Lori (Eleonore) auf und wird in der italienischen Hauptstadt von Pascha und dessen Sohn Raymond erwartet. Noch kurz zuvor hatte sie in Wien einer kleinen Zuhörerschaft Rilkes Anfang November erschienene »wundervolle Übersetzungen« der »Charmes« von Paul Valéry vorgelesen, die er ihr am 10. Dezember zugesandt hatte,<sup>660</sup> und am 17. Dezember berichtet: »Kassner war da, und auch ganz begeistert.«<sup>661</sup>

»Anfangs März« 1926 wieder in Wien,<sup>662</sup> notiert sie im Taschenkalender unter dem 7. und 25. März und 1. April »déjeuner« oder »thés« und am 13. April die »lecture Kassner – très extraordinaire et interessante« jener »Physiognomischen Studie und Kindheitserinnerung« »Der Ewige Jude«,<sup>663</sup> die sie Rilke am folgenden Tag als »etwas sehr schönes, neues« rühmen wird.<sup>664</sup> Es folgen Zusammenkünfte am 16. April (u.a. mit Wilhelm von Bode) und 1. Mai,<sup>665</sup> in

<sup>658</sup> Josef Redlich notiert am 21. November 1925: »Gestern bei Fürstin Taxis zum Tee« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 2, S. 639); zu ihrem weiteren Aufenthalt in Wien vgl. Rilke – Taxis, S. 840 u. 842.

<sup>659</sup> Ebd., S. 839.

<sup>660</sup> Ebd., S. 842. – Paul Valéry, Gedichte. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Handdruck der Cranach-Presse von Harry Graf Kessler für den Insel-Verlag in Leipzig 1925. Die Vorlage ist: Charmes ou Poèmes par Paul Valéry. Paris 1922 (s. Rilke, Sämtliche Werke [wie Anm. 345], Bd. 7, S. 318–433 u. 1273).

<sup>661</sup> Rilke – Taxis, S. 842. Wohl wenig später (s. Rilke – Kassner, S. 244, Anm. 670) erhält Kassner von Rilke selbst ein – bisher nicht ermitteltes – Exemplar der Übertragung, zu der er am 1. Januar 1926 im Brief an Anton Kippenberg anmerkt: »Sie ist durchaus wunderbar u. nur mit der Georgeschen der Fleurs du mal zu vergleichen.« Diese war nach zehnjähriger Arbeit 1901 bei Georg Bondi in Berlin erschienen: Charles Baudelaire, Die Blumen des Bösen. Umdichtungen von Stefan George; jetzt in: Stefan George, Sämtliche Werke. Bd. 13/14. Hg. von Georg Peter Landmann. Stuttgart 1983.

<sup>662</sup> So Marie Taxis an Rilke, 14. April 1926. Zuvor hatte sie in der zweiten Februarhälfte das Ehepaar Berenson in deren Villa »I Tatti« bei Florenz besucht (vgl. Rilke – Taxis, S. 850 u. 859; s. auch Kassner – Taxis. Teil I, S. 105, Anm. 69).

<sup>663</sup> Bei der Lesung stützt sich Kassner auf das Manuskript, da der Text erst knapp zwei Wochen später, am 25. April 1926, in der »Frankfurter Zeitung« veröffentlicht wird (vgl. KSW IV, S. 774). Als Lili Schalk den Druck in Kassners Auftrag Rilke zuleitet, bekundet der am 14. Mai nicht nur seine »Freude« über »diese Arbeit«, sondern hebt auch »das ganz Eigene und Wunderbare des Aufsatzes« hervor, »über den viel zu sagen wäre« (Rilke – Kassner, S. 162–164). 1927 geht das Stück in »Die Mythen der Seele« (s.u. Anm. 718) ein; in der leicht übergangenen Fassung von 1950 jetzt in: KSW IV, S. 147–156 u. 588f.

<sup>664</sup> Rilke – Taxis, S. 859f.

<sup>665</sup> Falls Kassner sich nicht auf einen späteren Bericht des Fürsten beruft, mag ihm die Fürstin an diesem Tag von den Abenteuern ihres Gatten auf seiner letzten »expédition de chasse« im »Soudan« erzählt haben, wohin er sich am 25. Januar 1926 eingeschifft hatte. Am 19. April »abends« hatte sie ihn, »vom Soudan zurück«, in Triest begrüßen können (ebd., S. 850 u. 863f.). Jedenfalls weiß Kassner zu berichten: »Als er <der Fürst> im fünfundsechzigsten Lebensjahr das letztemal im Sudan jagte, verlor er dort seine Freundin. Nachdem er sie, um sie vor den aufgrabenden Hyänen zu schützen, in eine petroleumgetränkte Matratze ein-

dessen Verlauf die Fürstin erfährt, dass Kassner, der »heute hier gabelte«, »in 10–14 Tagen nach Deutschland« zu einer Vortragsreise aufbreche, die ihn über »Potsdam, Berlin, Hamburg etc« zur Fürstin Bismarck nach Schloss Friedrichsruh<sup>666</sup> führen solle. Dort weilt er vom 17. bis 26. Mai und fährt anschließend mit der Eisenbahn »direkt nach Weimar«, <sup>667</sup> um am 27. Mai im Nationaltheater der zweiten Vorstellung der Oper »Hypatia« des Prinzen Roffredo Bassiano-Caetani beizuwohnen, die hier vier Tage früher ihre Uraufführung erlebt hatte. Als er die Bassianos am 27. Mai kennenlernt und der »Fürstin Margherita di Bassiano« ein Exemplar seines 1921 erschienenen Buchs »Der indische Gedanke / Von den Elementen der menschlichen Größe« überreicht, <sup>668</sup> bekundet Marguerite Caetani als inoffizielle, gleichwohl federführende Herausgeberin des »Commerce«, der im Vorjahr den »Lépreux« gebracht hatte, ihr Interesse an weiteren Arbeiten Kassners, vornehmlich an den Übersetzungen der Fürstin Taxis, deren Publikation seit dem Vorjahr nicht vorangekommen war. <sup>669</sup> Noch in der zweiten Junidekade fordert sie die Manuskripte bei Kassner an, der sich in einem – verlorenen – »Brandbrief« an Marie Taxis wendet, die ihrerseits Rilke um Hilfe bittet. <sup>670</sup> Kassner wird, laut den beiden folgenden Briefen, der Prinzessin seinen Typoskript-Durchschlag der »Dilettantismus«-Übertragung zuschicken, ehe er Ende Juni von Wien ins südtirolerische Oberbozen aufbricht. <sup>671</sup>

gehüllt, unter einer Palme in der Steppe begraben hatte, vergrub er nicht weit davon, um später einmal den hohen Zoll zu sparen, seinen Stutzen und die Munition. Die Freundin würde er wohl nicht mehr bei sich haben, wenn er im nächsten oder übernächsten Jahr oder wann immer wiederkehrte, wohl aber die Gewehre wiederfinden und was dazu gehörte« (KSW VII, S. 538).

<sup>666</sup> Schloss Friedrichsruh in der Gemeinde Aumühle, Kreis Herzogtum Lauenburg in Schleswig-Holstein, ist, neben dem 1945 gesprengten Schloss Schönhausen an der Elbe in Sachsen-Anhalt, Stammsitz der Familie Bismarck und Witwensitz der Fürstin, seit ihr Gatte, Herbert Fürst von Bismarck, im September 1904 verstorben war.

<sup>667</sup> Kassner an Marguerite Bismarck, 13. Mai 1926. Auch Hofmannsthal, der bereits am 20. Mai nach Weimar aufgebrochen war, berichtet seiner Frau Gerty am 25. Mai: »[...] morgen kommt noch der Kassner« (freundlicher Hinweis von Dr. Nicoletta Giacon, Mailand). Zu Kassners Aufenthalt in Weimar s. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 177f.

<sup>668</sup> Das erst nach Veröffentlichung des Bandes »La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani« bekannt gewordene Widmungsexemplar (zum Buch s.o. Anm. 360) befindet sich in der Privatbibliothek von Esme Howard, 3rd Baron Howard of Penrith (geb. am 1. Mai 1945), Neffe und Patensohn von Marguerite Caetanis Schwiegersohn Hubert Howard, in East Sussex (freundlicher Hinweis von Prof. Dr. Sophie Levie, Nimwegen).

<sup>669</sup> Vgl. Rilkes Darstellung im Rückblick des 20. Juni 1926: Rilke – Taxis, S. 866

<sup>670</sup> Vgl. ebd., S. 864–870; La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 78–86 u. 184.

<sup>671</sup> So vorausschauend an Fürstin Bismarck, 19. Juni 1926 (vgl. BW Kassner, S. 272; B Christiane, S. 82).

93. *Von Oberbozen nach Bad Ragaz*

<Oberbozen / Soprabolzano, 1. Juli 1926><sup>672</sup>

<Donnerstag>

Viele Grüße von hier

Hotel Holzner

Soprabolzano<sup>673</sup>

Alto Adige Italie

Ich habe meinen Dilettanismus nach Versailles geschickt.

Viele gute Grüße

R.K.

94. *Von Oberbozen nach Bad Ragaz*

Albergo Holzner<sup>674</sup>

Soprabolzano

Alto Adige Italien

<um den 10. Juli 1926>

Gnädigste Fürstin, ich habe schon eine Postkarte abgeschickt vor 10 Tagen ca als ballon d'essay, nur Ragatz. Sie dürften diese nicht erhalten haben. Heute schreibe ich den Brief recommandiert: Er kann Sie dann nicht verfehlen. Ich will nur fragen, [ob] wie es Ihnen geht u. ob Ihnen dies mal die Kur gut anschlägt u. s. w. Darauf möchte ich Antwort haben. Wie lange bleiben Sie noch in R.? Und wann sind Sie in Loučen? Ich möchte so um den 10. 8. herum am Posten sein, um es gleich so zu sagen.

<sup>672</sup> AST. Postkarte. Ansicht: Lago di Costalovara m. 1186 sul Renón presso Bolzano (»Renón« ist der italienische Name für den »Ritten«, ein im »Baedeker« [Italien. Von den Alpen bis Neapel. 7. Aufl. Leipzig 1926, S. 50] mit Stern ausgezeichnetes Hochplateau östlich von Bozen). Adresse: Fürstin Maria von Thurn u. Taxis / Ragatz / Schweiz. Poststempel: Ville Di Bolzano (Trento). 1.7.26. Italie. Nachporto (Schweizer Marke: 10 Rappen) aufgeklebt, rot umrandet; mit dickem Stift das zu entrichtende Nachporto »10« angemerkt. Marie Taxis trifft am 3. Juli 1926 im Hotel »Hof Ragatz« in Bad Ragaz ein. »Arrivée hier soir«, teilt sie Rilke am nächsten Tag telegraphisch mit (Rilke – Taxis, S. 873).

<sup>673</sup> Zum 1220 m hoch gelegenen Ort und zum mit einem Stern versehenen Hotel s. Baedeker, Italien (wie Anm. 672), S. 50f.

<sup>674</sup> AST. Ein Blatt, zwei beschriebene Seiten.

Mad. de Bassiano wollte scheinbar nur ein paar Auszüge für das Julyheft haben. Sie schrieb mir vor 14 Tagen,<sup>675</sup> damals hatte sie noch nichts in der Hand von den Elementen. Den »Dilettantismus« habe ich ihr in meiner Copie geschickt, zagend, da ich mich nicht erinnere, ob es sie eine endgiltige Fassung darstellt.

Sie war sehr entzückt von Ihrem Brief.<sup>676</sup>

Von mir ist zu sagen, dass ich arbeite, spazierend den ganzen Vormittag. Es heißt das ein bischen die Kerze an beiden Enden anbrennen, aber die ersten Attaken wollen nur so gelingen. Und sie sind gelungen.<sup>677</sup>

Ist Rilke bei Ihnen?<sup>678</sup> Bitte ihm zu sagen, dass ich ihm nicht geschrieben habe, weil mein Vorsatz war ihn in der Schweiz zu besuchen. Dieser Vorsatz aber musste anderen Rücksichten weichen. Ich hoffe aber im Herbste nach Paris gehen zu können.<sup>679</sup>

Alles Gute, gnädigste Fürstin, u.s.w.

Ihr

D<sup>r</sup>. Rudolf Kassner

Von Oberbozen begibt sich Kassner am 28. Juli zu den Freunden Alexander und Edmée Hoyos nach Schloss Schwertberg.

<sup>675</sup> Die Briefe Marguerite Bassiano-Caetanis an Kassner sind nicht erhalten geblieben. Vermutlich gilt Kassners Hinweis jenem Schreiben, auf das er am 5. Juli 1927 aus Oberbozen mit der Bemerkung geantwortet hatte: »Fürstin T. wird sehr enttäuscht sein wegen ihrer Übertragungen, aber Sie müssen es so machen, wie es Ihnen am besten erscheint« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 183). Nach mancherlei schwankenden Erwägungen entscheidet sich die Prinzessin im August 1926 für den vollständigen Abdruck der französischen »Elemente« (s.u. S. 192 mit Anm. 692 u. 693), während die »Dilettantismus«-Übersetzung ungedruckt bleibt.

<sup>676</sup> Briefe der Fürstin Taxis fehlen im Nachlass der Prinzessin Bassiano (Archivio Fondazione Camillo Caetani, Palazzo Caetani, Rom).

<sup>677</sup> Ähnlich heißt es am 5. Juli an Marguerite Bassiano: »Ich bin hier 1200 m. über dem Meer, bin viel unterwegs im Wald und arbeite meine Sachen, die ich mir vorgenommen. Das sind immer die ganz guten Augenblicke und Stunden des Lebens« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 183). Gemeint ist das Prosastück »Die Hochzeit zwischen Himmel und Hölle«, das in Oberbozen schon bald über ihn gekommen war und »das alles zurückdrängt und sofortige Arbeit erheischt« (an Fürstin Bismarck, 5. August 1926); s. dazu S. 191 mit Anm. 683.

<sup>678</sup> Rilke wird, laut telegraphischer Ankündigung vom 17. Juli (vgl. Rilke – Taxis, S. 875), am 20. Juli aus Muzot bzw. Sierre in Bad Ragaz eintreffen.

<sup>679</sup> Kassner rechnet unbeirrt mit Rilkes Besuch im herbstlichen Paris (vgl. Brief 96 mit Anm. 690), ebenso wie Fürstin Taxis, die am 28. Juli träumt: »Wie schön würde es sein in Paris zusammen zu hausen« (Rilke – Taxis, S. 876); vgl. Rilke – Kassner, S. 167–169.

95. Von Schwertberg nach Bad Ragaz, weitergeleitet nach Wien

<Schwertberg,> 29.7.26.<sup>680</sup>

<Donnerstag>

Bitte um eine Zeile, wie es Ihnen geht. Bin seit gestern hier Schwertberg bei Mauthausen O.Ö. Wann sind Sie in Lautschin? Und wann Pascha?

Alles Gute.

Rud. Kassner

Die Fürstin war zwei Tage früher, am 27. Juli, mit dem Nachtzug von Ragaz nach Wien abgereist. Ihr Plan, in der Folge »auf 3–4 Tage« »auf den Semmering« zu fahren, hatte sich angesichts einer neuerlich ausgebrochenen »Bronchitis« zerschlagen. Und so erhält Kassner wohl einen ähnlichen Bescheid wie Rilke, der unter dem 8. August aus Wien lesen kann, sie hoffe, »wenn es gut geht«, »in 4–5 Tagen in L<autschin>« zu sein, »wo schon alles versammelt ist«, darunter »Pascha und seine 3« Kinder Raymond, Louis und Marguerite, und wo Kassner »am 10<sup>ten</sup> eintreffen« wolle.<sup>681</sup> Seinen Lautschiner Aufenthalt unterbricht Kassner zu »einem kleinen séjour« im mährischen Ziadlowitz bei der Familie des Grafen Adolf Dubsky, welcher am 3. September die Fürstin gefragt hatte, ob er mit seiner Frau Irene »am 8. oder 9. [...] zum Frühstück kommen« dürfe, »um im Laufe des Nachmittags mit Dr. Kassner (wenn er, wie wir hoffen mit dieser Entführung einverstanden ist) nach Žadlovce zurückzufahren.«<sup>682</sup> Nachdem er hier am 11. September seinen 53. Geburtstag gefeiert hatte, meldet er sich am 16. (so Marie Taxis' Kalendereintrag) für »8–10 Tage« in Lautschin zurück und schließt »sein letztes Werk«, »Die Hochzeit zwischen Himmel und Hölle«, ab,<sup>683</sup>

<sup>680</sup> AST. Postkarte. Ansicht Schwertberg. O. Ö. Adresse: Fürstin Maria v. Thurn u. Taxis / Ragatz / Schweiz / Grand Hotel Ragatzer Hof (von fremder Hand durchgestrichen und weitergeleitet nach) Victorgasse 5A / Wien IV. Poststempel: Schwertberg, 29.7.26; Nachsendestempel Ragaz, 31.VII.26.

<sup>681</sup> Rilke – Taxis, S. 876 u. 882.

<sup>682</sup> AST. – Adolf Graf Dubsky von Trebomyslice (1878–1953), ehemals Legationsrat im Wiener Außenministerium, Präsident der Deutsch-Italienischen Gesellschaft in Wien. Im Rückblick berichtet Kassner am 17. September Christiane von Hofmannsthal: »Ich war jetzt in meiner mährischen Heimath, etwas weit oben, nicht das slowakische von Pawlowitz, aber es war doch Mähren u. als ich am Morgen 1½ Stunden mit dem Wagen durch die Herbstfelder u. die Dörfer fuhr, konnte ich oft vor Thränen nicht sehen.«

<sup>683</sup> Am 22. September 1926 hatte Kassner Marguerite Bassiano eröffnet: »I am finishing these days my new thing called: The marriage between Heaven and Hell, a physiognomical study and a myth« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 187). Nach einem Vorabdruck in der »Frankfurter Zeitung« am 6., 8. und 9. März 1927 geht der Text in das im April 1927 ausgelieferte Buch »Die Mythen der Seele« (s.u. Anm. 718) ein (KSW IV, S. 157–174). Der Titel der Studie zitiert William Blakes (1757–1827) zwischen 1790 und 1793 entstandene Schrift »The Marriage of Heaven and Hell«, mit der Kassner vertraut ist, seit er sich Ende der

das er der Freundin »jetzt dictiren will«. <sup>684</sup> Ab 26. September zurück in Wien, <sup>685</sup> begibt er sich am 6. Oktober nach Paris und ist schon bald »mit allem um den ›Commerce‹ herum bekannt«. Er sieht und spricht »alle bedeutenden Schriftsteller oder mehr oder weniger die bedeutendsten«, <sup>686</sup> unter ihnen Paul Valéry, den er als »einen ganz bes. reizvollen Menschen« schätzt, »der einzige bedeutende Dichter, Kopf, wie Sie wollen [...] Frankreichs«. <sup>687</sup>

## 96. Von Paris nach Lautschin

<Paris, 13. Oktober 1926><sup>688</sup>

<Mittwoch>

Herzliche Grüße von hier. Bin noch eine Woche da, dann Versailles. Zu Marguerite gehe ich erst Ende der Woche, sie wird ja erst diese Tage vom Lande gekommen sein. <sup>689</sup>

1890er Jahre intensiv mit dem Gesamtwerk des englischen Dichters, Malers und Mystikers auseinandergesetzt und 1900 im Erstlingswerk »Die Mystik, die Künstler und das Leben« seine wegweisende Studie zu »William Blake« vorgelegt hatte (KSW I, S. 23–68).

<sup>684</sup> Rilke – Taxis, S. 883: 16. September 1926. Offenbar hatte die Fürstin ihre Fertigkeit, »mit der Maschine« zu schreiben, mittlerweile wieder verbessern können, nachdem sie Rilke am 6. Februar des Vorjahres geklagt hatte: »Ich bin sehr sehr ungeschickt und momentan außer Übung« (ebd., S. 820).

<sup>685</sup> Am 22. September hatte er aus Lautschin Prinzessin Bassiano benachrichtigt: »I arrive in Vienna Sunday the 26th« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S.188); ebenso erfährt Rilke unter dem 24. September: »Übermorgen bin ich wieder in Wien« (Rilke – Kassner, S. 166).

<sup>686</sup> An Fürstin Bismarck aus Paris, 15. Oktober 1926, und an Anton Kippenberg aus Wien im Rückblick des 19. Novembers 1926.

<sup>687</sup> Mit diesen Worten empfiehlt er den Franzosen am 15. Oktober 1926 der Freundin Lili Schalk und ergänzt: »Paul Valéry kommt dieser Tage nach Wien (Bristol) vielleicht haben sie die Freundlichkeit ihn einmal in Ihre Loge einzuladen; er möchte sehr gerne die Oper hören. Ich habe ihm von Ihnen etc erzählt. Sie wissen, wie das zu machen ist. Durch Hofmannsthal, durch einen Brief etc. Er kennt Wien nicht.« Valéry nimmt an der »Dritten Generalversammlung des Verbandes für kulturelle Zusammenarbeit« teil, die vom 18. bis 20. Oktober unter dem Vorsitz Hofmannsthals stattfindet und nach deren Abschluss Valéry am 21. Oktober Fürstin Taxis in der Victorgasse besuchen wird: »Paul Valéry à dèj. charmant«, hält sie im Taschenkalender fest.

<sup>688</sup> AST. Postkarte. Ansicht: Musée de Louvre. Adresse: I. D. / Fürstin M. von Thurn u. Taxis / Loučeni bei / Nimburg / Tschechoslovakie. Poststempel: Paris, 13. X 1926, 1530.

<sup>689</sup> Marguerite di Bassiano hält sich mit ihrer Familie zur Zeit noch in Bénéville bei Blonville im Departement Calvados auf, vgl. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 142, 189 u. 367; s. auch die Adresse in »Weitere Dokumente« Nr. 3: unten S. 249.

Wie geht es Ihnen? Rilke noch nicht da, antwortet nicht auf urgente Telegramme.<sup>690</sup>

Alles Gute.

R.K.

In Versailles ist Kassner vom 20. bis 28. Oktober 1926 zum ersten Mal bei Marguerite di Bassiano in der »Villa Romaine« zu Gast.<sup>691</sup> Dabei wird zum beherrschenden Thema die Übertragung seiner »Elemente der menschlichen Größe« durch Marie Taxis. Zwar hatte die Prinzessin der Übersetzerin schon am 13. September versichert: »Nous sommes si hereux de publier votre belle traduction de ›Les Éléments de la Grandeur Humaine‹ dans le prochain cahier de Commerce qui paraîtra vers le 15 Octobre«.<sup>692</sup> Allerdings erweist sich diese Version als völlig unzureichend, so dass Jean Paulhan und Bernard Groethuyssen mit der grundlegenden Überarbeitung des französischen Textes betraut werden, nunmehr von Kassner selbst tatkräftig unterstützt. Rückblickend teilt Marguerite Bassiano Rilke am 5. November 1926 mit: »Groethuysen, Kassner et Paulhan ont retravaillé entièrement ›Des Éléments‹ etc«.<sup>693</sup>

<sup>690</sup> Diese Telegramme sind nicht überliefert. Kassners Hoffnung, den Freund in Paris zu treffen, bleibt unerfüllt. Enttäuscht schreibt er am 16. Oktober 1926 an Anton Kippenberg: »Leider ohne Rilke hier, der nicht wohl«, und am 22. November setzt er hinzu: »Rilke, der ursprünglich die Absicht hatte, auch hinzukommen, kam dann nicht. [...] Es scheint ihm nicht gut mit den Nerven zu gehen und Muzot gar nicht der Ort für ihn zu sein.« Vgl. Rilke – Kassner, S. 166–169.

<sup>691</sup> So vorausschauend an Anton Kippenberg aus Paris, 16. Oktober 1926 (vgl. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 189, Anm. 14, und S. 198, Anm. 1). – Die Familie Caetani-Bassiano hatte die »Villa Romaine« in Versailles, Avenue Douglas Haig, im Herbst 1920 bezogen, »a vast nineteenth-century extravaganza with a respectable Renaissance-style façade in front of a large, simply planted, rectangular, formal garden. The other side of the house displayed an extraordinary assortment of pseudo-Italian architectural features – hence its name Villa Romaine. The whole property was surrounded by beech trees and had been used, in the early days of the Versailles peace conference, as a base for the British delegation« (Charles Quest-Ritson, Ninfa. The most Romantic Garden in the World. London 2009, S. 49). Mit sarkastischem Unterton schildert Harry Graf Kessler das Haus als »eine riesige, geschmacklose Louis XVI Villa, die ein reichgewordener Friseur sich gebaut hat« (Das Tagebuch. Bd. 8: 1923–1926. Hg. von Günter Riederer und Jörg Schuster. Stuttgart 2009, S. 798).

<sup>692</sup> S. »Weitere Dokumente« Nr. 3: S. 249f. Entsprechenden Bescheid hatten Rilke und Kassner schon in der dritten Augustdekade erhalten (vgl. Marguerite Bassiano an Rilke, 21. August 1926 sowie Kassners Antwort aus Lautschin vom 26. August. In: La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 83 u. 186). Marie Taxis gibt die Nachricht Marguerite Bassianos am 16. September an Rilke weiter (vgl. Rilke – Taxis, S. 883), der seinerseits am 15. Dezember 1926 in seinem letzten Brief an Kassner beteuern wird: »Ich war glücklich, die Éléments de la Grandeur humaine im Commerce Heft zu finden!« (Rilke – Kassner, S. 169): Rudolf Kassner, Des éléments de la grandeur humaine. Traduit de l'allemand par la princesse Alexandre de la Tour et Taxis. In: Commerce IX. Automne 1926, S. 107–170.

<sup>693</sup> La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 86. Kassner räumt gegenüber Fürstin Herbert Bismarck am 1. November 1926 ein, in Marie Taxis' Version sei »außer je, et etc kaum ein Wort geblieben«; und fünf Tage später fügt er an, »das ›traduit par la Princesse



Knapp eine Woche nach seiner Abreise hält Kassner am 3. November in Wien den »um einiges Wichtige geänderten Vortrag« über das Thema »Was ist Physiognomik?«,<sup>694</sup> auf welchen die »Neue Freie Presse« am selben Tag in der Rubrik »Vorträge und Versammlungen« hinweist: »Kulturbund, ½ 8 Uhr, Anagasse 5, Dr. Rudolf Kaßner: Physiognomik. Gäste willkommen«. Während Marie Taxis im Taschenkalender notiert: »Vortrag Kassner prachtvoll«,<sup>695</sup> gibt er selbst Christiane von Hofmannsthal am 9. November Bericht: »Vortrag war ausverkauft. Eine Menge sehr hübscher Frauen u.s.w. Lili <Schalk> u.s.w. Vom Kulturbund sehr schlecht, das heißt: gar nicht inseriert. Ich bin neugierig, was sie mir schicken werden. [...] Die Zeitungen haben gar keine Notiz davon genommen. Nein, Wien ist ein sehr indigner Ort geworden, durchaus besudelt.«<sup>696</sup> Am 4. und 24. November protokolliert die Fürstin weitere Zusammenkünfte sowie am 17. November einen Besuch im »Burgtheater Volpone / Kassner av. Mme Schalk«. <sup>697</sup> Am 6. Dezember reist sie nach Duino und von dort zwölf Tage später nach Rom, um den Winter über in der »schönen Wohnung« »der Fstn. Gagarine« »im Palazzo Borghese« eine hartnäckige Bronchitis auszukurieren.<sup>698</sup>

etc.« gehört eigentlich gar nicht hin«. Auch Edmée Hoyos erfährt am 19. Dezember, dass sich Marie Taxis der »total« neugestalteten Fassung »gar nicht recht erfreuen« könne, obschon sie ein halbes Jahr früher, am 23. Juni, Rilke zugestanden hatte: »Mir ist alles recht was Sie und Kassner bestimmen werden« (Rilke – Taxis, S. 870). Das im Impressum auf »Automne 1926« datierte Heft wird frühestens zum Jahresende 1926 ausgeliefert; das »Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel« meldet es am 19. Januar 1927 als »soeben erschienen«. Vgl. die zugehörigen Briefwechsel zwischen Rilke, Kassner und Marguerite Bassiano-Caetani. In: La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 50f., 78–80, 175–177, 181f., 184f. u. 186f.

<sup>694</sup> An Anton Kippenberg, 16. Oktober 1926, und an Fürstin Herbert Bismarck, 1. und 5. November 1926.

<sup>695</sup> Die zuvor und bis ins Jahr 1929 an mehreren Orten in jeweils veränderter Form gehaltene Rede »Was ist Physiognomik?« (mit dem Untertitel »Aus einer Rede«, zuerst gedruckt in der »Frankfurter Zeitung« vom 14. und 16. bis 18. Oktober 1930) wird unter der Überschrift »Das Ebenbild und der Einzelne« 1930 in Kassners Buch »Das physiognomische Weltbild« (s.u. Anm. 892) aufgenommen: KSW IV, S. 448–480.

<sup>696</sup> Ähnlich entrüstet sich Kassner Anton Kippenberg gegenüber am 22. November: »Mein Vortrag war ausverkauft und der Reinertrag war 17 S<chilling>. So etwas ist nur hier möglich.«

<sup>697</sup> Die Theateranzeige in der »Neuen Freien Presse« vom 17. November 1926, S. 15, meldet: »Volpone. Eine lieblose Komödie in drei Akten von Ben Jonson. Frei bearbeitet von Stefan Zweig«, mit Albert Heine als Volpone und Raoul Aslan als Schmarotzer Mosca. Zweigs Bearbeitung (Potsdam 1926), eine sehr freie Umformung des Stücks und mancher Figuren, war am 6. November uraufgeführt worden. Raoul Auernheimer hatte sie in seiner Premierenkritik »nicht nur eine Erneuerung, sondern auch eine beträchtliche Verbesserung der englischen Urform« genannt (Neue Freie Presse, 7. November 1928, S. 1–3).

<sup>698</sup> Rilke an Kassner, 15. Dezember 1926 (Rilke – Kassner, S. 169; vgl. Rilke – Taxis, S. 885). – Maria Dimitrievna Obolenskaïa (1864–1946) – seit 1885 verheiratet mit Fürst Andrej (Andreas) Grigorjewitsch Gagarin (1856–1921), damaligem Rektor der Technischen Hochschule in St. Petersburg – hatte Rilke diesen Plan der Fürstin schon am 29. Oktober 1926 eröffnet und unter dem 3. Dezember aus der Klink von Val-Mont die »entre fauteuil et lit« geschriebene Antwort empfangen: »N'écivant point de lettres et en recevant peu, c'est par vous que j'apprends les décisions de la Princesse Marie de s'installer pour l'hiver à Rome, dans votre appartement du Palazzo Borghese. Quelle bonne nouvelle! J'imagine l'influence de

Hier überrascht sie die Nachricht vom Sterben Rainer Maria Rilkes, der, von Schmerzen gequält, am 30. November das Sanatorium Valmont in Glion am Ufer des Genfer Sees aufgesucht und am 15. Dezember 1926 geschrieben hatte: »Mein lieber Kassner, das war es also, worauf zu meine Natur mich seit drei Jahren eindringlich vorgewarnt hat: ich bin auf eine elende und unendlich schmerzhaft Weise erkrankt, eine wenig bekannte Zellveränderung im Blut wird zum Ausgangspunkt für die grausamsten, im ganzen Körper versprengten Vorgänge. [...] Ich wollte, daß Sie von dieser meiner Lage, die nicht die vorübergehendste sein wird, wissen. Unterrichten Sie die theuere Fürstin davon soviel als Sie es für gut halten [...].«<sup>699</sup> Dieses Ansinnen lässt Kassner zunächst auf sich beruhen. Erst als ihn »auf Anfragen« eine zweite telegraphische Nachricht erreicht, greift er zur Feder:

### 97. *Von Wien nach Rom*

29.12.26<sup>700</sup>

Wien IV. Tilgnerst. 3.

<Mittwoch>

Gnädigste Fürstin!

Unlängst einen Brief von Rilke aus Valmont bei Glion, daß er sehr krank sei. Gestern auf Anfragen inliegendes Telegramm. Ich habe Alick Hoyos gebeten der in Dorigny ist hinzutelefonieren.<sup>701</sup> Ich bin voll der ärgsten Befürchtungen.

Wie geht es Ihnen? Hoffentlich ist alles gut. Für 1927 alles Gute.

An alle viele Grüße.

R.K.

ce changement sur la santé de la chère Princesse« (Rainer Maria Rilke, Marie Gagarine-Obo-  
lenski, *Transatlantischer Briefwechsel 1926*. Hg. von Rätus Luck. In: Rainer Maria Rilke.  
*Uncollected Poems 1906–1911. Verstreute Gedichte 1906–1911*. Privatdruck anlässlich der  
Tagung der Rilke-Gesellschaft in Boston (Mass.), 21. bis 24. September 2011, S. 8 u. 10).

<sup>699</sup> Rilke – Kassner, S. 169.

<sup>700</sup> KEB. Maschinenabschrift; gedruckt in: Rilke – Taxis, S. 949. – Der Brief geht, ebenso  
wie die folgenden Mitteilungen, nach Rom, Palazzo Borghese.

<sup>701</sup> Unmittelbar zuvor hatte Kassner Edmée Hoyos von Rilkes Zustand in Kenntnis gesetzt  
und gebeten: »Vielleicht hat Alick die Freundlichkeit dorthin in das Sanatorium zu telefonie-  
ren, daß sie ihm sagen, was R. eigentlich fehlt, ob noch Hoffnung auf Rettung ist, ich habe  
eine böse Vorahnung, daß es mit ihm zu Ende geht« (Rilke – Kassner, S. 170). Drei Tage frü-  
her schon hatte er im Brief an Anton Kippenberg bedauert: »Er thut mir sehr, sehr leid und  
ich fürchte zudem, daß in seiner Natur wenig Resistenzkräfte vorhanden sind.«

*Beilage*  
*Nanny Wunderly-Volkart an Rudolf Kassner*

<Glion, 28. Dezember 1926><sup>702</sup>  
<Dienstag>

Herr Rilkes Zustand sehr ernst er leidet nicht mehr bitte Sie dies der  
Fuerstin Taxis zu sagen Hanny<sup>703</sup> Wunderly Volkart

*98. Von Wien nach Rom*

<Wien, 29.12.1926><sup>704</sup>  
<Mittwoch>

Erhalte eben Nachricht vom Tode Rilkes Begräbnis Sonntag Sierre<sup>705</sup>  
Kassner

<sup>702</sup> Telegramm, aufgegeben: Glion, 28.12.1926, 13.25h. Adresse: Dr. Rudolf Kassner  
<sic> / Tilgnerstrasse 18 Wien 4; gedruckt in: Rilke – Taxis, S. 949.

<sup>703</sup> Lies: Nanny. Nanny Volkart (1878–1962) hatte 1898 Hans Wunderly (1871–1941)  
geheiratet, den Besitzer und Leiter eines Gerberei-Familienbetriebes in Meilen am Zürichsee  
(vgl. Rilke, Briefe an Nanny Wunderly-Volkart [wie Anm. 499], S. 10f.). Sie begleitet Rilke in  
seinen letzten Lebenswochen im Sanatorium Val-Mont.

<sup>704</sup> KEB. Telegramm: Principessa de la Torre et Taxis / Palazzo Borghese / Roma. Aufgege-  
ben: Wien, 29° 15<sup>h</sup>30; gedruckt in: Rilke – Taxis, S. 949.

<sup>705</sup> Rilke war am 29. Dezember 1926 um 3 Uhr 30 verstorben (vgl. den Bericht seines  
behandelnden Arztes Dr. Theodor Haemmerli an Marie Taxis vom 25. Februar 1927: Rilke –  
Taxis, S. 955). Kassner wird, wie alle Freunde, durch Nanny Wunderly-Volkart telegraphisch  
benachrichtigt. Seine Trauer und Erschütterung spiegeln die unmittelbar danach geschriebe-  
nen Briefe wider (vgl. Rilke – Kassner, S. 170–174). Noch ein Vierteljahrhundert später erin-  
nert er sich: »C'était le 29 - 12, heure de sa mort, le matin à 3h. 1/2, que j'ai reçu le télégramme  
annonçant sa mort. Je pleurais beaucoup parce que j'aimais sa personne, même plus que son  
œuvre, qui tout de même va rester, beaucoup longtemps que celle de Gide, puisque nous  
venons de parler gloire« (an Comtesse Jacqueline de Beaumont, 31. Oktober 1951: Abschrift  
LHW). Wie die in Rom weilende Fürstin bleibt auch er dem Begräbnis fern, beauftragt aber  
am 29. Dezember den Insel-Verlag, »kranz für rilke samt schleife zu besorgen«. Nicht in Sierre  
findet die Beisetzung statt, sondern, Rilkes letztem Willen gemäß, auf dem alten Friedhof von  
Raron. Die kleine Trauergemeinde versammelt sich am 1. Januar in Sierre und begibt sich am  
folgenden Tag zum Begräbnis nach Raron.

Marie Taxis notiert am gleichen Tag im Taschenkalender: »reçois nouvelle de la mort de Rilke c'est un chagrin indicible«. <sup>706</sup> Tief erschüttert, bittet sie Kassner um Einzelheiten des Todes, die ihr umgehend zuteilwerden:

### 99. Von Wien nach Rom

<Wien,> 5.1.1927<sup>707</sup>  
<Mittwoch>

Gnädigste Fürstin!

Ich konnte über Rilkes Tod nur erfahren, daß er an Leukämie gestorben ist, die sich seit Jahren in ihm vorbereitet haben muß. Die Tage vor den letzten muß der Arme sehr sehr gelitten haben. Seine Frau ist nach Sierre gekommen, doch er wollte sie Aufregung fürchtend nicht sehen.<sup>708</sup> Um ihn scheint nur das Frl. (oder Fr.) Hanny<sup>709</sup> Volkart gewesen zu sein, von der ich die Telegramme hatte. Er starb im Sanatorium Valmont. Der Brief den er mir schrieb – worin er auch Ihrer gedenkt, mit Bleistift u. stellenweise zitternder Hand – ist der letzte, den er überhaupt geschrieben.<sup>710</sup> Er ist mir ein Dokument voll Kostbarkeit u. unendlich rührend.

<sup>706</sup> Ähnlich schreibt sie am 2. Januar 1927 an die Fürstin Gagarine: »Hélas oui, chère Mima – Rilke n<ou>s a quitté – et c'est p<ou>r moi un chagrin si profond et si cruel que je ne peux incaré m'y faire – Il est mort les derniers jours de Décembre à Glion – de cette maladie où les globules rouges du sang disparaissent.« (Schweizerisches Rilke-Archiv, Bern)

<sup>707</sup> KEB. Maschinenabschrift; gedruckt in: Rilke – Taxis, S. 950; Rilke – Kassner, S. 172.

<sup>708</sup> Rilke hatte den Wunsch seiner Frau, ihn im Sanatorium zu besuchen, strikt abgelehnt und der vermittelnden Nanny Wunderly-Volkart im November 1926 erklärt, er wolle Clara Rilke auf keinen Fall sehen (Rilke, Briefe an Nanny Wunderly-Volkart [wie Anm. 499], S. 1167). Als Clara, von Frau Wunderly-Volkart am 15. Dezember in Rilkes Auftrag über den hoffnungslosen Zustand unterrichtet, unverzüglich aufgebrochen und am 17. Dezember in Val-Mont eingetroffen war, hatte Rilke, »schrecklich aufgeregt«, nicht erlaubt, dass man sie vorließ. Dennoch bleibt sie bis zu seinem Tod in Glion und verlässt erst am 30. Dezember die Schweiz, um dem Begräbnis in Raron am 2. Januar 1927 mit den ihr fremden Trauergästen aus dem Weg zu gehen (freundlicher Hinweis von Hella Sieber-Rilke, Gernsbach); vgl. insgesamt Klaus E. Bohnenkamp, Vier Briefe der Fürstin Marie von Thurn und Taxis an Theodora von der Mühl nach Rainer Maria Rilkes Tod. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 30, 2010, S. 350–358, hier S. 353.

<sup>709</sup> Den falschen Vornamen – statt Nanny – entnimmt Kassner dem Telegramm: Beilage zu Brief 97.

<sup>710</sup> Hier irrt Kassner. Vielmehr hat Rilke, soviel wir wissen, bis zum 22. Dezember noch fünf weitere Briefe mit Bleistift zu Papier gebracht: Am Sonntag, dem 19. Dezember, wendet er sich an Richard Weinger (Österreichische Nationalbibliothek, Wien). Am folgenden »Montag«, dem 20. Dezember, geht ein Weihnachtsgruß an die Tochter Ruth (1901–1972) und deren Familie (Rilke-Archiv, Gernsbach). Am 21. Dezember wird der französische Lyriker Jules Superville (1884–1960) benachrichtigt (Correspondance Rilke – Superville. In: Rai-

Die letzte Zeile ist: Ich denke viel, viel an Sie. Datiert vom 15<sup>ten</sup>. Ich hatte keine Ahnung vom Schweren seines Zustands.<sup>711</sup> Auch Burckhardt, der von der Schweiz kam, wußte nichts, sagte nur, daß Rilke an einer Kropfbildung leide.<sup>712</sup> Seine Schwester hat ihn, bevor er ins Sanatorium ging, gesehen u. schrecklich abgemagert gefunden.<sup>713</sup> Auch das habe ich

ner Maria Rilke. 1875–1926. *Les Lettres*. 4<sup>o</sup> Année. Nos 14–15–16. Paris 1952, S. 55; Rainer Maria Rilke, *Briefe aus Muzot*. Leipzig 1935, S. 395). Letztmals schreibt er am nächsten Tag zwei Briefe, die beide mit »mercredi« datiert sind. Der eine geht an die junge ägyptische Schönheit Nimet Eloui (um 1903–1943. In: *La dernière amitié de Rainer Maria Rilke. Lettres inédites de Rilke à Madame Eloui Bey. Avec une étude par Edmond Jaloux. Avant-propos de Marcel Raval*. Paris 1949, S. 211f.), der andere an Baladine Klossowska (1881–1969. In: *Rainer Maria Rilke et Merline, Correspondance 1920–1926. Rédaction: Dieter Bassermann*. Zürich 1954, S. 601f., mit der falschen Datierung auf den 23. Dezember); zu den Einzelheiten vgl. *Vier Briefe der Fürstin Marie von Thurn und Taxis* (wie Anm. 708), S. 113, Anm. 1.

<sup>711</sup> Rilke selbst hatte diese Todesnähe lange ignoriert. Zwar hatte er Paul Thun-Hohenstein am 20. November 1926 erklärt, dass »nach einer kleinen Besserung, diese letzten Tage so aufdringlich ungut für <ihn> gewesen« seien, dass er keinen »freudig aufgerichtete<n> Plan« fassen könne, sondern wohl das »Sanatorium Val-Mont« aufsuchen müsse, weil er »ohne Hülfe vor der Hand nicht auskomm<e>«. Doch scheint er zu dieser Zeit die Unausweichlichkeit seines Leidens noch nicht erkannt zu haben (vgl. Klaus W. Jonas, *Rainer Maria Rilke und Paul Thun-Hohenstein*. In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins. N.F. der Chronik* 79, 1975, S. 78–99, hier S. 98f.).

<sup>712</sup> Schon am 26. Dezember hatte Kassner Anton Kippenberg mitgeteilt: »Karl Burckhardt sprach mir von einer Kropfbildung bei Rilke.« Rilke hatte die Tage vom 11. bis 14. September 1926 bei Burckhardt im »petit Château: Riencourt« in Bougy-Villars zugebracht (vgl. Rilke, *Briefe an Nanny Wunderly-Volkart* [wie Anm. 499], S. 1159; Rilke – Kassner, S. 168–170). Darüber hatte Burckhardt berichtet, als er sich mit seiner jungen Frau Elisabeth, geb. de Reynold (1906–1989), Anfang Dezember 1926 für mehrere Monate in Wien niedergelassen hatte (vgl. BW Burckhardt, S. 218; Carl J. Burckhardt, *Briefe 1908–1974*. Bes. von Ingrid Metzger-Buddenberg. Frankfurt a.M. 1986, S. 122).

<sup>713</sup> Theodora (Dora, Dory) von der Mühl (1896–1982), Carl Jacob Burckhardts Schwester, war, als sie Rilke am 15. November 1926 zum letzten Mal in Sierre besucht hatte, »ganz erschreckt über sein schlechtes Aussehen und seine Mattigkeit« gewesen. Doch auch sie »ahnte nicht wie rasch die letzte Lebenskraft auslöschen werde« (an Marie Taxis, 14. Januar 1927: Rilke – Taxis, S. 951f.). An sie wird sich die Fürstin am 12. Januar 1927 aus Rom wenden und eingedenk der »tiefe<n> innige<n> Freundschaft mit R. M. Rilke« bitten, »mir zu schreiben und mir alles zu sagen was sie von dieser letzten, traurigen Zeit wissen – wer bei ihm war, ob er sich bewusst war, wer ihn pflegte – Ausserdem möchte ich Sie bitten einen Kranz zu bestellen und auf sein Grab legen zu lassen – (wo ist es nebenbei?) – mit auf den Schleifen: »Dem unvergleichlichen Dichter, dem lieben treuen Freund. – Marie von Thurn und Taxis.« (vgl. *Vier Briefe der Fürstin Marie von Thurn und Taxis* [wie Anm. 708], S. 353–355). Bereits am 10. Januar 1927 hatte sie an Paul Thun-Hohenstein geschrieben: »Ja, der unerwartete Tod eines so unvergleichlichen Freundes hat mich tief getroffen, und ich werde diesen Verlust niemals verwinden können. Ich kann es kaum fassen, daß dieses treue, warme Herz nicht mehr schlägt, daß diese Augen, welche die Welt so wunderbar sahen – wie keine anderen auf Gottes Erdboden – geschlossen sind daß der Magier uns verlassen hat, der die Zaubergärten besaß! [...] Und daß ich nichts wußte von seiner Todeskrankheit, daß ich ihm nicht einmal einen letzten Gruß schicken konnte, ist unendlich hart! [...]. Ich weiß auch noch keine détails – wenn Sie etwas erfahren, wenn etwas Besonderes über ihn geschrieben wird, bitte lassen Sie mich es hören« (Rilke – Thun-Hohenstein [wie Anm. 711], S. 99).

erst jetzt erfahren. Ich habe auf Bitte der Frankfurter Zeitung über ihn geschrieben: Erinnerungen, die ich Ihnen schicken werde.<sup>714</sup>

Er war sicherlich eines der kostbarsten u. liebenswürdigsten Gotteskinder, die diese Erde betreten.

Alles Gute.

R.K.

Um das Büchlein<sup>715</sup> werde ich mich bemühen, sowie ich nur die Adresse seiner Tochter (u. deren Namen) haben werde.<sup>716</sup>

Das Wort vom »Gotteskind« hat sich Marie Taxis tief eingepägt; sie zitiert es zustimmend am 12. Januar im Brief an Theodora von der Mühl: »Wie D<sup>r</sup>. Kassner mir schreibt: »Er war wohl einer der kostbarsten u. liebenswürdigsten Gotteskinder«, und kommt, so Kassner, noch nach Jahren darauf zurück: »Als sie einmal kurz vor ihrem Tode umdüsterten Geistes den Namen Rilkes aus dem Gespräch der anderen um sich aufnahm, sprach sie, den Weg zurück ins Längstvergangene, kaum mehr Faßbare suchend, vor sich hin: Rilke – ja, das war ein Gotteskind.«<sup>717</sup>

<sup>714</sup> Rainer Maria Rilke. Eine Erinnerung. Von Rudolf Kassner. In: Frankfurter Zeitung, 71. Jg., Nr. 11, 6. Januar 1927. Unter dem Titel »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke« – »nennen wir es so«, schlägt Kassner Anton Kippenberg am 4. Februar 1927 vor – wird der Text in leicht übergangener Form im »Inselbuch« nachgedruckt, das, »Dem Gedächtnis Rainer Maria Rilkes« gewidmet, im März 1927 erscheint (8. Jg., H. 2, S. 119–125). Aufgenommen wird der Text 1928 in den Band »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« (s.u. Anm. 775: KSW IV, S. 281–287) und von dort 1938 ins »Buch der Erinnerung« (KSW VII, S. 276–282). Hans Egon Holthusen wird ihn »die faszinierendste kritische Deutung der Person <Rilkes> und seines Werkes« nennen, »die ich kenne« (Der Essay als literarische Kunstform. Dankrede <zur Verleihung des Johann-Heinrich-Merck-Preises für Kritik und Essay>. In: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 1993, S. 133–138, hier S. 136).

<sup>715</sup> Gemeint ist das »blaue Büchlein« mit von Rilke handschriftlich eingetragenen Gedichten, das die Fürstin von Nanny Wunderly-Volkart am 9. Februar 1927 zurückerhält (vgl. Rilke – Taxis, S. 953). Den Empfang (»mein gewisses Büchel mit Gedichten«) bestätigt sie auch Theodora von der Mühl am 14. März 1927 (Vier Briefe der Fürstin Marie von Thurn und Taxis [wie Anm. 708], S. 357).

<sup>716</sup> Kassner hatte am 3. Januar 1927 beim Insel-Verlag »Adresse u. Namen von Rilkes Tochter Ruth« erfragt – sie hatte am 18. Mai 1922 Dr. jur. Carl Sieber (1897–1945) geheiratet – und am 5. Januar die vorübergehende Anschrift erhalten: »Frau Ruth Sieber, Carlenhof, Wittenbeck. Post Brunshaupten i. Meckl<enburg>«. Er korrespondiert mit ihr, wie aus seinen Bemerkungen gegenüber Anton Kippenberg hervorgeht, in den nächsten Monaten vor allem über den Plan einer Rilke-Gesellschaft und die Sammlung und Veröffentlichung von Rilkes Briefwerk. Briefe zwischen Kassner und Ruth Sieber-Rilke waren bislang nicht zu ermitteln.

<sup>717</sup> Vier Briefe der Fürstin Marie von Thurn und Taxis (wie Anm. 708), S. 354 (= Rilke – Kassner, S. 174); KSW X, S. 324.

Das Frühjahr 1927 steht im Zeichen der seit Langem erwarteten und endlich Mitte April ausgelieferten »Mythen der Seele«. <sup>718</sup> Der Band vereint die vier Stücke »Der ewige Jude«, »Hochzeit zwischen Himmel und Hölle«, »Christus und die Weltseele« und »Der größte Mensch«, welche die Fürstin aus Vorlesungen oder Vorabdrucken kennt. Es darf als sicher gelten, dass Kassner ihr eines der Vorexemplare, die ihm der Verlag am 14. April 1927 zuschickt, zum Osterfest 1927 am 17./18. April in die Hand legt. <sup>719</sup> Kurz danach bricht er zu einer Vortragsreise auf, in deren Verlauf er seinen von Fall zu Fall nur unwesentlich abgewandelten »Physiognomik«-Vortrag am 20. Mai an Hermann von Keyserlings Darmstädter »Schule der Weisheit« und drei Tage später an der Universität Freiburg im Breisgau wiederholt. <sup>720</sup> Von dort eilt er zur Prinzessin Bassiano nach Versailles und Anfang Juni weiter nach Paris. Wegen eines schmerzhaften Magenleidens, das den Aufenthalt empfindlich stört, unterzieht er sich, auf Rat und Betreiben der Prinzessin, eingehender ärztlicher Behandlung, <sup>721</sup> ohne freilich dem gewohnten gesellschaftlichen Leben fernzubleiben, über das er Christiane von Hofmannsthal am 5. Juni aus seinem Pariser Hotel am linken Seine-Ufer ausführlich Bericht gibt: »Ach mein liebes Kind, da bin ich nun. Im Hotel d'Orsay, Quai d'Orsay. Fünf Stock hoch, sehr gut, magenverstimmt, überhaupt nicht durchaus dans mon assiette. In Versailles war es gut, aber vielleicht nicht zu gut. Vielfach dumme Gesellschaften in Paris, doch immerhin

<sup>718</sup> Rudolf Kassner, *Die Mythen der Seele*. Leipzig 1927 (KSW IV, S. 145–200; zur Entstehung und Druckgeschichte ebd., S. 586–588). Kassner hatte das Manuskript Anton Kippenberg am 19. November 1926 mit der Bemerkung zugeleitet: »Manchmal ist mir als wäre es mein schönstes Buch. Es ist darin etwas ganz Neues aufgerissen. Alles schwätzt heute vom Mythos, hier ist er. Vom Physiognomischen her erobert.« Als das Buch am 21. April offiziell ausgeliefert wird, dankt Kassner dem Verleger umgehend am 23. April: »Es ist sicherlich mein schönstes Buch. Es ist auch ganz leicht zu lesen. Nur habe ich den Wind der Popularität seit 27 Jahren gegen mich u. ich weiß nicht, ob es mir diesmal gelingen wird ihn in die Segel zu bekommen. Das Los eines deutschen Schriftstellers, der eine neue Welt, nicht die Klischee einer solchen gibt, ist ein bedauernswerthes. Halten Sie dagegen Paul Valéry in Frankreich!«

<sup>719</sup> Auf »Wien Ostern 1927« sind die Widmungsexemplare »für Hugo von Hofmannsthal« (BW Kassner, S. 277) und die verehrte Sopranistin Lotte Lehmann (»Der geliebten Stimme«; Privatsammlung, Stuttgart) datiert, das an Prinzessin Bassiano (»for Marguërite de Bassiano in friendship and perfect devotion«) auf »Vienna Easter 1927« (s.o. Anm. 668).

<sup>720</sup> Bereits am 22. März hatte er in Budapest gesprochen und war dort, wie er Anton Kippenberg am 23. April berichtet, »sehr gefeiert« worden. – Zur Darmstädter Veranstaltung merkt die »Chronik der Schule der Weisheit« an, dass beim »Vortrag des Mystikers Rudolf Kassner aus Wien [...] vielleicht nicht alle den tiefgründigen Ausführungen folgen« konnten. »Aber alle ohne Ausnahme hatten den Eindruck einer der bedeutendsten Persönlichkeiten dieser Zeit.« Keyserling selbst hatte in einer »in mehreren Zeitungen« veröffentlichten »Notiz zur Einführung des Vortrags« betont: »In meiner Jugend sah ich keinen öfter als Rudolf Kassner. Dann waren wir beinahe zwei Jahrzehnte außer Kontakt. [...]. Aber wie ich dann Kassner wieder begegnete, da sagte ich mir: einen solchen Menschen gibt es kein zweites Mal. Nicht allein ist er zweifelsohne der bedeutendste lebende Österreicher, er ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten dieser Zeit überhaupt. [...]« (Der Weg zur Vollendung. Mitteilungen der Gesellschaft für freie Philosophie: Schule der Weisheit. H. 14. Darmstadt 1927, S. 68f.).

<sup>721</sup> Vgl. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 190f. (Anm. 1) u. 192 (Anm. 10).

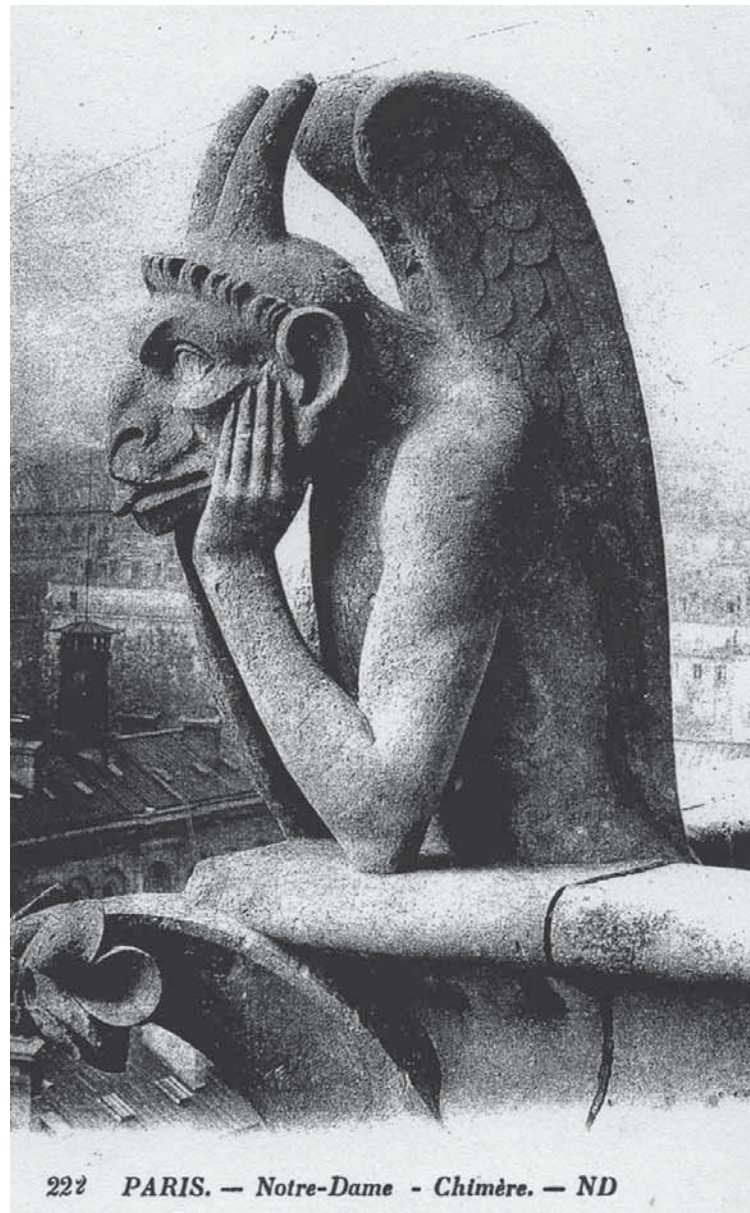


Abb. 8: Paris. Ansichtskarte, 15. Juni 1927 (AST)

nicht ohne Komik und darum annehmbar, einmal ein diner im Ritz von einer reichen Amerikanerin gegeben, 150 Personen, dann im Garten russisches ballet, ein andersmal eine musicalische Soirée bei der Przss<sup>in</sup> Polignac, Strawinskys neues Werk wurde vorgeführt,<sup>722</sup> mitten unter allen Menschen Lili <Schalk>.

<sup>722</sup> Strawinskys neues Werk, das szenische Oratorium »Oedipus Rex« auf einen lateinischen Text von Jean Cocteau, wird wenige Tage nach dieser Privatvorstellung bei Prinzessin Edmond de Polignac, geb. Winnaretta Singer, am 30. Mai 1927 im Théâtre Sarah Bernhardt aufgeführt (vgl. Igor Stravinsky, An Autobiography [zuerst 1936], hier zit. nach der Ausgabe



Lili und M<sup>mc</sup> de Bassiano – oh es gab da schon manche Situation.«<sup>723</sup> Wie im Vorjahr begegnet er auch diesmal André Gide, Charles du Bos, Marcel Schwob oder Guy de Pourtalès; vor allem aber dem Diplomaten und Dichter Alexis Leger alias Saint-John Perse, der ihn tief beeindruckt.<sup>724</sup> Aus diesen Tagen sind keine Nachrichten an Marie Taxis überliefert, außer einer knappen Karte, kurz vor seiner Abreise aus Paris:

### 100. Von Paris nach Wien

<Paris, 15. Juni 1927><sup>725</sup>

<Mittwoch>

Gehe in 2–3 Tagen nach Sils-Baseglia Hotel Margna, Engadin.<sup>726</sup> War recht elend. Derselbe Zustand wie vor 4 Jahren.<sup>727</sup> Doch ist es schon besser. Nervous affection. Now and then you have to pay for the thrills of life. Alles Gute.

R.K.

New York 1962, S. 132f.; Michael de Cossart, *The Food of Love. Princesse Edmond de Polignac [1865–1943] and her Salon*. London 1978, S. 177).

<sup>723</sup> Dieses Zusammentreffen der Prinzessin Bassiano mit Lili Schalk ist anderweitig nicht dokumentiert; auch nicht in den überlieferten Briefen Kassners an Lili Schalk.

<sup>724</sup> Am 25. Juni 1927 dankt Kassner der Prinzessin Bassiano indirekt: »And then I like having met Leger, this must not be forgotten« (*La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani*, S. 190); und vier Tage später eröffnet er Christiane von Hofmannsthal, dass ihm Léger »der liebste (sagen wir so, dabei bedeutet lieb auch bedeutend oder sonst allerlei) Franzose« sei (BW Kassner, S. 279). Léger selbst bestätigt, er habe Kassner »deux fois« in Paris gesehen (Saint-John Perse, *Œuvres complètes*. Paris 1972, S. 939). Alexis Saint-Léger Léger (1887–1955) – er legt sich das literarische Pseudonym Saint-John Perse zu – war 1914 in den diplomatischen Dienst eingetreten. Bis 1921 Legationssekretär in Peking, hatte ihn Aristide Briand (1862–1932) 1922 in seine Nähe gezogen und 1925 zum Direktor des Kabinetts gemacht. Nach Briands Tod wird er 1933 zum Botschafter und Generalsekretär des Außenministeriums ernannt und nimmt 1938 als Begleiter des Ministerpräsidenten Edouard Daladier (1884–1970) an der Münchner Konferenz teil. 1940 aller Ämter enthoben, emigriert er in die USA, von wo er erst 1959 nach Frankreich zurückkehrt. 1960 erhält er für sein Werk »Anabase« den literarischen Nobelpreis (vgl. *La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani*, S. 190 u. 192 [Anm. 9], sowie unten Brief 112 mit Anm. 866).

<sup>725</sup> AST. Postkarte. Ansicht: Paris – Notre-Dame – Chimère – ND. Adresse: L'Autriche / I. D. / Fürstin Maria von Thurn u. Taxis / Wien IV. / Victorgasse 5a. Poststempel: Paris 15. VI. 27.

<sup>726</sup> Zum mit einem Stern versehenen Hotel »Margna« und zu Sils-Baseglia, das auf einer Höhe von über 1800 m mit dem Dorf Sils-Maria die Gemeinde Sils bildet, vgl. Karl Baedeker, *Die Schweiz*. 37. Aufl. Leipzig 1927, S. 473f.

<sup>727</sup> Im Juni/Juli 1923; s.o. S. 173. – Über »Spasmes nerveux aux (disons) entrailles« klagt er am 16. Juni 1927 Christiane von Hofmannsthal; und knapp sechs Wochen später, am 28. Juli 1927, erfährt Lili Schalk aus Sils Baseglia: »Ich war in Paris auch schon nicht wohl (hatte Darmspasmen nervöser Natur, die in Sils Maria wohl vergingen, aber dort einer großen Schwäche Platz machten).«

Am nächsten Tag fährt er nach Basel zu Carl J. Burckhardt und dessen Schwester und Schwager Theodora und Hans von der Mühl und von dort am 25. Juni nach Sils-Baseglia, um das andauernde Magenleiden auszuheilen.<sup>728</sup>

### *101. Von Sils-Baseglia nach Lautschin*

<Sils-Baseglia, Ende Juni 1927><sup>729</sup>

Es geht mir schon besser. Bleibe noch ca 3 Wochen hier. Werde mich dann anmelden. Es ist hier sehr schön. Bes. die Blumen! So herrlich wie die Bergweiden, 1800 m. hoch rings drum rum.<sup>730</sup> Alles Gute.

R.K.

Am 18. Juli 1927 verlässt er Sils-Baseglia mit dem zwiespältigen Ergebnis, er habe dort, wie er Edmée Hoyos am 26. Juli 1927 erklärt, zwar seine »Schmerzen« verloren, sie aber gegen eine »großen Müdigkeit« eingetauscht, so dass der »Aufenthalt in dieser unerhörten Landschaft 1800 m. hoch, sonst eine Quelle dauernder Inspiration, eigentlich nur langweilig« gewesen sei. Auf dem Heimweg verbringt er »einige Tage« bei seiner Frau »in einem Nervensanatorium« in »Rapperswyl«, ehe er »über Wien [...] nach Lautschin« weiterfährt,<sup>731</sup> wo er sich kurzfristig telegraphisch ansagt:

<sup>728</sup> An diesem 25. Juni unterrichtet er Marguerite Bassiano aus Sils Baseglia, »that I arrived here safely«, und fügt hinzu: »I am better, but still far from being good« (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 190).

<sup>729</sup> AST. Postkarte. Ansicht: Sils im Engadin (1812 m ü. M.) / Blick von »der letzten Bank« auf Sils, den Silser-See und Maloja. Adresse: I. D. Fürstin / Marie v. Thurn u. Taxis / Loučen / b Nymburk, Böhmen / Tschechoslovakei. Č. S. R. Poststempel: Sils-Baseglia: (Tagesdatum unleserlich) VI. 27.

<sup>730</sup> Lesung unsicher.

<sup>731</sup> So an Christiane von Hofmannsthal, 8. Juli 1927. Schon am 29. Juni hatte er ihr gemeldet, seine Frau solle »in ein Sanatorium – die Kopfschmerzen u. Schlaflosigkeiten scheinen sehr arg geworden zu sein. Die Arme. Mir thut sie so leid«. Nach dem Besuch in Rapperswyl

<Wien, 21. Juli 1927><sup>732</sup>

<Donnerstag>

Wenn genehm eintreffe Samstag abend 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Nimburg  
Kassner

Bei seiner Ankunft am genannten Samstag, dem 23. Juli, kann er feststellen, dass es Fürstin Taxis nach den gesundheitlichen Beeinträchtigungen des Winters inzwischen »besser geht«. <sup>733</sup> Auch er selbst erholt sich, indem er konsequent alle Verordnungen der Ärzte ignoriert: »Ich nahm nichts u. wurde wieder gesund«, gesteht er Lili Schalk am 1. August: »So ist es. Jetzt arbeite ich wieder. Jede Einwirkung von außen ist bei mir desastreux. Darum gilt für mich Goethes Satz: ab u. zu müsse man sich ruinieren, <sup>734</sup> u. wie ich hinzufüge, damit die inneren Kräfte geweckt werden.« Während seiner »long walks in the woods here« entwirft er »my first sketch of what I will call: Narciss or a dialogue about measure«. <sup>735</sup> Der »erste Gedanke« zu dieser »grosse<n> Zusammenfassung meines Gedankens« war ihm zuvor »in Paris beim Überschreiten des Pont Solferino unter grossen physischen Schmerzen gekommen«. <sup>736</sup>

Noch von Lautschin hatte er sich durch den Dirigenten Franz Schalk einen Platz für die letzte der vier »Fidelio«-Aufführungen sichern lassen, welche, mit Lotte Lehmann in der Titelrolle, die diesjährigen Salzburger Festspiele am 28. August

teilt er Marguerite Bassiano unter dem 5. August mit: »My wife is better, is quite good indeed. Hers is a neurosis (caused by the very bad fall 3 years ago) It comes and goes, and when it is gone, it is as if it never had been« (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 194f.). Marianne Kassner leidet unter den Nachwirkungen jenes gefährlichen Sturzes, von dem Kassner am 20. Oktober 1925 in Brief 92 berichtet hatte (oben S. 183 mit Anm. 646).

<sup>732</sup> KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Anmerkungen Ernst Zinns. Telegramm: Fürstin Taxis / Loučen – aus Wien 50 / 2170 11/20 1740. Poststempel: Loučeň 21.VII.27.

<sup>733</sup> An Edmée Hoyos, 26. Juli 1927.

<sup>734</sup> Am Ende des Gesprächs vom 11. März 1828 mit Johann Peter Eckermann: »Der Mensch muss wieder ruiniert werden!« (Johann Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Dritter Teil: 1822–1832. In: Johann Wolfgang Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Hg. von Ernst Beutler. Bd. 24. Zürich 1949, S.682).

<sup>735</sup> An Marguerite Bassiano, 5. August 1927 (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 195). Das für sein Denken wegweisende Gespräch – »Vier Menschen reden« (ebd., S. 197) – wird 1928 unter der Überschrift »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« das gleichnamige Buch eröffnen (vgl. Anm. 775).

<sup>736</sup> An Marguerite Bassiano, 22. Dezember 1927 (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 197).

beschließt.<sup>737</sup> Die Sängerin gilt ihm als die »wohl schönste Stimme der Welt«,<sup>738</sup> seit er sie in dieser Partie am 31. März in Wien bei der »Gala-Vorstellung« im Rahmen der »Zentenarfeier« zu Beethovens 100. Todestag gehört und am folgenden Tag der wegen Krankheit abwesenden Lili Schalk berichtet hatte: »Gestern war es schön. [...] Sie <sc. Lotte Lehmann> war vielleicht überhaupt noch nicht so wundervoll gewesen, es hat zu den ganz großen Leistungen der Theaterkunst gehört u. alles überstrahlt, was ich je auf irgend einer Opernbühne gesehen habe.«<sup>739</sup> Am 26. August »Abends« trifft er in Salzburg ein und steigt, ebenso wie Hugo und Christiane von Hofmannsthal, die ihm ein Zimmer besorgt hatte, im »Österreichischen Hof« ab.<sup>740</sup> Neben zahllosen Freunden und Bekannten begegnet er Prinz Pascha sowie Alick und Edmée Hoyos, die ihn anschließend nach Schwertberg mitnehmen.

### *103. Von Schwertberg nach Lautschin*

Schloss Schwertberg 4.9.27.<sup>741</sup>  
<Sonntag>

Gnädigste Fürstin!

Für die Gastfreundschaft, die ich heuer wie alle Jahre so lang in Ihrem schönen Lautschin genossen, sage ich Ihnen u. dem Fürsten von ganzem Herzen Dank. Ich bin seit vier Tagen hier. Die beiden Hoyos

<sup>737</sup> Vgl. ebd., S. 194 (5. August 1927) u. 196 (Anm. 5); Josef Kaut, Festspiele in Salzburg. Eine Dokumentation. München 1970, S. 55f.

<sup>738</sup> An Fürstin Herbert Bismarck, 5. April 1927; s. auch die Widmung »der geliebten Stimme« oben Anm. 719.

<sup>739</sup> Vgl. dazu KSW X, S. 613–617, bes. S. 617. Gleichermassen begeistert hatte sich Julius Korngold (1860–1945), der gestrenge Musikkritiker der »Neuen Freien Presse«, am 2. April 1927 im Feuilleton (S. 1–3) geäußert und die »ungewöhnliche Leistung« hervorgehoben, »die in jedem gesungenen, in jedem gesprochenen Wort, in jeder Bewegung ebenso von großer Begabung wie von intensiver Arbeit Zeugnis« abgelegt habe. Er rühmt das »heilige Feuer« der Sängerin, deren Stimme man »so voll und mächtig« »bisher nicht gehört zu haben <glaubte>«. In der Rückschau stellt Marcel Prawy fest: »Zum erstemal war hier das Experiment gewagt worden, die beiden sonst immer nur von hochdramatischen Stimmen besetzten Hauptrollen lyrisch zu besetzen; mit Alfred Piccaver <als Florestan> und Lotte Lehmann. Die Lehmann wurde von da ab für uns zum Inbegriff des Fidelio« (Die Wiener Oper. Ergänzte und überarb. Neuauflage, Wien u.a. 1969, S. 251). – Zur »Beethoven-Feier des Operntheaters« vgl. die umfassenden Berichte und internationalen Würdigungen im Morgenblatt der »Neuen Freien Presse« vom 27. März 1927, S. 1–4, 11–13 u. 31–36.

<sup>740</sup> Kassner an Christiane von Hofmannsthal, 14. August 1927. Am 4. Oktober bestätigt Christiane Thankmar von Münchhausen: »Salzburg war am Schluß noch nett; durch Kassner, der ankam« (B Christiane, S. 110).

<sup>741</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Notizen Ernst Zinns.

samt Agnes Loÿs<sup>742</sup> u. einem jungen Pourtalès<sup>743</sup> waren nach Salzburg gekommen für den letzten Fidelio und hatten mich dann im Auto mit hierhergenommen. Die Fidelioaufführung war nicht auf der Höhe der Wiener Aufführung, nur die Lehmann war noch besser, sie war in der That so wie noch nie und ihre Leistung, wie ein Freund Puccinis<sup>744</sup> mir richtig sagte, nur mit dem Don José Carusos<sup>745</sup> zu vergleichen. Ich sah in Salzburg sehr viele Menschen,<sup>746</sup> man ging eigentlich nur durch Bekannte hindurch und fuhr immer mit irgendeinem Star den Lift hinauf. Pascha sah ich, wir frühstückten bei Kommer<sup>747</sup> mit Ms Pinchot,<sup>748</sup> der

<sup>742</sup> Agnes Marquise de Loys-Chandieu, geb. de Pourtalès (1870–1930), Edmée Hoyos' Mutter.

<sup>743</sup> Vielleicht Raymond (1914–1940), Sohn des mit Kassner bekannten Schriftstellers Guy de Pourtalès (1881–1941), oder ein anderes Mitglied der weitverzweigten Familie, der Agnes de Loys-Chandieu entstammt.

<sup>744</sup> Nicht ermittelt.

<sup>745</sup> Eine der Paraderollen Enrico Carusos (1860–1945) in George Bizets »Carmen«. Die Oper gehört nicht zum Repertoire der Salzburger Festspiele.

<sup>746</sup> Kassner hatte am 5. August Marguerite Bassiano in ihrem – dann nicht verwirklichten – Plan, nach Salzburg zu kommen, mit dem Hinweis zu bestärken gesucht: »I think you ought to come, it is worth while, you will find a lot of friends [...] and it will be too delightful. Christiane will be there, Kommer, etc.« (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 194).

<sup>747</sup> Rudolf K. Kommer (1885–1943). Kassners von Zinn festgehaltene knappe Erläuterung »Jude in Salzburg« bezieht sich auf Kommers Wohnsitz in Max Reinhardts Schloss Leopoldskron bei Salzburg. Kassner hatte ihn wohl bei einem Empfang der Fürstin am 6. Mai 1926 als, wie Marie Taxis notiert, »Dr. Kommer« kennengelernt. In Czernowitz geboren, arbeitet er zunächst als Korrespondent verschiedener Zeitungen, dann ab 1922 als Max Reinhardts Agent in Großbritannien und den USA, später als »Impressario« des gesamten Reinhardt'schen Theater-Unternehmens. Klaus Mann schildert ihn als »eine einzigartige Figur«: »der rundliche, freundlich-reservierte, kluge kleine Literat, der nie etwas publizierte, nie Geschäfte zu machen schien, aber trotzdem auf großem Fuße lebte und mit den Großen dieser Welt auf bestem Fuße stand. In Wien und Salzburg agierte er als der diskrete Mittelsmann zwischen Max Reinhardt, zu dessen Intimen er gehörte, und der internationalen haute finance; in London traf er sich mit Duff Cooper zum Lunch, mit G.B. Shaw zum Tee und mit Winston Churchill zum Dinner; in New York, wo er die Wintermonate im exklusiven Ambassador-Hotel verbrachte, kannte er alles, was gut und teuer war, von den Astors bis zu den Vanderbildts. [...] Kommer war ein Mysterium« (Klaus Mann, *Der Wendepunkt*. Reinbek 1984, S. 186; s. auch *Die Memoiren der Lady Diana Cooper*. Aus dem Englischen von Maria Wolf. Frankfurt a.M. 1962, S. 133ff.). Im September 1933 emigriert Kommer in die USA, wo man seine Einbürgerungsgesuche wiederholt ablehnt. Er wird vom FBI verdächtigt, als Agent für das nationalsozialistische Regime in Deutschland tätig zu sein (vgl. Karlheinz Wendler, *Alfred Kerr im Exil*. Diss. Berlin 1981, S. 172–295: *Sein Freund Rudolf Kommer*).

<sup>748</sup> Rosamond Pinchot (1904–1938 durch Suizid). Max Reinhardt hatte die 19-Jährige 1923 auf der Überfahrt nach Amerika kennengelernt und sie, von ihrer Erscheinung fasziniert, für die Rolle der Nonne in Max Vollmoellers »Mirakel« engagiert (*Das Mirakel [Das Wunder]*. Große Pantomime in zwei Akten und einem Zwischenspiel. Musik Engelbert Humperdinck. Regie Max Reinhardt. Berlin 1912), das im Rahmen eines amerikanischen Gastspiels am 15. Januar 1924 in New York Premiere hatte (vgl. Max Reinhardt, *Schriften, Aufzeichnungen, Briefe, Reden*. Hg. von Hugo Fetting. Berlin 1974, S. 166f.; *Die Memoiren der Lady Diana Cooper* [wie Anm. 747], S. 147ff.). Zur Anwesenheit Rosamond Pinchots bei den gegenwärtigen

Nichte der Lady Johnstones zusammen. Dieselbe ist völlig uninteressant u. scheinbar rasend untalentiert, nur ist sie sehr hübsch u. erinnert sehr an ihre Tante. Wir beide<sup>749</sup> sagten es ihr, was sie aber keineswegs interessierte, weil sie nur von Kunst, resp. von ihrer Kunst reden wollte, was uns wieder nicht interessierte.

Ich hoffe, Sie haben sich ihrer Freunde gefreut und es ist alles gut. Bitte grüßen Sie alle, vor allem meinen lieben Louis.<sup>750</sup> Der Fürst dürfte ja schon weg sein.

Mit den besten Wünschen u. Grüßen

Ihr

dankbar ergebener

Dr. Rudolf Kassner

Aus den folgenden Monaten fehlen sowohl Briefe Kassners als auch Kalendereinträge der Fürstin. Allein in Kassners Korrespondenz mit Anton Kippenberg findet sich die eine oder andere Spur. So ist eine entsprechende mündliche oder schriftliche Information der Fürstin vorauszusetzen, wenn Kassner dem Verleger am 8. Oktober 1927 versichert, er hätte ihn in Lautschin »gern getroffen«; »aber es ging nicht«, und mithin könne er ihm nur wünschen, »daß der alte Fürst« da sein werde, »dieses unglaubliche Phänomen von Jugend der Seele u. des Leibes«.<sup>751</sup> Das Gleiche gilt für Kassners Auskunft vom 4. Januar 1928, die Fürstin sei mit ihren »Erinnerungen« an Rilke »bald fertig«, sowie die Bekräftigung vom 1. Februar: »Fürstin T. ist fertig mit ihrer Arbeit.«<sup>752</sup> Dass sie, wie Kassner ankündigt, Kippenberg das Manuskript zugeschickt und um einen »Vertrag für das was Autor oder Herausgeber in solchem Fall zu erhalten hat«, gebeten hätte, ist wenig

tigen Salzburger Festspielen s. Reinhardt, Aufzeichnungen, Briefe, Reden, S. 193f. Vgl. insgesamt Bibi Gaston, *The Loveliest Woman in America. A Tragic Actress, Her Lost Diaries, and Her Granddaughter's Search for Home*. New York 2008.

<sup>749</sup> Prinz Pascha von Thurn und Taxis und Kassner.

<sup>750</sup> Prinz Louis von Thurn und Taxis, der am 5. Oktober 1908 geborene zweite Sohn des Prinzen Pascha und der Prinzessin Marie.

<sup>751</sup> Umgehend stellt Kippenberg am 11. Oktober richtig, er werde erst im November in Lautschin vorsprechen und auf dem Rückweg »vielleicht« einen Halt in Wien einlegen. Dazu scheint es nicht gekommen zu sein, denn fast fünf Jahre später, am 4. Juli 1932, fragt Kassner im Auftrag der Fürstin, ob Kippenberg nicht einmal nach Lautschin kommen wolle (s.u. Anm. 923).

<sup>752</sup> Gemeint ist die von Marie Taxis sehr bald nach Rilkes Tod zusammengestellte erste Fassung ihrer »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke. Briefe, Notizen, Ungedrucktes von 1909–1926« (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 97f., Anm. 39), in der sie, wie Ernst Zinn formuliert, »es unternahm, die Briefe des Dichters, soweit sie ihr damals schon mitteilbar schienen, mit einführenden, überleitenden und erläuternden Seiten zu einer umfangreichen Sammlung zu verbinden, bei deren Gestaltung ihr etwa das Vorbild englischer *Life-and-Letters*-Gedenkbücher vorschweben mochte« (Rilke – Taxis, S. 973). Hofmannsthal wird ihr am 21. Januar 1929 für den Einblick in diese »Rilkebriefe« danken.

wahrscheinlich. Weder das Korrespondenzarchiv noch das Inventarverzeichnis des Insel-Verlags enthalten entsprechende Angaben. Bezeugt hingegen ist ein gemeinsamer Besuch der Uraufführung von Max Mells »Das Nachfolge Christi-Spiel« im Burgtheater am Samstag, dem 21. Januar 1928,<sup>753</sup> sowie Kassners Lesung seines Gesprächs »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« am 5. April 1928 im Salon Hoyos in der Plößlgasse 13,<sup>754</sup> ein Abend, den er noch nach zwei Jahrzehnten aus der Erinnerung heraufbeschwört: »Es war zwei Jahre vor ihrer schweren Erkrankung, die, eine deutliche Trübung ihrer Geisteskräfte nach sich ziehend, mit dem Tode enden sollte, sie hatte die siebzig schon überschritten, als ich eines Tages in einem kleinen Kreis befreundeter Menschen mein Gespräch ›Narciß‹ vorlas, nichts ganz Leichtes, auch nicht gemeint, leicht aufgenommen zu werden. Ich sehe noch heute die alte Dame vor mir, wie sie mich nach der Vorlesung ansah, die Wangen erhitzt, gleich denen eines Mädchens, die Augen strahlend.«<sup>755</sup>

Im Monat darauf folgt Kassner einer Einladung Marguerite Bassianos zum Pariser Gastspiel der Wiener Staatsoper, das unter der musikalischen Leitung Franz Schalks vom 5. bis 17. Mai an der »Grand Opéra« ausgerichtet wird. Auf dem Programm stehen am 6. Mai Beethovens »Fidelio«; 8. Mai Mozarts »Don Juan« (»Don Giovanni«); 10. Mai »Die Hochzeit des Figaro«; 12. Mai Puccinis »Tosca«; 13. Mai mittags »Die Entführung« aus dem Serail« und Pergolesis »La

<sup>753</sup> Am Folgetag berichtet Kassner der Fürstin Bismarck von »Mells sehr großem Erfolg gestern«. Hofmannsthal, für den Mell am 16. Januar »die Karten [...] reserviert« hatte (BW Mell, S. 211), schreibt dazu an Carl J. Burckhardt: »Gestern abend wurde im Burgtheater Mells Nachfolge Christi Spiel aufgeführt, recht gut und mit sehr großem und echtem Beifall. Kassner war da und die alte ›Fürstin Kassner‹, Lili Schalk [...] und noch manche andere Ihnen recht wohlbekannte Gesichter« (BW Burckhardt, S. 257f.). Die überaus wohlwollende Kritik von Raoul Auernheimer im »Feuilleton« der »Neuen Freien Presse« vom 22. Januar 1928, S. 1–3, erkennt eine enge Nähe des Mell'schen Stücks zu Hofmannsthals »Jedermann« und konstatiert: »Mells schönes Gedicht wird im Burgtheater ebenso schön gespielt wie es geschrieben und gemeint ist.« Der Text war kurz zuvor im Münchner Verlag der Bremer Presse erschienen.

<sup>754</sup> So an Fürstin Herbert Bismarck, »Charsamstag«, den 7. April 1928. Die Plößlgasse 13 im IV. Wiener Bezirk »Wieden« ist Wohnsitz von Alice Gräfin Hoyos, geb. Whitehead, und der Familie ihres Sohnes Alexander, sofern diese nicht auf Schloss Schwertberg weilt. Vgl. Schicksalsjahre Österreichs (wie Anm. 344), Bd. 2, S. 105 u.ö.

<sup>755</sup> KSW X, S. 325. – Das Anfang 1928 vollendete Eingangsstück seines neuen Buches hatte Kassner am 1. Februar dem Insel-Verlag zugeleitet und Anton Kippenberg erklärt: »Der Untertitel des Gesprächs (Mythos u. Einbildungskraft) ist für alle dem Gespräch folgenden Essays bindend, weshalb auch notwendig sein wird, ihn auf das Titelblatt zu setzen.« Unverzüglich wird mit dem Satz begonnen, so dass dem Autor bald Fahnen und Korrekturabzüge zugehen, aus denen er an diesem Abend vorliest. Das Buch, das neben der Titelstudie (KSW IV, S. 203–239) wichtige Aufsätze der zurückliegenden Jahre versammelt, wird, wie der Verlag am 4. Mai meldet, Ende Mai 1928 ausgeliefert (s. S. 211 mit Anm. 775).

serva padrona«, abends »Tristan und Isolde«; 15. Mai »Der Rosenkavalier«; 17. Mai Wagners »Walküre«. <sup>756</sup> Ab dem 3. Mai 1928 weilt er in Versailles. <sup>757</sup>

Hier erreicht ihn Marie Taxis' Frage nach dem Verbleib ihrer beiden Kassner-Manuskripte, die er postwendend beantwortet:

#### 104. Von Versailles nach Lautschin

VILLA ROMAINE<sup>758</sup>

VERSAILLES

15.V.28

<Dienstag>

Gnädigste Fürstin!

F<sup>in</sup> Bassiano erinnert sich ganz bestimmt den Dilettantismus Rilke zurückgeschickt zu haben. <sup>759</sup> Im übrigen muß ich noch eine Copie davon bei mir haben, wenn ich sie Ihnen nicht schon gegeben habe.\* Ob das Exemplar der Elemente, das gesetzt worden war, noch in der Redaction oder Druckerei zu finden sein wird, ist sehr fraglich. Es ist hier so wie bei den Zeitschriften in Deutschland Brauch, daß die typierten E. des Manuscriptes dem Autor resp. Übersetzer nicht mehr zurück erstattet werden. Haben Sie denn nicht eine 2<sup>te</sup> Copie des typierten Manuscripts? Ich habe immer zwei, wenn ich etwas an eine Zeitung oder Zeitschrift schicke. Vielleicht finden sie noch eine in L. <sup>760</sup> Die Correcturen wurden ja damals nicht am Msc. gemacht, sondern dieses wurde zuerst [zuerst] gesetzt u. dann corrigiert. <sup>761</sup>

<sup>756</sup> Freundliche Auskunft von Otmar Barnert, Österreichisches Theatermuseum, Wien. Das kulturpolitisch bedeutsame Ereignis war maßgeblich von Paul Zifferer, seit 1920 Presseattaché der österreichischen Gesandtschaft in Paris, vorbereitet worden (vgl. BW Zifferer, S. 235).

<sup>757</sup> Vgl. La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 204.

<sup>758</sup> KEB. Maschinenabschrift; das originale Briefpapier trägt, laut Zinns Hinweis, die geprägte Adresse der Prinzessin Bassiano in Versailles.

<sup>759</sup> Es handelt sich vermutlich um jene Typoskript-Kopie, die in der Rilke-Sammlung des Schweizerischen Literaturarchivs in Bern (Rilke Ms D 99) erhalten geblieben ist. Das Deckblatt trägt von fremder Hand die kalligraphische Aufschrift: »Dilettantisme.« Mit dem Zusatz, möglicherweise von anderer Hand: »von / Rudolf Kassner / übersetzt ins Französische von: Fürstin Marie von Thurn und Taxis.« Der Text ist am Kopf der ersten Seite maschinenschriftlich überschrieben: DILETTANTISME, / Rodolphe Kassner / Trad. M.T.H.« Für welchen Zweck Marie Taxis ihre Manuskripte anfordert, ist unbekannt. Veröffentlicht wird die »Dilettantismus«-Übersetzung nie.

<sup>760</sup> Lies: Lautschin.

<sup>761</sup> Vgl. Marguerite Bassianos Brief an Anton Kippenberg vom 23. September 1926: »Nous allons publier dans le prochain cahier de »Commerce« »Von den Elementen der menschlichen



Ich bin hergekommen, weil ich eingeladen wurde von den Bassianos für die Zeit des Gastspiels bei ihnen zu wohnen. Dieses war für Fidelio ein Triumph, Lehmann wurde sehr gefeiert,<sup>762</sup> sie hat im übrigen hier gestern déjeuniert.<sup>763</sup> Don Juan Duhan<sup>764</sup> war fast ein Mißerfolg, die Hochzeit des Figaro u. die Entführung gut, Toska mit der Jeritza<sup>765</sup> kein so großer Erfolg wie man erwartete. Die Franzosen lieben nicht Puccini. Tristan wieder sehr gut. Heute ist der Rosencavalier u. übermorgen die Walküre als Schlußvorstellung mit der Lehmann als Sieglinde<.> Ich war nicht allzuoft in Paris, hatte einige Frühstücke<.> Edmée Hoyos ist da. Ich werde Ihnen über alles erzählen wenn ich im Juni nach Wien komme. Ich fahre von hier nach Hamburg-Friedrichsruh, wo ich den Narciss vorlese.<sup>766</sup> Adresse: Schloss Friedrichsruh bei Hamburg. Vielleicht bin ich auch 2–3 Tage in Berlin.

Hier kalt, kalt. Waren in Chartres.<sup>767</sup> Herrliche Glasfenster! Paris ist theuer u. man hat viel Geld und ißt wieder so gut wie nur je vor dem Krieg.

Bitte alles Liebe Pascha u. Louis. Wann kommen beide nach Lautschin?

Grösse« traduit par la princesse Thurn und Taxis et au dernier moment on n'avait pas le texte pour corriger les épreuves« (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 367).

<sup>762</sup> In der für geladene Gäste reservierten Generalprobe am 5. Mai und der Eröffnungsvorstellung am folgenden Tag singen Lotte Lehmann den Fidelio (Leonore), Elisabeth Schumann (1888–1952) die Marzelline, Richard Tauber (1881–1948) den Florestan und Richard Mayr (1877–1935) den Kerkermeister Rocco (vgl. BW Zifferer, S. 236).

<sup>763</sup> Eine Einladung der Sopranistin nach Versailles hatte Kassner der Hausherrin schon am 29. April vorgeschlagen und hinzugefügt: »L<otte> Lehmann spricht schlecht englisch, kaum französisch. Don Roffredo <Bassiano> kann da in seinem Deutsch schwelgen. Sie wird ihn interessieren, zumal sie ja als grösste deutsche Sängerin mit allen grossen Chefs d'orchestre auf bestem Fuss ist, vor allem mit <Bruno> Walter« (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 204).

<sup>764</sup> Der Bariton Hans Duhan (1890–1971), von 1914–1940 Mitglied der Wiener Oper, gab den Don Juan in Mozarts damals deutsch gesungener und daher »Don Juan« betitelter Oper »Don Giovanni«.

<sup>765</sup> Die Sopranistin Maria (Mizzi) Jeritza (1887–1982) ist ab 1910 in Wien an der Volksoper und ab 1912 an der Hofoper engagiert. Hier hatte sie bei der Uraufführung der »Frau ohne Schatten« am 10. Oktober 1919 die Kaiserin gesungen, nachdem sie schon 1912 bei der Stuttgarter Uraufführung die Titelpartie in »Ariadne auf Naxos« übernommen hatte (vgl. BW Strauss, S. 727 u. 723).

<sup>766</sup> Marie Taxis kennt den Text aus der oben (S. 207) erwähnten Lesung vom 5. April im Hause Hoyos. In Friedrichsruh stützt sich Kassner auf die Aushängebogen, die der Verlag wunschgemäß am 4. Mai Fürstin Bismarck zugesandt hatte.

<sup>767</sup> Damit hatte sich sein Marguerite Bassiano am 29. April vorgetragener Wunsch erfüllt, »einmal nach Chartres« zu fahren: »Das wäre zu schoen« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 204).

Ich fahre im Juni (2<sup>te</sup> Hälfte) irgendwohin in die Alpen, weil ich dem Commerce eine Arbeit zu liefern habe, wofür ich das Honorar schon bezogen habe.<sup>768</sup>

Alles Gute und auf Wiedersehen in Wien.

Ihr

Dr. Rudolf Kassner

\*Ich werde in Wien nachsehen<sup>769</sup>

Auf dem Weg von Paris nach Friedrichsruh macht Kassner am 21. und 22. Mai Station in der ehemaligen Freien Reichsstadt Frankfurt am Main.

### *105. Von Frankfurt am Main nach Duino*

HÔTEL ENGLISCHER HOF<sup>770</sup>

FRANKFURT A.M.

21.5.28.

<Montag>

Gnädigste Fürstin!

Ihre beiden Ms. haben sich gefunden u. gehen nach Duino ab.<sup>771</sup>

<sup>768</sup> Am 29. April hatte Kassner der Prinzessin Bassiano eröffnet: »Ich freue mich sehr, dass ich wieder etwas für den Commerce schreiben kann, und ich möchte da einen Plan ausführen, den ich im vergangenen Frühjahr, angeregt durch das grosse Interesse, das einige Franzosen für das Thema der Physiognomik zeigten, fasste: einen (allerdings grösseren) Essay über Physiognomik oder besser: meine Physiognomik zu schreiben und zwar für Franzosen as far as I can adapt my mind to the french mind. Die Franzosen wissen nichts darüber, und es ist doch ein grosses und überaus wundervolles Thema. Passt das Ihnen? Ich würde gleich nach Paris daran gehen, und da ich das Thema vollkommen beherrsche, würde ich nicht allzu lange dazu brauchen. Ich denke mir ihn zwischen 50 u. 60 Commerce Seiten gross.« Den im Brief an Fürstin Herbert Bismarck vom 5. Juni 1928 als »Vision physiognomique« bezeichneten Essay (vgl. KSW IV, S. 684) nimmt Kassner nicht, wie geplant, »irgendwo in den Alpen«, sondern in Wien in Angriff und informiert Marguerite Bassiano am 10. Juni: »I began working a< > the Physiognomisches Weltbild (La vision physiognomique du monde) I hope to have finished it by the end of month July« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 203 u. 206).

<sup>769</sup> Seinen Typoskript-Durchschlag der französischen »Dilettantismus«-Übersetzung hatte Kassner der Prinzessin Bassiano im vergangenen Sommer zugesandt (vgl. Brief 93 u. 94).

<sup>770</sup> KEB. Maschinenabschrift; das Original, laut Zinns Notiz, auf Hotelpapier mit gedrucktem Briefkopf.

<sup>771</sup> Diese von Versailles mitgebrachte Nachricht wird sich in der Folge als teilweise falsch und voreilig erweisen. Obwohl mehrmals dringend und ungeduldig gemahnt, wird Marguerite Bassiano das Typoskript des »Dilettantismus« – von dem der »Elemente« ist nicht mehr die Rede – erst in der zweiten Novemberdekade zurückschicken (vgl. La Rivista »Commerce«

Ich bin hier für 2 Tage. Das alte Frankfurt ist wohl das entzückenste was es in dieser Stadt giebt. Waren Sie nie da?

Morgen bin ich in Friedrichsruh<sup>772</sup> u. so um den 1<sup>ten</sup> herum in Berlin.

Alles Gute allen.

R.K.

Nach dem Besuch der Familie seiner Schwester Margarete Adams in Berlin-Charlottenburg kehrt er am 5. Juni nach Wien zurück, nimmt drei Tage darauf im Bundeskanzleramt am Ballhausplatz an einer »Anhörng« teil, die der »Gesamtverband schaffender Künstler Österreichs« wegen des geplanten »Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schmutz- und Schundschriften« veranlasst hatte,<sup>773</sup> und wohnt am Folgetag der Generalprobe zur Wiener Premiere der Hofmannsthal-Strauss-Oper »Die Ägyptischen Helena« bei, die am 6. Juni in Dresden uraufgeführt worden war. Seine gemischten Gefühle fasst er Marguerite Bassiano gegenüber am 10. Juni zusammen: »The performance was good, as good indeed as it could be«, doch »never did musik wrong more openly a text as it is done here. Quelle adultère atroce entre les deux! Quel vice!«<sup>774</sup> Zu dieser Zeit auch eignet er Freunden und Bekannten sein Buch »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« zu, das Anfang Juni erschienen war.<sup>775</sup>

e Marguerite Caetani, S. 206, 209, 212 u. 214; vgl. unten Anm. 791). Derweil ist Fürstin Taxis, wie sie Mary Berenson am 24. Mai mitteilt, im wiederaufgebauten Duino (vgl. unten S. 241ff.) »with the arrangements of the house« beschäftigt. »The garden is beginning to be delightful – & roses as I have not seen them any where, malgré le mauvais temps.«

<sup>772</sup> Anders als hier angekündigt, verlängert Kassner seinen Aufenthalt in Frankfurt um einen Tag und informiert Fürstin Bismarck von dort in zwei Telegrammen am 22. Mai: »Eintreffen morgen, Mittwoch«.

<sup>773</sup> Vgl. Karl Corino, Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek 2003, S. 789f. Neben Kassner sind u.a. Richard Beer-Hofmann, Hermann Broch, Robert Musil, Anton Schönberg, Anton Wildgans und Arthur Schnitzler anwesend, der als Wortführer im Dialog mit Bundeskanzler Prälat Ignaz Seipel (1876–1932) agiert; Hofmannsthal, Stefan Zweig, Hermann Bahr, Werfel und Wassermann hatten sich entschuldigt (vgl. Ernst Lothar, Das Wunder des Überlebens. Erinnerungen und Ergebnisse. Wien/Hamburg 1960, S. 64ff., sowie Arthur Schnitzlers Artikel »Der Kampf gegen »Schund und Schmutz« in der »Neuen Freien Presse« vom 10. Juni 1928, S. 10f.).

<sup>774</sup> La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 206. Vorausgesetzt, das von Kassner angegebene Datum vom »10.6.28« ist korrekt (grundsätzlich irrt Kassner bei Datierungen nur höchst selten), gilt seine Schilderung der Generalprobe am 9. Juni; die Premiere folgt am 11. Juni.

<sup>775</sup> Rudolf Kassner, Narciss oder Mythos und Einbildungskraft. Leipzig 1928 (KSW IV, S. 201–299). Bekannt geworden sind Exemplare für Hugo von Hofmannsthal (»Wien im Juni 1928«: BW Kassner, S. 288) und Marguerite Bassiano, der das Buch am 10. Juni zugeht (»I send you to day the Narciss«: La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 206). Am selben 10. Juni beauftragt Kassner den Insel-Verlag mit dem Versand weiterer Bände, ohne die Fürstin zu erwähnen. Sie dürfte das – nicht ermittelte – Exemplar bei Kassners folgendem Besuch in Lautschin in Empfang genommen haben.

Als er sich am 23. Juni nach Schloss Schwertberg aufmacht, tut er es, um in der dort erhofften Ruhe »die Arbeit für den Commerce« »fertig zu machen«<sup>776</sup> – ein Vorhaben, dessen Abschluss »wohl in 3 Wochen« er Fürstin Bismarck am 9. Juli in Aussicht stellt, mit dem Hinweis, »nächste Woche nach Loučen« gehen zu wollen.

### 106. Von Schwertberg nach Lautschin

<Schwertberg, 13. Juli 1928><sup>777</sup>

<Freitag>

Gnädigste Fürstin!

Paßt es Ihnen, wenn ich Mittwoch den 18. komme? Ich bin noch hier, da ich durch eine Sehnenzerrung (wie vor Jahren einmal in Lautschin) hier zurückgehalten wurde. Darum würde ich auch den Fürsten bitten mir das Auto nach Prag für 9½ Abends am Wilsonbahnhof<sup>778</sup> zu schicken, da ich da weniger umsteigen muß. Das Schloß ist hier von nächster Woche an voll.

Ich habe gearbeitet u. werde das auch L. thun müssen.<sup>779</sup> Zum wievieltenmale komme ich jetzt nicht hin! Doch wenn man alt wird, zählt man nicht mehr oder weniger. Oder nur noch mehr das Geld u. nicht mehr die lebendigen Dinge.

Ich bin schon sehr begierig zu erfahren, wie Ihnen die Radiobäder bekommen haben werden.<sup>780</sup> Ich glaube wir sind am Beginn einer langen

<sup>776</sup> So vorausblickend am 17. Juni an Fürstin Bismarck.

<sup>777</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Anmerkungen Ernst Zinns.

<sup>778</sup> Der ursprünglich nach Kaiser Franz Joseph benannte Prager Hauptbahnhof war 1919 zu Ehren des US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson (1856–1924) umgetauft worden, als Dank für dessen Verdienste um die Unabhängigkeit der Tschechoslowakei. Der von Lautschin geschickte Wagen macht ein Umsteigen in den Zug nach Nimburg (Nymburk) überflüssig.

<sup>779</sup> Lies: »<in> L<autschin>«. Kassner widmet sich weiter der für den »Commerce« bestimmten »Vision physiognomique«, die im Kern eine für das französische Publikum bearbeitete und erweiterte Fassung des Vortrags »Was ist Physiognomik?« (vgl. oben Anm. 695) darstellt. Als der am 6. August 1928 in Lautschin vollendete Essay (an Lili Schalk heißt es: »heute fertig«) in Paris eintrifft, findet er bei Marguerite Bassiano wenig Anklang; sie hält ihn für nicht »unique you« und lehnt eine Aufnahme in den »Commerce« ab (vgl. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 208f., 212).

<sup>780</sup> Zur sprachlichen Form vgl. oben Anm. 656. – Zieht man Kassners vergleichende Bemerkung im Brief 108 (S. 217f.) in Betracht, liegt die Vermutung nahe, die Fürstin habe in St. Joachimsthal im böhmischen Erzgebirge gekurt, einem »Städtchen mit Uranpecherzbergwerk, hoch radiumhaltigen Quellen« und einer »Kuranstalt für Radiumtherapie« (Baedeker, Österreich [wie Anm. 386], S. 313). Im folgenden Jahr begibt sie sich nach Karlsbad (s. Brief 110).

Trockenheitsperiode u. das wird Ihnen ja gut bekommen. Alick u. Edmée Hoyos lassen sich Ihnen in Erinnerung bringen, sie werden gegen Ende August kommen.<sup>781</sup>

Haben Sie Nachricht von Mell?<sup>782</sup>

Auf frohes Wiedersehen also u. alles Gute allen.

Ihr

aufrichtig ergeb.

Dr. Rudolf Kassner

Schwertberg O.Ö. 13.VII.28.

Wie verabredet, weilt Kassner vom 18. Juli<sup>783</sup> bis 5. September in Lautschin und findet sich, nach einem kurzen Besuch beim Grafen Adolf Dubsky in Ziadlowitz, zu seinem 55. Geburtstag am 11. September wieder in der Wiener Tilgnerstraße ein.<sup>784</sup> Acht Tage später besucht er mit Marie Taxis eine »Tannhäuser«-Vorstellung, über die Marguerite Bismarck lesen kann: »Gestern sang Lotte Lehmann die Elisabeth. Es ging ein Sturm durch das Haus. [...] Sie war die Elisabeth, es war eine vollkommene Verwandlung!« Mit welcher Ergriffenheit seine Begleiterin den Abend erlebt, ruft er sich noch nach zwei Jahrzehnten in Erinnerung: »So« – »die Wangen erhitzt [...], die Augen strahlend«<sup>785</sup> – »saß sie eines Abends [...] in der Loge während der Pause nach dem zweiten Akt Tannhäuser, bewegt von der unvergeßlichen Darstellung der Elisabeth durch Lotte Lehmann.«<sup>786</sup>

Die folgenden arbeitsreichen Wochen<sup>787</sup> unterbricht er am 8. Oktober für einige Tage bei János Graf Zichy und dessen Gattin Margit (1874–1963) auf

<sup>781</sup> Wohl nach Lautschin.

<sup>782</sup> Mell hatte am 6. Juni die Uraufführung der Hofmannsthal-Strauss-Oper »Die ägyptische Helena« in Dresden besucht, war anschließend »in Deutschland ziemlich kreuz und quer <herum>gefahren« und hatte sich »dann in die Schweiz« begeben (an Hofmannsthal, 6. Juli 1928: BW Mell, S. 214f.; von Mell irrtümlich auf »6. VIII.« datiert).

<sup>783</sup> Marie Taxis teilt Bernard Berenson am 30. Juli 1928 mit: »Kassner is here & the house pretty full.«

<sup>784</sup> So an Fürstin Bismarck, 5. September 1928.

<sup>785</sup> Vgl. oben S. 207 mit Anm. 755.

<sup>786</sup> KSW X, S. 325f. Auch Julius Korngold lobt in der »Neuen Freien Presse« vom 21. September 1928 (S. 10): »Die Vorstellung stand hauptsächlich im Zeichen der Frau Lehmann, deren poesievolle Elisabeth das Publikum so ergriff, wie erkennbar die miterlebende Künstlerin selbst.«

<sup>787</sup> Noch in Lautschin, nach Abschluss der »Vision physiognomique«, hatte Kassner eine »Betrachtung« »Über die Eitelkeit« in Angriff genommen, die er Fürstin Bismarck am 5. September 1928 als »fertig« hatte anzeigen können und die er, noch vor dem Druck in der »Frankfurter Zeitung« vom 4. bis 7. Dezember 1928, am 28. November 1928 zu »meinen besten Sachen überhaupt« zählen wird. Der Text geht 1930 in überarbeiteter Gestalt in »Das physiognomische Weltbild« (s.u. Anm. 892) ein (KSW IV, S. 355–376).

Schloss Láng im südwestlich von Budapest gelegenen Nagy Láng<sup>788</sup> und danach für »ca 2 Tage« in Budapest beim befreundeten ungarischen Staatsmanns Albert Graf Apponyi (1846–1933).<sup>789</sup> Um den 20. Oktober ist er wieder in Wien.

### 107. Von Wien nach Lautschin

<Wien,> 27.10.28<sup>790</sup>  
<Sonntag>

Gnädigste Fürstin!

Bitte um eine Zeile, ob Sie die Ms. aus Versailles erhalten haben?<sup>791</sup> Ich bin schon seit einer Woche aus Ungarn zurück.<sup>792</sup> Ich bin dort sehr vielen Menschen begegnet, darunter sehr reizvollen Frauen. Las zweimal vor einem großen Kreis vor, das einemal Narciss, das anderemal Die Chimäre.<sup>793</sup>

<sup>788</sup> Die 1938 veröffentlichte »Gleichnisrede« »Láng« beginnt mit dem Satz: »Ich kam alljährlich, und zwar, wie aus meinem Paß zu ersehen war, mehr oder weniger genau um dieselbe Zeit für eine Woche und etwas mehr oder weniger nach Láng in Ungarn« (KSW IX, S. 217–221). Kassner liebt diese Gegend sehr und bekennt wiederholt seine Sehnsucht »nach dem Land, der Erde, den Turteltauben im Langer Park«; es sei »dieselbe Erde« wie in seinem Heimatdorf Groß-Pawlowitz, so dass er sich in Láng »oft in seine Kindheit versetzt« fühle (an Marguerite Bismarck, 16. September 1935). – János Graf Zichy de Zich et Vásonkeö (1868–1944), seit 1894 Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses und zeitweiliger Führer der ungarischen Volkspartei, 1910 bis 1913 und von Mai bis Oktober 1918 ungarischer Unterrichtsminister. Er hatte Gräfin Margit Zichy de Zich et Vásonkeö (1874–1863) 1893 in Budapest geheiratet.

<sup>789</sup> Vorausblickend an Fürstin Bismarck, 3. Oktober 1928.

<sup>790</sup> AST. Ein Blatt, einseitig beschrieben.

<sup>791</sup> Nach Marie Taxis' vorauszusetzender negativer Antwort, erkundigt sich Kassner Anfang November erneut, ungehalten und drängend, in Versailles: »Why do you not send to Princesse Taxis the Ms? Have you lost them? It is now the fourth time that I ask you to do it. I really wonder.« Daraufhin schickt Marguerite Bassiano endlich das Erbetene in Gestalt der »Dilettantismus«-Übersetzung zurück, zwar nicht an Marie Taxis, sondern an Kassner selbst, der am 16. November »for sending me the Dil.« Dank sagt (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 212 u. 214).

<sup>792</sup> Ebenso merkt er im Brief an Fürstin Bismarck vom 26. Oktober an: »Aus Ungarn zurück. Eine ganze Woche schon.«

<sup>793</sup> Einzelheiten dieser vermutlich in privatem Kreis abgehaltenen Lesungen aus dem im Juni erschienenen »Narciss« und der schon 1914 veröffentlichten »Chimäre« (s.o. S. 136 mit Anm. 400) sind nicht bekannt geworden. Die Chimäre« war offenbar durch den angekündigten Druck der französischen Übersetzung im »Commerce« (vgl. La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 212f.) aufs Neue in seinen Gesichtskreis gerückt. Als der Text Ende Dezember erscheint (Commerce XVII. Automne 1928, S. 97–136), erklärt Kassner am 29. Dezember 1928 der Fürstin Bismarck: »Etwas Finstereres, oder besser: Abgründigeres ist nicht geschrieben worden.«

Ich arbeite jetzt an dem, was ich Erinnerung an H. St. Chamberlain nennen werde.<sup>794</sup>

Die Inszenierung von Rheingold ist nicht gelungen oder nur an wenigen Stellen.<sup>795</sup> Wallerstein<sup>796</sup> ist zu eitel als dass ihm etwas hier gelingen könnte. Umso hervorragender war die musicalische Leitung Furtwänglers.<sup>797</sup>

Wie geht es Ihnen? Werden Sie bald kommen?

Alles Gute.

R. K.

Da Taschenkalender der Jahre 1928 und 1929 fehlen, sind Reisen und Aufenthaltsorte der Fürstin während der folgenden Monate ebensowenig dokumentiert wie ihre Kontakte zu Kassner. Seine Arbeiten und Projekte,<sup>798</sup> die Nichtberufung

<sup>794</sup> Die Lektüre der beiden Bände »Houston Stewart Chamberlain, Briefe 1882–1924 und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II.«, die 1928 zum Jahrestag von Chamberlains Tod am 9. Januar 1927 im Abstand weniger Monate im Münchner Verlag F. Bruckmann A.-G. ausgeliefert worden waren, hatte Kassner zu diesem Aufsatz angeregt, um »da manches richtig zu stellen« (an Fürstin Bismarck, 26. September 1928). Der Text liegt am 21. November 1928 vor, wird aber von verschiedenen Zeitungen abgelehnt und erscheint als »Erinnerung an Houston St. Chamberlain« erst im kommenden Frühjahr in der »Europäischen Revue« (V. Jg., H 1, April 1929, S. 22–30; KSW VI, S. 515–524; zur Entstehung ebd., S. 675–678). Eine gründlich überarbeitete und stellenweise gekürzte Fassung wird vier Jahre später in der »Kölnischen Zeitung« vom 1. und 4. Juli 1933 unter demselben Titel gedruckt (KSW VI, S. 254–264). – Marie und Alexander von Thurn und Taxis waren, auf Initiative Kassners, den Eheleuten Chamberlain nur einmal im Februar 1903 in Wien begegnet; zu diesem beidseits enttäuschend verlaufenen Abend s. Kassner – Taxis. Teil I, S. 143.

<sup>795</sup> Die Premiere von Wagners »Rheingold« am 17. Oktober 1928, »neu einstudiert und in Szene gesetzt«, war am 19. und 23. Oktober wiederholt worden. In Anbetracht von Kassners Rückkehr nach Wien um den 20. Oktober hat er wohl die letztgenannte Aufführung besucht.

<sup>796</sup> Den Regisseur Dr. med. Lothar Wallerstein (1882–1949), seit 1927 (bis 1938) Oberspielleiter an der Wiener Staatsoper, hatte Kassner im Mai dieses Jahres während des Gastspiels der Staatsoper in Paris (s.o. S. 207 mit Anm. 756) im Salon der Prinzessin Bassiano kennengelernt. Daran erinnert er, wenn er auch ihr am 16. November zur »Rheingold«-Aufführung schreibt: »Wallersteins staging or mise en scène was no success at all. How he was boasting of it last spring at your table, when you were laid up! We all were made to imagine that his <staging> means not less than a new creation of almost every thing in the world« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 214). Julius Korngold, der Kritiker der »Neuen Freien Presse«, hatte am 19. Oktober 1928 (S. 1–3) die Regie, trotz vereinzelter Kritik, insgesamt positiver beurteilt als Kassner und das Fazit gezogen: »Dr. Wallerstein hat eminenten Bühnensinn, Phantasie, nachdenklichen Fleiß bewährt. Jedenfalls ist in ihm dem Hause [...] ein Regisseur von Rang gewonnen.«

<sup>797</sup> Ebenso wie Kassner hatte auch Korngold Wilhelm Furtwänglers Leistung als »Sensation« gerühmt, allerdings bedauert, dass es eben nur ein »Gastspiel« dieses »Triumphators der internationalen Konzertsäle« und »gefeierten Lieblings nicht zuletzt des Wiener Konzertpublikums« gewesen sei.

<sup>798</sup> Unter ihnen die Studien »Über die Eitelkeit«, »Die Parabel vom Armen und vom Reichen«, »Die drei Reiche« oder »Der Stil in Goethes »Wilhelm Meister«, die, nach Vorabdruck

Wilhelm Furtwänglers an die Wiener Oper und damit Franz Schalks vorübergehender Verbleib im Amt,<sup>799</sup> ein Konzert mit »dem jungen russischen Pianisten« Wladimir Horowitz im Großen Saal des Wiener Konzerthauses,<sup>800</sup> sein Vortrag »Was ist Physiognomik?« am 8. Mai 1929 im Berliner »Deutschen Kulturbund« vor geladenen Gästen im Haus von Fritz Andreae<sup>801</sup> mit anschließendem »Kulturbundsouper« bei Helene von Nostitz,<sup>802</sup> der Besuch bei Fürstin Bismarck auf Schloss Schönhausen ab dem 11. Mai, ein Treffen mit Alma Mahler und Franz Werfel am 13. Juni 1929<sup>803</sup> – all das hätte ergiebigen Gesprächs- oder Schreibstoff liefern können. Eher beiläufig war sein Name gefallen, als Hofmannsthal am 2. März 1929 mit Blick auf Kassners Bewerbung um den literarischen Nobelpreis, die seit Anfang 1928 von Fürstin Marguerite Bismarck federführend betrieben wird, in seinem vermutlich letzten Brief an Marie Taxis berichtet: »Von der Fürstin Bismarck erhielt ich einen langen Brief; sie entwickelt darin in ihrer weltfremden Weise einen Plan, der mir ganz aussichtslos erscheint, aber aus dem ganzen Brief spricht die Sorge um Kassners Zukunft, die wir ja alle haben. (Dies nur für Sie).«<sup>804</sup> Am 18. Juni fährt er mit seiner Frau Marianne »für 16 Tage« nach

cken, allesamt 1930 in »Das physiognomische Weltbild« (s.u. Anm. 892) eingehen (KSW IV, S. 355–376; 310–317; 377–400; 505–524). Hinzukommen die dort nicht aufgenommenen Essays »Sören Kierkegaard« als »Einleitung zu einer französischen Uebersetzung seines Tagebuchs« (1927) für den »Commerce« sowie »Die Hl. Therese vom Jesus-Kinde. Ein Bericht« (1929) (KSW VI, S. 231–240; 241–253; 662f., 669f.).

<sup>799</sup> Zu den durch Wiener Intrigen belasteten und schließlich abgesagten Berufungsverhandlungen mit Furtwängler vgl. Kassners Brief an Marguerite Bassiano vom 9. Dezember 1928 (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 217 mit Anm. 3 u. 4).

<sup>800</sup> In seinem zweiten Konzertabend am 20. Februar 1929 (vgl. Neue Freie Presse, 20. Februar 1929, S. 15, und 21. Februar 1929, S. 5) hatte Wladimir Horowitz (1903–1989), laut Voranzeige in derselben Zeitung (15. Februar 1929, S. 15), neben Bach, Brahms und Liszt auch Stücke von neueren französischen Komponisten wie Claude Debussy (1862–1918) und Camille Saint-Saëns (1835–1921) gespielt, außerdem Maurice Ravels (1875–1937) 1901 komponierte und seinem Lehrer Gabriel Fauré (1845–1924) gewidmete »Jeux d'eau«, die als erstes Beispiel von Ravels musikalischem »Impressionismus« gelten. Im Brief an Marguerite Bismarck empört sich Kassner am 21. Februar in typischer Manier über diese »unerträgliche franz. Musik« und konstatiert: »Es war mehr Musik in der Welt, wenn Beethoven an die Wand spuckte als in einer Ravel'schen Composition.«

<sup>801</sup> So die Ankündigung im »Berliner Tageblatt« vom 8. Mai 1929, Abendausgabe. Der Bankier Fritz Andreae (1873–1950), seit 1902 mit Edith Rathenau (1883–1952), einer Schwester Walther Rathenaus (1867–1922), verheiratet, ist Aufsichtsratsvorsitzender der Dresdner Bank.

<sup>802</sup> Vorausblickend an Marguerite Bismarck, 28. April 1929.

<sup>803</sup> An Marguerite Bismarck, 12. Juni 1929. Der lockere Kontakt zu Franz und Alma Werfel (1890–1945; 1879–1964) findet sechs Jahre später Ausdruck in der handschriftlichen Widmung »Für Rudolf Kassner / von Franz Werfel / Wien 1935« in dessen neuem Gedichtband »Schlaf und Erwachen« (Berlin/Wien/Leipzig 1935) (Privatsammlung, Stuttgart).

<sup>804</sup> Ungeachtet solcher Skepsis verfasst Hofmannsthal Ende März 1929 eine Empfehlung für das Nobelpreis-Komitee (vgl. BW Kassner, S. 300–303; der Text ebd., S. 304–305). Marie Taxis ist in dieses Vorhaben nicht einbezogen; vielmehr hatte Kassner Marguerite Bismarck gegenüber schon am 23. Juli 1928 »Fürstin Taxis« u. Alick »Hoyos« als Befürworter für den Nobelpreis – weil »einflußlos« – abgelehnt und noch einmal am 29. Januar 1929 nachdrücklich darauf bestanden, »Marie Taxis absolut auszulassen«.



Hofgastein<sup>805</sup> und bringt, wie er Fürstin Bismarck am 24. Juni meldet, »gleich in den ersten Tagen« etwas »Neues« »in erster Fassung« zu Papier.<sup>806</sup> Am selben Tag schreibt er an Marie Taxis:

*108. Von Hofgastein nach Lautschin*

Hofgastein 24.VI.29<sup>807</sup>  
Hotel Marienhof<sup>808</sup>  
Salzburg<sup>809</sup>  
<Montag>

Gnädigste Fürstin!

Ich bin hier, wo Sie eigentlich sein sollten. Für meine Arme. Eine leichte Kur. Der Ort ist überaus sympathisch. Auch das Hotel.<sup>810</sup> Ich möchte nur wissen, wie es Ihnen geht und wie Duino war.<sup>811</sup> Durch Alexander via Edmée<sup>812</sup> hörte ich, daß es Ihnen gut gegangen ist. Ich bleibe bis zum 5<sup>ten</sup> hier, dann Schwertberg u. so nach dem 20. Juli möchte ich in Lautschin eintreffen. Das ist der feste Punkt im Sommer. Ich wäre Ihnen für eine Zeile verbunden: ob es Ihnen paßt.

Habe gearbeitet und gut u. etwas sehr Neues. Doch werde ich jetzt pausieren müssen, weil die Kur ermüdet. Es ist doch das bei weitem stärkste

<sup>805</sup> An Fürstin Bismarck, 12. Juni 1929.

<sup>806</sup> Gemeint ist jene Studie, die Kassner in dieser frühen Entstehungsphase »Der Gottmensch« betitelt und nach unermüdlich feilender Arbeit Ende August 1929 unter der Überschrift »Die Mitte« abschließen wird (vgl. S. 221 mit Anm. 827).

<sup>807</sup> KEB. Maschinenabschrift, mit Korrekturen Ernst Zinns.

<sup>808</sup> Das von der Marktgemeinde Bad Hofgastein erbaute Hotel Marienhof war am 15. Juni 1927 eröffnet worden. Infolge der im Mai 1933 verhängten sogenannten »1000 Mark Sperre«, der gemäß deutsche Staatsbürger beim Grenzübertritt nach Österreich eine Gebühr von eintausend Reichsmark (nach heutigem Wert etwa 4200 Euro) zahlen müssen, kann die Gemeinde das Hotel nicht mehr wirtschaftlich betreiben und muss es versteigern. Das Haus mit seiner wertvollen Jugendstilausstattung steht unter Denkmalschutz und wird heute von der Versicherungsanstalt der österreichischen Bundesbahn als Kurhaus »Hohe Tauern« betrieben (freundliche Auskunft von Horst Wierer, Marktgemeinde Bad Hofgastein).

<sup>809</sup> »Salzburg« steht für das Bundesland Salzburg.

<sup>810</sup> Am 28. Juni erfährt auch Lili Schalk: »Hier ist es ganz gut, Hotel etc. Die Bäder doch sehr anstrengend, d.h. ermüdend. Man soll den Erfolg erst nach drei Wochen spüren. Ich freue mich also auf diesen Termin. Ich bleibe noch bis 5ten. Von da auf längere Zeit nach Schwertberg.«

<sup>811</sup> Zum Wiederaufbau von Duino s.u. S. 243.

<sup>812</sup> Alexander von Thurn und Taxis, der 1906 geborene erste Sohn von Prinz Erich und Prinzessin Gabriele, und Edmée Gräfin Hoyos.

radiohältige Bad der Welt,<sup>813</sup> fast doppelt so stark als Joachimsthal.<sup>814</sup> Und man spürt unmittelbar die kostbare Sonnensubstanz, wenn man eintaucht.

In Wien nichts Neues. Heute großes Frühstück bei den Phipps<sup>815</sup> zu Ehren Galsworthy, das ich leider versäumen mußte.<sup>816</sup>

Alles Gute Ihnen u. dem verehrten Fürsten.

Ihr

aufrichtig ergeb.

D<sup>r</sup>. Rud. Kassner

Wie geplant, begibt sich Kassner am 5. Juli von Hofgastein nach Schwertberg. Während der Arbeit am »Gottmenschen« (»Die Mitte«) empfängt er die Kunde von Hugo von Hofmannsthals jähem Tod am 15. Juli 1929, der an die Un-

<sup>813</sup> Die heißen Quellwasser werden aus dem benachbarten Badgastein durch einen »Rohrkanal« nach Hofgastein geleitet; ihre »Wirksamkeit bei Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Altersschwäche wird dem Radiumgehalt des Thermalwassers zugeschrieben« (Baedeker, Österreich [wie Anm. 386], S. 176).

<sup>814</sup> Zu Bad St. Joachimsthal vgl. oben Anm. 780.

<sup>815</sup> Der britische Spitzendiplomat Sir Erik Phipps (1875–1945) war 1899 in den auswärtigen Dienst eingetreten und, nach Posten im Londoner Außenministerium und verschiedenen Aufgaben im diplomatischen Dienst, u.a. als Mitglied der Delegation bei den Versailler Friedensverhandlungen, im Juni 1928 zum Gesandten in Wien ernannt worden. Seither sind er und seine zweite Ehefrau Lady Frances, geb. Ward (1893–1988), Tochter des Bildhauers Herbert Ward (1863–1919), mit Kassner und Marie Taxis befreundet. Im Triestiner Nachlass der Fürstin finden sich drei Briefe von Lady Phipps aus den Jahren 1928 und 1931, allerdings ohne Erwähnungen Kassners. Der hatte Lady Phipps am 20. Juni 1929 Marguerite Bismarck als »etwas ganz Wunderbares« gerühmt; 1931 wird er ihr »Die Gleichnisse des Vorläufers« aus dem »Buch der Gleichnisse« widmen (KSW V, S. 228–254; 645f.). Sir Eric wird im August 1933 als Botschafter nach Berlin versetzt, wo er bis April 1937 tätig ist (vgl. Matthias Jaroch, »To much wit and not enough warning?« Sir Eric Phipps als britischer Botschafter in Berlin von 1933 bis 1937. Frankfurt u.a. 1999; Our Man in Berlin. The Diary of Sir Eric Phipps, 1933–1937. Hg. von Gaynor Johnson. Basingstoke/Hampshire 2008). Anschließend übernimmt er die Botchaft in Paris (vgl. John Herman, The Paris Embassy of Sir Eric Phipps: Anglo-French Relations and Foreign Office, 1937–1939. Sussex 1998). 1939 scheidet er, hochgeehrt, krankheitshalber aus dem Dienst und stirbt 1945 in einer Londoner Klinik (vgl. Oxford Dictionary of National Biography. Vol. 44. Oxford 2004, S. 180–182).

<sup>816</sup> Der britische Schriftsteller John Galsworthy (1867–1933) nimmt vom 24. bis 29. Juni 1929 in Wien am VII. Internationalen Kongress des 1921 gegründeten Pen-Club teil, dessen erster Präsident er bis zum Lebensende bleiben wird (vgl. Roman Roček, Glanz und Elend des P.E.N. Biographie eines literarischen Clubs. Wien/Köln/Weimar 2000, S. 77–84; vgl. Karl Kraus' kritische Beiträge in: Die Fackel XXXI. Jahr, Nr. 811–819, Anfang August 1929, S. 113–120, bes. S. 118–120). Die Wiener »Neue Freie Presse« berichtet am 25. Juni (S. 8) über die »feierliche Eröffnung des Siebenten Pen-Club-Kongresses« am Vormittag des 24. Juni im Kuppelsaal des Belvedere, bei der Felix Salten die Eröffnungsansprache und Galsworthy die Antwortrede hält. »Mittags um 2 Uhr fand dann für die englischen Herrn ein Déjeuner beim englischen Gesandten Phipps statt.« – Anders als Hofmannsthal oder Arthur Schnitzler tritt Kassner dem österreichischen P.E.N. erst nach dem Zweiten Weltkrieg bei.

entrinnbarkeit antiker Tragödien gemahnt: »Gestern nachmittag ist ein großes Unglück über das Rodauner Haus gekommen. Während eines schweren dumpfen Gewitters hat unser armer Franz sich durch einen Schuß in die Schläfe das Leben genommen. Die Ursache dieser schweren Tat liegt unendlich tief: in den Tiefen des Charakters und des Schicksals«, hatte Hofmannsthal am 14. Juli Carl Jacob Burckhardt mitgeteilt.<sup>817</sup> Als er sich am Nachmittag des Folgetages zum Leichenbegängnis aufmachen will, bricht er, vom Hirnschlag getroffen, zusammen. Ohne das Bewusstsein wiederzuerlangen, stirbt er noch am selben Abend »um 7 Uhr« und wird am 18. Juli unter großer öffentlicher Anteilnahme auf dem Kalksburger Friedhof neben seinem Sohn beigesetzt.<sup>818</sup>

<sup>817</sup> BW Burckhardt, S. 297f. Die Todesanzeige Franz von Hofmannsthal in der »Neuen Freien Presse« vom 16. Juli 1929, Morgenblatt, S. 17, ist auf »Rodaun, den 15. Juli 1929« datiert und meldet: »Die Beerdigung ist in aller Stille erfolgt.« Der redaktionelle Teil (S. 7) schildert das »Leichenbegängnis Franz Hofmannsthal«, die »Einsegnung in der Rodauner Pfarrkirche« sowie den »Zug zum Friedhof«, ohne zu erwähnen, dass der Vater nicht hatte teilnehmen können.

<sup>818</sup> Dieselbe Ausgabe der »Neuen Freien Presse« vom 16. Juli macht auf Seite 1 statt eines politischen Leitartikels mit der Überschrift auf: »Hugo v. Hofmannsthal vom Gehirnschlag getroffen. Unmittelbar nach dem Tode seines Sohnes.« In der auf den 16. Juli datierten Todesanzeige heißt es am nächsten Tag (Neue Freie Presse, 17. Juli 1929, S. 15): Hugo von Hofmannsthal sei »im 56. Lebensjahre am 15. Juli 1929 um 7 Uhr abends zu Rodaun plötzlich verschieden. Die feierliche Einsegnung findet Donnerstag den 18. d. M. um 3 Uhr nachmittags in der Pfarrkirche zu Rodaun statt.« Die Zeitung schildert am 19. Juli 1929 (S. 9) den Trauerakt in der Kirche – »Südbahn und Straßenbahn, eine unübersehbare Zahl von Automobilen und mehrere Autobusse hatten die Trauergäste aus Wien gebracht« –, den Trauerzug, bei dem der Tote »von acht Sargträgern zum Friedhof in das benachbarte Kalksburg getragen« wird – »Ein langer, langer Zug. Zwei reitende Fackelträger eröffnen ihn, hierauf zwei Franziskaner zu beiden Seiten. Es folgen die Familienangehörigen, denen sich die Trauergäste anschließen« –, und nennt die zahlreichen »Kranzspenden« – »es sind fast hundert« – von Thomas Mann, Alexander Moissi, Richard Strauss, Samuel Fischer und Max Mell, der Bremer Presse und dem Insel-Verlag, Leopold von Andrian, Karl Anton Prinz Rohan, Lilly und Franz Schalk, Rudolf Alexander Schröder und vielen anderen sowie die lange Reihe der offiziellen und privaten Teilnehmer an der »Trauerversammlung«, unter denen die Fürstin und Kassner fehlen.

109. Von Schwertberg nach Lautschin

SCHLOSS SCHWERTBERG<sup>819</sup>

OBER-ÖSTERREICH

17.7.29.

<Mittwoch>

Gnädigste Fürstin!

Clauss bittet mich meinerseits seine Entschuldigungen, warum er das Bild des Fürsten nicht bringen könne, zu befürworten.<sup>820</sup>

Ich kann nicht viel schreiben u. stehe ganz unter dem Eindruck des Unheils, das über das Haus Hofmannsthal gekommen ist. Wer Hofmannsthal, seine Beziehung zu seinen Kindern, vornemlich zum ältesten Sohn kannte, kann allein fühlen, wie sich da eine wahre Tragödie, schrecklich wie nur irgendeine, vollzogen hat. Freilich he was doomed, und seine Jahre waren gezählt, aber diese Auslösung<sup>821</sup> hat doch etwas durchaus Schicksalhafteres u. im Tiefsten Ergreifendes.

Ich telegraphiere noch, ob ich Dienstag oder Mittwoch komme, vorausgesetzt, daß es Ihnen paßt. Ich wäre dem Fürsten sehr dankbar, wenn er mir wieder das Auto (das Gepäckauto) wie im vorigen Jahr nach Prag schicken wollte (Wilsonsky). Der Zug kommt nach 10<sup>h</sup> Abend an.

Alles andere mündlich.

<sup>819</sup> KEB. Maschinenabschrift. Das Original-Briefpapier, laut Zinns Anmerkung, mit gedrucktem Briefkopf.

<sup>820</sup> Dr. Max Clauss (1901–1988) ist, wie Hofmannsthal am 29. August 1925 Carl J. Burckhardt erklärt, der »junge sehr kluge Secretär der europäischen Revue« (BW Burckhardt, S. 173). Diese von Karl Anton Prinz Rohan (1898–1975) als Organ des Europäischen Kulturbunds 1925 gegründete Zeitschrift, in der zahlreiche Arbeiten Kassners erscheinen, eröffnet jedes Heft mit der Porträtfotografie einer bedeutenden Persönlichkeit, so Heft 1 des Jahrgangs 1929 mit Otto von Bismarck (1815–1898), gefolgt von Paul Valéry (1871–1945), Kardinal Francesco Ragonese (1850–1931), Paul von Hindenburg (1847–1934) und Jean Perrin (1870–1942). An die Stelle des offenbar in Betracht gezogenen Fürsten Alexander von Thurn und Taxis tritt im Juli 1929 Maxim Gorki (1868–1936). Möglicherweise hatte man diese Frage erörtert, als Clauss im April Kassner in Wien aufgesucht hatte (an Fürstin Bismarck, 17. April 1919).

<sup>821</sup> Zum Wort und zum Verb »auflösen« in dieser Sonderbedeutung vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Bd 1. Leipzig 1854, Sp. 688f.; Marie Taxis braucht es im Brief an Hofmannsthal vom 27. Januar 1905, in dem sie die Schauspielkunst der Eleonora Duse als Adrienne Lecouvreur schildert und mit Blick auf die »Todesscene« vom »wildesten Kampfe gegen die bevorstehende Auflösung« spricht. – Zu Kassners Erschütterung über den Verlust des langjährigen Weggefährten vgl. seine Briefe an Christiane von Hofmannsthal-Zimmer, Lili Schalk oder Fürstin Bismarck (BW Kassner, S. 308–310). Zum wenig später in Angriff genommenen Gedenkaufsatz s. Brief 111 mit Anm. 832.

Mit vielen Grüßen u. auf frohes Wiedersehen.

Ihr

aufrichtig ergeb.

D<sup>r</sup>. Rud. Kassner

*110. Von Schwertberg nach Lautschin*

SCHLOSS SCHWERTBERG<sup>822</sup>

OBER-ÖSTERREICH

23.7.29.

<Dienstag>

Gnädigste Fürstin!

Alick ist zum Begräbnis seines Schwagers Gf. Plessen gefahren (nach Holstein)<sup>823</sup> u. deßhalb habe ich meine Abfahrt auf Freitag 26. verschoben. Ich komme gegen 1/210 (Abend) in Prag Wilsonski an u. wenn Sie die Güte haben mir den Nowotny<sup>824</sup> zu schicken, so bin ich sehr dankbar.

Hoffentlich leiden Sie nicht zu sehr unter der Hitze<sup>825</sup> u. schlägt die Karlsbader Cur an. Ich hatte von Pascha eine Karte, daß er ersten<sup>826</sup> gegen den 14. kommt.

Alles andere mündlich. Auf frohes Wiedersehen

Ihr

D<sup>r</sup>. Rudolf Kassner

In Lautschin beschäftigt sich Kassner weiter mit dem Essay »Der Gottmensch«, der, wie er Fürstin Bismarck am 4. August erläutert, »gut und sehr wichtig« werde und den er ihr am 27. August als »fertig« anzeigt, unter dem Vorbehalt,

<sup>822</sup> KEB. Maschinenabschrift, mit Notizen Ernst Zinns. Das Original-Briefpapier mit aufgedruckter Adresse; wie Brief 109.

<sup>823</sup> Ludwig Graf von Plessen-Cronstern, geb. am 11. September 1848, war am 18. Juli 1929 auf Gut Nehnten, Kreis Plön in Holstein, gestorben. 1888 hatte er Alick (Alexander) Hoyos' Schwester Leopoldine (1870–1935) geheiratet. Zum Tod des Schwagers hatte Kassner der Fürstin Bismarck bereits am 20. Juli kondoliert.

<sup>824</sup> Chauffeur im Hause Thurn und Taxis (vgl. Rilke – Taxis, S. 762, 798 u. 800).

<sup>825</sup> Die »Neue Freie Presse« meldet am selben 23. Juli 1929 (S. 6) das »Andauern der Hitze-welle« mit Temperaturen über 35 Grad, »Rekordbesuche« in den Sommerbädern und zahlreiche »Brände«.

<sup>826</sup> Lies: »erst«; die Verschreibung ist wohl in einer Art vorweggenommener Dittographie dem folgenden »gegen« geschuldet.

der Text müsse noch »durchcorrigiert« werden; der endgültige Titel aber laute jetzt »Die Mitte (nicht der Gottmensch)«. <sup>827</sup> Überdies bringt er seine »Erinnerung an Hugo von Hofmannsthal« zu Papier und liest »wunderbare Bücher über Australien«. <sup>828</sup> Am 3. September verabschiedet er sich von Lautschin nach Schloss Ziadlowitz (Žadlovce) zur Familie des Grafen Dubsky. <sup>829</sup>

### 111. Von Ziadlowitz nach Lautschin

Žadlovce bei Loštice <sup>830</sup>

6.9.29

<Freitag>

Gnädigste Fürstin!

Lautschin ist mir immer mehr mit den Jahren ein Asyl u. eine Arbeitsstätte geworden und so fühle ich mich immer mehr denen zu Dank verpflichtet, die mir in so großartiger Art und Weise dieses Asyl gewähren.

Ich glaube in diesem Sommer etwas besonders Wichtiges u. für mich Entscheidendes gemacht zu haben <sup>831</sup> (womit ich natürlich nicht den Essay über Hofmannsthal meine). Den ich Ihnen schicken werde, er erscheint diese Woche, schreibt man mir eben. <sup>832</sup>

<sup>827</sup> »Die Mitte« erscheint im April 1930 in der »Europäischen Revue« (VI. Jg., H. 4, S. 274–286) und wird wenig später in »Das physiognomische Weltbild« (s.u. Anm. 892) übernommen (KSW IV, S. 317–334).

<sup>828</sup> An Fürstin Bismarck, 27. August 1929. Außer dem im folgenden Brief genannten »Undiscovered Australia« (s. Anm. 834) liest er die Bücher »My Odyssey« (London 1921) und »My crowded Solitude« (London 1926) des australischen Schriftstellers und Abenteurers Jack (eigentl. John) Maclaren (1884–1954).

<sup>829</sup> An Fürstin Bismarck, 27. August 1929.

<sup>830</sup> KEB. Maschinenabschrift, mit handschriftlichen Anmerkungen Ernst Zinns.

<sup>831</sup> Anspielung auf »Die Mitte«. In dieser »Geschichte« hatte er, wie er Fürstin Bismarck bereits am 24. Juni 1929 erläutert, »den Mann der »Chimäre«, nämlich »Hammond Sterne«, den fiktiven Onkel Laurence Sternes aus Bath (vgl. S. 136 sowie KSW III, S. 153–156, 158–160 u. 162–166), »aus dem Inneren und den Eingeweiden der Welt wieder heraus ans Licht« gerufen. Am 13. September fügt er hinzu, wie »glücklich« er sei, »daß Gott es mir verliehen hat, auf so eine gänzlich unerwartete Weise die Zahl mit der Seele zusammenzubringen«. Vgl. Kassners grundlegende Fußnote am Schluss des Textes in: KSW IV, S. 334.

<sup>832</sup> Die im Auftrag der »Frankfurter Zeitung« geschriebene »Erinnerung an Hugo von Hofmannsthal« hatte Kassner der Fürstin Bismarck am 27. August als »fertig« gemeldet und am selben Tag der Redaktion zugesandt. (Seine Korrespondenz mit der »Frankfurter Zeitung« ist verloren.) Allerdings wird der Aufsatz nicht »diese Woche«, sondern erst am 20. Oktober 1929 veröffentlicht und 1930 in leicht überarbeiteter Gestalt in »Das physiognomische Weltbild« (s.u. Anm. 892) aufgenommen (KSW IV, S. 525–538; S. 746f.); vgl. BW Kassner, S. 310–312.

Ach die Grazer Tageszeitung! Bei mir ist sie nicht, der Professor<sup>833</sup> soll doch einmal in dem Undiscovered Australia<sup>834</sup> nachsehen, vielleicht ist sie dorthinein geschlüpft wie eine Kobra ins Bett. Sonst hatte ich noch Hofmannsthals Prosaschriften,<sup>835</sup> Mariedls<sup>836</sup> Buch von Luschan<.><sup>837</sup> Ach der Kummer, ach das Schlüpfen!

Hier wenig Menschen. Eigentlich außer Nicola<sup>838</sup> u. den alten Lützows<sup>839</sup> niemand. Man erwartet Placci. Irène Dubskey ist mit der Tochter<sup>840</sup> nach Pressbaum,<sup>841</sup> kommt aber Montag wieder zurück. Leider sehe ich sie dann nur noch einen Tag.

Nochmals meinen herzlichsten Dank u. mit den besten Wünschen für Sie u. Ihre Lieben

bin ich Ihr

Dr. Rudolf Kassner

<sup>833</sup> Der Pianist Walther Kerschbaumer (s.o. Anm. 545). Vermutlich gilt die Suche der Zeitungs-Rezension eines Konzertes, das Kerschbaumer in Graz gegeben hatte. Einzelheiten nicht ermittelt.

<sup>834</sup> Captain Sir G<eorge> H<ubert> Wilkins, Undiscovered Australia, being an account of an expedition to tropical Australia to collect specimens of the rarer native fauna for the British museum, 1923–1925. London 1928.

<sup>835</sup> Hofmannsthals »Prosaischen Schriften« – die beiden ersten Bände waren 1907, der 3. Band 1917 erschienen – hatte Kassner bei seiner Arbeit am Gedenkaufsatz zu Rate gezogen (vgl. die Nachweise der Zitate und Anspielungen in: KSW IV, S. 746–760). Außerdem hatte er Marie Taxis in Lautschin »täglich etwas aus Hofmannsthal« vorgelesen (so an Fürstin Bismarck, 4. August 1929).

<sup>836</sup> Maria Theresia, gen. Maridl, älteste, am 21. Januar 1904 geborene Tochter des Prinzen Erich von Thurn und Taxis.

<sup>837</sup> Um welches Werk des Wiener Rassen- und Völkerkundlers Felix von Luschan (1854–1924) es sich handelt, bleibt offen; zu denken wäre an das 1922 erschienene und 1927 neuaufgelegte Buch »Völker, Rassen, Sprachen«. Zu den mehr als 200 größeren und kleineren Veröffentlichungen von Luschans vgl. die Bibliographie in: Zeitschrift für Ethnologie 83, 1958, S. 285ff., u. 85, 1959, S. 118ff.

<sup>838</sup> Nikolaus (Nikola) Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (s.o. Anm. 643).

<sup>839</sup> Heinrich Graf von Lützow (1852–1935) und seine Gattin Eleonore, geb. Baroness van Tuyll van Serooskerken (1855–1934), die Schwiegereltern Adolf Dubskeys (s.o. Anm. 76). Von seinem ab März 1904 bekleideten Posten als österreichisch-ungarischer Botschafter in Rom war Lützow im März 1910 wegen politischer Differenzen mit Außenminister Alois Graf Lexa von Aehrenthal abberufen worden. Damit war, wie er schreibt, »der Vorhang über meine offizielle Tätigkeit als Diplomat <gefallen>, denn das Versprechen, mir eine andere Botschaft zu geben, wurde niemals eingehalten«. Im Juli 1911 in den »Stand der Disponibilität« übernommen, war er im April 1913 in den dauernden Ruhestand versetzt worden (Im diplomatischen Dienst der k.u.k. Monarchie [wie Anm. 76], S.171).

<sup>840</sup> Die Hausherrin Irene Gräfin Dubskey, geb. Gräfin von Lützow (s. Anm. 649), und ihre Tochter Eleonora (1917–1941).

<sup>841</sup> Gemeinde im Wiental am Hauptkamm des Wienerwaldes; seit Ende des 19. Jahrhunderts eine beliebte Sommerfrische der Wiener Gesellschaft.

In Ziadlowitz feiert er am 11. September 1929 seinen 56. Geburtstag und kehrt am nächsten Tag nach Wien zurück.<sup>842</sup> Ab dem 7. Oktober weilt er für zehn Tage bei den Zichys im ungarischen Láng,<sup>843</sup> in deren Verlauf er »Einiges« aus seiner Produktion vorliest.<sup>844</sup> Eine folgende Einladung der Prinzessin Bassiano nach Versailles lehnt er vorderhand ab, da er durch Vortragsreisen, Abschluss des »Physiognomischen Weltbilds« und zeitraubende Korrespondenzen in Sachen »Nobelpreis« über Gebühr in Anspruch genommen sei.<sup>845</sup> Gleichwohl nutzt er am 30. November 1929 die Gelegenheit zu einem Frühstück mit Gerhart Hauptmann,<sup>846</sup> den er einst, im November 1910, in Berlin kennengelernt hatte,<sup>847</sup> und der nun in Wien mit der Verleihung des »Burgtheaterrings« feierlich geehrt wird.<sup>848</sup> Dass eine von ihm erhoffte Nobelpreis-Empfehlung ausbleibt, überrascht wenig, da Hauptmann, wie Kassner später einräumt, »mich anscheinend sehr gern« hatte, freilich »ohne mein Werk zu kennen oder zu verstehen«.<sup>849</sup>

In der Folge arbeitet er unermüdlich an einer seit Mitte 1927 bedachten und immer wieder aufgeschobenen Selbstdeutung des Gesamtwerks, die er schließlich Anfang April 1929 als »Die Quadratur des Zirkels« in Angriff genommen hatte. Sie ist für das geplante »Physiognomische Weltbild« bestimmt, das außerdem Essays und Traktate »der letzten zwei Jahre« enthalten soll, die er zu diesem Zweck noch einmal »durchsehen« muss.<sup>850</sup> Nach rastloser Arbeit, die nur zwischen dem 3. und 6. Januar 1930 zu einer Lesung der Studie »Über die

<sup>842</sup> »Erst gestern hergekommen«, heißt es am 13. September an Fürstin Bismarck.

<sup>843</sup> So die Ankündigung vom 27. September an Marguerite Bismarck.

<sup>844</sup> An Fürstin Bismarck, 21. Oktober 1929.

<sup>845</sup> An Fürstin Bismarck, 29. Oktober und 4. November 1929 (vgl. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 219).

<sup>846</sup> An Fürstin Bismarck, 27. November und 3. Dezember 1929.

<sup>847</sup> Vgl. Gerhart Hauptmanns Tagebucheintrag vom 19. November 1910: »Bei Frau <Giuletta> von Mendelssohn Cassner kennen gelernt« und die am 20. November folgende Notiz: »Die Gestalt Kassners« (Gerhart Hauptmann, Tagebücher 1906–1913. Nach Vorarbeiten von Martin Machatzke hg. von Peter Sprengel. Frankfurt a.M./Berlin 1994, S. 273); dazu und zu einer weiteren Begegnung Anfang Februar 1916 s. KSW IX, S. 231 u. 842; BW Kassner, S. 146f. u. 190.

<sup>848</sup> Hauptmann wird am Abend des 28. November auf Einladung des Pen-Clubs in Wien »als der führende deutsche Dichter unserer Tage gefeiert« und antwortet auf Felix Saltens Ansprache mit einer die Zuhörer tief beeindruckenden Rede (so die Neue Freie Presse, 29. November 1929, S. 6f.: »Gerhart-Hauptmann-Feier im großen Konzerthausssaale«). Am »Samstag mittag«, dem 1. Dezember, wird ihm der von der Schriftstellervereinigung »Concordia« zuerkannte »Burgtheaterring« überreicht (vgl. Neue Freie Presse, 2. Dezember 1929, S. 6f.). Zwei Tage später findet am Burgtheater die Uraufführung seiner Dramen »Die Schwarze Maske« und »Hexenritt« unter dem Sammeltitle »Spuk« statt (vgl. Neue Freie Presse, 3. Dezember 1929, S. 17, sowie die ausführliche Besprechung Raoul Auernheimers im Feuilleton vom 4. Dezember, S. 1–3). Vgl. C.F. Behl/Felix A. Voigt, Chronik von Gerhart Hauptmanns Leben und Schaffen. Würzburg 1993, S. 122.

<sup>849</sup> An Fürstin Bismarck, 4. April 1930 (vgl. KSW IV, S. 842).

<sup>850</sup> An Fürstin Bismarck, 24. November und 27. Dezember 1929.



Eitelkeit« in Budapest im »Salon von Zichy« unterbrochen wird,<sup>851</sup> geht das Manuskript des »Physiognomischen Weltbilds« Anton Kippenberg am 10. Juni 1930 zu, in der Hoffnung, dieses »umfangreichste u. reichhaltigste aller meiner Bücher«, »gleichsam ein Compendium und ein Auszug meines ganzen Werkes«, rechtzeitig zum Jahreswechsel beim Nobelpreiskomitee in Stockholm vorlegen zu können. In hochgemuter Stimmung tritt er am 11. Juni die im Herbst des Vorjahres aufgeschobene Reise zur Prinzessin Bassiano an, hält auf dem Hinweg am 12. Juni in der Karlsruher »Gesellschaft für geistigen Aufbau« seinen »Physiognomik«-Vortrag,<sup>852</sup> besucht danach für zwei Tage Christiane Zimmer-Hofmannsthal und deren kleine Familie in Heidelberg<sup>853</sup> und trifft am 15. Juni in Paris bzw. Versailles ein.<sup>854</sup> Hier erreicht ihn statt einer als sicher erwarteten Zusage des Verlegers der Bescheid, das Werk könne in diesem Jahr nicht publiziert werden; die finanzielle Einbuße bei Kassners Titeln sei einfach zu groß, und die »Ehrenpflicht« des Insel-Verlags, »bedeutenden Büchern zum Druck zu verhelfen bei Verlust«, sei angesichts »der schweren Wirtschaftslage nicht mehr wie früher einzuhalten«.<sup>855</sup> »Ohne ein weiteres Wort« an Kippenberg zu richten,<sup>856</sup> bittet Kassner den Insel-Verlag am 22. Juni aus Versailles, das Manuskript »sogleich« an Fürstin Bismarck nach Schönhausen zu schicken, und nimmt unverzüglich über den befreundeten Kunsthistoriker Wilhelm Hausenstein Verhandlungen mit dem Münchner Delphin-Verlag des Dr. Richard Landauer (1882–1960) auf<sup>857</sup> – eine Entwicklung, die im folgenden Brief eher beiläufig zur Sprache kommt:

<sup>851</sup> An Fürstin Bismarck, 3. und 12. Januar 1930.

<sup>852</sup> Heinrich Berl, Gespräche mit berühmten Zeitgenossen. Baden-Baden 1946, S. 95–100.

<sup>853</sup> An Christiane Zimmer-Hofmannsthal, 29. Mai und 10. Juni 1929. Christiane hatte am 14. Juni 1928 in Heidelberg den an der dortigen Universität lehrenden Indologen Heinrich Zimmer (1890–1943) geheiratet und mit ihm Ende Oktober ein Haus in der Quinckestraße 18 bezogen. Am 7. Februar 1929 war der erste Sohn Christoph zur Welt gekommen.

<sup>854</sup> So an Fürstin Herbert Bismarck, 8. Juni 1930 (vgl. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 221f. [Anm. 1]).

<sup>855</sup> Anton Kippenberg an Kassner, 12. Juni 1930.

<sup>856</sup> So Kippenberg an Kassner im Rückblick des 27. Septembers 1930.

<sup>857</sup> Vgl. KSW IV, S. 683–685; La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 222 (Anm. 4). – Richard Landauer wird in seinem Delphin-Verlag nicht nur das »Physiognomische Weltbild«, sondern als eines der letzten Projekte des Unternehmens 1932 auch Kassners »Physiognomik« verlegen. Im März 1937 wird ihm von der Reichsschrifttumskammer jede Tätigkeit als Buchhändler untersagt. Der Verlag wird geschlossen und aus dem Handelsregister gelöscht. Landauer emigriert Ende September 1938 nach London, kehrt aber 1954 nach München zurück (vgl. Barbara Schier, Der Delphin-Verlag Dr. Richard Landauer. Eine Studie zur Ausschaltung eines jüdischen Verlegers im Dritten Reich. In: Buchhandelsgeschichte 1995/2, Nr. 51 vom 27. Juni 1995, S. B51–B60).

27.6.30.<sup>858</sup>

Villa Romaine  
A<sup>uc</sup> Douglas Haig  
Versailles  
<Freitag>

Gnädigste Fürstin!

Titi schrieb mir, daß sie Sie wohl angetroffen hätte u. das hat mich beruhigt, da ich an den sehr heißen Tagen um Sie ein wenig besorgt war.

Von hier ist alles besser mündlich zu sagen. Valéry läßt sich Ihnen in Erinnerung bringen.<sup>859</sup> Ich habe ihn u. was zu ihm gehört öfter hier gesehen.<sup>860</sup> Es sind wunderbare retrospective Ausstellungen hier, u.a. De-

<sup>858</sup> KEB. Maschinenabschrift mit handschriftlichen Notizen Ernst Zinns.

<sup>859</sup> Marie Taxis hatte Paul Valéry im Herbst 1926 in Wien kennengelernt (s.o. Anm. 687); vgl. auch Valéry's Brief an die Fürstin vom September 1927; gedruckt in: Rilke -Taxis, S. 963f.

<sup>860</sup> Gemeint ist der literarische Kreis um die Zeitschrift »Commerce«, in dem Kassner, durch Vermittlung der Prinzessin Bassiano, Paul Valéry im Herbst 1926 begegnet war (s.o. S. 191). Dem vorliegenden Brief war Marguerite Bassianos Versuch vorausgegangen, Valéry für eine Nobelpreis-Empfehlung Kassners zu gewinnen. Valéry's – wohl mündlich geäußerte – Bereitschaft hatte Kassner am 8. Januar 1930 mit den Worten begrüßt: »Ich bin sehr dankbar für Paul Valéry. Er bedeutet viel«, und sogleich die in dieser Sache federführende Fürstin Bismarck unterrichtet. Allerdings hatte Valéry zwei Monate später seine Zusage zurückgezogen, mit der, wie Kassner Fürstin Bismarck am 1. März 1930 erklärt, »grotesken Begründung, er könne seinen Namen nicht mit dem von Bismarck un nom sinistre pour la France in Verbindung bringen« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 218 mit S. 220, Anm. 12). Kassners freundschaftliche Hochschätzung bleibt davon unberührt. Als Valéry am 18. Mai 1932 ein weiteres Mal nach Wien kommt und auf Einladung des Kulturbundes am 20. Mai den vielbeachteten Vortrag »Regards sur le monde actuel« hält, den er mit einer »Huldigung für Rilke und Hofmannsthal, seine großen, deutschen Freunde« beginnt (vgl. die ausführliche Rezension in der »Neuen Freien Presse« vom 21. Mai, S. 6; Paul Valéry, Œuvres I. Hg. von Jean Hytier. Paris 1957, S. 57), nennt Kassner ihn »eine<n> der entzückendsten, liebsten u. wesenhaftesten Menschen, die ich kenne« (an Theophil Spoerri, 22. Mai 1932). Nur wenig später fixiert er im Rahmen seiner im November 1932 veröffentlichten »Physiognomik« die knappe physiognomische Deutung Valéry's als »eines Dichters und eines Mathematikers« mit seinem »überaus schönen Auge«, »das etwas von einem Stein aus einem sehr kostbaren Geschmeide und etwas vom Facettenauge einer Libelle hat« (KSW V, S. 137f., mit Abb. 27). Vorderhand aber legt er im Oktober 1930 in der »Europäischen Revue« eine Würdigung Valéry's unter dem Titel »Über das Tiefe und das Flache« vor (KSW VI, S. 283–295), die wenig später – in der französischen Übersetzung von Marcel Blanchet – als »Sur Paul Valéry« in gekürzter und überarbeiteter Form in der Zeitschrift »La Muse Française« im Dezember 1930 veröffentlicht wird (KSW VI, S. 524–526). Vgl. insgesamt KSW VI, S. 694f.

lacroix, Corot.<sup>861</sup> Im October erscheint mein französisches Buch.<sup>862</sup> Le Christ etc. ist schlecht übersetzt gewesen u. wird durchaus revidiert.<sup>863</sup> Desgleichen la Parabole.<sup>864</sup> Mein nächstes deutsches Buch wird nicht mehr die Insel bringen. Es scheint, daß es ihr nicht gut geht. Man spricht hier viel von den Rüstungen gegen Italien, Krieg u.s.w.<sup>865</sup> Ich sprach gestern mit Leger, dem Secretär Briands, der natürlich die Rüstungen zugiebt (wie es übrigens Briand selber öffentlich gethan hat) aber davon fest überzeugt ist, daß Italien ernstlich nicht daran denkt. Es war sehr interessant mit ihm über vieles zu sprechen. Er ist ein bedeutender

<sup>861</sup> Wohl die »Exposition Eugène Delacroix / Peintures, Aquarelles, Pastels, Dessins, Gravures, Documents« im Louvre, sowie die Ausstellung »Corot, Paysages de France et Figures« in der Galerie Paul Rosenberg in der rue La Boétie 21. Vgl. die jeweils 1930 erschienenen Begleitkataloge.

<sup>862</sup> Rodolphe Kassner, *Les Éléments de la Grandeur Humaine*. Traduit de l'allemand. Paris (o.J.) Librairie Gallimard. Éditions de la Nouvelle Revue Française. Die »Marguerite Caëtani, Princesse de Bassiano« gewidmete Ausgabe wird auf der Titelei als »Deuxième édition« bezeichnet, weil die aufgenommenen Stücke zuvor gedruckt worden waren: »Le Lépreux«, »Les Éléments de la Grandeur Humaine«, »La Chimère« und »Le Christ et l'Ame du Monde« im »Commerce«, »La Parabole du Pauvre et du Riche« in der »Nouvelle Revue Française«. Die jeweiligen Übersetzer sind nicht genannt. Die ungeduldig erwartete Auslieferung des Bandes zieht sich allerdings bis zum Frühjahr 1931 hin. Das Impressum hält fest: *Achévé d'imprimer le 9 février 1931*; die »Bibliographie de la France« (120e Année. 2e Série. No. 27, 3. Juli 1931) nennt als Erscheinungsdatum den 25. März 1931.

<sup>863</sup> Dass man sämtliche »französischen Sachen« vor der Drucklegung des Buches noch einmal gemeinsam in Versailles durchsieht, bestätigt Kassner der Fürstin Bismarck am 27. Juni 1930. Schon am 22. Dezember 1927 hatte er Marguerite Caetani-Bassiano erklärt: »Ich bin sehr neugierig auf Ihre Übersetzung des Christus und der Weltseele« (*La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani*, S. 198). Der Wortlaut (»Ihre Übersetzung«) dokumentiert, dass sie, wie zuvor den »Aussätzigen« und die »Chimäre« (vgl. Anm. 650), auch diesen Text ins Französische gebracht hatte. Wenn »Le Christ et l'Ame du Monde« in »Commerce« (XXII, Hiver 1929, S. 215–245) ohne Übersetzerangabe erscheint, entspricht dies der üblichen Praxis. Der Hinweis im späteren »Commerce-Index« ([wie Anm. 650], S. 23): »traduit de l'allemand par J. Paulhan« folgt wohl der Vermutung, dass Jean Paulhan auch diesmal den Entwurf Marguerite Bassianos überarbeitet habe, wofür freilich in beider Korrespondenz jeglicher Beleg fehlt; die Frage bleibt bislang ungelöst; vgl. *La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani*, S. 199f. (Anm. 8).

<sup>864</sup> »Die Parabel vom Armen und vom Reichen« (KSW IV, S. 310–317) war als »La Parabole du Pauvre et du Riche« im Dezemberheft 1929 der »Nouvelle Revue Française« (16e Année. Tome XXXIII. No 195, S. 767–773) erschienen. Die französische Version aus der Feder des Romanciers und Übersetzers Alexandre Vialatte (1901–1971) hatte Kassner, gleich nach Erscheinen, der Fürstin Bismarck gegenüber am 12. Januar 1930 als »nicht gut« getadelt (vgl. *La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani*, S. 213 [Anm. 2]).

<sup>865</sup> Im Laufe des Jahres hatten die Spannungen zwischen Italien und Frankreich zugenommen, nachdem auf der Londoner Flottenkonferenz zwischen den USA, Großbritannien, Japan, Frankreich und Italien vom 21. Januar bis 22. April 1930 Unstimmigkeiten bei der Flottenstärke sowie in Mittelmeer- und Balkanfragen zutage getreten waren. Das neue italienische Kriegsschiffprogramm beantwortet Frankreich mit eigener Aufrüstung (vgl. *Der große Ploetz. Die Daten-Enzyklopädie der Weltgeschichte*. 32. Aufl. Freiburg i.Br. 1998, S. 1019).

Mensch u. die rechte Hand Briands.<sup>866</sup> In Theater komme ich selten. Sah eine Moskauer Aufführung des Gogolschen Revisor im Geist der Sowjets. Es war zugleich infam u. doch nicht ohne eine gewisse Genialität.<sup>867</sup>

Ich bleibe noch bis zum 7. da. Bin dann da u. dort durch vier Wochen, auch etwas Wien u. wird es Ihnen passen, wenn ich so um den 7. August in Lautschin eintreffe?

Mit vielen Grüßen u. Wünschen

Ihr

Dr. Rudolf Kassner

<sup>866</sup> Wohl bei dieser Begegnung hat ihm Léger (Saint-John Perse) ein Exemplar der französisch-englischen Parallelausgabe »Anabasis a poem by Saint-John Perse. Translation and preface par T. S. Eliot« (London 1930) mit eigenhändiger Widmung überreicht (vgl. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 222, Anm. 1). Zu Légers diplomatischer Laufbahn s.o. Anm. 724. Auf dringenden Wunsch Marguerite Bassianos befasst sich Kassner seit Anfang 1930 mit der Übersetzung von Saint-John Perse' Gedichtzyklus »Éloges« (Paris 1925), aus dem 1938 ausgewählte Stücke unter dem Titel »Preislieder« veröffentlicht werden (in: Corona. VIII. Jg., H. 3, S. 271–280; vgl. La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 226–229).

<sup>867</sup> Der russische Schauspieler und Regisseur Wsewolod Meyerhold (1874–1940), von 1922 bis 1924 Leiter des Moskauer »Theaters der Revolution«, hatte 1923 eine experimentelle Theatergruppe, das »Wsewolod-Meyerhold-Theater« gegründet, mit dem er im Juni 1930 mit verschiedenen Regiearbeiten im Théâtre Montparnasse in Paris gastiert, darunter die für künftige Klassikerinszenierungen maßstabsetzende Aufführung des Gogol'schen »Revisor« aus dem Jahr 1926. Auf sie kommt Kassner in seinem wenige Monate später konzipierten und am 4. März 1931 in Zürich gehaltenen Vortrag »Der Einzelne und der Kollektivmensch« zurück, wenn er betont, dass in der Welt des Kollektivmenschen »der Unterschied zwischen Schauspieler und Dichter« weggefallen sei und es »allemaal wieder zur Improvisation kommen <müsse> als einer Synthese oder dem Pakt beider. Ich denke hier an manche Erscheinung des russischen Theaters, an Meyerholds Aufführungen von Gogols »Revisor« (KSW VI, S. 315 u. 720). 1938, im »Buch der Erinnerung«, beruft er sich noch einmal, wieder mit Blick auf die »Stellung des Schauspielers innerhalb des »Kollektivismus«, auf »das Theater Meyerholds, das ich nach dem Kriege in Paris besucht habe« (KSW VII, S. 116).

Versailles 1.7.30<sup>868</sup>

Villa Romaine

<Dienstag>

Gnädigste Fürstin!

Ich habe Edmond Jaloux<sup>869</sup> u. dem Grf. Charles Polignac<sup>870</sup> von Ihrer Übersetzung der Schwülen Tage gesprochen. Sie würden sie gern als Buch bringen in einer Ausgabe, die ausschließlich Übersetzungen aus fremden Literaturen umfaßt. War sie nicht schon in einer Zeitschrift erschienen?<sup>871</sup> Das würde natürlich gar nichts an der Sachlage ändern. Würden Sie sie also eventuell an C<sup>te</sup> Charles de Polignac 6 Villa Maillot Neuilly s/Seine b. Paris schicken? Ich bleibe noch bis 8<sup>ten</sup> incl. hier, bin vom 14. an für 8 Tage in Schwertberg. Sah Edmée, sie ist vom Tode ihrer Mutter<sup>872</sup> sehr hergenommen u. sah direct leidend aus.

<sup>868</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Anmerkungen Ernst Zinns.

<sup>869</sup> Edmond Jaloux (1878–1949), französischer Literaturkritiker und Romancier, vertrauter Freund Marguerite Bassianos. Mit ihm hatte Rilke bereits im Sommer 1926 über Marie Taxis' »schöne Übersetzungen« der beiden Kassner-Bücher gesprochen (vgl. Rilke – Taxis, S. 867–869). Jaloux, von 1917 bis 1923 Beamter im französischen Außenministerium, war seit 1923 »directeur littéraire« des Verlagshauses Émile-Paul Frères in Paris, das 1901 von den Brüdern Albert und Robert Paul gegründet worden war. In dieser Eigenschaft betreute er u.a. die von 1925 bis 1929 erscheinende Collection »Edmond Jaloux«.

<sup>870</sup> Charles Comte de Polignac (1884–1962) hatte sich vor Jahren für Kassners physiognomische Schriften interessiert und »wollte«, wie Kassners der Prinzessin Bassiano am 22. Dezember 1927 ins Gedächtnis ruft, den »Umriß einer universalen Physiognomik« aus »Zahl und Gesicht« (1919) »übersetzen«, wozu es, wie Kassner argwöhnt, nicht kam, weil er »wahrscheinlich nicht gut genug deutsch <kann>« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani, S. 198).

<sup>871</sup> Eduard von Keyserlings Novelle »Schwüle Tage« war, nach dem Erstdruck in der »Neuen Rundschau« von 1904 (S. 552–585), zwei Jahre später als Titelstück in die gleichnamige Novellensammlung bei S. Fischer aufgenommen worden. Im Gedenkaufsatz »Prinzessin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe« merkt Kassner an, die Übersetzung sei »in einer der großen französischen Zeitungen erschienen« (KSW VII, S. 303). Ernst Zinn gegenüber hatte er als Publikationsort zweifelnd das »Journal des Débats ca 1911 (?)« genannt; doch blieb die Suche dort ergebnislos. Der Übersetzer der französischen Ausgabe des »Buchs der Erinnerung«, Robert Pitrou, notiert korrigierend zu dieser Stelle (Rudolf Kassner, Livre du Souvenir. Paris 1942, S. 290): »En réalité dans la »Revue d'Allemagne.« Allerdings stammt die dort 1927/28 in Band 1 in mehreren Folgen veröffentlichte Version nicht von Marie Taxis, sondern von Marc Valjean. In Buchform ist die Novelle in Frankreich wohl nie erschienen. Von Marie Taxis' Übersetzung fehlt – auch im Triestiner Nachlass – jede Spur.

<sup>872</sup> Agnes Marquise de Loys-Chandieu war am 10. Mai 1930 verstorben. Kassner hatte ihrer Tochter Edmée Hoyos brieflich am 17. Mai 1930 sein Beileid ausgesprochen.

Ich nehme an, daß Sie im Besitze meines Briefes von vor ca 8 Tagen sind. Inzwischen hat mir Titi geschrieben, daß sie Plass zu Bewohnen bekommen haben, was mich sehr für sie freut.<sup>873</sup>

Alles andere mündlich. Viele Grüße u. alles Gute

R.K.

Am 9. Juli reist Kassner von Versailles nach Basel zu Carl Jacob Burckhardt und weiter nach Salzburghofen bei Freilassing zur Familie seines Bruders Oskar, der sich 1923, nach dem Verkauf des Groß-Pawlowitzer Familienbesitzes, hier niedergelassen hatte. Am 14. Juli trifft er auf Schloss Schwertberg ein und schreibt am folgenden Tag:

#### *114. Von Schwertberg nach Lautschin*

SCHLOSS SCHWERTBERG<sup>874</sup>

OBER-ÖSTERREICH

15.7.30.

<Dienstag>

Gnädigste Fürstin!

Das ist gut, daß sie nach Ragaz gehen.<sup>875</sup> Gut nicht so sehr für uns wie für Sie und darum erst recht für uns. Also bravo! Das ist das eine. Das andere: Da Keyserling erst vor 12 Jahren gestorben<sup>876</sup> u. auf seinen Büchern noch ein droit d'auteur liegt, so müssen sich Polignac u. Jaloux

<sup>873</sup> Das aufgelassene Kloster Plass (Plasy) bei Pilsen in Böhmen (vgl. Hugo Rokyta, Die böhmischen Länder. Salzburg 1970, S. 184f.) hatte der österreichische Staatskanzler Clemens Wenzel Fürst von Metternich (1773–1859) 1826 erworben. Da sein Sohn Richard (1829–1895) ohne männlichen Nachkommen blieb, waren Besitz und Titel auf den Halbbruder Paul (1834–1906) übergegangen. Dessen Tochter aus der Ehe mit Melanie Gräfin Zichy-Ferraris (1843–1925) ist Prinzessin Titi (Pauline) von Metternich-Winneburg (1880–1960), die 1906 Prinz Max (Maximilian Theodor) von Thurn und Taxis (1876–1939) geheiratet hatte. Das Ehepaar hatte zuvor in Berlin, Wilhelmstraße 148, gewohnt. Kassner wird im August 1932 in Plass zu Gast sein (s. S. 239 mit Anm. 924).

<sup>874</sup> KEB. Maschinenabschrift. Das Original-Briefpapier, laut Zinns Notiz, mit aufgedruckter Adresse.

<sup>875</sup> In Bad Ragaz hatte sich Marie Taxis bereits in den Jahren 1924 bis 1926 jeweils im Juni / Juli einer Kur unterzogen (vgl. Rilke – Taxis, S. 809–812, 830–843 u. 872–882).

<sup>876</sup> Eduard Graf Keyserling, geb. am 14./15. Mai 1855, war am 28. September 1918 in München gestorben. Gemäß dem »Gesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst« vom 19. Juni 1901 ist die Rechtsfrist auf 30 Jahre nach dem Tod des Schöpfers (»post mortem auctoris«) beschränkt. 1934 wird sie auf 50, 1965 auf 70 Jahre verlängert.

mit dem Verlag Fischer in Berlin, Bülowstraße in Verbindung setzen. Daß Sie etwas für die Übersetzung erhalten, ist klar, doch auch das muß durch einen Vertrag festgesetzt werden. Es wird nicht viel sein. Bitte sich überhaupt in der ganzen Angelegenheit mit Geduld zu wappnen. Bisher hat der Verlag noch sehr wenig geleistet u. ist seines Erfolges noch gar nicht gewiß. Die Hauptsache ist, daß man Ihre Übersetzung kennt u. auch sieht, ob sie, was den Umfang anbelangt, den Vorstellungen entspricht. Sie haben mich gleich gefragt, wie groß sie sei u.sw. Es wird vielleicht am besten sein, sich an Jaloux zu wenden via Adresse des Gf. Polignac. Er hatte Ihren Brief nicht erhalten u. war ganz traurig.<sup>877</sup>

Ich freue mich auf Lautschin wie auf meine Heimath. Mehr sage ich nicht. Möglicherweise komme ich schon vor dem 7<sup>ten</sup>. Bleibe 8 Tage hier, dann 8 Tage in Weissenbach am Attersee Ober Österreich c/o Sir Eric Phipps.<sup>878</sup>

Alles Gute.

R.K.

Ab 23. Juli genießt Kassner in der von Eric und Frances Phipps gemieteten Sommervilla in Weissenbach am Attersee einige »ganz still«<sup>879</sup> Tage, ehe er, mit kurzem Zwischenhalt in Wien,<sup>880</sup> am 3. August für drei nicht ganz glückliche Wochen in Lautschin eintrifft. Denn wie er Fürstin Bismarck am 10. August klagt, ist sein »Ganzes« »nicht wunderbar«: »der Körper weist das Denken zurück«; und er möchte am liebsten »wie ein Wiesel« oder nur wie ein »Spatz leben«, ein Gefühl, das ihn »schon öfter« bedrängt habe. Während Marie Taxis von Lautschin zur angekündigten Kur nach Bad Ragaz aufbricht, begibt Kassner sich, wie in den Vorjahren, am 26. August zur Familie Dubsy nach Schloss Ziadlowitz<sup>881</sup> und entwirft dort die »zusammenfassende, den Geist des Ganzen klärende Einleitung« zum »Physiognomischen Weltbild«,<sup>882</sup> das, wie er Fürstin Bismarck am 15. Juli 1929 erklärt hatte, »alles in den letzten Jahren Geschriebene« vereint.

<sup>877</sup> Das Projekt kommt in der Folge nicht mehr zur Sprache und bleibt unverwirklicht.

<sup>878</sup> Zu Eric und Frances Phipps s. Anm. 815. Lady Phipps wird Kassner in den folgenden Jahren mit einer anonymen Zuwendung von monatlich 600 Schilling unterstützen, »ohne die ich nicht hätte überleben können«, wie er der vermittelnden Fürstin Bismarck am 27. Juni 1933 bekennt, als die Anonymität der Spenderin gelüftet ist.

<sup>879</sup> An Edmée Hoyos, 31. Juli 1930.

<sup>880</sup> An Edmée Hoyos heißt es am 31. Juli 1930 aus Wien: »Gestern hier angekommen.« Josef Redlich bestätigt im Rückblick des 20. Septembers 1930, ohne konkretes Datum, er habe sich seit dem 27. Juli in Wien aufgehalten, »wo ich die Freude hatte, Rudolf Kassner zu empfangen« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 2, S. 662).

<sup>881</sup> An Fürstin Bismarck, 27. August 1930: »Seit gestern hier.«

<sup>882</sup> An Fürstin Bismarck, 27. August 1930. Eine solche »Vorrede« (KSW IV, S. 302–309) hatte der Verleger Richard Landauer nach Durchsicht der Druckvorlage angeregt.

115. Von Žiadlowitz nach Bad Ragaz

Žadlovic<sup>883</sup>  
Loschitz  
Mähren Č.S.R.  
1.9.30.  
<Montag>

Gnädigste Fürstin!

Ich bin froh, daß Sie gutes Wetter haben und wünsche Ihnen von ganzem Herzen den besten Kurerfolg.

Ich bin heute den letzten Tag hier u. morgen komme ich Wien an. Es ist merkwürdig wie man sich immer wieder auf Wien – against all reason freut. Vorgestern war man von Biscupiz<sup>884</sup> da. Mit Hansl.<sup>885</sup> Mir ist diesmal des letzteren Überlegtheit und Ruhe, seine Ausgeglichenheit besonders aufgefallen.<sup>886</sup> Neben den anderen, vornemlich neben dem Hausherrn, dem niemand wirklichen Verstand absprechen kann, der aber entsetzlich unreif im ganzen Wesen ist.<sup>887</sup> Und wenn heutzutage Menschen unreif sind, so sind sie es fürs Leben. Das war früher vielleicht einmal anders gewesen. Ich habe eine ganze Collection solcher

<sup>883</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Anmerkungen und Korrekturen Ernst Zinn. Das originale Briefpapier mit geprägter Adresse.

<sup>884</sup> Das im 18. Jahrhundert im Barockstil umgebaute Schloss Biskupitz, 83 km südöstlich von Pardubitz gelegen, hatte Prinz Lamoral von Thurn und Taxis (1832–1906) 1874 erworben. Hier leben dessen Sohn Friedrich (Fritz) von Thurn und Taxis (1871–1945), ein Vetter des Fürsten Alexander, und seine Frau Eleonore, geb. Prinzessin de Ligne (1877–1959), mit ihren drei Kindern Eulalia, gen. Illa (1908–1993), Georg Lamoral (1910–1986) und Hugo (1916–1975). Am 18. August 1922 hatte Marie Taxis aus Lautschin Rilke unter den »vielen Menschen«, die sie »jetzt hier habe«, auch diese »Ménage Fritz Taxis mit 3« Kindern genannt (Rilke – Taxis, S. 729). Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wird Fritz von Thurn und Taxis als der letzte Schlossherr am 10. Mai 1945 von einer Revolutionsgarde ermordet. Heute befindet sich das Anwesen in ruinösem Zustand.

<sup>885</sup> Hans von Thurn und Taxis, der zweite Sohn des Prinzen Erich (s.o. Anm. 178); er wird im Familien- und Freundskreis »Hansl« genannt (vgl. Rilke – Taxis, S. 530, 561, 737 u.ö.)

<sup>886</sup> Bereits am 21. August 1917 hatte die Fürstin diesen Enkel »mit klugen braunen Augen, etwas zarter als die anderen«, für den »Gescheidteste<n>« gehalten (Rilke – Taxis, S. 513).

<sup>887</sup> Über Adolf Graf Dubsky hatte Josef Redlich schon im November 1918 abschätzig geurteilt, er sei »der seichte Vielredner geblieben«, »der er früher war« (Schicksalsjahre Österreichs [wie Anm. 344], Bd. 2, S. 471). Zu Dubskys »unreifen« politischen Überzeugungen, nach denen er die Selbständigkeit der Tschechoslowakei für absurd hält (vgl. seine 1934 im Selbstverlag veröffentlichte Broschüre »Die Anschlussfrage im Rahmen einer mit österreichischen Legitimisten geführten Diskussion«), sowie zu seiner Mitgliedschaft im konservativen nationalen Kreis der »Grusbacher Herren« vgl. Eagle Glassheim, Noble Nationalists: The Transformation of the Bohemian Aristocracy. Harvard University Press 2005, S. 167–173.



Menschen, die noch mit 75 Jahren nicht ausgereift sind oder sein werden.

Lese ein wunderbares Buch vom Inder Mukerjee »Leben im Jungle«. Gut übersetzt.<sup>888</sup> Ich werde es dem Fürsten schicken. Bitte es also nicht zu kaufen. Hier wird viel über Dietrichsteins Braut Dóse gesprochen.<sup>889</sup> Sie soll 300.000 Kč<sup>890</sup> täglich haben u.s.w.

Nehmen Sie noch vielen Dank für die mir immer lieben Tage von Lautschin und kommen Sie wundervoll alert und erfrischt nachhause.

Mit besten Grüßen

Ihr

Dr. Rudolf Kassner

Zurück in Wien, besorgt Kassner in den folgenden Wochen Korrekturen und Revision des »Physiognomischen Weltbilds«, das, am 26. September 1920 im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« angekündigt,<sup>891</sup> in der ersten

<sup>888</sup> Dhan Gopal Mukerdschi, Jugendjahre im Dschungel. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von A. Normann. Frankfurt a.M. 1927. Kassner wird am 4. September auch Fürstin Bismarck fragen, ob sie »das wunderbare Buch gelesen« habe, und sich noch in seiner 1948 entstandenen Skizze »Der Gerechte. Erinnerungen aus Indien 1908« auf dies – dort namentlich nicht genannte – Buch berufen (KSW IX, S. 7–18, bes. S. 15 mit dem Quellennachweis auf S. 751).

<sup>889</sup> Prinz Alexander (später 3. Fürst) von Dietrichstein zu Nikolsburg (1899–1964) heiratet am 29. Oktober 1930 in Paris Maria de las Mercedes Dose y Obligado (1903–1964), Tochter des Carlos Dose Armstrong und der Maria Elisabeth Obligado y Ortega aus Buenos Aires. Vor Jahren hatte Prinz Alexander der Fürstin Taxis bei den Illustrationen ihres Märchens vom Kaiser Huang-Li (s.o. Anm. 561) zum »Porträt von Huang-Li [...] gesessen, natürlich aber ins chinesische übertragen« (Rilke – Taxis, S. 683: 2. September 1921).

<sup>890</sup> Tschechoslowakische Kronen; der amtliche Wechselkurs schwankt damals zwischen 15,36 bis 16,37 Schweizer Franken pro 100 Kronen.

<sup>891</sup> Vgl. die Hinweise im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« vom 26. September 1930, 7091, und vom 15. November 1930, 9411. Die Ankündigung vom 26. September nimmt Anton Kippenberg völlig überrascht und mit Bedauern zur Kenntnis, hofft aber, dass dadurch die »mehr als 20jährige Verbindung« nur »unterbrochen«, nicht jedoch »abgerissen« sei. Den ablehnenden Bescheid vom 12. Juni (s.o. S. 225) habe er »unter dem Eindruck einer schweren persönlichen Depression« geschrieben, aus der heraus er manches auf 1931 verschoben habe (27. September 1930). Diese Hoffnung wird sich insofern erfüllen, als im Anschluss an die »Physiognomik«, die Kassner noch dem Delphin-Verlag »versprochen« hatte (an Marguerite Bismarck, 25. März 1932), seine weiteren Bücher wieder vom Insel-Verlag betreut werden, der schließlich, nach zähen Verhandlungen, die beiden im Delphin-Verlag erschienenen Werke, unverändert und nur mit jeweils neuem Schutzumschlag (mit dem Aufdruck: »Im Insel-Verlag / Leipzig«) versehen, übernimmt: zunächst 1935 die »Physiognomik«, dann 1936 »Das physiognomische Weltbild«. Beide Werke fehlen in der Insel-Bibliographie von Sarkowski, Der Insel-Verlag (wie Anm. 336). Allerdings wird die »Physiognomik« unter den »Neuerscheinungen« des Jahres 1935 im Insel-Almanach auf das Jahr 1936 (Leipzig 1935, S. 170) und noch einmal, zusammen mit dem »Physiognomischen Weltbild«, im Insel-Almanach auf das Jahr 1937 (Leipzig 1936, S. 192) angezeigt.

Novemberhälfte erscheint.<sup>892</sup> Daneben treibt er mit Hilfe der Fürstin Bismarck seine Eingabe um den literarischen Nobelpreis voran und sammelt Stellungnahmen und Empfehlungen in- und ausländischer Persönlichkeiten, die freilich seinen hohen Ansprüchen nur selten zu genügen vermögen. Am 4. März 1931 spricht er auf Einladung des »Lesezirkels Hottingen« in der Aula der Universität Zürich über das Thema »Der kollektive Mensch«<sup>893</sup> und begegnet dabei Max Picard, dem alten Freund aus Münchner Tagen,<sup>894</sup> sowie dem »sehr netten« Zürcher Romanisten Theophil Spoerri (1890–1974),<sup>895</sup> der sich fortan als enger Vertrauter unermüdlich für Kassner und dessen Werk einsetzen wird. Fünf Tage später trifft er bei Roffredo und Marguerite Bassiano in Rom ein, die im Wechsel mit der Versailler »Villa Romaine« seit zwei Jahren ihre neuerbaute »Villa Caetani« im römischen Vicolo delle Tre Madonne bewohnen.<sup>896</sup>

### 116. Von Rom nach Wien

<Rom, 28. März 1931><sup>897</sup>

<Sonntag>

Bald nach der Karte komme ich selber. Alles Weitere mündlich.

<sup>892</sup> Rudolf Kassner, *Das physiognomische Weltbild*. München. Delphin Verlag 1930 (KSW IV, S. 301–538). Fürstin Bismarck erfährt unter dem 30. Oktober 1930, das Buch komme »in 8 Tagen« heraus. Das »Adolf Dubsky« gewidmete Exemplar ist auf »Wien im Nov. 1930.« datiert (Privatsammlung, Stuttgart).

<sup>893</sup> Der Text wird im Juli 1931 in mehren Folgen in der »Frankfurter Zeitung« und wenig später als Broschüre unter dem Titel »Der Einzelne und der Kollektivmensch« im Berner Gotthelf-Verlag gedruckt (KSW V, S. 302–336; zur Entstehung und Erläuterungen ebd., S. 702–725).

<sup>894</sup> Kassner hatte den Mediziner und Physiognomen Max Picard (1888–1965) Ende 1917 in München durch Vermittlung Rilkes kennengelernt. Erich von Kahler hatte seiner Frau Fine am 28. Dezember 1917 von einem »ganz netten Abend bei Kassners« berichtet, »wo ich einen komischen kleinen Mann, ein neues Exemplar für unsere Collection, getroffen habe, ein Prachtexemplar, wie aus Jean Paul herausgenommen, so kauzig [...] Dr. Picard heisst das« (Friedrich Gundolf – Erich von Kahler, *Briefwechsel* [wie Anm. 416], Bd. 2, S. 496; s. auch *Gedenkbuch* [wie Anm. 75], S. 66). Auch Rilke hatte ihn der Fürstin damals als »den einfachsten rührendsten Menschen von der Welt« geschildert, »der Ihnen gut gefallen würde« (Rilke – Taxis, S. 534: 15. Januar 1918). 1927 hatte Kassner ihm das Prosastück »Hochzeit zwischen Himmel und Hölle« (s.o. Anm. 683) aus den »Mythen der Seele« gewidmet (zur Widmung s. KSW IV, S. 593f.) und am 15. Mai 1930 Picards »Menschengesicht« in der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« besprochen, mit dem Fazit, es sei Picard gelungen, sich »auf eine ungewöhnliche, ganz und gar bedeutende, ja wunderbare Art und Weise« auszudrücken (KSW VI, S. 265–270).

<sup>895</sup> An Fürstin Bismarck, Rom, 10. März 1931.

<sup>896</sup> Vgl. *La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani*, S. 171 (Anm. 2) u. 230 (Anm. 4).

<sup>897</sup> AST. Postkarte. Ansicht: Roma, Danzatrice da Tivoli. Adresse: Austria / I. D. / Fürstin / Maria v. Thurn u. Taxis / Wien IV. / Victorgasse 5a. Poststempel: Roma / Ferrovia, 28. III 31. 23–24.

Ich sehe<sup>898</sup> Sie wohl zu finden.  
Mit besten Grüßen  
R.K.

Einer Mitteilung an Marguerite Bismarck vom 10. März zufolge, ist Kassner am 1. April »sicher wieder zu Hause«, muss sich aber Ende des Monats einer schwierigen Operation beim Wiener Chirurgen Dr. Hans Lorenz (1873–1934) im renommierten Rudolfinerhaus<sup>899</sup> unterziehen, über deren Ausgang – »Verlauf normal« – er Fürstin Bismarck am 30. April telegraphisch informiert. Gleichwohl kämpft er in der Folge mit »großen Schmerzen«, so dass er sich, als er am 10. Mai entlassen wird, trotz täglicher Besserung »deprimiert« fühlt, bis er schließlich am 21. Mai beteuern kann, »die Heilung« sei »abgeschlossen«.<sup>900</sup> Dennoch hat er bis Ende Juli unter starken Nachwirkungen zu leiden.

*117. Marie von Thurn und Taxis an Rudolf Kassner, von Lautschin nach Wien*

<Lautschin,> 17/6 31  
<Sonntag><sup>901</sup>

Lieber Doctor – Placci sendet mir diesen offenen Brief, den ich Ihnen schicken soll – ich weiss zwar nicht wohin<sup>902</sup> – hoffe aber sie erhalten Brief und photogr von Marguéríte.<sup>903</sup> Alles Herzliche in Eile!

MT

<sup>898</sup> Lapsus calami statt: hoffe.

<sup>899</sup> Das Rudolfinerhaus im XIX. Stadtbezirk Döbling war ab 1882 vom Rudolfiner-Verein, einem unter der Schirmherrschaft des Kronprinzen Rudolf (1858–1889) stehenden »Verein zur Hebung des Krankenpflegerinnenstandes«, erbaut und zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Krankenhaus wesentlich erweitert worden (vgl. Richard Groner, *Wien wie es war*. Wien/Leipzig 1922, S. 396f.).

<sup>900</sup> An Fürstin Bismarck gehen entsprechende Nachrichten am 4., 10., 15., 18. und 21. Mai 1931, ohne dass Kassner den Operationsgrund erwähnt. Am 15. Mai erfährt auch Christiane Zimmer-Hofmannsthal: »Ach [...] ich bin noch immer nicht ganz am Damm. Vor mehr als 14 Tagen bin ich operiert worden, war 12 Tage im Rudolfinerhaus, alles das war allerlei und sehr viel.«

<sup>901</sup> LHW. Ansichtskarte: Schloss Loučeň. Text auf der Rückseite; ohne Adresse. Ein Umschlag und der Brief Carlo Placcis fehlen.

<sup>902</sup> Die Sendung ist nach Wien gerichtet. Dort hält sich Kassner auf.

<sup>903</sup> Eine Fotografie von Marie Taxis' Enkelin Marguerite (Margherita) von Thurn und Taxis (Torre e Tasso), Tochter des Prinzen Pascha, die am 29. April 1931 in Paris Caetan (Caetano) von Bourbon-Parma (1905–1956), den Bruder der Ex-Kaiserin Zita (s.u. Anm. 907), geheiratet hatte.

<Wien,> 25.6.31<sup>904</sup>

<Donnerstag>

Gnädigste Fürstin!

Danke sehr für die Photographie Marguèrites. Ich bin nun schon sehr auf das Original gespannt und wie ihr das neue Leben steht. Ferdsch Colloredo,<sup>905</sup> der in Pianore<sup>906</sup> u. von da mit der Kaiserin<sup>907</sup> im Rom beim Papst, übrigens mit ihr auch in Rossore<sup>908</sup> beim König<sup>909</sup> war, ist Marg. begegnet und fand sie blühend vor Glück u.s.w.

Wie haben Sie die heißen Tage bestanden? Ich habe oft an Sie gedacht. Mich haben sie müder gemacht als sonst, was wahrscheinlich noch mit der überstandenen Operation etc zusammenhängt.

Von den Rotariern<sup>910</sup> hatte ich so wenig wie möglich, eigentlich nur das Frühstück bei Phipps mit Lord Cecil,<sup>911</sup> der mich mehr als Typus denn als Individuum interessiert hat, freilich war das Individuum auch

<sup>904</sup> KEB. Maschinenabschrift mit Anmerkungen Ernst Zinns.

<sup>905</sup> Ferdinand Graf Colloredo-Mansfeld (vgl. oben Anm. 75).

<sup>906</sup> Die Villa Borbone delle Pianore in der Nähe von Lucca im Besitz der Familie Bourbon-Parma.

<sup>907</sup> Zita, die letzte Kaiserin von Österreich (1892–1989). Als Tochter des Herzogs Robert von Bourbon-Parma (1848–1907) in Pianore geboren, hatte sie 1911 Erzherzog Karl, ab 21. November 1916 Kaiser Karl I. von Österreich (1887–1922), geheiratet. Seit 1919 lebt die Familie im Exil. Nach dem Tod ihres Gatten am 1. April 1922 auf Madeira hatte sie sich mit den Kindern zunächst in Spanien und 1929 in der Nähe von Brüssel niedergelassen. Von dort folgt sie 1931 einer Einladung des italienischen Königs Vittorio Emanuele III. und trifft am 1. Juni 1931 in Pianore ein. Am 9. Juni wird sie in Privataudienz von Papst Pius XI. (1857–1930), am 13. Juni vom König und Königin Helena (1873–1952) auf deren Sommerresidenz San Rossore empfangen (vgl. Jean Sévilla, *Zita. Kaiserin ohne Thron. Aus dem Französischen von Elisabeth Mainberger-Ruh. Düsseldorf/Zürich 1998, S. 235*).

<sup>908</sup> Eine Stunde westlich von Pisa liegt die »von den Medici gegründete Meierei Cascine vecchie di S. Rossore; jetzt königliches Jagdschloß« (Karl Baedeker, *Oberitalien. 18. Aufl. Leipzig 1911, S. 531*).

<sup>909</sup> Vittorio Emanuele III. (1869–1947), von 1900 bis 1946 König von Italien.

<sup>910</sup> Der 22. Welt-Kongress der Rotarier (Annual-Convention of Rotary International) tagt vom 22. bis 26. Juni 1931 in Wien, von publizistischen Hinweisen und Anzeigen in der Wiener Presse begleitet; vgl. auch die Glossen von Karl Kraus, in: *Die Fackel XXXIII. Jahr, Nr. 857–863, August 1931, S. 33–35 u. 101–102*.

<sup>911</sup> Lord Robert Cecil, seit 1923 1. Viscount Cecil of Chelwood (1864–1958), britischer Politiker und von 1923 bis 1946 Präsident des Völkerbundes. Für seine Abrüstungsbemühungen wird er 1937 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Er hält sich am 22. und 23. Juni »zum erstenmal in Wien« auf und gibt der »Neuen Freien Presse« am 22. Juni (gedruckt am 23. Juni 1931, S. 7) ein Interview über Abrüstung, Völkerverständigung und den neuen Plan des amerikanischen Präsidenten Herbert C. Hoover (vgl. unten Anm. 919). Am folgenden Tag

zu besetzt. Jeder wollte mit ihm gesprochen haben, auch Fürstin Öttingen<sup>912</sup> trug eher beglückt den Satz von ihm fort: You must be an optimist, was ja nicht viel ist. Aber er muß es sich eben eintheilen.

Habe heute die Parte<sup>913</sup> von Kerschbaumers Tochter bekommen u. werde ihm schreiben.

Ich bleibe noch bis ca. 13<sup>ten</sup> hier, gehe dann auf 8–10 Tage über Salzburg<sup>914</sup> nach Schwertberg. Paßt es Ihnen, wenn ich so um den 25<sup>ten</sup> July herum in L. eintreffe?

Was Keyserling über mich im Weg zur Vollendung geschrieben hat, ist alles nicht ganz richtig oder besser: aus einer wenn auch bewundernden so doch vorgefaßten Meinung geschrieben.<sup>915</sup> Über Picard schreibt er ganz unrichtiges Zeug.<sup>916</sup> Keyserling liest nicht, sondern fliegt darüber.

findet »in den Räumen der englischen Gesandtschaft« der von Kassner erwähnte »Empfang für Lord Cecil« statt (Neue Freie Presse, 24. Juni 1931, S. 7).

<sup>912</sup> Sophie Fürstin zu Oettingen-Oettingen, geb. Prinzessin von Metternich-Winneburg (1857–1941), Tochter der Pauline Fürstin von Metternich-Sándor (1829–1895), seit 1878 verheiratet mit Albrecht Fürst zu Oettingen-Oettingen (1847–1916). Marie Taxis hatte sie Rilke gegenüber am 26. Januar 1921 als »große ressource für mich« gelobt, »denn sie ist weitaus die angenehmste Frau in Wien« (Rilke – Taxis, S. 695).

<sup>913</sup> Österreichisch: Todesanzeige (Österreichisches Wörterbuch. Wien 1979, S. 274). Über Walter Kerschbaumers Tochter war nichts Näheres zu ermitteln. Eine diesbezügliche Anfrage beim Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien, das wesentliche Teile von Kerschbaumers Nachlass betreut, blieb ohne Antwort.

<sup>914</sup> Hier besucht er seine Nichte, die Malerin Hilda von Jantsch (1893–1973), Tochter seines ältesten Bruders Oskar, sowie dessen Familie in Salzburghofen (rückblickend am 29. Juli 1931 an Fürstin Bismarck).

<sup>915</sup> Schon am 5. Juni 1928 hatte Kassner der Fürstin Bismarck eröffnet, sie »fühle« seine Sachen, Keyserling hingegen »verstehe« sie: »Es liegt ein größeres Heil in dem Menschen, der uns fühlt als in dem, der uns versteht.«

<sup>916</sup> Hermann Graf Keyserlings hatte – gleichsam als Dank für Kassners Aufsatz »Zu Hermann von Keyserlings neuen Büchern« (Europäische Revue. III. Jg. 1. Halbbd. Juli 1927, S. 232–234; 1928 übernommen in: Narciss oder Mythos und Einbildungskraft [s.o. Anm. 775]: KSW IV, S. 295–299) – in seiner »Bücherschau« (in: Der Weg zur Vollendung. H. 19. Darmstadt Juni 1931, S. 45–47) »Das physiognomische Weltbild« (München 1930) und Max Picards »Das Menschengesicht« (München 1929) vergleichend besprochen. Er bescheinigt Kassner, »einzig« darin zu sein, dass bei seiner Darstellung »das einmalige ›Gesicht‹ des Verstehenden der generellen Deutung vorangehe«. Kassner sei »weder Dichter noch Denker«, aber er habe »die einzigartige Gabe, als Erkennender, als Philosoph im tiefsten Sinn, lebendige Gestalt ebenso unmittelbar zu spiegeln, wie diese unmittelbar da ist. Deshalb ist seine Erkenntnis richtig immer nur in dem Sinn, in welchem einziges Leben einmalig lebt. Sie ist es mitnichten im Sinn der Impression, sondern dem vollgültiger Wesensspiegelung. [...] man kann Kassner-blind sein, so wie man farbenblind ist. Auch ich gehöre eigentlich zu diesen. Ich kann nicht so sehen und verstehen wie er. Kennte ich Kassner nicht persönlich seit vollen dreißig Jahren, so daß sein fremder Rhythmus mir vertraut ist, ich verstünde kein Wort von ihm. [...] So, wie er ist, begriffen, gehört er indessen nicht allein zu den tiefsten und stärksten, sondern auch zu den gegenständlichsten und realistischsten Geistern unserer Zeit. Nichts an ihm ist nebligt, unpräzis oder unreal, nichts hineingedeutet, nichts überkonstruiert. Das Gegenteil

Ich schicke ihnen morgen zur gef.<sup>917</sup> Lectüre ein sehr geistreiches Buch von Lytton Strachey »Studies in miniature«<sup>918</sup> Bitte es nur zu behalten, bis ich es mir hole. Es wird auch dem Fürsten gefallen.

Alles Gute u. viele Grüße von  
Ihrem

Dr. Rudolf Kassner

Über alles andere mündlich. Hoffentlich glückt der Plan Hoovers.<sup>919</sup> Er ist wirklich in der letzten Stunde gekommen.<sup>920</sup>

Anders als vorgesehen, kommt Kassner nicht »um den 25<sup>ten</sup> July herum« nach Böhmen, sondern erst am 31. Juli, weil er sich, wie Fürstin Bismarck am 29. Juli 1931 erfährt, in Schwertberg »verzögert« hatte. Er findet Schloss Lautschin »ganz voll« mit Gästen, unter ihnen den alten Freund Carlo Placci.<sup>921</sup> Seinen Aufenthalt dehnt er bis Mitte September aus, da eine »Operation der Fürstin« bevorsteht, und »weil wir in den letzten Tagen den Tod meiner Gastgeberin [...] erwarten mußten. Wenn es auch heute besser geht, so ist die Gefahr noch nicht beseitigt.«<sup>922</sup> Die Diagnose, Marie Taxis habe der »Schlag gerührt«, geht dann am 15. September aus Wien an Fürstin Bismarck, die in der Folge über

nun gilt von Max Picard, und nur um dieses lehrreichen Gegensatzes willen berücksichtige ich sein Buch«. Zwar sage Picard »Wesentliches« und sei »insofern Physiognomiker im Sinne Kassners«: »Aber welche Unfähigkeit entsprechenden Ausdrucks! Zunächst einmal ist sein logischer Ausgangspunkt – Gott; von diesem auszugehen [...] bedeutet unter allen Umständen einen üblen Mißgriff [...]. Dementsprechend erscheint alles Richtige und Gegenständliche, was Picard sagen könnte, verstellt oder besser verrückt. Keine richtige Anschauung fand ich, die nicht von zweifelhafter Theorie getragen würde. [...] Letztlich ist Picard ein Intellektualist, der sich aus literarischem Ehrgeiz oder Vorurteil verstiegen hat. Sein Buch ist ebenso unecht, wesen- und bedeutungslos, wie Kassners Bücher wesenhaft, bedeutend und echt sind.«

<sup>917</sup> Lies: gefälligen.

<sup>918</sup> Lytton Strachey, *Portraits in Miniature and other Essays*. London 1931. Am Beginn seiner im April 1944 abgeschlossenen »Einführung« zum Buch »Das neunzehnte Jahrhundert. Ausdruck und Größe«, das als Ganzes erst 1947 veröffentlicht wird, lobt Kassner Lytton Strachey (1880–1932) als einen »Engländer [...] von Geist« (KSW VIII, S. 7), auf dessen Schriften er gelegentlich in seiner 1932 publizierten »Physiognomik« (s. Brief 119) ohne Quellenangabe anspielt (vgl. KSW V, S. 578 u. 597).

<sup>919</sup> Am 20. Juni 1931 hatte der amerikanische Präsident Herbert C. Hoover (1874–1964) in dem nach ihm benannten Plan eine einjährige Stundung der Kriegsschulden und Reparationen Deutschlands vorgeschlagen. Damit reagiert er auf die sich rasch verschlechternde Finanzlage des Reiches, das die Verpflichtungen, die der US-amerikanische Wirtschaftsführer Owen D. Young (1874–1962) 1930 im sogenannten Youngplan aufgestellt hatte, für unerfüllbar hält. Vgl. die breite Berichterstattung der »Neuen Freien Presse« in den Ausgaben vom 22. bis 25. Juni 1931.

<sup>920</sup> Das Moratorium tritt in Kraft, nachdem Hoover auf der Londoner Siebenmächte-Konferenz im Juli Verständnis für die deutsche Notlage zu wecken vermag.

<sup>921</sup> An Edmée Hoyos, aus Lautschin, 3. August 1931.

<sup>922</sup> An Lili Schalk, aus Lautschin, 5. September 1931.

die »widersprüchlichen Nachrichten« aus Lautschin auf dem Laufenden gehalten wird. Nach der beruhigenden Kunde vom 13. Oktober, der Kranken gehe es »besser«, lautet das Resümee am 16. Dezember: »Die Fürstin Taxis ist ein armes Wrack«, und am 21. Februar 1932, sie befinde sich »im Anfangsstadium einer Gehirnerweichung«. Wohl unter diesem Vorzeichen verwirft er den Plan, »vom 8. August an für ca 4 Wochen in Lautschin« zu sein,<sup>923</sup> und entscheidet sich stattdessen für andere Ziele: Im Juli reist er nach Schloss Schwertberg zur Familie Hoyos, am 2. August nach Schloss Plass zu Titi von Thurn und Taxis;<sup>924</sup> ab 14. August weilt er in Schönhausen bei Fürstin Marguerite Bismarck, besucht von dort in Berlin seine »lange nicht gesehene« Schwester Marie und deren »sehr guten Mann« Georg Friemel sowie, nach einem Abstecher ins schlesische Kreisau, »dem Gut Moltkes«,<sup>925</sup> die Familie Dubsky auf Schloss Ziadlowitz. Als auch 1933 eine Besserung ausbleibt, spricht er am 15. Mai mit Blick auf seinen für den Sommer vorgesehenen Besuch in Lautschin von einer »sehr getheilte<n> Freude«, da »der Zustand« der Fürstin »dem der Verblödung nahe« sei. Dennoch sei ihr Verhalten »bisweilen rührend, so als sie sich neulich für die Freundschaft von 31 Jahren bedankte«.<sup>926</sup> Als er dann am 30. Juni 1933 nach Lautschin fährt, tut er es vornehmlich, um »dem alten Fürsten Gesellschaft zu leisten«, den der »quälende Zustand von la mollissement« seiner Gattin schwer belaste.<sup>927</sup> »Hier ist es recht traurig«, lautet das Fazit vom 6. Juli an Anton Kippenberg, und Fürstin Bismarck liest unter dem 15. Juli, er habe »alles in allem nur zwei Stunden« mit der Fürstin zusammensein können, deren Befinden »deplorabel« sei. Vermutlich nicht zuletzt deshalb hatte er seine bereits in der zweiten Novemberhälfte 1932 erschienene »Physiognomik« erst am 11. September 1933, dem Tag seines 60. Geburtstags, von Schwertberg nach Lautschin geschickt, als Dank für einen Geldbetrag, den das Fürstenpaar zu jenem »Kassner-Fonds« beigesteuert hatte, den Gräfin Edmée Hoyos auf Anregung ihrer

<sup>923</sup> So der Anton Kippenberg am 4. Juli 1932 übermittelte Reiseplan, mit dem Zusatz, die Fürstin »fragte schon«, ob Kippenberg nicht einmal nach Lautschin kommen wolle.

<sup>924</sup> In Plass (s.o. Anm. 873), wo er vom 4. bis zum 15./16. August zu Gast ist, begegnet er dem spanischen König Alfonso XIII. (1886–1941) »mit Gefolge«. Er schildert ihn als »freundlichen gentleman«, mit dem er sich »viel unterhalten« habe über die »traurigen Nachrichten« aus Spanien (an Edmée Gräfin Hoyos, 12. August 1932). Alfonso hatte Madrid am 14. April 1931 nach Ausrufung der spanischen Republik verlassen und war, ohne formell abzudanken, ins Exil nach Rom gegangen.

<sup>925</sup> Der preußische Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke (1800–1891) hatte das Gut als Alterssitz erworben. In den Jahren 1942 und 1943 wird hier Helmuth James von Moltke (1907–1945) die Mitglieder der Widerstandsgruppe des Kreisauer Kreises versammeln, um Möglichkeiten einer politisch-gesellschaftlichen Ordnung ohne den »Führer« Adolf Hitler zu erörtern. Kassner selbst hatte der Fürstin Bismarck schon am 18. Dezember 1931 mit aller Bestimmtheit erklärt: »Ich glaube nicht an Hitler.«

<sup>926</sup> An Marguerite Bismarck, 1. Juni 1933. Diese Bemerkung bezieht sich wohl auf einen verlorenen Brief der Fürstin Taxis. Denn dass sie trotz Krankheit zu ernsthafter Korrespondenz fähig ist, zeigt beispielhaft Kassners Antwort auf ihre Fragen zur »Physiognomik« in Brief 120.

<sup>927</sup> An Anton Kippenberg, 26. Juni 1933.

Schwägerin, der Fürstin Marguerite Bismarck, bei Freunden und Bekannten gesammelt und dem Jubilar in Schwertberg als materielle Unterstützung für die kommenden Jahre überreicht hatte – ein »beträchtliches Ergebnis«, zu dem, wie Kassner unterstreicht, Raimund von Hofmannsthal »die größte Summe« beigesteuert habe.<sup>928</sup>

*119. Von Schwertberg nach Lautschin*

<Schwertberg, 11. September 1933>

<Montag>

*Widmungsexemplar*<sup>929</sup>

*Rudolf Kassner*

*Physiognomik*

*Delphin-Verlag / München*

Für Fürst u. Fürstin della Torre et Tasso

dankend

Rudolf Kassner

Schwertberg 11.9.33.<sup>930</sup>

Ein möglicher Begleitbrief ist nicht überliefert. Hingegen hat die Fürstin, wie Kassners Antwort zeigt, auf die Sendung bald reagiert:

<sup>928</sup> An Marguerite Bismarck, 13. September 1933. Im diesem Zusammenhang teilt Kassner am 13. Oktober 1933 Edmée Hoyos mit, er habe »vielen Donatoren ein Buch mit Widmung geschickt«.

<sup>929</sup> KEB. Das Buch, gr.-oktav, 175 Textseiten, mit einem Frontispiz und 44 Abbildungen, trägt auf <S. 4> den Vermerk: Copyright 1932 by Delphin-Verlag (Dr. Richard Landauer) München.

<sup>930</sup> Die handschriftliche Widmung auf dem Vorsatzblatt des Buches. Am unteren Rand der Innenseite des vorderen Einbanddeckels ist das Bibliotheksschildchen »Ex Libris Castello di Duino« (vgl. die Abbildung in: Dottor Serafico [wie Anm. 283], S. 105) eingeklebt.



Wien 13/X 33<sup>931</sup>

<Freitag>

Gnädigste Fürstin!

Vielen Dank für Ihre frdl. Zeilen und Ihre lebenswürdige Aufforderung, Sie in Duino zu besuchen, wenn Duino einmal fertig.

Sie fragen mich, warum ich mich so mit Menschen abgebe in der Physiognomik statt mit Thieren u. Pflanzen, die alle viel besser wären als der Mensch. Ich will Ihnen das sagen: Es handelt sich nicht um Güte, um Gutsein, sondern darum, dass, als Gott die Menschen schuf, er etwas von seiner Einbildungskraft aus Zerstreutheit, Versehen oder aus Witz in die Seele des Menschen fallen ließ, einen kleinen Tropfen. Aber um dieses kleinen Tropfens willen, der möglicherweise wie gesagt nur ein Versehen oder ein Witz Gottes war, müssen wir ihn deuten. Bei den Thieren und Pflanzen war er hingegen genau, arbeitete er sehr sauber, und so sind sie, wie sie sind u. wenn wir sie deuten wollen, müssten wir gleich Gott deuten, was schwer u. vielleicht auch überflüssig ist.

Genehmigen Sie die besten Grüße u. Empfehlungen Ihres sehr ergeb.

Dr. Rud. Kassner

Die Bemerkung über den Wiederaufbau Duinos ist – anders als im Briefaustausch mit Rilke – innerhalb der erhaltenen Kassner-Korrespondenz der einzige Hinweis auf die Zerstörung des Schlosses im Ersten Weltkrieg. Gerade deshalb darf man vermuten, dieses für Marie Taxis so einschneidende und belastende Ereignis sei in den Gesprächen seit 1915 vielfach zum Thema geworden. Zum ersten Mal hatte sie am 11. Juni 1915 »ein paar Worte« an Rilke gerichtet, »für den Fall«, dass er »die italienische Meldung« gelesen habe, »daß Duino bombardiert und eingeäschert worden sei. Gott sei Dank und unberufen, ist es zwar von der See aus bombardiert worden, aber sie haben schlecht geschlossen, nur 6 Schuß trafen und der Schaden war ganz minimal.«<sup>932</sup> Hingegen sollte sich Hofmannsthals gleichzeitige Sorge, »das schöne Schloß« sei »in höchster Gefahr, weil in die österreichische Abwehrlinie einbezogen«,<sup>933</sup> ein Jahr später bestätigen.

<sup>931</sup> KEB. Ein Blatt, einseitig beschrieben, zweimal gefaltet und auf dem vorderen Innendeckel des vorgenannten Widmungsexemplars (Brief 119) oberhalb des Exlibris eingeklebt.

<sup>932</sup> Rilke – Taxis, S. 421f.

<sup>933</sup> BW Strauss, S. 316: 22. Juni 1915.

Wien 13/x 33

Sehr geehrte Fürstin:

Vielen Dank für Ihre hoch. Güte durch Ihre Liebenswürdigkeit. Auf-  
forderung, Sie in Wien zu besuchen, wenn Ihnen dies möglich ist.

Sie sagen mir, was ich mir so mit Menschen abgeben in der Psycho-  
somatik statt mit Pflanzen? Pflanzen, die alle viel besser wachsen  
als die Mensch. Ich will Ihnen das sagen: Es handelt sich nicht um Pflanz-  
kultur, sondern um die, die Sie die Menschen hoch, es ist das was die  
Friedenskriegszeit des Jenseits ist, das was man in der Seele  
das Menschen fallen lässt, einen kleinen Trost. Aber die Arbeit  
kleinen Trost, ist das was wir uns in der Seele  
als ein. Nichts ist das, was wir uns in der Seele. Und die Arbeit  
Pflanzen, was es für uns ist, arbeitet in der Seele, und so wird die,  
wie sie sind. Und wenn wir die Arbeit wollen, wie ich die Arbeit  
Arbeiten, was das ist. Vielleicht auch ein bisschen.

Respektvoll  
Ihre  
F. Kasner

Dr. med.

F. Kasner

Abb. 9: Rudolf Kassner an Marie von Thurn und Taxis, Wien, 13. Oktober 1933  
(Privatsammlung, Stuttgart)

Jedenfalls meldet die »Neue Freie Presse« in der Morgenausgabe vom 5. Februar 1916 auf Seite 1 im »Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabes« vom »Italienischen Kriegsschauplatz« unter dem Datum des 4. Februar: »Das Schloß Duino wurde durch mehrere Volltreffer der feindlichen Artillerie teilweise zerstört.« Weitere Beschießungen folgen, vor allem während der 11. Isonzoschlacht im Spätsommer 1917, so dass Fürst Alexander am 7. Dezember 1917 lakonisch feststellen muss: »Von Duino ist wenig übrig geblieben, nur einige Zimmer an der Stiege und der alte Thurm. – Es wird angefangen mit Hilfe einiger Gefangener etwas den Schutt zu räumen.«<sup>934</sup> Am 18. Mai 1918 klagt Marie Taxis, sie »habe das Phantom von Duino gesehen – Nur mehr ein Phantom«, worauf sie am 28. Juli 1919 zurückkommt, wenn sie Bernard Berenson erklärt: »[...] Duino [...] It was »a dream within a dream« and passed away. I went there with Pascha in May 1918 and saw the phanthom of what had been my home, saw it with the quietest heart. – Mon chateau de l'âme n'a pas été touché.« Am 4. Januar 1921 berichtet sie Rilke »über die letzte Zerstörung« durch »Blitzschlag und Brand«, und zwei Jahre später, am 2. April 1923, spricht sie »nur mehr« von »Ruinen«, bis sie am 16. Februar 1924 erleichtert ausrufen kann: »Duino wird aufgebaut. D.D.!« Dabei bewährt sich Prinz Pascha, der 1923 als Principe della Torre e Tasso die italienische Staatsbürgerschaft angenommen hatte.<sup>935</sup> Als sie sich im Mai und Juni 1926 zum ersten Mal wieder für längere Zeit dort aufhält, ist sie begeistert: »Und es war Duino. Dieses merkwürdige Schloß hat eine so starke eigene Individualität, lebt so stark eins mit dem wunderbaren ewigen Meer, mit den Felsen, mit der sublimeren heroischen Landschaft, daß es wie ein Phönix [...] wieder ersteht – Es war wie wenn man einen geliebten Menschen nach Jahren wieder sieht – natürlich einiges geändert – aber doch immer er.«<sup>936</sup> In diesem Sinn formuliert Kassner zu Beginn seiner »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke« im Januar 1927, Duino sei »von italienischen Granaten zerstört, von seinem Besitzer aber wieder aufgebaut worden.«<sup>937</sup>

Der brieflichen Einladung der Fürstin nach Duino vermag Kassner nicht mehr zu folgen. Seine Nachricht an Marguerite Bismarck vom 10. November 1933, Fürstin Taxis liege »im Sterben«, wird am 27. November und 12. Dezember bestätigt, ehe er am 10. Januar 1934 Anton Kippenberg mitteilen muss:

<sup>934</sup> An Rilke (Simon, Briefwechsel Rilke – Taxis-Hohenlohesche Familienkreis [wie Anm. 342], S. 19).

<sup>935</sup> Zehn Jahre später verzichtet er mit seinen Söhnen Raymond und Louis (Luigi) durch Familienvertrag vom 15. und 23. Juni 1933 für sich und die Nachkommen auf alle den Mitgliedern des Hauses Thurn und Taxis zustehenden Rechte und scheidet aus dem Hause aus. Am 28. Mai 1934 wird er von König Vittorio Emanuele III. zum Duca di Duino erhoben (freundliche Auskunft von Bruno Vajente, Castello di Duino), nachdem das entsprechende Königliche Dekret bereits am 30. März 1933 erlassen worden war (Genealogisches Handbuch des Adels. XIV. Limburg a.d. Lahn 2006, S. 489f.). Er stirbt, mehr als zwei Jahre vor seinem Vater, am 11. März 1937 auf Duino.

<sup>936</sup> Rilke – Taxis, S. 450, 513, 521, 554, 635, 749, 784 u. 864.

<sup>937</sup> KSW IV, S. 281.

»Die arme Fürstin Taxis kann nicht sterben, in einem halbtodten Körper u. Geist schlägt das Herz. Seit Wochen.« Nora Wydenbruck berichtet genauer: »The last years of Princess Marie's life were tragically sad for those who loved her. A cerebral haemorrhage had robbed her of speech and movement, and though the former faculty was restored, she had to spend the rest of her life in a wheel-chair. During her last summer she stayed at her beloved Duino, and it was only with great difficulty that her family succeeded in persuading her to leave it when winter was drawing in.«<sup>938</sup> Auf Schloss Lautschin durchleidet sie weitere Monate qualvollen Siechtums, ehe sie am 16. Februar 1934 im 79. Lebensjahr stirbt<sup>939</sup> und drei Tage später in der Familiengruft zu Sýčina (Sejtschin, Seitzin) in der Thurn und Taxis'schen Herrschaft Dobrowitz (Dobrowitz / Dobrovice) beigesetzt wird. Kassner nimmt am Begräbnis nicht teil, schreibt aber – »so schwer es mir fällt«<sup>940</sup> – auf Bitten Herbert Steiners für die Zeitschrift »Corona« den Gedenkaufsatz »Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe«, der in der zweiten Dezemberhälfte 1934 erscheint und 1938 ins »Buch der Erinnerung« eingeht.<sup>941</sup>

Die Einladung der Fürstin wird ihr Sohn Pascha wiederholen. Und so weit Kassner – zum letzten Mal – zwar nicht, wie Pascha gewünscht hatte, »Wochen«, sondern die Tage vom 6. bis 20. April 1934 auf »Castel Duino«.<sup>942</sup> Als Dank schickt er ein Exemplar des Ende April 1934 erschienenen »Buchs der

<sup>938</sup> *Memoirs of a Princess* (wie Anm. 47), S. 221.

<sup>939</sup> Die Wiener Presse nimmt, soviel ich sehe, keine Kenntnis; auch entsprechende Todesanzeigen waren nicht zu ermitteln. Allein das Prager Tagblatt bringt am Sonntag, dem 18. Februar 1934, S. 6, in der Rubrik »Sterbefälle« die Notiz: »Auf Schloß Lautschin ist Freitag abend Frau Maria Thurn u. Taxis, geb. Prinzessin Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, im 79. Lebensjahr gestorben. Die Beisetzung findet Montag, den 19. Febr. um 10 Uhr vormittags in der Familiengruft in Sitschin bei Dobrowitz statt.« – Kassners Kondolenzbrief an den Sohn Pascha u. S. 251.

<sup>940</sup> An Fürstin Bismarck, 2. März 1934. Er fügt hinzu, dass »jetzt« in der »Corona« »Erinnerungen« von Marie Taxis herauskämen, »die das beste sind, was sie geschrieben hat.« Am 4. April leitet er der Freundin das entsprechende »Corona«-Heft (IV. Jahr, H. 3, Februar 1934) zu, das, neben dem ersten Teil der »Jugenderinnerungen« (S. 318–336), Kassners Text »Das letzte Gespräch Gautamas, des späteren Buddha, mit seinem Lehrer« enthält (S. 274–276: KSW V, S. 291–294). Zwei Eingangskapitel werden am 20. Mai 1934 in der »Pfingstnummer« der »Neuen Freien Presse« (S. 31–33) nachgedruckt, mit einer »sehr klugen, aber etwas élogieusen Note« (Kassner an Pascha Taxis, 21. Mai 1934: AST). Im ersten Heft des fünften Jahrgangs der »Corona« folgt im November 1934 – nach Kassners Gedenkaufsatz (s.u. Anm. 941) – ein zweiter Teil der »Jugenderinnerungen« (S. 74–95). Zwei Eingangskapitel werden am 20. Mai 1934 in der »Pfingstnummer« der »Neuen Freien Presse« (S. 31–33) nachgedruckt.

<sup>941</sup> Rudolf Kassner, Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. In: *Corona*. V. Jahr. H. 1, November 1934, S. 68–73; *Buch der Erinnerung* (Leipzig 1938), S. 319–325; in der zweiten Auflage (Erlenbach-Zürich 1954, S. 269–274) unter dem geänderten Titel »Prinzessin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe«: KSW VII, S. 299–305.

<sup>942</sup> An Fürstin Bismarck, 24. März sowie 1. und 16. April 1934.

Gleichnisse«<sup>943</sup> mit der Schilderung der Lautschiner Terrasse,<sup>944</sup> dem er die handschriftliche Widmung voranstellt:

Für Pascha della Torre e Tasso / in Erinnerung an Duino /  
von / Rudolf Kassner / Wien im Mai 1934.<sup>945</sup>

Im August des gleichen Jahres ist er abermals in Lautschin,<sup>946</sup> auf Wunsch des Fürsten, der dem gemeinsamen Freund Bernard Berenson im Rückblick des 3. Januar 1935 bekennt: »This last year was the worst in my life; I have lost the best and dearest friend, my poor Mary, and <she> left me alone in this dark and very unpleasant world.«<sup>947</sup> Er bewohnt das immer gleiche Zimmer neben dem des Hausherrn, den er bei »abendlichen Ausfahrten in die Wälder« begleitet.<sup>948</sup> Am 18. August 1938 schreibt er Marguerite Bismarck: »It was like home-coming«, als er mit dem »new beautifull motor car from Prague a little after 11<sup>ho</sup> in the night« eingetroffen und am Schlosstor vom Fürsten, »the sweet old man«, und anderen erwartet worden sei: »I did not trust to my eyes when I saw from far the white evening shirts glittering in this dark. It is good to be here and nothing comes near in a way to the last 1/2 hour of the day which generally I spend on the beautifull terrace. The smoke from the huts of the villages, the scent of the flowers on the terrace, something »indefinissable« from very far mix together and make the moment perfect.«

Der Fürst – »Alexander Prinz von Thurn und Taxis, gew. wirk. Geheimer Rat lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, Ehrenritter des souverainen Malteser Ritterordens etc., etc.« – »entschläft« in Lautschin am 21. Juli 1939 »um 8 Uhr früh nach langem Leiden, gestärkt durch die heil. Sterbesakramente im 88ten Lebensjahre sanft im Herren«. Die auf »Loučeň, den 21. Juli 1939« datierte Todesanzeige geht Marguerite Bismarck durch Erich von Thurn und Taxis zu,<sup>949</sup> ehe Kassner ihr am 29. Juli Einzelheiten mitteilen kann, welche er wohl ebenfalls von Prinz Erich oder einem anderen Familienmitglied erfahren hatte: »The death-agony lasted 50 hours. The pulse had been stopping 5 times for more than 20 seconds, but the heart did not yield and reopenend its work again. What I lost with him and in him, you know best: Er war einer der ganz wenigen Menschen, die ich mit dem Herzen einsah und dem ich mich damit

<sup>943</sup> Rudolf Kassner, Das Buch der Gleichnisse. Leipzig 1934: KSW V, S. 155–305.

<sup>944</sup> S. Kassner – Taxis. Teil I, S. 107 mit Anm. 81.

<sup>945</sup> Bibliotheca Castello di Duino.

<sup>946</sup> Am 2. Juli unterrichtet er Fürstin Bismarck, »Fürst Taxis« erwarte ihn »im August in Loučen«.

<sup>947</sup> Biblioteca Berenson. I Tatti, Florenz.

<sup>948</sup> Vgl. KSW V, S. 684; VII, S. 544f.

<sup>949</sup> Bismarck-Archiv, Friedrichsruh; die gedruckte Nachricht ist im 16 km von Nymburk (Nimburg) entfernten Lysa nad Labem (Lissa an der Elbe) aufgegeben (Datum des Poststempels nicht zu entziffern), einem Wohnsitz des Prinzen Erich von Thurn und Taxis (vgl. Rilke – Taxis, S. 338).

verbunden fühlte.«<sup>950</sup> Am 24. Juli wird Fürst Alexander neben seiner Gattin in der Familiengruft zu Sejtschin (Seitzin) beigesetzt.

## Weitere Dokumente

### *1. Bernard Berenson an Marie von Thurn und Taxis*

HOTEL  
VIER JAHRESZEITEN  
MÜNCHEN<sup>951</sup>  
Aug. 30. 1910

Dear Friend. How very sad to miss you here. But I was not sure enough of my movements to write to urge you to stay over for me.<sup>952</sup> And Prince Alexander too, how I should have loved to see you both + to wander about with you in the midst of that perfect rose-garden of Parsian wonders that are exhibited here. There never was such a marvellous collection of objects of cheer joy to my eyes. But I came here in haste, offered every available minute at the Muslime show,<sup>953</sup> + depart in two days for some important affairs in Southern Italy. I don't know how long they will keep me, but too long, I fear to permit me to have any time excepting possibly a day or two in Venice toward the end of the month, before I return to Paris. I fear my prospects of leisure with you – than which nothing is more to my taste – are slight for the present. You must really come to Florence later – unless indeed you will join me + Kassner in Paris in Oct. I shall be there the whole month + and so I expect will the Countesse Seristori.<sup>954</sup> But to return to Kassner, I much thank you

<sup>950</sup> Zum Teil wörtlich aufgenommen in den Gedenkaufsatz »Freundschaft« (wie oben Anm. 566), zit. in: Kassner – Taxis. Teil I, S. 109.

<sup>951</sup> AST. Hotelpapier mit Aufdruck, vier Seiten.

<sup>952</sup> Marie Taxis hatte sich in der dritten Augustdekade 1910 in München aufgehalten, vgl. oben S. 112.

<sup>953</sup> Ähnlich beeindruckt zeigt sich Mary Berenson am 7. September: »I have just got back from the Exhibition, dead tired. But so interested and pleased that I really can't express half. All my foolish prejudice against Oriental Art has gone – I begin to understand its fascination« (Berenson, A Self-Portrait [wie Anm. 41], S. 161).

<sup>954</sup> Die spanisch gebürtige Schriftstellerin und Kunstsammlerin Hortense Gräfin Serristori (1871–1960), geb. de la Gándara y Plazaola, Gattin des Senators Umberto Graf Serristori

for sending me his Dilettant.<sup>955</sup> How delightful, how subtle, how suggestive, but dear Friend, Kassner is a thousand times more fascinating than his work – as what real personality is not, + Kassner's is one of the deepest, broadest, soundest, most stimulating + inspiring I've ever encountered.<sup>956</sup>

Böhler<sup>957</sup> here showed me a picture you have bought, + I congratulate you. It is certainly by Francesco di Giorgio<sup>958</sup> + quite an old friend of mine. Where are you going to keep it, at Vienna or Duino?

Write me to Settignano<sup>959</sup> + accept my affectionate regrets for not letting off a meeting.

Yours sincerely

B. Berenson

## 2. Paul Zifferer an Marie von Thurn und Taxis

Dr. Paul Zifferer

Wien, III/3  
Ötzteltgasse 3, T. 4769<sup>960</sup>  
den 31. August 1910

Euer Durchlaucht,

(1861–1941), ist eng mit Berenson befreundet. Kassner hatte sie wenige Monate zuvor in Florenz kennengelernt und aus Duino am 19. April 1910 Gerty von Hofmannsthal berichtet: »War in Florenz, genoß sehr Berenson u. die ganz außerordentlich gescheite u. angenehme Gfn. Seristori« (BW Kassner, S. 134).

<sup>955</sup> Zu Kassner Studie »Der Dilettantismus« (Frankfurt a.M. 1910) s.o. Anm. 282. Das von Marie Taxis gesendete Exemplar ist in Berensons Bibliothek nicht nachzuweisen, wohl aber Kassners Widmungsexemplar mit der handschriftlichen Zueignung: »Mit vielen Grüßen / von / R.K. / St. Lunaire (Ille et Vilaine) im August 1910.«

<sup>956</sup> Dieser Eindruck hatte sich zweifellos während Kassners vorangegangenen Besuch in Florenz verstärkt (s. dazu oben S. 107).

<sup>957</sup> Julius Böhler (1860–1934), Gründer der 1880 eröffneten Kunsthandlung in der Münchener Brienerstraße 10; seit Ende 2004 in Starnberg ansässig.

<sup>958</sup> Wohl die »Madonna« von Francesco di Giorgio, welche die Fürstin Rilke gegenüber am 25. Juni 1922 erwähnt (s.o. Anm. 62). In seinem Buch »Die italienischen Maler der Renaissance« (Aus dem Englischen von R. West, vom Autor genehmigte Neufassung von H. Kiel. Zürich 1952) behandelt Berenson den Maler Francesco di Giorgio (S. 121) mit der Wiedergabe zweier Gemälde (Tafel 274 u. 275), darunter »Der Raub der Helena« aus seiner eigenen Sammlung in Settignano.

<sup>959</sup> Berensons Wohnsitz, die Villa »I Tatti«, liegt in Settignano bei Florenz (vgl. Kassner – Taxis. Teil I, S. 96, Anm. 30).

<sup>960</sup> AST. Zwei Bogen mit Aufdruck, vier Seiten. Der Schriftsteller und Journalist Paul Zifferer (1879–1928) ist derzeit Feuilletonredakteur der Wiener »Neuen Freien Presse« (vgl. BW Zifferer, S. 8).

Bei meiner Rückkehr nach Wien finde ich Euer Durchlaucht liebenswürdiges Schreiben und Rudolf Kassners Buch.<sup>961</sup>

Ich hatte mir schon vorher die Korrekturbogen dieses Buches vom Verleger<sup>962</sup> schicken lassen, so sehr begierig war ich es zu lesen.

Wenn das abgegriffene Wort »faszinierend« keinen Schimpf bedeutet und wenn es auf jemanden Anwendung finden mag, so ist es Kassner.

Ich bin ihm nur zwei oder dreimal begegnet bei Hofmannsthal und bei Wassermann. Aber ich stand gleich unter dem Banne dieser starken Persönlichkeit.

Er gehört zu den Menschen, die leicht geben, weil sie aus dem Reichtum schöpfen und bei denen man gerne annimmt, weil man fühlt, dass der Geber sich nicht erschöpft, sondern den grössten Teil seines Besitzums, bei aller Freigebigkeit, doch immer für sich behält.

Dies merkt man nun allerdings auch bei Kassners Schriften. Ich möchte sagen: sie sind hinterhältig. Man beisst sich an ihnen die Zähne aus. Sie kommen nicht entgegen, sie werfen sich nicht fort, sie sind im höchsten Grade »unpopulär«.

Kassner bringt neue Wahrheiten und das will die Masse nicht, und dann sagt er nur einen Teil seiner Wahrheit. Er ist ein Anreger, kein Befriediger. Und die Menge will stumpf befriedigt sein.

In seiner neuen Schrift allerdings spricht Kassner in einer umgänglicheren Sprache, wenn er auch hier auf Gipfeln wandelt. Doch jedes seiner Worte ist gerade dem Begriff »Zeitung« entgegengesetzt. Kassners Buch und eine Zeitung, Kassner selbst und das Publikum einer Zeitung einander zu nähern ist eine gar schwere Aufgabe.

Ich habe mir gleichwohl vorgenommen, diese Aufgabe zu lösen. Wie mir dies möglich sein wird, sehe ich noch vorläufig nicht. Doch ist der feste Wille da. Die Form wird sich hoffentlich finden.

Muss ich nun, Euer Durchlaucht, bitten, die späte Beantwortung in Anbetracht meines unsteten sommerlichen Daseins zu entschuldigen, so füge ich gleich die Bitte hinzu, nicht an meiner raschen Absicht zu zweifeln, wenn mein Unternehmen eine kleine Weile zum Gelingen braucht.

<sup>961</sup> Gemeint ist abermals Kassners »Dilettantismus« (s.o. Anm. 282).

<sup>962</sup> Derzeitiger Inhaber und Leiter des Verlags, der »Literarischen Anstalt Rütten u. Loening« in Frankfurt a.M., ist der 1877 geborene Wilhelm Ernst Oswald. 1936 muss er den Verlag an einen »arischen« Verleger verkaufen. Er wird 1942 im Konzentrationslager Sachsenhausen ermordet (vgl. Carsten Wurm, 150 Jahre Rütten & Loening ... Mehr als eine Verlagsgeschichte. Berlin 1994).



Die Hindernisse, die ich oben anzudeuten mir erlaubte, wollen geschickt und schicklich überwunden sein.<sup>963</sup> Euer Durchlaucht  
stets ergebener

Paul Zifferer

### 3. *Marguerite di Bassiano an Marie von Thurn und Taxis*

Villa St. Nicolas<sup>964</sup>  
Benerville par Blonville  
Calvados  
le 13 Sep. <1926>  
<Montag>

Chère Princess,

Nous sommes si heureux de publier votre belle traduction de »Les Éléments de la Grandeur Humaine« dans le prochain cahier de Commerce<sup>965</sup> qui paraîtra vers le 15 Octobre.<sup>966</sup>

Si vous voulez bien je ferai revoir les épreuves par un des directeurs pour éviter le long voyage jusqu'à vous – Veuillez me dire exactement comment vous voulez que votre nom apparaisse – A présent je l'ai indi-

<sup>963</sup> In diesem Zusammenhang schreibt Zifferer am folgenden Tag an Hugo von Hofmannsthal: »Die Fürstin Thurn und Taxis hat mir aus Lautschin einen langen und lieben Brief geschrieben: ich soll über den Kassner schreiben. Es ist nett, daß sie sich so viel Mühe gibt. Und ich möchte ja selbst gerne den Kassner und das Publikum der Neuen Freien Presse zusammenbringen. Aber wie die Brücke finden? Es ist eine verteufelte Aufgabe. Ich zerbreche mir den Kopf, um die richtige Ebene zu finden: where is a will ....« (BW Zifferer, S. 22). Eine Anzeige des »Dilettantismus« wird er nicht zu Papier bringen; jedenfalls fehlt sie in der Liste seiner zwischen 1908 und 1919 veröffentlichten Feuilletons in: BW Zifferer, S. 248–254.

<sup>964</sup> AST. Zwei Blatt, vier beschriebene Seiten.

<sup>965</sup> Zehn Tage später, am 23. September 1926, informiert Marguerite Bassiano auch Anton Kippenberg: »Nous allons publier dans le prochain cahier de ›Commerce‹ ›Von den Elementen der menschlichen Grösse‹ traduit par la princesse Thurn und Taxis [...] – Quel merveilleux écrivain et quelle splendide chose que ›Von den Elementen‹ etc! – Je trouve qu'il n'y a pas son égal en Europe en ce moment comme penseur« (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 367). Kassner hatte schon am 26. August 1926 aus Lautschin Marguerite Bassiano gedankt: »Dass Sie die ‚Elemente der menschlichen Grösse‘ im Octoberheft bringen, freut mich sehr« (La Rivista »Commerce« et Marguerite Caetani, S. 186).

<sup>966</sup> Rudolf Kassner, Des Éléments de la Grandeur Humaine. Traduit de l'allemand par la princesse Alexandre de la Tour et Taxis. In: Commerce IX. Automne 1926, S. 105–170. Der Band wird im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« am 19. Januar 1927 als in Deutschland »soeben erschienen« angezeigt.

qué aussi à l'imprimeur – La Princesse Marie de la Tour et Taxis<sup>967</sup> Est-ce bien? Et aussi j'aimerais bien savoir combien d'exemplaires<sup>968</sup> de la revue vous désirez. Je vous enverrai toujours dix et dix à Kassner. Mais si vous désirez d'avantage je serai très heureuse de vous les faire parvenir – Nous avons l'intention d'aller passer quelques jours à Vienne au moment du festival Beethoven au mois de Mars je crois,<sup>969</sup> et je me rejouis<sup>970</sup> d'avance de cette occasion de vous connaître enfin<sup>971</sup> –

Veuillez recevoir chère Princesse tous mes sentiments les meilleurs  
Marguerite di Bassiano

#### *4a. Marie von Thurn und Taxis an Franz Wegwitz*

⟨Lautschin, Juli 1933⟩<sup>972</sup>

Habe Ihren freundlichen Brf vom 4/6<sup>973</sup> erhalten<sup>974</sup> er hat mich sehr gerührt und danke ich Ihnen von Herzen und bin mit den besten Grüßen / Ihre Marie Taxis

<sup>967</sup> Diese Frage muss Marie Taxis korrigierend beantwortet haben; denn im Druck heißt es: »traduit de l'allemand par la Princesse Alexandre de la Tour et Taxis«. Diese Angabe ist insoweit zu modifizieren, als Jean Paulhan und Bernard Groethuysen im Auftrage Marguerite Bassianos die Übersetzung grundlegend überarbeitet hatten, gelegentlich unterstützt vom in Versailles weilenden Kassner (vgl. oben S. 192 mit Anm. 693).

<sup>968</sup> Lies: exemplaires; hier wohl irrtümlich in Analogie zum englischen »example« gebildet.

<sup>969</sup> Aus Anlass der 100. Wiederkehr des Todestags von Ludwig van Beethoven am 26. März 1827 veranstaltet die Wiener Oper ein reiches Festprogramm, in dessen Mittelpunkt eine vielumjubelte Aufführung des »Fidelio« steht (s. S. 203f. mit Anm. 739 u. Brief 103).

<sup>970</sup> Lies: réjouis.

<sup>971</sup> Marguerite und Roffredo Bassiano kommen nicht nach Wien.

<sup>972</sup> Galerie Gerda Bassenge, Auktionskatalog 38. Berlin 1981, Los 2161. Ansichtskarte: Loučeň. Text auf der Rückseite. Eine Adresse fehlt, da die Nachricht offensichtlich mit der folgenden Karte in einem gemeinsamen Umschlag versandt wurde. Beide zum Komplex Kassner – Taxis gehörenden Dokumente haben sich im Nachlass des Gehörlosenpädagogen Franz Wegwitz gefunden.

<sup>973</sup> Lesung der zweiten Ziffer unsicher. Offenbleibt, ob der Brief im Zusammenhang mit Marie Taxis' »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke« (wie Anm. 65) steht, deren 2. Auflage 1933 erschienen war. Franz Wegwitz, der mit Stefan George, Rudolf Pannwitz, Gertrud von Le Fort und anderen Dichtern und Literaten korrespondiert, hatte im Dezember 1908 selbst einen Beitrag über »Rainer Maria Rilke« in »Westermanns Monatsheften« (53, 1908. Bd. 105, H. 627, S. 437–443) verfasst. Dieselbe Zeitschrift veröffentlichte im Juli 1911 (55, 1911. Bd. 110, Teil 2, H. 659, S. 659–664) seinen Beitrag über »Stefan George«.

<sup>974</sup> Im Nachlass der Fürstin fehlt dieses Schreiben.

4b. *Rudolf Kassner an Franz Wegwitz*

<Lautschin, Juli 1933><sup>975</sup>

Sehr geehrter Herr Director,

Fürstin Taxis ist schwer krank u. hat Ihnen mit Mühe diese Zeilen schreiben können, was sie aber nicht hindern konnte auf das lebhafteste von Ihrem Schreiben berührt zu werden.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergeb.

D<sup>r</sup>. Rud. Kassner

5. *Kassner an Alexander (Pascha, Sascha) Torre e Tasso, Duca di Duino*

Wien 17. II. 34<sup>976</sup>

IV. Tilgnerstr. 3

<Samstag>

Lieber, ich möchte auch Ihnen ein Wort senden des Gedenkens an die theure Todte, die niemanden auf der Welt so geliebt hat wie Sie, und mit der zusammen wir beide in den mehr als dreißig Jahren unser<er> Freundschaft doch so viele schöne und lebendige Stunden an vielen schönen Orten der Welt verlebt haben. Alles das lebt in mir fort und wird es weiter thun. Von heute an umso mehr, als mir der entsetzliche Gedanken an ihr langes qualvolles, ganz schreckliches Hinsiechen durch den wahrhaft erlösenden Tod genommen ist.

Mit vielen Grüßen und dem Ausdruck der Theilnahme bin ich

Ihr

aufrichtiger

D<sup>r</sup>. Rudolf Kassner

Ich würde mich sehr freuen, wenn ich Sie bei der Rückfahrt hier sehen könnte. Sie brauchen nur zu telefonieren: U42763

<sup>975</sup> Galerie Gerda Bassenge, Auktionskatalog 38. Berlin 1981, Los 2161. Ansichtskarte: Duino – Panorama. Text auf der Rückseite, ohne Adresse (wie »Weitere Dokumenten«, Nr. 4a).

<sup>976</sup> AST. D 39, fasc. Personalità artistica (freundliche Mitteilung von Pierpaolo Dorsi, vice-direttore presso l'Archivio di Stato di Trieste).

## Sondersiglen innerhalb dieser Edition

- AST* Archivio di Stato di Trieste. Sezione moderna: Archivio della Torre e Tasso.
- Bruckmann-Briefwechsel* Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kassner und Rainer Maria Rilke im Briefwechsel mit Elsa und Hugo Bruckmann. 1893–1941. Hg. und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Göttingen 2014.
- DLA* Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar.
- Kassner – Gide* Klaus E. Bohnenkamp/Claude Foucart, Rudolf Kassners Briefe an André Gide, in: JbDSG 30, 1986, S. 8–127.
- Kassner – Taube* Rudolf Kassner und Otto von Taube. Eine Dokumentation aufgrund der Briefe Kassners an Taube. Mitgeteilt von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 14, 2006, S. 239–367.
- Kassner – Taxis. Teil I* Rudolf Kassner an Marie von Thurn und Taxis. Briefe (1902–1933) und Dokumente. Teil I: 1902–1907. In: HJb 22, 2014, S. 91–204.
- KEB* Klaus E. Bohnenkamp, Privatsammlung Stuttgart.
- KSW I–X* Rudolf Kassner, Sämtliche Werke im Auftrag der Rudolf Kassner-Gesellschaft hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Bd. I–X. Pfullingen 1969–1991.
- La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani* La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani. I. Briefwechsel mit deutschsprachigen Autoren. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Sophie Levie. Rom 2012.
- LHW* Literaturhaus Wien
- Rilke – Kassner* Rainer Maria Rilke und Rudolf Kassner, Freunde im Gespräch. Briefe und Dokumente. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp. Frankfurt a.M./Leipzig 1997.
- Rilke – Taxis* Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel. Bes. durch Ernst Zinn. 2 Bde. Zürich/Wiesbaden 1951.

# Paul Bourget

## Théorie de la décadence

Herausgegeben und übersetzt von Rudolf Brandmeyer

### Editorische Notiz

Der hier edierte und übersetzte Text ist das vierte Kapitel einer Baudelaire-Studie, die Bourget 1881 in einer französischen Zeitschrift veröffentlichte:

Psychologie contemporaine. Notes et Portraits: Charles Baudelaire. In: La Nouvelle Revue, Bd. 13, 1881, Jg. 3 (5. November), S. 398–416, hier S. 412–416: IV. Théorie de la décadence.<sup>1</sup>

Die »Théorie de la décadence« bildet das Ende der Studie, aber nicht deren Resümee. »Décadence« ist vielmehr der Leitbegriff einer Stilanalyse und einer kulturkritischen, von Baudelaire ausgehenden Diagnose von Bourgets eigener Zeit. Mit diesen beiden Themen wurde der kleine, relativ selbstständige Textabschnitt zu einem der wichtigen Stichwortgeber des europäischen Dekadenz-Diskurses am Ende des 19. Jahrhunderts.<sup>2</sup>

Die Baudelaire-Studie bildet das erste Stück einer Serie von insgesamt zehn Aufsätzen zur »psychologie contemporaine«, die in der »Nouvelle Revue« von November 1881 bis Oktober 1885 erschienen. In zwei textkritisch relevanten Ausgaben erschienen sie gesammelt in Buchform:

Paul Bourget, *Essais de psychologie contemporaine*. 2 Bde. Paris: Lemerre 1883 u. 1886, unser Text: 1883, S. 23–31.

<sup>1</sup> Seitenangaben nach dieser Ausgabe im fortlaufenden Text in Klammern.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Joëlle Stoupy, »Maître de l'heure«. Die Rezeption Paul Bourgets in der deutschsprachigen Literatur um 1890. Frankfurt a.M. u.a. 1996; Dieter Kafitz, *Décadence in Deutschland. Studien zu einem versunkenen Diskurs der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts*. Heidelberg 2004; Roger Bauer, *Die schöne Décadence. Geschichte eines literarischen Paradoxons*. Frankfurt a.M. 2001 (frz. 2012).

Paul Bourget, *Œuvres complètes. Critique I: Essais de psychologie contemporaine*. Paris: Plon 1899, unser Text: S. 14–19.

Für beide Editionen hat Bourget die »Théorie de la décadence« korrigiert und zahlreiche Eingriffe in Syntax und Wortgebrauch vorgenommen; Änderungen, die Sinn und Tendenz dieses Textabschnitts hätten betreffen können, ergaben sich dabei aber nicht. Insbesondere die für die Wirkungsgeschichte des Textes so wichtige Definition des »style de décadence« (1881, S. 413) wird in die Ausgaben von 1883 (S. 25) und 1899 (S. 15f.) unverändert übernommen. In der Letzteren, der sogenannten »édition définitive«, hat Bourget allerdings dem Text eine Ergänzung hinzugefügt, welche die in den vorhergehenden Fassungen gewahrte Neutralität in der Beurteilung der Dekadenz in moralischer Hinsicht relativiert (1899, S. 18).

Die bisher einzige Übersetzung ins Deutsche erschien 1903:

Paul Bourget: *Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller*. Übersetzt von A. Köhler. Minden i. Westf.: Bruns 1903.

Köhler legte die Edition von 1883 zugrunde und wählte fünf Essays aus, darunter auch die Baudelaire-Studie. 1903 musste der Übersetzer mit einem Publikum rechnen, das Bourget auch als erfolgreichen Autor von Gesellschaftsromanen kannte. Mit seiner – streckenweise sehr freien – Übersetzung, die immer Anschaulichkeit sucht und den kritischen, subtil-provokativen Ton des Originals leicht verstärkt, kommt Köhler wahrscheinlich zeitgenössischen Erwartungen entgegen.

Für die kritische Durchsicht meiner Übersetzung danke ich Françoise Delignon (Paris) und Friedrich Schlegel (Düsseldorf).

Théorie de la décadence

Theorie der Dekadenz

Si une nuance très spéciale d'amour, si une nouvelle façon d'interpréter le pessimisme font déjà de la tête de Baudelaire une curiosité psychologique d'un ordre rare, ce qui lui donne une place à part dans la littérature de notre époque, c'est qu'il a merveilleusement compris et presque héroïquement exagéré cette spécialité et cette nouveauté. Il s'est rendu compte qu'il arrivait tard dans une civilisation vieillissante, et, au lieu de déplorer cette arrivée tardive, comme La Bruyère et comme Musset,<sup>1</sup> il s'en est réjoui, j'allais dire honoré. Il était un homme de décadence, et il s'est fait un théoricien de décadence. C'est peut-être là le trait le plus inquiétant de cette inquiétante figure. C'est peut-être celui qui exerce la plus troublante séduction sur une âme contemporaine.

Par le mot de décadence, on désigne volontiers l'état d'une société qui produit un trop grand nombre d'individus impropres aux travaux de la vie commune. Une société doit être assimilée à un organisme. Comme un organisme, en effet, elle se résout en une fédération d'organismes moindres, qui se résolvent eux-mêmes en une fédération de cellules. L'individu est la cellule sociale. Pour que l'organisme total fonctionne avec énergie, il est nécessaire que les organismes composants fonctionnent avec énergie, mais avec une énergie subordonnée; et pour que ces organismes moindres fonctionnent eux-mêmes avec énergie, il est nécessaire que leurs cellules composantes fonctionnent avec énergie, mais avec une énergie subordonnée. Si l'énergie des cellules devient indépendante, les organismes qui composent l'organisme total cessent pareillement de subordonner leur énergie à l'énergie totale, et l'anarchie qui s'établit constitue la décadence de l'ensemble. L'organisme social n'échappe pas à cette loi, et il entre en décadence aussitôt que la vie individuelle s'est exagérée sous l'influence du bien-être acquis et de l'hérédité. Cette même loi gouverne le développement et la décadence de cet autre organisme qui est le langage. Un style de décadence est celui où l'unité du livre se décompose pour laisser la place à l'indépendance de la page, où la page se décompose, pour laisser la place à l'indépendance de la phrase, et la phrase pour laisser la place à l'indépendance du mot. Les exemples foisonnent dans la littérature actuelle qui démontrent cette féconde vérité.

<sup>1</sup> Tout est dit, et l'on vient trop tard depuis plus de 7,000 ans qu'il y a des hommes et qui pensent («Caractères»). Je suis venu trop tard dans un monde trop vieux («Rolla»).



Wenn eine sehr besondere Lesart der Liebe, wenn eine neue Art, den Pessimismus zu deuten, aus der Person Baudelaires bereits ein psychologisches Kuriosum seltener Art machen, so besteht doch das, was ihm einen besonderen Platz in der Literatur unserer Zeit verschafft, erst darin, dass er dies Besondere und Neue hervorragend verstanden und auf eine nahezu heroische Weise gesteigert hat. Er war sich darüber im Klaren, dass er spät in eine alternde Zivilisation kam, und er war, anstatt diese späte Ankunft zu beklagen wie La Bruyère und Musset,<sup>1</sup> dessen froh, ich möchte fast sagen, er fühlte sich dadurch geehrt. Er war ein Kind der Dekadenz und hat sich zu deren Theoretiker gemacht. Das ist vielleicht der beunruhigendste Zug dieser insgesamt beunruhigenden Erscheinung. Und möglicherweise ist es dieser Zug, der für ein zeitgenössisches Gemüt die verstörendste Versuchung darstellt.

Mit dem Wort »Dekadenz« bezeichnet man gemeinhin den Zustand einer Gesellschaft, die eine zu große Anzahl von Individuen hervorbringt, die für die Aufgaben des Lebens in Gemeinschaft ungeeignet sind. Eine Gesellschaft ist mit einem Organismus zu vergleichen. Wie ein Organismus besteht sie tatsächlich aus einem Verband kleinerer Organismen, die ihrerseits aus einem Verband von Zellen bestehen. Das Individuum ist die soziale Zelle. Damit der gesamte Organismus mit Energie funktioniert, ist es notwendig, dass die Organismen, die seine Bestandteile bilden, mit Energie funktionieren, aber mit untergeordneter Energie; und damit diese kleineren Organismen ihrerseits mit Energie funktionieren, ist es notwendig, dass ihre einzelnen Zellen mit Energie funktionieren, aber mit einer untergeordneten. Wenn die Energie der Zellen unabhängig wird, so hören ebenso die den ganzen Organismus bildenden Organismen [413] auf, ihre Energie der gesamten Energie unterzuordnen, und die Anarchie, die sich dann einstellt, bedeutet den Verfall des Ganzen. Der soziale Organismus entgeht diesem Gesetz nicht und beginnt dekadent zu werden, sobald sich das Leben des Einzelnen unter dem Einfluss des erworbenen Wohlstands und der Vererbung übermäßig entwickelt hat. Genau dieses Gesetz beherrscht die Entwicklung und die Dekadenz dieses anderen Organismus – der Sprache. Ein Stil der Dekadenz ist dort gegeben, wo die Einheit des Buches sich auflöst, um der Unabhängigkeit der Seite Platz zu machen, wo die Seite sich auflöst, um der Unabhängigkeit des Satzes Platz zu machen, und der Satz, um der Unabhängigkeit des Wortes Platz zu machen. In der gegenwärtigen Literatur gibt es im Überfluss Beispiele, die diese fruchtbare Wahrheit vor Augen führen.

<sup>1</sup> Alles ist gesagt, und wir kommen zu spät seit mehr als 7000 Jahren, seit es Menschen gibt, die denken (»Caractères«). Ich bin zu spät in eine zu alte Welt gekommen (»Rolla«).

Pour juger d'une décadence, le critique peut se mettre à deux points de vue, distincts jusqu'à en être contradictoires. Devant une société qui se décompose, l'empire romain, par exemple, il peut, du premier de ces points de vue, considérer l'effort total et en constater l'insuffisance. Une société ne subsiste qu'à la condition d'être capable de lutter vigoureusement pour l'existence dans la concurrence des races. Il faut qu'elle produise beaucoup de beaux enfants et qu'elle mette sur pied beaucoup de braves soldats. Qui analyserait ces deux formules y trouverait enveloppées toutes les vertus privées et civiles. La société romaine produisait peu d'enfants; elle en arrivait à ne plus mettre sur pied de soldats nationaux. Les citoyens se souciaient peu des ennuis de la paternité. Ils haïssaient la grossièreté de la vie des camps. Rattachant les effets aux causes, le critique qui examine cette société de ce point de vue général conclut que l'entente savante du plaisir, le scepticisme délicat, l'énervement des sensations, l'inconstance du dilettantisme, ont été les plaies sociales de l'empire romain, et seront en tout autre cas des plaies sociales destinées à miner le corps tout entier. Ainsi raisonnent les politiciens et les moralistes qui se préoccupent de la quantité de force que peut rendre le mécanisme social. Autre sera le point de vue du critique qui considérera ce mécanisme d'une façon désintéressée et non plus dans le jeu de son action d'ensemble. Si les citoyens d'une décadence sont inférieurs comme ouvriers de la grandeur du pays, ne sont-ils pas très supérieurs comme [414] artistes de l'intérieur de leur âme? S'ils sont malhabiles à l'action privée ou publique, n'est-ce point qu'ils sont trop habiles à la pensée solitaire? S'ils sont de mauvais reproducteurs de générations futures, n'est-ce point que l'abondance des sensations fines et l'exqu Coastité des sentiments rares en ont fait des virtuoses stérilisés, mais raffinés, des voluptés et des douleurs? S'ils sont incapables des dévouements de la foi profonde, n'est-ce point que leur intelligence trop cultivée les a débarrassés des préjugés, et qu'ayant fait le tour des idées, ils sont parvenus à cette équité suprême qui légitime toutes les doctrines en excluant tous les fanatismes? Certes, un chef germain du IV<sup>e</sup> siècle était plus capable d'envahir l'empire qu'un patricien de Rome n'était capable de le défendre; mais le Romain érudit et fin, curieux et désabusé, tel que nous connaissons l'empereur Hadrien, le César amateur

Um einen Verfallsprozess zu beurteilen, kann der Kritiker zwei Standpunkte einnehmen, die sich bis zur Widersprüchlichkeit hin unterscheiden. Angesichts einer in Auflösung begriffenen Gesellschaft, wie etwa des Römischen Reichs, kann er vom ersten dieser Standpunkte aus sämtliche Anstrengungen erwägen und deren Ungenügen konstatieren. Eine Gesellschaft besteht nur, solange sie fähig ist, im Wettbewerb der Rassen entschlossen für die eigene Existenz zu kämpfen. Dazu ist es notwendig, dass sie viele tüchtige Kinder zeugt und viele tapfere Soldaten aufstellt. Wer diese beiden Grundsätze untersuchte, fände darin alle privaten und bürgerlichen Tugenden eingeschlossen. Die römische Gesellschaft zeugte wenig Kinder; sie brachte es so weit, keine eigenen Soldaten mehr auf die Beine zu stellen. Die Bürger mieden die Schwierigkeiten der Vaterschaft. Sie hassten die Unbequemlichkeit des Lagerlebens. Die Wirkungen auf die Ursachen zurückbeziehend, folgert der Kritiker, der diese Gesellschaft von dem allgemeinen Standpunkt aus untersucht, dass das kultivierte Eilvernehmen mit der Lust, der verfeinerte Skeptizismus, die Erregung der Sinne und das Unbeständige des Dilettantismus die sozialen Makel des Römischen Reichs waren und in jedem anderen Fall auch solche sein werden, die fähig sind, den ganzen Staatskörper zu ruinieren. So rasonieren die Politiker und Moralisten, die in erster Linie die Menge an Kraft in Betracht ziehen, die der soziale Mechanismus erbringen kann. Anders wird der Gesichtspunkt desjenigen Kritikers sein, der diesen sozialen Mechanismus unbeteiligt betrachtet und nicht mehr in der Verflechtung mit dem Ganzen. Wenn auch die Bürger einer Verfallszeit darin unterlegen sind, Arbeiter an der Größe des Landes zu sein, sind sie nicht doch als [414] Künstler ihrer Innerlichkeit sehr überlegen? Wenn sie für das private oder öffentliche Handeln ungeschickt sind, ist es nicht so, dass sie zu geschickt sind im einsamen Denken? Wenn sie zur Fortpflanzung künftiger Generationen nicht taugen, ist es nicht so, dass der Überfluss feinsten Sinnesempfindungen und das Erlesene seltener Gefühle aus ihnen zwar unfruchtbare, aber kultivierte Virtuosen der Lust und der Schmerzen gemacht hat? Wenn sie zur Hingabe an den tiefen Glauben unfähig sind, ist es nicht so, dass ihre zu kultivierte Intelligenz sie von Vorurteilen befreit hat und dass sie, nachdem sie im Reich der Ideen alles erfasst hatten, zu jener höchsten Gerechtigkeit gelangt sind, die alle Gedankengebäude rechtfertigt und alle Fanatismen ausschließt? Sicher, ein germanischer Häuptling des 4. Jahrhunderts war fähiger, in das Reich einzufallen, als ein römischer Patrizier in der Lage, es zu verteidigen; aber der gebildete und feinsinnige Römer, wissbegierig und desillusioniert, so wie wir etwa den Kaiser Hadrian kennen, den Cäsar,

de Tibur, représentait un plus riche trésor d'acquisition humaine. Le grand argument contre les décadences, c'est qu'elles n'ont pas de lendemain et que toujours une barbarie les écrase. Mais n'est-ce pas le lot fatal de l'exquis et du rare que d'avoir tort devant la brutalité? On est en droit d'aimer un tort de cette sorte et de préférer la défaite d'Athènes en décadence au triomphe du Macédonien violent.

Il en est de même des littératures de décadence. Elles non plus n'ont pas de lendemain. Elles aboutissent à des altérations de vocabulaire, à des subtilités de mots qui rendent le style inintelligible aux générations à venir. Dans cinquante ans, le style des frères de Goncourt, – je choisis des décadents de parti pris, – ne sera compris que des spécialistes. Qu'importe? pourraient répondre les théoriciens de la décadence. Le but de l'écrivain est-il de se poser en perpétuel candidat devant le suffrage universel des siècles? Nous nous délectons dans ce que vous appelez nos faisanderies de style, et nous délectons avec nous les raffinés de notre race et de notre heure. Il reste à savoir si notre exception n'est pas une aristocratie, et si, dans l'ordre de l'esthétique, la pluralité des suffrages représente autre chose que la pluralité des ignorances. Outre qu'il est assez puéril de croire à l'immortalité, puisque le temps approche où la mémoire des hommes, surchargée du prodigieux chiffre des livres, fera banqueroute à la [415] gloire, c'est une duperie de ne pas avoir le courage de son plaisir intellectuel. Complaisons-nous donc dans nos singularités d'idéal et de forme, quitte à nous y emprisonner dans une solitude sans visiteurs. Ceux qui viendront à nous seront vraiment nos frères, et à quoi bon sacrifier aux autres ce qu'il y a de plus intime et de plus spécial en nous?

Les deux points de vue sont légitimes. Il est rare qu'un artiste ait le courage de se placer résolument au second. Baudelaire eut ce courage et le poussa jusqu'à la fanfaronnade. Il se proclama décadent et il rechercha, on sait avec quel parti pris de bravade, tout ce qui, dans la vie et dans l'art, paraît morbide et artificiel aux natures plus simples. Ses sensations préférées sont celles que procurent les parfums, parce qu'elles remuent plus que les autres ce je ne sais quoi de sensuellement triste que nous portons en nous. Sa saison aimée est la fin de l'automne, quand un charme de mélancolie semble ensorceler le ciel qui se brouille et le cœur qui se crispe. Ses heures de délices sont les heures du soir, quand

der sein Tibur liebte, repräsentierte einen weit reicheren Schatz menschlicher Errungenschaften. Das starke Argument gegen jedwede Dekadenz besteht darin, dass sie keine Zukunft hat und dass es immer eine Barbarei gibt, die sie zerstört. Aber ist es nicht das unabwendbare Los des Exquisiten und Seltenen, gegenüber dem Barbarischen im Unrecht zu sein? Wir haben das Recht, ein Unrecht dieser Art zu lieben und die Niederlage des verfallenden Athen dem Triumph des gewalttätigen Mazedoniers vorzuziehen.

Ebenso verhält es sich mit den Literaturen der Dekadenz. Auch sie sind nicht von Dauer. Sie enden schließlich bei fragwürdigen Veränderungen des Wortschatzes und in Subtilitäten des Wortgebrauchs, die den Stil für kommende Generationen unverständlich machen. In fünfzig Jahren wird der Stil der Brüder Goncourt – ich wähle überzeugte Dekadente – nur noch von Spezialisten verstanden werden. Und wenn schon – könnten die Theoretiker der Dekadenz antworten. Besteht die Aufgabe des Schriftstellers wirklich darin, sich unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts der Jahrhunderte als Dauerkandidat aufzustellen? Wir goutieren, was ihr den Verfallgeschmack unseres Stils nennt, und wir ergötzen gleichzeitig die feinsinnigen Geister unserer Rasse und unserer Zeit. Es bleibt noch zu klären, ob wir mit unserer Besonderung nicht eine Art Aristokratie bilden und ob im Reich des Ästhetischen die Vielzahl an Wahlmöglichkeiten etwas anderes darstellt als die Pluralität der Unbildung. Abgesehen davon, dass es ziemlich kindisch ist, an die Unsterblichkeit zu glauben, wo sich doch die Zeit nähert, in der das von einer ungeheuren Zahl von Büchern überlastete menschliche Gedächtnis dem [415] Ruhm den Bankrott ansagen wird, ist es Betrug, nicht den Mut zum eigenen intellektuellen Vergnügen zu haben. Gefallen wir uns also in dem Besonderen unserer Ideale und Formen, auch auf die Gefahr hin, dass wir uns dabei in eine Einsamkeit ohne Besucher einschließen. Diejenigen, die zu uns kommen werden, werden wahrlich unsere Brüder sein, und wozu für die anderen aufgeben, was es an Innigstem und Einzigartigem in uns gibt?

Beide Standpunkte sind berechtigt. Es ist selten, dass ein Künstler den Mut hat, ganz resolut den zweiten einzunehmen. Baudelaire hatte diesen Mut und trieb ihn bis zur Effekthascherei. Er erklärte sich zum Dekadenten, und er war, man weiß mit welcher herausfordernder Geste, auf der Suche nach allem, was im Leben und in der Kunst den einfacheren Naturen morbide und künstlich erscheint. Seine bevorzugten Empfindungen sind diejenigen, die die Parfums vermitteln, weil sie mehr als die anderen eine gewisse sinnliche Traurigkeit aufrufen, die wir in uns tragen. Seine liebste Jahreszeit ist das Ende des Herbstes, wenn eine bestrickende Melancholie den trüb werdenden Himmel

le ciel se colore, comme dans les fonds de tableaux du Vinci, des nuances d'un rose mort et d'un vert presque évaporé. La beauté de la femme ne lui plaît que précoce et presque macabre de maigreur, avec une élégance de squelette apparue sous la chair adolescente, ou bien tardive et dans le déclin d'une maturité ravagée:

Et ton cœur, meurtri comme une pêche,  
Est mûr, comme ton corps, pour le savant amour.

Les musiques caressantes et languissantes, les ameublements curieux, les peintures singulières sont l'accompagnement obligé de ses pensées mornes ou gaies, »morbides« ou »pétulantes«, comme il dit lui-même avec plus de justesse. Ses auteurs de chevet sont ceux dont je citais plus haut le nom, écrivains d'exception qui, comme Edgard Poë, ont tendu leur machine nerveuse jusqu'à devenir hallucinés, sortes de rhéteurs de la vie trouble dont la langue est »marbrée déjà des verdeurs de la décomposition«.<sup>2</sup> Partout où chatoie ce qu'il appelle lui-même avec [416] une étrangeté ici nécessaire »la phosphorescence de la pourriture«, il se sent attiré par un magnétisme invincible. En même temps, son intense dédain du vulgaire éclate en paradoxes outranciers, en mystifications laborieuses. Ceux qui l'ont connu rapportent de lui, pour ce qui touche à ce dernier point, des anecdotes extraordinaires. La part une fois taillée à la légende, il demeure avéré que cet homme supérieur garda toujours quelque chose d'inquiétant et d'énigmatique, même pour les amis intimes. Son ironie douloureuse enveloppait dans un même mépris la naïveté et la sottise, la niaiserie des innocences et la stupidité des péchés. Un peu de cette ironie teinte encore les plus belles pièces du recueil des »Fleurs du mal«, et chez beaucoup de lecteurs, même des plus fins, la peur d'être dupes de ce grand dédaigneux empêche la pleine admiration.

<sup>2</sup> Théophile Gautier, *Étude sur Baudelaire*.

und das Herz zu verhexen scheint, das sich zusammenzieht. Seine seligste Zeit sind die Abendstunden, wenn der Himmel, gleich dem Hintergrund der Gemälde von da Vinci die Farbtöne eines matten Rosas und eines ganz flüchtigen Grüns annimmt. Die Schönheit der Frau gefällt ihm nur frühreif und fast makaber vor Magerkeit und mit der Eleganz eines Skeletts, das sich im Fleisch einer Aufwachsenden abzeichnet, oder in späten Jahren, im Verfallsstadium einer zugrunde gerichteten Reife:

Und dein Herz, mürbe wie ein Pfirsich  
Ist wie dein Körper für die erfahrene Liebe reif.

Schmeichelnde und schmachtende Musik, seltsames Mobiliar und eigenartige Gemälde begleiten notwendigerweise seine trübseligen oder fröhlichen Gedanken, die er selbst genauer als »morbide« oder »ungestüm« bezeichnet. Seine Lieblingsautoren sind diejenigen, deren Namen ich weiter oben zitierte, ausgezeichnete Schriftsteller, die, wie Edgar Poe, ihren Nervenapparat angespannt haben, bis sie Halluzinationen bekommen, eine Art Rhetoriker der Nachtseiten des Lebens, deren Sprache »schon durchzogen ist von grünlicher Auflösung«.<sup>2</sup> Überall, wo schillert, was er selbst mit [416] einem hier gebotenen seltsamen Ausdruck »das Phosphoreszierende der Fäulnis« nennt, fühlt er sich in einen unbezwingbaren Bann gezogen. Gleichzeitig entlädt sich seine intensive Verachtung des Vulgären in übertriebenen Paradoxa, in angestrengten Mystifikationen. Diejenigen, die ihn gekannt haben, berichten von ihm, was diesen letzten Punkt betrifft, außergewöhnliche Anekdoten. Wenn man hier abzieht, was Legende ist, bleibt es doch erwiesen, dass dieser überlegene Mann selbst für seine engsten Freunde immer etwas Beunruhigendes und Rätselhaftes behielt. Seine schmerzhaft Ironie traf mit derselben Verachtung die Naivität und die Dummheit, die Einfalt der Unschuld und das Stupide der Sünden. Ein wenig von dieser Ironie färbt noch auf die schönsten Stücke der Sammlung der »Blumen des Bösen« ab, und bei vielen Lesern, selbst den feinsinnigsten, verhindert die Furcht, auf diesen großen Verächter hereinzufallen, die volle Bewunderung.

<sup>2</sup> Théophile Gautier, *Étude sur Baudelaire*.





Maria Euchner

## Of Words, Bloody Deeds, and Bestial Oblivion: Hamlet and Elektra

On July 17, 1904, Hugo von Hofmannsthal wrote in his notebook: »Elektra« [...] Die Verwandtschaft und der Gegensatz zu Hamlet waren mir auffallend.<sup>1</sup> He reiterated the parallels in two letters to two different addressees, Christiane Thun-Salm (October 12, 1903) and Ernst Hladny (ca. 1909–1911), and in 1912 he wrote to Richard Strauss, whose opera based on the play had premiered in 1909, about the similarity between the two royal children: »[D]a sind alle Grundmotive identisch, und doch, wer denkt bei Elektra an Hamlet!«<sup>2</sup> Indeed, comparing William Shakespeare's »Hamlet« (ca. 1600) and Hugo von Hofmannsthal's »Elektra« (1903) may not seem to be the most obvious task to undertake. At first glance, the English Renaissance humanism of »Hamlet« may appear utterly incompatible with the Viennese fin-de-siècle modernism of »Elektra«, but the parallels and similarities of the two plays far exceed the mere fact that both protagonists are children of murdered kings whose mothers pick their new lovers from among their relatives. In fact, I should like to suggest that »Elektra« is a direct response to »Hamlet«, and should be read as the modernist continuation of the humanist Prince of Denmark and his »antic disposition«.<sup>3</sup> This is particularly evident in the exploration of words and deeds – antagonists of one theme running through both plays – and the topic of forgetting and remembering. The affinities between »Hamlet« and »Elektra« have received surprisingly little scholarly notice, notwithstanding the fact that Hofmannsthal himself pointed out the literary kinship between the two title characters. In a letter to Anton Wildgans, dated February 14, 1921, Hofmannsthal owns the fact that he has been preoccupied, perhaps even obsessed, with this problem,

<sup>1</sup> SW XXXVIII Aufzeichnungen (Text), p. 477.

<sup>2</sup> BW Strauss (1970), p. 189.

<sup>3</sup> William Shakespeare, Hamlet. In: The Norton Shakespeare. Ed. by Stephen Greenblatt et al. New York 1997, p. 1668–1756, here 1.5.173 (quotations list act, scene and line number).

das mich oft gequält u. beängstigt hat (schon im ›Tor und Tod‹, am stärksten in dem ›Brief‹ des Lord Chandos) [...]: wie kann der Sprechende noch handeln – da ja ein Sprechen schon Erkenntnis, also Aufhebung des Handelns ist – – mein persönlicher mich nicht loslassender Aspect der ewigen Antinomie von Sprechen und Tun, Erkennen u. Leben.<sup>4</sup>

Hofmannsthal's general preoccupation with and indebtedness to Shakespeare – whose collected works he owned and read in English besides having in his library various editions of numerous German translations – can be gleaned from his essays »Shakespeares Könige und große Herren« (1905) and »Shakespeare und wir« (1916), as well as from the various notes taken throughout his life. It is also discernible, for example, in the numerous references to blood in »Elektra«.<sup>5</sup> Blood is a recurring motif especially in »Richard III«, but also in »Hamlet«, and again, its presence in »Elektra« is not surprising, for Hofmannsthal noted about the genesis of »Elektra«: »Der erste Einfall kam mir anfangs September 1901. Ich las damals [...] den *Richard III* und die *Elektra* von Sophokles. Sogleich verwandelte sich die Gestalt dieser Elektra in eine andere«.<sup>6</sup> Even though this Elektra is completely unlike her ancient model, regarding the plot, the young Viennese playwright did not deviate much from his Greek source.

Hofmannsthal's »Elektra. Drama in einem Aufzug. Frei nach Sophokles« is a modern re-telling of the ancient Greek myth of the Atrean princess Electra, daughter of King Agamemnon, who, after his return from

<sup>4</sup> SW XXXI *Erfundene Gespräche und Briefe*, p. 296f.

<sup>5</sup> One appalled critic at the play's premiere wrote: »Elektra schreit nach Blut, und sie schreit nicht allein aus Haß, sie scheint nach Blut zu schreien, weil sie das Blut liebt. [...] Blut, Blut – sie schwärmen alle vom Blut in dem Stücke« (Gotthart Wunberg, Hofmannsthal im Urteil seiner Kritiker: *Dokumente zur Wirkungsgeschichte Hugo von Hofmannsthals in Deutschland*. Frankfurt a.M. 1972, p. 116). This was corroborated by Fritz Engel, who postulated in the »Berliner Tageblatt« a day after »Elektra« premiered in Berlin: »Blutstimmung beherrscht von jetzt an alles« (Norbert Jaron et al. [Eds.], *Berlin. Theater der Jahrhundertwende. Bühnengeschichte der Reichshauptstadt im Spiegel der Kritik [1889–1914]*. Tübingen 1986, p. 531–542, here p. 533).

<sup>6</sup> SW XXXVIII *Aufzeichnungen (Text)*, p. 477. Richard III has his family killed off in order to become King. The fact that he has no scruples in murdering his own relatives makes his crime particularly heinous. Richard is described as a »bloody wretch« (William Shakespeare, *The Tragedy of King Richard the Third*. In: *The Norton Shakespeare* [see footnote 3], p. 507–600, here 5.8.5) who commits »bloody deed[s]« (ibid., 1.4.259) because he has a »bloody mind, / That never dream[']t on aught but butcheries« (ibid., 1.2.99f.). Elektra views her mother and Aegisth, and their bloody crime against her father Agamemnon in a similar way, but she has become the one who never dreams about anything but a bloody revenge – indeed, butchery of the cruellest kind.

the Trojan War, is slain during his bath by his wife Clytemnestra and her lover and accomplice Aegisthus, Agamemnon's cousin. Electra has devoted her life to the memory of her dead father and, along with her younger sister Chrysothemis, awaits the return of their brother Orestes, who has been raised outside of the Mycenaean palace. Electra needs Orestes' help to avenge their father's murder. The Queen lives in constant fear of her son's return and his retribution, which is indeed carried out in the end. While Sophocles' Electra simply (though somewhat unconvincingly) continues to live her life after her brother has killed their mother and Aegisthus, the modern Elektra, who is on stage from the first scene to the last, exults by dancing herself to death. This powerful exit allows Elektra to finally forget – an action she has deemed herself incapable of. The play is to a large extent about forgetting, and in it Hofmannsthal introduced his own discourse of forgetting, informed by Nietzsche's 1873 essay »Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben«<sup>7</sup> and the animal encyclopaedia »Brehms Tierleben«, a staple in many German-speaking households at the time. Subtly affirming Nietzsche's claim that life is impossible without forgetting – »[E]s ist möglich, fast ohne Erinnerung zu leben, ja glücklich zu leben, wie das Thier zeigt; es ist aber ganz und gar unmöglich, ohne Vergessen überhaupt zu leben«<sup>8</sup> –, Hofmannsthal maps animalistic characteristics, echoed in »Brehms Tierleben«, onto Elektra, showing that she, too, is both human and animal. The dichotomy between animal and human, and thus between forgetting and remembering, became for Hofmannsthal a matter of survival and loyalty that was absolutely central to his oeuvre.

Hofmannsthal developed his discourse of forgetting against a backdrop of a theoretical engagement with forgetting, especially in the work of Friedrich Nietzsche and Sigmund Freud, which slowly changed society's out-

<sup>7</sup> In Hofmannsthal's 1906 edition of Nietzsche's collected works in ten volumes, this is the essay revealing the highest number of marginalia. Since the poet had a habit of recording the dates of reading particular works, we know that he read the essay before owning the 1906 edition in January of 1892. January 14, 1913 and January of 1915 mark subsequently noted readings of that essay. Before and in between those readings, he read other works by Nietzsche, as numerous letters and notes confirm. For a more detailed account of Nietzsche's influence on Hofmannsthal, see Hans-Jürgen Meyer-Wendt, *Der frühe Hofmannsthal und die Gedankenwelt Nietzsches*. Heidelberg 1973.

<sup>8</sup> Friedrich Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben*. In: *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Ed. by Giorgio Colli and Mazzino Montinari. Berlin 1967. Vol. III/1, p. 246.

look on forgetting as a mere human weakness. This negative view of forgetting had a very long history that can be traced back, at least in written records, to Homeric times. Many of the canonical authors since Homer, both ancient and modern, deal in some way with questions of remembering and forgetting, and while society's rememberers usually save the day, the importance of forgetting certain things is given some room, as in Dante's »Divine Comedy«, for example. The emergence and long-lasting embrace of an *ars memoriae*, or a system of mnemonics, said to have been invented by the Greek poet Simonides (ca. 556–467 BCE), according to Cicero, did not really allow for a positive view of forgetting, and it was a staple didactic tool that was used well into the Renaissance. Very few attempts were made to establish an »ars oblivionalis«, the art of forgetting, alongside the very popular art of memory or remembering, as for example by an anonymous author in a 1774 essay entitled »Untersuchung, ob und wie die Vergeßlichkeit zu befördern sey,« published in the »Neues Hamburgisches Magazin.« However, some two hundred years later, the Italian semiotician, literary critic, and novelist Umberto Eco dismissed the possibility of a teachable and learnable set of rules that could aid in forgetting, after establishing that mnemotechnics is a semiotics. He asserts that »it is not possible to construct arts of forgetting on [this] model, because a semiotics is by definition a mechanism that presents something to the mind and therefore a mechanism for producing *intentional acts*«. <sup>9</sup> While a formal »ars oblivionalis« may not exist, in the examples mentioned and elsewhere, forgetting is recognized not merely as a deficiency but also as something positive, something to be embraced, and even necessary in certain circumstances. This is a product of the early modern age, for up to that point remembering had been considered the superior activity, as certain values of a community, eternalized in specific traditions, rituals, rules and laws, were observed and passed on through acts of memory. It also secured an individual's identity, setting the necessary boundaries for the individual's place in society, which would be more advantageous if he or she were a

<sup>9</sup> Umberto Eco, An *ars oblivionalis*? Forget it! In: PMLA 103, 1988, p. 254–261, here p. 259. While Eco's is the only recent attempt to show the impossibility of a prescriptive *ars oblivionalis* (opposing the »ars memoriae«) that I am aware of, there is a plethora of literary and philosophical examples, in which forgetting is induced by various means and practices. For an excellent overview of the role of forgetting in the literature and philosophy of the Western tradition through the ages, see Harald Weinrich, *Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens*. München 1997.

good rememberer and practitioner of the adopted traditions. With the shift from the theocentric scholasticism of the Middle Ages to the more anthropocentric humanism of the Renaissance came also a decline of the monastic and clerical monopoly on learning. The 15<sup>th</sup> century, marked by discoveries in many areas, produced the invention that would change the world, and diminish the need for an »ars memoriae«: Johannes Gutenberg's movable type printing press, which printed parts of the Vulgate between 1452 and 1454, had the power to fix on paper the visualization of various places in which to store different objects and words for memorization, and produce innumerable copies for expeditious and broad dissemination.

This very cursory outline of remembering and forgetting, and society's ways of dealing with these human activities, serves to situate »Hamlet« and »Elektra« in their particular cultural-historical moments, especially since remembering and forgetting are at the core of the two plays. Whereas Shakespeare wrote at a time when the consideration of forgetting as potentially positive was just emerging, Hofmannsthal had a history behind him that had witnessed the new focus on the human individual during the European Renaissance, the philosophical foundations of the Enlightenment, and the 19<sup>th</sup> century development of historicism – among other things – as well as the resulting reflections concerning the individual's place and role in the history of humankind, which eventually led to more profound questions regarding forgetting and remembering.

As mentioned above, the topic of forgetting and remembering, the related problem of moving on and surviving versus loyalty and human dignity, as well as the question of the definition of humanity that accompanies it, were central to Hofmannsthal's life and œuvre: »Man hat mir nachgewiesen, daß ich mein ganzes Leben lang über das ewige Geheimnis dieses Widerspruches mich zu erstaunen nicht aufhöre«.<sup>10</sup> It can be traced in most of his plays, and especially in the libretti he wrote for Richard Strauss (»Ariadne auf Naxos« [1912], »Die Frau ohne Schatten« [1919], and »Die Ägyptische Helena« [1928]), which also tend to revolve around female characters, and more subtly, but no less significantly, it is also at the heart of »Ein Brief«. In »Elektra« this issue is personified in the characters of Chrysothemis and her older sister Elektra, as the following

<sup>10</sup> SW XXIV Operndichtungen 2, p. 205.

excerpt from a 1913 letter to Richard Strauss illustrates:

Verwandlung ist Leben des Lebens [...] Beharren ist Erstarren und Tod. Wer leben will, der muß über sich selber hinwegkommen, muß sich verwandeln: er muß vergessen. Und dennoch ist ans Beharren, ans Nichtvergessen, an die Treue alle menschliche Würde geknüpft. [...] Chrysothemis wollte leben, weiter nichts; und sie wußte, daß, wer leben will, vergessen muß. Elektra vergißt nicht. Wie hätten sich die beiden Schwestern verstehen können? [...] Für Elektra blieb nichts als der Tod [...].<sup>11</sup>

There are several objects of forgetting in the play affecting various characters: (1) individual and communal pasts and deeds; (2) the self; (3) a specific societal order, duties and rights; and (4) the present and its reality. Forgetting and remembering are addressed in three major ways:

(1) Language serves the purpose of constant reminding and remembering, and it is through language that Chrysothemis broaches the topic of forgetting with her sister, although in the course of the play, language turns out to be an increasingly inadequate means of (self-)expression.

(2) Elektra's deed, which consists not in killing Klytämnestra and Aegisth, but in the performance of a nameless dance, allows her to forget triumphantly all that she has been remembering so mercilessly; with the execution of the long-awaited matricide by her brother Orest her existence becomes redundant.

(3) The extensive use of animal imagery implies the characters', and especially Elektra's, forgetfulness. Despite her expressed contempt for animals, she is the one who acts most like an animal, since as a result of her pathological remembering, she has forgotten (how) to be human. Animal imagery as a marker of forgetting is used throughout the play, frequently intersecting with the other categories, bearing with it the subcategory of sexuality, alluded to in many different places.

The objects of forgetting in Hamlet are the same as in Elektra, as are the ways in which forgetting and remembering are addressed, namely through language, deeds, and references to animals. Allusions and direct references to words or speech and deeds or acts are central to the Bard's play and the characters' interactions with each other. The relationship between, and more often than not, the incongruence of words and deeds, is at the forefront. Hamlet, the young scholar at the University of Wit-

<sup>11</sup> Ibid.

tenberg, is a wordsmith, not a sword wielder, though not all words he uses are created equal. Herein may lie one of the reasons for Hamlet's much pondered lack of action: while his father is described as a man of battle, and even his ghost appears »in complete armour, holding a truncheon, with his beaver up«<sup>12</sup> – Horatio remembers King Hamlet wearing that same armour »when he th'ambitious Norway combated«<sup>13</sup> – Prince Hamlet can only »unpack [his] heart with words«,<sup>14</sup> as he laments while explicating his plan to use the play he calls »The Mousetrap« as »the thing / Wherein [he]'ll catch the conscience of the King«. <sup>15</sup> Hamlet is full of words, which he tends to reserve for his soliloquies, since he has to »hold [his] tongue«<sup>16</sup> and cannot say what he wants to in public, as we learn in his first soliloquy after his mother Gertrude's wedding to his uncle Claudius. In act 2, he scolds himself for being

[a] dull and muddy-mettled rascal [who] peak[s]  
Like John-a-dreams, unpregnant of [his] cause,  
And can say nothing.<sup>17</sup>

Even though he has established in 1.5 that his father's spirit is »an honest ghost«,<sup>18</sup> he hesitates to fulfill »th'important acting of [his] dread command«,<sup>19</sup> apparently looking for more proof, at which point he devises »The Mousetrap.« The actors do what Hamlet tells them to, but what he cannot do himself, namely to »suit the action to the word, [and] the word to the action«. <sup>20</sup> Only after the performance of »The Mousetrap« is Hamlet ready to »take the Ghost's word for a thousand pound«,<sup>21</sup> and to truly start considering taking action. The opportunity to do so presents itself moments later, in the very next scene.

As Claudius attempts to pray, confirming to the audience the fratricide the Ghost has charged him with, Hamlet sneaks up behind him, drawing his sword. But he changes his mind when it occurs to him that he would

<sup>12</sup> Shakespeare, *Hamlet* (see footnote 3), 1.1.37.

<sup>13</sup> *Ibid.*, 1.1.60.

<sup>14</sup> *Ibid.*, 2.2.563.

<sup>15</sup> *Ibid.*, 2.2.582.

<sup>16</sup> *Ibid.*, 1.2.158.

<sup>17</sup> *Ibid.*, 2.2.544–546.

<sup>18</sup> *Ibid.*, 1.5.142.

<sup>19</sup> *Ibid.*, 3.4.98.

<sup>20</sup> *Ibid.*, 3.2.16f.

<sup>21</sup> *Ibid.*, 3.2.263f.

be sending him to heaven, that »this is hire and salary, not revenge!«,<sup>22</sup> if he took him »in the purging of his soul, / When he is fit and seasoned for his passage«,<sup>23</sup> while his dear father had been taken »grossly, full of bread, / With all his crimes broad blown, as flush as May«. <sup>24</sup> Immediately following this scene, Hamlet has been summoned to his mother's private chamber. As he prepares himself to »set up a glass, / Where [she] may see the inmost part of [herself]«,<sup>25</sup> he has to remind himself of the Ghost's command to spare his mother, for the thought of killing her seems to enter his mind, when he tells himself:

O heart, lose not thy nature! Let not ever  
The soul of Nero enter this firm bosom.  
Let me be cruel, not unnatural.<sup>26</sup>

The very next line betrays him to be a man of words as opposed to one of action yet again: »I will speak daggers to her, but use none«. <sup>27</sup> Although his unplanned murder of Polonius is an action, it is not the right action, namely the conscious fulfillment of the Ghost's command, and therefore falls into a different category. His words, on the other hand, achieve the desired effect, when Hamlet lists his mother's offenses against his father, which all revolve around the sexual relationship between her and her brother-in-law.<sup>28</sup> Gertrude pleads with her son to stop talking: »Thou turn'st mine eyes into my very soul«,<sup>29</sup> since »these words like daggers enter in mine ears«. <sup>30</sup> One of the most important references to words occurs after Ham-

<sup>22</sup> Ibid., 3.3.79.

<sup>23</sup> Ibid., 3.3.85.

<sup>24</sup> Ibid., 3.3.80f.

<sup>25</sup> Ibid., 3.4.19f.

<sup>26</sup> Ibid., 3.3.363–365.

<sup>27</sup> Ibid., 3.3.366.

<sup>28</sup> Hamlet cannot believe the speed of Gertrude's marriage to Claudius: »But two months dead – nay, not so much, not two [...] my mother [...] married with mine uncle [...]. O most wicked speed, to post / With such dexterity to incestuous sheets!« (Ibid., 1.2.138, 140, 151, 156) The Ghost feels similarly, telling his son: »Let not the royal bed of Denmark be / A couch for luxury and damnèd incest« (ibid., 1.5.82f.). The »incestuous sheets« correspond to the royal bed Klytämnestra shares with her lover Aegisth; Elektra, talking to her father's spirit, refers to his murder at the hand of »dein Weib und der mit ihr in einem Bette, / in deinem königlichen Bette schläft« (SW VII Dramen 5, p. 61–110, here p. 66). The fact that Aegisth is the product of an even more disturbing incestuous union between his sister Pelopia and his father Thyestes only amplifies the offense.

<sup>29</sup> Shakespeare, Hamlet (see footnote 3), 3.4.79.

<sup>30</sup> Ibid., 3.4.85.



let's initial encounter with the Ghost, who leaves with the farewell »Adieu, adieu, Hamlet. Remember me«. <sup>31</sup> Hamlet passionately exclaims:

Remember thee?  
Ay, thou poor ghost, while memory holds a seat  
In this distracted globe. Remember thee?  
Yea, from the table of my memory  
I'll wipe away all trivial fond records,  
All saws of books, all forms, all pressures past,  
That youth and observation copied there,  
And thy commandment all alone shall live  
Within the book and volume of my brain  
Unmixed with baser matter.<sup>32</sup>

As we know, he does not quite keep this promise, and the Ghost appears again, this time in Gertrude's chamber, only visible to Hamlet, to tell his »tardy son [...] [who] lapsed in time and passion«:<sup>33</sup> »Do not forget«, <sup>34</sup> despite the fact that the Ghost's command is Hamlet's »word«, as he calls it, probably meaning his watchword. Not all words out of Hamlet's mouth are this pregnant with meaning, however, though always used to achieve a certain effect. When asked, for example, by Polonius at one point, what he is reading, Hamlet flings at him: »Words, words, words«, <sup>35</sup> rendering them rather hollow. Following his conversation with the Ghost, Hamlet hides behind »wild and whirling words«, <sup>36</sup> perhaps out of confusion and shock, but his fellow student Horatio demands clarity, which Hamlet usually exhibits, as well as a penchant for quibbling, a trait upheld in Elektra's character.

Hofmannsthal maintained the focus on the polyvalent nature of words, and uses especially the exchange between Elektra and Klytämnestra as a forum to present their different facets. As Jill Scott suggests, the rhetorical cat-and-mouse game Elektra plays with her mother can be seen as a psychoanalytic session, in which Elektra is the doctor, and her mother the patient.<sup>37</sup> Desiring a diagnosis and a prescription for her guilty con-

<sup>31</sup> Ibid., 1.5.91.

<sup>32</sup> Ibid., 1.5.95–104.

<sup>33</sup> Ibid., 3.4.97f.

<sup>34</sup> Ibid., 3.4.100.

<sup>35</sup> Ibid., 2.2.192.

<sup>36</sup> Ibid., 1.5.137.

<sup>37</sup> See Jill Scott, *Electra after Freud: Myth and Culture*. Ithaca 2005, p. 61, 71.

science, the Queen opens up to Elektra, postulating: »Sie redet wie ein Arzt«. <sup>38</sup> This, in turn, leads Klytämnestra to suspect the cure in words: »[D]u hast Worte. / Du könntest vieles sagen, was mir nützt«. <sup>39</sup> This confirms the young Hofmannsthal's observation: »[F]ür gewöhnlich stehen nicht die Worte in der Gewalt der Menschen, sondern die Menschen in der Gewalt der Worte«. <sup>40</sup> Therefore, he would vehemently disagree with Elektra's mother, when she quickly adds to her previous two sentences: »Wenn auch ein Wort nichts weiter ist«. <sup>41</sup> Hofmannsthal believes that »in [Sprache] redet Vergangenes zu uns«, <sup>42</sup> for »[w]enn wir den Mund aufmachen, reden immer zehntausend Tote mit«. <sup>43</sup> Indeed, Elektra's words refer mostly to the past and to the future via the past. The right word is so important to Klytämnestra that she even threatens her daughter:

[A]us dir  
bring' ich so oder so das rechte Wort  
schon an den Tag[,] <sup>44</sup>

and again a little later:

Sagst du's nicht  
im Freien, wirst du's an der Kette sagen.  
Sagst du's nicht satt, so sagst du's hungernd. <sup>45</sup>

The entire conversation between mother and daughter is laden with references to words and the activity of speaking or lack thereof. Variations of the words »Wort« and »reden« appear eighteen times, »sagen« sixteen times, »schreien« six times, and related words, such as »sprechen,« »hören,« and »schweigen« appear throughout. Words and their inadequacy are at the heart of Hofmannsthal's 1902 »Ein Brief«, which he wrote while conceiving of »Elektra«, and which describes a crisis of language and identity not only experienced by the fictional penman Lord Chandos, but also by many literati, intellectuals, and artists at the

<sup>38</sup> SW VII Dramen 5, p. 75.

<sup>39</sup> Ibid., p. 79.

<sup>40</sup> GW RA I, p. 480.

<sup>41</sup> SW VII Dramen 5, p. 79.

<sup>42</sup> GW RA III, p. 24.

<sup>43</sup> GW RA I, p. 480.

<sup>44</sup> SW VII Dramen 5, p. 84f.

<sup>45</sup> Ibid., p. 85.

time. Klytämnestra is the perfect representative of this crisis, since she both believes in the power of the word and negates it at the same time; all the while holding on to it, in hope that it will bring her the desired relief from her nightmares. Elektra incessantly refers to Klytämnestra's deed, who in turn tries to distance herself from it:

Unsre Taten! Taten! Wir und Taten!  
Was das für Worte sind. Bin ich noch,  
die es getan? Und wenn! getan, getan!  
Getan! was wirfst du mir da für ein Wort  
in meine Zähne!<sup>46</sup>

The repetition of these words renders them meaningless, and Klytämnestra experiences Lord Chandos' crisis, while at the same time devaluing deeds in general. In Hofmannsthal's play on the contrast, and indeed, the battle between words and deeds echoes ironically Hamlet's answer to Polonius when asked about what he is reading, namely »[w]ords, words, words«. <sup>47</sup> Klytämnestra has buried the memory of her »heavy deed«<sup>48</sup> – just as Claudius tries to do – and is unwilling to think about it: »Davon will ich nichts hören«. <sup>49</sup> But Elektra is more than willing to do the digging for her mother: »Nein, die dazwischen liegt, die Arbeit, / die tat das Beil allein«. <sup>50</sup> Again, Klytämnestra dissociates herself from the deed and only considers the words: »Wie du die Worte / hineinbringst«. <sup>51</sup>

While working on Elektra, Hofmannsthal asked his friend Hermann Bahr: »Können Sie mir eventuell nur für einige Tage das [merkwür-

<sup>46</sup> Ibid., p. 82.

<sup>47</sup> Shakespeare, Hamlet (see footnote 3), 2.2.192. Both instances express the meaninglessness of words. This is also the starting point for Lord Chandos in »Ein Brief«, in which the inadequacy of language is lamented rather eloquently: »Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas zusammenhängend zu denken oder zu sprechen. [...] die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze« (SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, p. 45–55, here p. 48f.). In Hofmannsthal's source text, Sophocles' »Electra«, this is also a topic for discussion between mother and daughter. After Electra has explained to her mother that her lack of respect for her is justified, Clytemnestra is outraged: »I and my words and deeds, / give you too much talk.« Electra responds: »It is you who talk, not I. It is your deeds, / and it is deeds invent the words« (Sophocles, Electra. In: The Complete Greek Tragedies. Sophocles II. Ed. by David Grene und Richmond Lattimore. Washington Square 1968, p. 129–196, here lines 622–625).

<sup>48</sup> Shakespeare, Hamlet (see footnote 3), 4.1.12.

<sup>49</sup> SW VII Dramen 5, p. 83.

<sup>50</sup> Ibid., p. 82.

<sup>51</sup> Ibid.

dige] Buch [...] über Heilung der Hysterie durch Freimachen einer unterdrückten Erinnerung [von den Doktoren Breuer und Freud] leihen (schicken?)«. <sup>52</sup> In »Studien über Hysterie«, Freud and Breuer noted the relationship between deed and language: »[I]n der Sprache findet der Mensch ein Surrogat für die Tat, mit dessen Hilfe der Affekt nahezu ebenso »abreagiert« werden kann«. <sup>53</sup> Since Klytämnestra lacks the words, she has to re-live the horrors of her crime in her nightmares, for which the word-strong Elektra readily provides the language. Although the fin-de-siècle discourse of repression can certainly explain elements of Klytämnestra's behavior and ailments, another important source can be found in Robert Burton's 1621 »The Anatomy of Melancholy«, of which Hofmannsthal owned a copy. A few passages seem to have directly informed the depiction of Klytämnestra's strange demeanor, which may well be a manifestation of melancholy. The fact that she cannot find the right words could be indicative of a melancholic condition, according to Burton, who observes that »[m]any of them cannot tell how to express themselves in words, or how it holds them, what ails them, you cannot understand them, or well tell what to make of their sayings«. <sup>54</sup> Klytämnestra's self-loss – »[I]ch weiß / auf einmal nicht mehr, wer ich bin« <sup>55</sup> – may also be explained by melancholy, for people afflicted with this disease »do not attend, or much intend that business they are about, but forget themselves what they are saying, doing, or should otherwise say or do, whither they are going«. <sup>56</sup> Most importantly, the Queen's fears can be elucidated, for Burton notes: »Fear and Sorrow [...] are most assured signs, inseparable companions, and characters of melancholy«. <sup>57</sup> One of the causes of Klytämnestra's nightmares is clearly her fear of her son's vengeful return to Mycenae. Sorrow would most likely be present if Hofmannsthal was not at the same time employing the discourse of

<sup>52</sup> B II, p. 142 and 384.

<sup>53</sup> Josef Breuer/Sigmund Freud, *Studien über Hysterie*. Frankfurt a.M. 1995, p. 87.

<sup>54</sup> Robert Burton, *The Anatomy of Melancholy*. New York 1955, p. 354. This is also a symptom of the hysteric. Freud and Breuer's famous patient Anna O. is reported to have lost her language: »Zuerst beobachtete man, dass ihr Worte fehlten, allmählich nahm das zu. [...] In weiterer Entwicklung fehlten ihr auch die Worte fast ganz, sie suchte dieselben mühsam aus 4 oder 5 Sprachen zusammen und war dabei kaum mehr verständlich« (Breuer/Freud, *Studien* [see footnote 53], p. 18).

<sup>55</sup> SW VII Dramen 5, p. 79.

<sup>56</sup> Burton, *Melancholy* (see footnote 54), p. 335.

<sup>57</sup> *Ibid.*, p. 327.

repression. Remorse is probably what initially caused her to repress the past and her own involvement in her husband's murder. The fact that Klytämnestra usually surrounds herself with an entourage and torches may be indicative of a fear that »every black dog or cat [s]he sees [s]he suspects to be a Devil, every person comes near [her] is maleficated, every creature, all intend to hurt [her], seek [her] ruin«. <sup>58</sup> This could explain why she likens her perceived enemies, namely her children, to dogs and cats. Klytämnestra's pallor is another sign of melancholy, <sup>59</sup> and she shares other symptoms of the ailment, such as »troublesome sleep, terrible dreams in the night, a foolish kind of bashfulness to some, perverse conceits and opinions, dejection of mind, much discontent, preposterous judgement. They are apt to loathe, dislike, disdain, to be weary of every object [...]«. <sup>60</sup> In addition to matters of diet – »[D]arauf kommt vieles an. [...] Und ob man satt ist, oder nüchtern« <sup>61</sup> – the talismans, too, that are supposed to protect her from evils and nightmares – »[E]s wohnt in jedem / ganz sicher eine Kraft« <sup>62</sup> – are known as a cure for melancholy. »[I]f hung about the neck, or taken in drink«, then »Precious Stones, Metals, Minerals, [and] Alteratives« can have healing powers. <sup>63</sup> These examples, of which there are more to be found, revealing Hofmannsthal's reliance on Burton's work, establish yet another link to »Hamlet«, and to Shakespeare and his time more generally, whose works at times alluded to current theories of the humor.

Regarding the relationship between words and forgetting, one further observation should be made. As language serves to remind and aid in remembering, and both Hamlet and Elektra constantly employ language to this purpose, a brief etymological excursion will illustrate the connection to forgetting. In his »Theogony«, Hesiod opposes Mnemosyne, the goddess of memory, to Lethe, goddess of forgetting. Lethe is one of the five rivers of the underworld, of which the dead souls drank in order to forget the pains and horrors of their lives past. Central in classical literature's depictions of the afterlife, the Ghost refers to Lethe when he first tells Hamlet about Claudius' fratricide. After Hamlet demands:

<sup>58</sup> Ibid., p. 328.

<sup>59</sup> See *ibid.*, p. 340.

<sup>60</sup> Ibid., p. 354.

<sup>61</sup> SW VII Dramen 5, p. 78.

<sup>62</sup> Ibid.

<sup>63</sup> Burton, *Melancholy* (see footnote 54), p. 567.

Haste, haste me to know it, that with wings as swift  
As meditation or the thoughts of love  
May sweep to my revenge[,]<sup>64</sup>

the Ghost replies:

I find thee apt,  
And duller shouldst thou be than the fat weed  
That rots itself in ease on Lethe's wharf  
Wouldst thou not stir in this.<sup>65</sup>

The corresponding verb to Lethe is ›lethargeo‹, meaning ›to forget,‹ and the noun derived from it is ›lethargia‹, ›drowsiness.‹ Another word bears the stem ›leth-‹, namely ›aletheia‹, meaning ›truth, opposing lie or mere appearance.‹<sup>66</sup> The ›a-‹ in ›aletheia‹ is a negating prefix, and one could read truth as that which should not be or has not been forgotten, and indeed, truth and memory were linked for a long time (the passing down of rituals and traditions from one generation to the next was a part of this). The Ghost passes to Hamlet the truth, embodying memory, which is encapsulated in his watchword ›Adieu, adieu [...] Remember me.‹ The Judeo-Christian foundation of the play is obvious – Shaheen lists 98 biblical references<sup>67</sup> – and while ›adieu‹ literally means ›to God,‹ there is another, more covert, allusion to God and the Bible, hiding in the ›word‹, or the ›logos‹. John 1.1 reads ›In the beginning was the Word, and the Word was with God, and the Word was God‹, and later the word is given a name: ›Thy word is truth‹ (17.17).<sup>68</sup> While the link between word and truth is still strong in ›Hamlet‹ – as Hamlet is dying he commands Horatio to tell his story ›to th' yet unknowing world‹,<sup>69</sup> and his friend

<sup>64</sup> Shakespeare, *Hamlet* (see footnote 3), 1.5.29–31.

<sup>65</sup> *Ibid.*, 1.5.32–34.

<sup>66</sup> Henry George Liddell/Robert Scott, *A Greek-English Lexicon*. Oxford 1996, p. 63. Martin Heidegger offered an alternative translation, or rather, a more thorough ›unpacking‹ of the Greek as ›die Unverborgenheit des Seienden‹ (*Der Ursprung des Kunstwerkes*. Stuttgart 1960, p. 33). In 1954, he wrote an essay on the Heraclitian fragment concerning the concept: ›Aletheia (Heraklit, Fragment 16)‹ (in: *Vorträge und Aufsätze*. Frankfurt a.M. 2000, p. 263–288). §44: ›Dasein, Erschlossenheit und Wahrheit‹, of ›Sein und Zeit‹ also deals with it. In his reading, the act of forgetting is an act of concealing, or ›Verborgen-machen‹.

<sup>67</sup> See Naseeb Shaheen, *Biblical References in Shakespeare's Tragedies*. Newcastle/London 1987.

<sup>68</sup> In the koine Greek of the New Testament, this ›truth‹ is *aletheia*: ›ὁ λόγος ὁ σὸς ἀλήθεια ἐστίν‹.

<sup>69</sup> Shakespeare, *Hamlet* (see footnote 3), 5.2.323.

promises to »truly deliver«<sup>70</sup> the events that have taken place – in »Elektra«, where Hofmannsthal presents a world devoid of gods, the belief in truth has all but disappeared, as Klytämnestra asserts:

Was die Wahrheit ist,  
das bringt kein Mensch heraus. Niemand auf Erden  
weiß über irgend ein verborgnes Ding  
die Wahrheit.<sup>71</sup>

Both protagonists recognize and express the limitation, or the increasing inadequacy, of words just before their respective deaths. Hamlet's famous last words »The rest is silence«<sup>72</sup> echo not only in the final stage direction of »Elektra«: »Stille. Vorhang«,<sup>73</sup> but also in Elektra's conviction that »zu sprechen ist nichts«,<sup>74</sup> and in her final command to Chrysothemis: »Schweig, und tanze«. <sup>75</sup> Once their fathers' murders have been avenged, both have lost their reason to exist, and both can and do forget, which is also in accord with Nietzsche, who writes: »[D]er Tod [bringt] das ersehnte Vergessen«. <sup>76</sup>

With all the talk of bloody deeds and unnatural acts in both »Hamlet« and »Elektra«, one must consider the lack of the two protagonists' action with respect to the task at hand. Both have apparently committed themselves to the memories of their slain fathers.<sup>77</sup> Hamlet swears that the Ghost's »commandment all alone shall live / Within the book and volume of [his] brain«,<sup>78</sup> and Elektra lives only in anticipation of the action that she will not even perform, in the process having given up her femininity, which she has replaced with hatred, and having lost her regal status, clad in rags, sleeping and eating with the palace's dogs. According to Nietzsche, »[z]u allem Handeln gehört Vergessen«, <sup>79</sup> which

<sup>70</sup> Ibid., 5.2.329.

<sup>71</sup> SW VII Dramen 5, p. 77.

<sup>72</sup> Shakespeare, Hamlet (see footnote 3), 5.2.300.

<sup>73</sup> SW VII Dramen 5, p. 110.

<sup>74</sup> Ibid., p. 91.

<sup>75</sup> Ibid., p. 110.

<sup>76</sup> Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil (see footnote 8). Vol. III/1, p. 245.

<sup>77</sup> Both are also tortured by obsessive recollections of their fathers: Hamlet wonders in his first soliloquy: »Heaven and earth, / Must I remember?« (Shakespeare, Hamlet [see footnote 3], 1.2.142f.), and Elektra has »ihre Stunde« (SW VII Dramen 5, p. 66), the hour of Agamemnon's murder, which she observes ritualistically.

<sup>78</sup> Shakespeare, Hamlet (see footnote 3), 1.5.102f.

<sup>79</sup> Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil (see footnote 8). Vol. III/1, p. 246.

explains why Elektra, who consciously tries not to forget, cannot kill her mother and Aegisth. The same may be true for Hamlet to a certain degree, and Nietzsche himself draws the comparison to the Danish prince: »Die Erkenntnis tötet das Handeln, zum Handeln gehört das Umschleiertsein durch die Illusion – das ist die Hamletlehre«. <sup>80</sup> While Hamlet's inaction, I maintain, is due, in part, to the double-bind enjoined on him by his murdered father's ghost – to avenge his murder while sparing Gertrude's life – Elektra's stems from within herself and her pathological remembering. Another contributing factor to Hamlet's idleness may be found in what Ross Poole calls »his refusal of the political. Insofar as he recasts the demand of the past in purely personal terms, he makes them impossible to satisfy«. <sup>81</sup> »Impossible« is also the word that Goethe puts into Wilhelm Meister's mouth, as he explains his reading of the tragedy of the Danish prince. Wilhelm believes, »daß Shakespeare habe schildern wollen: eine große Tat auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist,« and he continues:

Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor und zurück tritt, immer erinnert wird: sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden. <sup>82</sup>

Perhaps the impossible for Hamlet stems from his neglect of his political and public roles, referring only once to his father as »my king,« rather than »my father,« at the same time complaining that Claudius »popped in between th'election and my hopes«. <sup>83</sup> This occurs after his abortive trip to England, and something has indeed changed by the time he is back in Denmark in act 5, when he no longer displays any outward signs of

<sup>80</sup> Nietzsche, *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik*. In: *Werke* (see footnote 8). Vol. III/1, p. 53.

<sup>81</sup> Ross Poole, *Two Ghosts and an Angel: Memory and Forgetting in Hamlet, Beloved, and The Book of Laughter and Forgetting*. In: *Constellations* 16.1, 2009, p. 125–149, here p. 131.

<sup>82</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. München 1977, p. 263f. For Stephen Greenblatt, arguably one of the most eminent Shakespeare interpreters of our time, Goethe's reading is »probably the most influential of all readings of *Hamlets*« (*Hamlet in Purgatory*. Princeton 2001, p. 229). This statement may also acknowledge and reflect the significance of Goethe's Shakespeare reception within German literary history. While Hofmannsthal may not necessarily have read »Hamlet« in the same way as Goethe, his deep appreciation for Goethe's thoughts and works, as well as Shakespeare's, is evident throughout his life, beginning with the musings of the sixteen-year-old in his »Aufzeichnungen,« and maturing in his various »Reden und Aufsätze«.

<sup>83</sup> Shakespeare, *Hamlet* (see footnote 3), 5.2.66.



melancholic brooding, but instead assumes his regal persona, proclaiming »This is I, / Hamlet the Dane«<sup>84</sup> at Ophelia's grave, as he is about to leap into it after her brother Laertes. Even though he had proclaimed in his last great soliloquy, dropped from the play's folio version, before his departure: »O, from this time forth / My thoughts be bloody or be nothing worth!«,<sup>85</sup> it seems that yet again, other people's actions entangle him, arresting his own endeavors in fulfillment of the Ghost's command: Ophelia has drowned (perhaps herself), and Claudius and Laertes have plotted to have Hamlet killed in the fencing match of the final scene. In its confused melee, the opportunity to do the deed finally presents itself to Hamlet, who seizes it, ensuring his success by not only stabbing Claudius with the envenomed sword that will kill Laertes and Hamlet himself in a moment, but by also forcing him to drink the remaining portion that has poisoned Gertrude. For all his words, Hamlet dies before he has the chance to tell any of the courtiers about the motives for these actions, and Horatio appears to be the only one who knows why Hamlet refers to Claudius as »murd'rous«.<sup>86</sup> As he is dying, he reverts to words again, addressing the bystanders:

You that look pale and tremble at this chance,  
That are but mutes or audience to this act,  
Had I but time [...] O, I could tell you.<sup>87</sup>

He then charges Horatio to »report [him] and [his] cause aright / To the unsatisfied«.<sup>88</sup>

Elektra's deed consists in the performance of her strange and nameless dance before she dies. Whereas Hamlet's final action is very public and violent, Elektra does not even witness Orestes kill her mother and Aegisth; she only hears the effect of the murders. Afterward, the stage directions read: »Elektra hat sich erhoben. Sie schreitet von der Schwelle

<sup>84</sup> Ibid., 5.1.241f.

<sup>85</sup> Ibid., 4.4.9.55f.

<sup>86</sup> Ibid., 5.2.267.

<sup>87</sup> Ibid., 5.2.276–279. Hamlet cannot let the act speak for itself; he needs to contextualize or interpret it, by the power of his words. The pre-meditations of his various actions provide the reasoning for their justification, creating a proper context, within which Hamlet can carry them out. Elektra only ever »talks« about the act of final revenge, but has no hand in its execution.

<sup>88</sup> Ibid., 5.2.281f.

herunter. Sie hat den Kopf zurückgeworfen wie eine Mänade. Sie wirft die Kniee, sie reckt die Arme aus, es ist ein namenloser Tanz, in welchem sie nach vorwärts schreitet«. <sup>89</sup> Since this ›danse macabre‹ is an extremely individualistic form of self-expression, the description of Elektra resembling a maenad is fitting: as followers of the god Dionysos, the maenads became so intoxicated by their ecstatic dance rituals that sometimes they ended up tearing people apart. Even though Elektra invites others to join her dance, it is a highly personal way of communicating with herself, unintelligible to anyone else. The fact that her dance is ›nameless‹ contributes to making this particular form of communication unidentifiable in terms of traditional conventions. This is corroborated by the music she hears »Ob ich nicht höre? ob ich die / Musik nicht höre? sie kommt doch aus mir / heraus« <sup>90</sup> – for it appears that other people do not hear it, again pointing to a different level of communication. <sup>91</sup> It is no coincidence that the Atrean princess, who has been excelling in the power of speech, becomes silent at this point. She has increasingly withdrawn from language, a fact which also implies forgetting. She forgets her weapon of choice, <sup>92</sup> and with it – perhaps quite consciously – a language tradition that has become deficient as an adequate means of (self-)expression and communication. Since the women of ancient Greece performed maenadic dancing and singing, among other things, in order to mourn their

<sup>89</sup> SW VII Dramen 5, p. 110.

<sup>90</sup> Ibid., p. 109.

<sup>91</sup> Music plays an important role in Hofmannsthal's aesthetic, and although it cannot be discussed here, it should be pointed out that it seems to fulfill different roles in the author's understanding. While he described Shakespeare's works in terms of masterful musical compositions, »die unnennbar süße Musik des Ganzen« (»Shakespeares Könige«, SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, p. 79), he felt that the true meaning of his own »Elektra« might only be fully revealed by the addition of the music Strauss was composing for his operatic adaptation of the play: »Allerdings, gerade Dieses [sic], dass so viel Hintergrund in der *Elektra* ist, das wird erst die Musik herausbringen. [...] Die Musik hat ganz andere Mittel. Deshalb glaube ich, dass vielleicht erst die Musik das herausbringen wird, was an dem Stück wirklich dran ist« (SW VII Dramen 5, p. 430). The operatic settings of Shakespeare's works cannot be considered in the same vein, since the Bard never worked with a composer, as opera was a newly emerging art form at the beginning of the 17<sup>th</sup> century.

<sup>92</sup> Elektra forgets her weapon of choice both literally and figuratively. She literally forgets to give Orest the axe with which Klytämnestra and Aegisth killed Agamemnon, and which Elektra kept and buried until the appropriate time for revenge. This is an important aspect in her vehement disdain for animals and their forgetfulness, as it betrays and exposes her own animalistic nature. Figuratively, she »forgets« to use language as a weapon, as it has become obsolete once her mother and Aegisth are dead, and she expresses herself through her individualistic dance.

dead,<sup>93</sup> I believe that Elektra finally allows herself to properly mourn her father's loss. She can let go of – forget – all the misery and darkness she and her sister had to endure over the past years, expressing this liberation by inverting her body language as it has been presented up to this point: instead of closing herself by cowering, staring at the floor, and digging – all animalistic characteristics – she opens herself by throwing back her head and kicking her arms and legs. The last sentence out of her mouth may imply both loss and retrieval, resembling Dante's pilgrim's act in *Earthly Paradise* of drinking from the rivers Lethe and Eunoë, the river of good remembrance, in preparation for *Celestial Paradise*: »Wer glücklich ist wie wir, dem ziemt nur eins: / schweigen und tanzen!«<sup>94</sup>

The execution of the dance liberates Elektra from the animalistic characteristics she has been exhibiting, which points to the final way of addressing forgetting and remembering in »Hamlet« and »Elektra«: the dichotomy between human and animal. It is especially here that Hofmannsthal, with a long cultural and philosophical history behind him, takes the ideas far beyond Shakespeare. Animals and humans are clearly on opposite ends, as Hamlet points out while pondering in his first soliloquy his mother's »o'er-hasty marriage«<sup>95</sup> to his uncle: »O God, a beast that wants discourse of reason / Would have mourned longer«.<sup>96</sup> What distinguishes animals in the passages where they are mentioned is their deficiency in relation to humans, which is not surprising, given the humanist project that Hamlet represents. On his journey to England, Hamlet asks the question most central to that project, namely »What is a man [...]?«<sup>97</sup> – a question previously put to Rosencrantz and Guildenstern in the form of an exclamation: »What a piece of work is a man!«<sup>98</sup> Here, the superiority of humans, perfect and god-like, is emphasized – in Hamlet's words man is the »paragon of animals«<sup>99</sup> – whereas in act 4, when reflecting his own inactivity regarding the Ghost's cry for revenge, and accusing himself of »bestial oblivion,« the inferior elements humans share with animals are the focus. He wonders:

<sup>93</sup> See Scott, *Electra* after Freud (see footnote 37), p. 25f.

<sup>94</sup> SW VII Dramen 5, p. 110.

<sup>95</sup> Shakespeare, *Hamlet* (see footnote 3), 2.2.57.

<sup>96</sup> *Ibid.*, 1.2.150f.

<sup>97</sup> *Ibid.*, 4.4.9.23.

<sup>98</sup> *Ibid.*, 2.2.293f.

<sup>99</sup> *Ibid.*, 2.2.296.

What is a man  
If his chief good and market of his time  
Be but to sleep and feed? – a beast, no more.<sup>100</sup>

The proof is provided in Ophelia's so-called ›madness‹ – unwitnessed by Hamlet – following her father Polonius' death, which is accompanied by incomprehensible behavior. Horatio describes her speech as »nothing«,<sup>101</sup> though potentially dangerous, and Claudius observes:

[P]oor Ophelia  
Divided from herself and her fair judgement,  
Without the which we are pictures or mere beasts,<sup>102</sup>

not »the beauty of the world«<sup>103</sup> by virtue of our »god-like reason«. <sup>104</sup> In Claudius' words rings an almost imperceptible and ironic self-reflection, if we recall the Ghost's previous description of his brother as an »adulterate beast,« who may have been emboldened to his »bloody deed«<sup>105</sup> by having himself been »divided from [him]self and [his] fair judgement.«

Similar to the characters in »Hamlet«, Elektra perceives humans and animals as binary opposites, also homing in on sleeping and feeding as the chief activities of animals, when she responds to Chrysothemis' question whether she cannot forget the dark past and move on to a brighter future:

*Vergessen? Was! bin ich ein Tier? vergessen?  
Das Vieh schläft ein, von halbgefressner Beute  
die Lefze noch behängt, das Vieh vergift sich  
und fängt zu kauen an, indes der Tod  
schon würgend auf ihm sitzt, das Vieh vergift,  
was aus dem Leib ihm kroch, und stillt den Hunger  
am eignen Kind – ich bin kein Vieh, ich kann nicht  
vergessen!*<sup>106</sup>

<sup>100</sup> Ibid., 4.4.9.23–25.

<sup>101</sup> Ibid., 4.5.7.

<sup>102</sup> Ibid., 4.5.80–82.

<sup>103</sup> Ibid., 2.2.297.

<sup>104</sup> Ibid., 4.4.9.28.

<sup>105</sup> Ibid., 3.4.26.

<sup>106</sup> SW VII Dramen 5, p. 71f. (emphasis added).

Although Elektra claims to be unable to forget, it appears rather that she is unwilling to forget, as, for example, her ritualistic behavior would indicate. Furthermore, it is possible that she uses »nicht können« in a way that implies a moral responsibility, not connoting inability. Elektra's insomnia – Chrysothemis refers to her »schlafloses unbändiges Gemüt«<sup>107</sup> – could be further evidence for a conscious refusal to forget, especially since she tells her sister: »Wer schläft, ist ein gebundnes Opfer«.<sup>108</sup> It is no coincidence that in Greek mythology *hypnos* (sleep) and *lethe* (forgetting) are both related to *nyx* (night).<sup>109</sup> While we do not catch her sleeping at any point in the play, Elektra does display animalistic characteristics, both in her behavior, as described in the stage directions, and in her interaction with others. She is most often compared to a wild cat, as Brehm portrays it in his encyclopaedia: hiding in her »Schlupfwinkel,« displaying a »wild look,« using her claw-like fingers as weapons, crying like a cat, preferring solitude, digging in the ground, hunting her mother like prey, thirsting for blood, but the text also mentions dogs, snakes, flies, horses, vultures, birds, moths, donkeys, cows, besides the more generic beasts and animals. Most of the female characters are at some point likened to animals, suggesting also a gendered nature of Hofmannsthal's discourse of forgetting. There are countless instances of animal imagery in »Elektra« employed to comment on forgetting and remembering in one way or another, which cannot be discussed in detail here, and Hofmannsthal's interest in this particular matter may have been roused by his reading of »Hamlet«.

The relationship between human and animal was much more complex at the fin-de-siècle, a time of crisis, in which the status quo on all levels of life was being questioned and scrutinized, than during the Renaissance, which had good reason to celebrate the human subject. Hofmannsthal

<sup>107</sup> Ibid., p. 70.

<sup>108</sup> Ibid., p. 92. Elektra, it seems, has learned from the Ghost's mistake. He was »sleeping in [his] orchard, / [His] custom always in the afternoon« (Shakespeare, *Hamlet* [see footnote 3], 1.5.59f.), and he tells Hamlet: »Thus was I, sleeping, by a brother's hand / Of life, of crown, of queen at once dispatched« (ibid., 1.5.74f.).

<sup>109</sup> In Hesiod's »Theogony«, *hypnos*, *thanatos* (death), and »the tribe of Dreams« are, in fact, all children of »nyx«. Another daughter of hers is »eris« (strife), mother of »lethe« (Hesiod, *Homeric Hymns. Epic Cycle. Homeric. Cambridge 2000*, p. 94–97). In his »To be, or not to be«-soliloquy, Hamlet acknowledges the close relationship between sleep and death when he says twice: »To die, to sleep« (Shakespeare, *Hamlet* [see footnote 3], 3.1.62; 66), and a few lines later: »For in that sleep of death what dreams may come / When we have shuffled off this mortal coil / Must give us pause« (ibid., 3.1.68–70).

witnessed individualization and fragmentation defining the human landscape, and certain developments had to be reevaluated. One of them was the binary opposition of human to animal. Hofmannsthal and his contemporaries were experiencing the popularization of the natural sciences, most prominently through writings by Ernst Haeckel and Carl W. Neumann, as well as in popular magazines, such as »Die Gartenlaube«. Consequently, Charles Darwin's theories were disseminated to a broader audience, thus likely dispersing some of the beliefs people held about non-human animals that were deeply steeped in folk tales and superstition.<sup>110</sup> The scientific explorations of language as that which sets humans apart from animals, especially in the work of Heymann Steinthal – while at the same time acknowledging that humans originated from animals – contributed to a different and new approach of thinking about the relationship between man and animal. This relationship was also of great interest to Franz Kafka, whose short stories are riddled with – at times extremely puzzling – animals,<sup>111</sup> and the »Blaue Reiter« cofounder Franz Marc was deeply engaged with it as he was developing his ideas on the animalization of art, which resulted in his various expressionist animal depictions.

For Stephen Greenblatt »Hamlet« is »a play of contagious, almost universal self-estrangement«,<sup>112</sup> and elsewhere he writes: »It is as if the play were giving birth to a whole new kind of literary subjectivity«. <sup>113</sup> Both statements are also relevant to »Elektra«, but the kind of subjectivity that isolates her from her surroundings is nearly absolute, whereas Hamlet still shares a deep friendship with Horatio.<sup>114</sup> If »Hamlet« is indeed »das

<sup>110</sup> The animal encyclopaedia »Brehms Tierleben« is an example of popularized natural science, though it still refers to and seemingly confirms the age-old superstitious associations with certain animals and their behaviors.

<sup>111</sup> Kafka also had a copy of »Brehms Tierleben« on his bookshelf.

<sup>112</sup> Greenblatt, Hamlet in Purgatory (see footnote 82), p. 212.

<sup>113</sup> Greenblatt, Hamlet (see footnote 3), »Introduction«, p. 1661.

<sup>114</sup> For Hofmannsthal, »[d]as Drama [...] ist ebensosehr ein Bild der unbedingten Einsamkeit des Individuums wie ein Bild des Mit-einander-da-seins der Menschen« (»Shakespeares Könige«, SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, p. 91), and both »Hamlet« and »Elektra« explore their title characters' psychological isolation whilst being part of communities they feel they do not really belong to. The fact that in »Elektra«, this isolation is even more extreme than in »Hamlet«, since it is also physical – she is not part of the palace community – is further indication for the princess being the modernist continuation of »Hamlet«. This modernism is moreover of a radical nature, as she has been condemned to eat and sleep with the dogs, while the servant maids feel superior to Elektra.

Trauerspiel [...] der Willensschwäche,« as Hofmannsthal called it,<sup>115</sup> then »Elektra« might be termed »das Trauerspiel der Willensstärke.« However, even headstrong Elektra, who is the modernist continuation of »Hamlet« brought to an extreme, and who tries assiduously not to repeat his mistakes and weaknesses, cannot will her human essence and nature away. Neither Hamlet nor Elektra succeeds in overcoming or eliminating their animalistic forgetting, with the crucial difference that Hamlet accepts it as an essential part of his being and his humanity, whereas Elektra considers it merely an accidental characteristic she can give up like her regal claim or her physical beauty.<sup>116</sup> Notwithstanding the three hundred years that separate »Hamlet« and »Elektra«, the basic themes and issues are essentially the same, and even some of the differences in details establish a connection.

Both royal children hide behind the shield of their eloquence for the better part of their respective plays, which should not be surprising, given the fact that they both try to set themselves apart from animals, who lack the particular communication tool of verbal language. So unbalanced is their reliance on words that they have become incapable of acting, especially in the crucial moments that could potentially lead to the fulfillment of their individual tasks at hand. The ultimate act of both is their dying: Hamlet only fulfills the Ghost's »dread command« once he realizes »there is not half an hour of life«<sup>117</sup> left in him, and Elektra's act, her nameless dance, takes place only once the deed she has been anticipating for so many years has been executed – without her involvement – making her existence obsolete. Both Shakespeare and Hofmannsthal were obviously fascinated with the human-animal dichotomy,

<sup>115</sup> GW RA III, p. 351.

<sup>116</sup> It is as if in Elektra Hofmannsthal was exploring from a modernist perspective the power and effect of what he described to be the genius of Shakespeare in »Shakespeares Könige und große Herren,« namely the all-encompassing »Atmosphäre« (SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, p. 76–92, here p. 85) that always includes the opposite of whatever characteristic he is painting in the foreground, as well as that which is not explicitly mentioned. Part of what makes Hamlet so great, as Hofmannsthal explains, is the fact that he is »ein Prinz, so durch und durch ein Prinz« (SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, p. 84). Elektra, by contrast, is »nur mehr der Leichnam« of »eines Königs Tochter« (SW VII Dramen 5, p. 101). However, although Elektra is outwardly not recognizable as a princess, both characters display »ein bewußtes Gebrauchen« of their regal »Übermacht, ein ironisches und schmerzliches Ausspielen [ihrer] Überlegenheit« (SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, p. 91), especially in the scenes, in which they are alone with the offending parent.

<sup>117</sup> Shakespeare, Hamlet (see footnote 3), 5.2.258.

which both explored in the opposition of forgetting and remembering, and the antagonistic presentation of words and deeds.<sup>118</sup> Hofmannsthal's employment of animal symbolism – ubiquitous in »Elektra« – indicates the extent to which he was in the literary and cultural vanguard, as animals, and especially anthropomorphized animals, became ever more culturally pervasive throughout the 20<sup>th</sup> century.<sup>119</sup>

The preoccupation with the human-animal dichotomy has not subsided, but the discursive methods employed in its exploration have changed significantly, as has the status of animals in society. While animals have been increasingly treated as a commodity, especially in terms of food production, but also with respect to medical research, emancipatory efforts of especially the first half of the 20<sup>th</sup> century have extended to animals, and human coexistence and interaction with them, ultimately leading to the announcement of the Universal Declaration of Animal Rights by Unesco in 1978.<sup>120</sup> Animals and human interactions with them have been the subject of philosophical inquiry from its beginnings in the ancient world, and more recently, thinkers such as Jacques Derrida and Giorgio Agamben have explored the non-human animal other, moving away from traditional considerations.<sup>121</sup>

Remembering and forgetting are human activities that also have not ceased to occupy our minds. However, while Nietzsche's admiration for oblivion was rather unusual in the nineteenth century, the desire to be able to forget is probably one most of us who live in the fast-paced information age, and whose senses are continually (over-)stimulated, can relate to. At the same time, our need for memory – the formerly glorious »ars memoriae« – has decreased, as much information can now be

<sup>118</sup> Reading »Elektra« this way not only takes the existing Hofmannsthal scholarship in new directions, but also situates the play in a larger framework within which Hofmannsthal operated throughout his life, as is evidenced in his numerous notes and letters, in which he confesses to being obsessed with the antinomy of speech and action, and the dichotomy of remembering and forgetting, and thus of human and animal.

<sup>119</sup> While anthropomorphism of animals can be traced back to Aesop's »Fables« and beyond, advancements in film technology guaranteed a wider audience, as Mickey Mouse and friends started to delight viewers in 1928, and do so to this day.

<sup>120</sup> As it never really gained any traction, new efforts are currently underway to get the UN to accept a Universal Declaration on Animal Welfare.

<sup>121</sup> There is a line of philosophers – from Aristotle to Descartes, to Heidegger, Levinas, and Lacan – who consider animals in terms of their abilities, or lack thereof (thought, reason, speech), but in »The Animal That Therefore I Am«, Derrida rather picks up Jeremy Bentham's simple question of whether they can suffer, providing his inquiry with a different premise.



obtained at the click of a button. Advances in medical research (and the necessary technology) have not only equipped us with much more knowledge about memory and forgetting – especially in the form of dementia – and how the brain and the human psyche work (building, among other things, on Freud’s theory of repression), but also with the ability to manipulate memories, to the point where most recent developments include a »forgetting pill«, which targets traumatic memories, thus diminishing the distress they can cause.<sup>122</sup> Given the continuous plethora of artistic engagements with these human activities – such as W.G. Sebald’s 1999 »Luftkrieg und Literatur« and his 2001 novel »Austerlitz«, Umberto Eco’s 2004 »La misteriosa fiamma della regina Loana«, or films, like Tom Tykwer’s »Winterschläfer« (1997), Christopher Nolan’s »Memento« (2000), Brad Anderson’s »The Machinist« (2004), Michel Gondry and Charlie Kaufman’s »Eternal Sunshine of the Spotless Mind« (2004), and Christopher Nolan’s »Inception« (2010), to name only a few – the topic has apparently lost nothing of its fascination in our own time, and to use one of Shakespeare’s insights, giving Hamlet the final word, art is still used »to hold as ’twere the mirror up to nature,« and »to show [...] the very age and body of the time his form and pressure«.<sup>123</sup>

<sup>122</sup> See, for example, Jonah Lehrer, *The Forgetting Pill. How a New Drug Can Target Your Worst Memories – and Erase Them Forever*. In: *Wired*, March 2012, p. 84.

<sup>123</sup> Shakespeare, *Hamlet* (see footnote 3), 3.2.20–22.



Heinz Rölleke

Rainer Maria Rilkes »Alkestis« und  
Hofmannsthals »Jedermann«  
Parallelen und Einflüsse

Seit 1894 hatte sich Hugo von Hofmannsthal mit dem »Alkestis«-Stoff befasst, hauptsächlich angeregt durch die 438 v. Chr. entstandene Tragödie des Euripides. Teile seiner Neubearbeitung erschienen im Frühjahr 1895 und im Dezember 1898, ehe er die vollendete Dichtung 1909 im »Hesperus« veröffentlichte.<sup>1</sup>

Zwischenzeitlich (Ende März 1907) hatte ihm Rainer Maria Rilke seine Anfang Februar 1907 entstandene »Alkestis«-Ballade zusammen mit der »Rosenschale« zur Veröffentlichung angeboten. Am 2. April 1907 antwortete Hofmannsthal: »»Alkestis« fand ich etwas schwächer als die früheren ähnlichen Sachen, vielleicht nur beim ersten Lesen. Ich bin mir noch nicht ganz klar, was der Stoff in Ihrem Sinne herzugeben schien wodurch er Sie lockte.«<sup>2</sup> Am 13. September 1907 erschienen dann beide Rilke-Gedichte im Lyrikteil des »Morgen«.<sup>3</sup>

Selbstverständlich fand das »Alkestis«-Thema Hofmannsthals besonderes Interesse wegen seiner eigenen vorausliegenden Arbeiten an der Neufassung der Euripides-Tragödie, und es ist nicht auszuschließen, dass die Veröffentlichung seiner Dichtung im »Hesperus« zweieinhalb Jahre später durch Rilkes Einsendung der Ballade angeregt worden ist. Die poetische Behandlung desselben Stoffs durch zwei so bedeutende Dichter musste Hofmannsthal zu einer unausgesprochenen Auseinandersetzung mit dem Freund reizen, zumal einige Hauptzüge der euripidäischen Tragödie natürlich in beiden Neufassungen des Stoffes begegnen.

<sup>1</sup> Vgl. die ausführliche und ausgezeichnete Darstellung von Klaus E. Bohnenkamp in: SW VII Dramen 5, S. 203–225.

<sup>2</sup> BW Rilke, S. 51.

<sup>3</sup> Freundliche Auskünfte Klaus E. Bohnenkamps, für die ich vielmals danke.

Auch wird es Hofmannsthal merkwürdig berührt haben, dass bei Rilke einzelne Themen und Motive erscheinen, die ihn bereits bei seinen frühesten Arbeiten am »Jedermann« beschäftigt hatten.<sup>4</sup>

So hatte Hofmannsthal schon vor 1906 den Dialog seines Jedermann mit dem leibhaftigen Tod, der ihm sein baldiges Ende ankündigt, verblüffend ähnlich wie Rilke den vergleichbaren Dialog des Admet mit dem ihm plötzlich erschienenen Todesgott gestaltet:

Hofmannsthal

Rilke

*Tod.* Jedermann. Ich warte. Du  
musst mit mir gehn.  
[...]

*Jedermann*>. Leben! leben! ein Jahr!  
Einen Monat! einen Monat noch!  
[...] Einen Monat! eine Woche!

einen Tag! bis morgen abend  
[...] bis morgen abend! noch  
einmal in meinem Bett schlafen!  
[...]. *Tod.* heute nehm ich dich.<sup>5</sup>

Admet muß sterben. Wann? In dieser  
Stunde. Der aber [...] streckte seine  
Hände [...] um mit dem Gott zu  
handeln [...] um ein einzig Jahr  
noch [...] um Monate,  
um Wochen,

um paar Tage  
acht, Tage nicht, um Nächte, nur um Eine,  
um Eine Nacht, um diese nur [...]  
Der Gott verneinte.<sup>6</sup>

Gewiss sind solche Szenen, in denen ein Todgeweihter den Todesboten um einen Aufschub bittet oder mit dem Unerbittlichen<sup>7</sup> zu handeln versucht, seit der Antike, über die spätmittelalterlichen Totentänze

<sup>4</sup> Dass die zentralen Themen des »Alkestis«- und des »Jedermann«-Stoffs zum Teil verwandt oder gar identisch sind, liegt auf der Hand. Wie aber auch kleine Randmotive von der einen in die andere Dichtung Hofmannsthals gewandert sind, wird beispielsweise schon an der ersten Regieanweisung zu Beginn des »Ur-Jedermann« deutlich. Schauplatz ist »Ein Garten«, in dem der Tod alsbald den Jedermann ansprechen wird: »Jedermann tritt aus dem Mauerpfortchen« (SW IX Dramen 7, S. 9). Zu Beginn des »Alkestis«-Trauerspiels heißt es: »Denn schon durchs Gartenpfortchen tritt er dort, / Der Grauensvolle, ein, der Todesgott« (SW VII Dramen 5, S. 10).

<sup>5</sup> SW IX Dramen 7, S. 14f. – Der sogenannte »Ur-Jedermann« entstand vor 1906 und wurde erst im Dezember 1911 teilweise veröffentlicht (vgl. ebd., S. 124).

<sup>6</sup> Rainer Maria Rilke, Alkestis. In: Ders., Lyrik und Prosa. Hg. von Dieter Lamping. Düsseldorf/Zürich 1999, S. 236–238, hier S. 236f.

<sup>7</sup> Die Rolle, die der antike, dem Schicksal dienende Todesgott und der mittelalterlich aufgefasste Tod(esbote Gottes) jeweils in dieser Hinsicht spielen, ist identisch.

bis hin zur Gegenwartsliteratur topisch;<sup>8</sup> die in Aufbau und Vokabular teilweise wörtlichen Übereinstimmungen der Rilke'schen mit der Hofmannsthal'schen Gestaltung sind jedoch verblüffend. Die Dichtungen entstanden zwar fast gleichzeitig, aber eben doch in völliger Unkenntnis der jeweils konkurrierenden Fassung.

Auf den Niederbruch Jedermanns und Admets folgt in beiden Dichtungen die Berufung der Mutter.<sup>9</sup>

*Jedermann* > [...] Mutter hab Erbarmen mit deinem Kind. Lass es nicht zu, dass ich zernichtet werde. Mutter, die du mich geboren hast, lass mich nicht allein in seine Hände fallen. Hilf mir, Mutter! (Hofmannsthal).<sup>10</sup>

[...] und da schrie er auf und schrie's hinaus und hielt es nicht und schrie wie seine Mutter aufschrie beim Gebären. Und die trat zu ihm (Rilke).<sup>11</sup>

Die Mütter können oder wollen ihren todgeweihten Söhnen nicht helfen. Als in Rilkes »Alkestis«-Dichtung auch der Vater ein stellvertretendes Opfer für den Sohn Admet rigoros ablehnt,<sup>12</sup> kommt diesem ein strahlender »Einfall«: Er ruft nach seinem »jungen Freunde, dem Geliebten«, in der Hoffnung, dass dieser sich für ihn opfert (oder ihn zumindest in seinem letzten Gang begleitet?) – er bleibt antwortlos. Er bricht seinen verzweifelten, aber zunächst sehr vertrauensvollen Hilferuf mitten im Satz ab, nachdem er sich noch einmal die »Schönheit« seines Geliebten imaginiert und ihm damit zu schmeicheln versucht hatte:

<sup>8</sup> Vgl. etwa ein beliebig herausgegriffenes Beispiel: Im 1881 auf Korsika aufgezeichneten Märchen »Fahre in meinen Sack« (Italienische Märchen. Gesammelt von Italo Calvino, übersetzt von Lisa Rüdiger. 3. Aufl. Zürich 1999, S. 505): »Ach Tod«, antwortete der alte Francesco [...] »Gib mir einen Tag Zeit.« [...] »spute dich und folge mir!« »Ich flehe dich an! Warte bis zum Morgen [...]«. »Nein.« »Eine Stunde, bitte!« »Nicht einmal eine Minute!«

<sup>9</sup> Einen Zusammenhang dieser hier berufenen Figur der verstorbenen Mutter mit dem »Jedermann«-Stoff legt Hofmannsthals Brief an seinen Vater vom 22. März 1911 nah: »[...] heute ist der Todestag der armen guten Mama. Es ist mir merkwürdig dass ich heute, 7 Jahre nach ihrem Tod, genau wieder mit demselben Stoff beschäftigt bin, der mich damals beschäftigte, nämlich Jedermann« (SW IX Dramen 7, S. 253).

<sup>10</sup> Ebd. S. 16.

<sup>11</sup> Rilke, Alkestis (wie Anm. 6), S. 236f.

<sup>12</sup> Auf dieses Motiv spielt auch die Anrede der Alkestis an den Gatten bei Hofmannsthal an: »Dein Vater und die Mutter, / Die freilich taten schlimm an uns« (SW VII Dramen 5, S. 18).

[...] du aber, du, in deiner ganzen Schönheit –  
Da aber sah er seinen Freund nicht mehr.  
Er blieb zurück.<sup>13</sup>

Im »Ur-Jedermann« beruft der Todgeweihte nach seinem vergeblichen Hilferuf an die Mutter seinen Jugendfreund und Geliebten mit der Bitte um dessen Geleit im Sterben. Die Vergeblichkeit solchen Ansinnens, die Rilke in der durch den Gedankenstrich unterbrochenen Anrede und die damit gegebene syntaktische Ellipse sinnfällig macht, symbolisiert Hofmannsthal beim Abbruch des fruchtlosen Dialogs im Motiv der durchschnittenen Laute.<sup>14</sup>

*J<edermann>* [...] Lass du mich nicht allein gehn.  
*Fr<eund>* Mein Freund! Du nimmst meine Jugend mit, mein Bestes stirbt mit dir.  
*J<edermann>* Ich fühle auf was für Grund du stehst. Zwischen uns ist Hurerei und Scheißdreck. Zurück sinkt es. Es war Narrethei ein ödes hin und herzappeln. Eine Sache wie Leichenschändung [...] *gibt ihm die durchschnittenen Laute.*<sup>15</sup>

Der Abschied vom Leben ist bei beiden Protagonisten, Admet wie Jedermann, mit der endgültigen Aufhebung einer homoerotischen Beziehung verbunden – bei Rilke überwiegt dabei eine resignierend-melancholische Stimmung, während bei Hofmannsthal bittere Enttäuschung und Beschimpfung dominieren.

Ob die übereinstimmende Einbringung des homoerotischen Elements durch die Erfindung der Figur des »jungen Freundes und Geliebten« (Rilke) sowie des mit der »Geliebten« mindestens gleichgestellten Freundes (Hofmannsthal),<sup>16</sup> von der sich bei Euripides keine Spur findet, auch autobiographisch getönt ist, steht dahin.<sup>17</sup>

<sup>13</sup> Rilke, *Alkestis* (wie Anm. 6), S. 237.

<sup>14</sup> Vgl. Heinz Rölleke, *Die durchschnittene Laute. Zu einem Motiv in Hofmannsthals »Ur-Jedermann«*. In: *HJb* 11, 2003, S. 341–349.

<sup>15</sup> *SW IX Dramen* 7, S. 24.

<sup>16</sup> Vgl. Jedermanns entsprechende Erinnerung an »üppige Träume«, von der er dem nun scheidenden Geliebten vorschwärmt. In schwülen Frühlingsnächten: »von meinem Freund ging ich zu meiner Geliebten« (*SW IX Dramen* 7, S. 22f.).

<sup>17</sup> Eine Spur, die in diese Richtung zu verweisen scheint, ist vielleicht die Notiz Hofmannsthals zu den hier in Rede stehenden Arbeiten am »Ur-Jedermann«: »Jedermann. Text. nach der ersten Fassung. (Ende Juni 1905. zur Zeit von Edgars Tod, auf dem Semmering angefangen«; *SW IX Dramen* 7, S. 116). Das Erlebnis des Abschieds von einem Jugendfreund durch dessen Tod scheint sich in der Abschiedsszene zwischen Jedermann und »Freund« und der

Das Hofmannsthal'sche »Ur-Jedermann«-Fragment endet mit der Trennung der Freunde; es fand bei der Dichtung des Geistlichen Spiels »Jedermann«, die seit Oktober 1910 entstand und im November 1911 veröffentlicht wurde, kaum Berücksichtigung.

Andere Parallelen der Rilke'schen »Alkestis«-Ballade zur »Jedermann«-Fassung von 1911 (Pagina jeweils im Text) lassen sich ohne Weiteres nachweisen. Ob aber Hofmannsthal bewusst oder unbewusst bei der Gestaltung seines Geistlichen Spiels auf die ihm seit 1907 bekannte Dichtung Rilkes zurückgegriffen hat, ist gewiss einer Prüfung wert.

Eine Schematisierung der auffälligsten Verwandtschaften zwischen beiden Dichtungen ermöglicht wohl einige Aufschlüsse.

#### Rilke

»Da plötzlich war der Bote [*der Totengott*] unter ihnen [*den Hochzeitsgästen des Admet*]« (236)

*Der Bote wird zunächst nicht wahrgenommen:* »Sie fühlten nicht,

die Trinkenden, des Gottes heimlichen Eintritt« (236)

*Aber dann verstummt der Festlärm:* »Und gleich darauf [...] war Stille [...] nach dumpfem umgestandenen Gelächter« (236)

*Zuvor hatte ein Gast die Attacke des Todesboten auf Admet wahrgenommen:* »Aber plötzlich

#### Hofmannsthal

*Während des Festmahls, das Jedermann für seine Tafelrunde gibt, tritt plötzlich der »Tod« auf; Jedermann fragt:* »was bist du für ein Bot?« (64)

»Ich hör keinen Laut« [*Buhlschaft*]  
»Ich hör keinen Schall« [*Dicker Vetter*]  
(63)

»Auch nit einen leisen Widerhall« [*Dünner Vetter*]  
»Ist Ohrentrug« [*Gesell*]

*Zunächst wird die Szene noch von fröhlichem Tafeln, Zärtlichkeiten und Singen beherrscht:* »Sie singen lachend«. (60)  
*Bei der Annäherung des Todes tritt Stille ein:* »Ich bitt euch laßt das Singen nit stocken« (61)

*Diese Beobachterrolle spielt in der Tischrunde der Freund des Hausherrn:*  
»War nit fünf Schritt weit,

Todesgewissheit des ersteren zu spiegeln (zu einer weiteren Möglichkeit eines autobiographischen Bezugs im »Ur-Jedermann« vgl. Anm. 9).

sah mitten im Sprechen einer  
von den Gästen den  
jungen Hausherrn oben an dem  
Tische wie in die Höh gerissen [...]  
ein Fremdes spiegelnd, das ihn  
furchtbar ansprach«<sup>18</sup> (236)

Jedermann, Wie dich der Tod hat  
treten an!« (66)

*Admets Bitte an den Totengott  
um Aufschub (um ein »einzig  
Jahr [...] Monate [...] Wochen  
[...] paar Tage [...] Eine Nacht«),  
(236)  
diese Bitte wird abschlägig  
beschieden*

*Jedermann fleht den Tod vergeblich  
um »zehn, zwölf Jahr« Aufschub, dann (64)  
um »einen Tag«, »Nur diese Nacht«: erst (65)  
als er sich auf »ein ledig Stündlein Zeit«  
(66)  
beschränkt, gewährt der Tod »diese  
Frist«*

*Man erkennt den todverkündenden  
Gott, »wie er dastand, innerlich voll  
Sendung [...] Admet muß sterben«  
(236)*

*Vor Jedermann bekennt der Tod sich zu  
seiner Sendung: »Von deines Schöpfers  
Majestät bin ich nach dir ausgesandt<sup>19</sup>  
(64)*

*»unerbittlich« ist der Todesgott*

*[...] Ich bin der Tod [...] und verschone  
keinen«, und er ist unerbittlich  
(»Dergleichen [Fristaufschub] wird von  
mir nit erbeten«)*

*In seiner Todesnot schreit Admet  
»wie seine Mutter aufschrie beim  
Gebären« (236)  
»Hilf«*

*Jedermanns erster Gedanke, nachdem er  
die Unentgebarkeit der Todesstunde  
eingesehen hat, gilt seiner Mutter:<sup>20</sup>  
»Gott, daß es nit meine Mutter war« (80)*

<sup>18</sup> Dem entsprechen bei Hofmannsthal das stumme Spiel zwischen Jedermann und dem Tod sowie dessen Selbstaussagen: »Ich [...] tret jeglichen an [...]. Wo ich einen Mann tu antreten den schlag ich auf das Herz mit Macht«.

<sup>19</sup> Jedermann versucht daran zu zweifeln, erkennt aber in der Wiederholung dieses Begriffs die Sendung des Todes an: »Wie, ausgesandt nach mir?«

<sup>20</sup> Ob Hofmannsthal zur Szene der Mutter Jedermanns auf ihrem Kirchgang durch das schon bei Euripides begegnende und von Rilke übernommene Motiv angeregt wurde (Admet sucht seine Mutter zu einem stellvertretenden Opfer zu gewinnen), ist zu erwägen, denn es fällt auf, dass die Genreszene vor dem »Jedermann«-Finale eine der wenigen ist, die nicht in einer der beiden Hauptquellen Hofmannsthals (»Everyman« und Hans Sachs) vorgebildet ist. – Der berühmt-berüchtigte Kritiker Alfred Kerr hatte schon in seiner Besprechung der Uraufführung vom 1. Dezember 1911 erkannt, dass die kleine Szene von Hofmannsthal dem traditionellen Stoff zugefügt worden war: »zwischen durch Hofmannsthal; die zuge dichtete Mutter mit der Laterne« (Alfred Kerr, Die Welt im Drama. Bd. 5. Berlin 1917, S. 200).



*Admet ersucht nun verzweifelt, seine Mutter, seinen Vater und schließlich seinen geliebten Jugendfreund als Ersatzopfer statt seiner dem Tod sich anzubieten – vergeblich: »Die Alten [...], sie sind [...] wertlos, du aber, du, in deiner ganzen Schönheit – Da aber sah er seinen Freund nicht mehr. Er blieb zurück« (237)*

*Jedermann sucht für seinen Gang in den Tod ein Geleit bei seinem Gesellen,<sup>21</sup> bei seinen beiden Vettern und schließlich bei seinem in der Gestalt des Mammon personifizierten Reichtum – vergeblich, so dass er an seiner Rettung verzweifelt.*

*Die dem Admet angetraute Alkestis kommt ungerufen zu ihm und spricht den Totengott an: »So führ mich hin: ich sterbe ja für ihn [...]. Aber einmal sah er [Admet] noch des Mädchens Antlitz«, als Alkestis an der Seite des Todes »mit einem Lächeln« auf den »Eingang« ins Totenreich zu schreitet, ein Lächeln des Mädchens,<sup>23</sup> das*

*Jedermann wird von der Gestalt seiner personifizierten Werke<sup>22</sup> (82) angerufen. Sie will und wird sein Geleit sein: »Ob ich mit dir den Weg will gehn? Fragst du mich das, mein Jedermann?«.* *Jedermann sieht ihr in die Augen. Jedermann erkennt staunend, wie das verhärmte Gesicht seiner Werke »an Schönheit reich« (82) ist; in ihren Augen erkennt er »Heil und Segen« (83) für sich und findet in ihr sein Geleit ins*

*ihm ein Wiedersehen mit einer dann reif gewordenen Frau verheißt; ein Wort haben die beiden nicht mehr gewechselt. (238)*

*Totenreich: »Und seine Werke allein, Die werden ihm Beistand und Fürsprech sein.« (95)*

Ein Vergleich erweist, dass die Intentionen, vor allem in den Schlusspartien beider Dichtungen, sehr verschieden, die Strukturen aber verblüffend ähnlich sind. Der Gang der Handlung ist streckenweise identisch, und die Übereinstimmungen reichen bis in die Wortwahl. Die Ähnlichkeiten

<sup>21</sup> So wird nun der »Freund« aus dem »Ur-Jedermann« angeredet, und jegliche Andeutung einer früheren oder gar noch bestehenden homoerotischen Beziehung (vgl. Anm. 16 und 17) ist getilgt.

<sup>22</sup> Die Figur der sich für Jedermann aufopfernden Werke ist ein Pendant zur Alkestis in deren Erlöserrolle für Admet. Und wie Alkestis ist sie das krasse Gegenbild zu Jedermanns Buhlschaft: Werke bietet Jedermann von sich aus (ähnlich wie Alkestis dem Admet) ihr Geleit in die Ewigkeit an, um das dieser seine Mätresse wohlweislich erst gar nicht gefragt hat, zumal sie schon gemäß der Regieanweisung nach dem Auftritt des Todes (»Es flüchten viele« (S. 64)) wie eine Namenslose ohne Abschied von Jedermann davon gelaufen war.

<sup>23</sup> Es entspricht den tiefen, sehnsuchtsvollen Blicken, mit denen sich Jedermann von seinen Werken angesehen fühlt: »Wie du mich sehnlich siehst an / Ist mir, als hätt in meinem Leben / Nit Freund, noch Liebste, nit Weib noch Mann, / Mir keinen solchen Blick gegeben!« (S. 82)

des vor »Alkestis« entstandenen »Ur-Jedermann« mit Rilkes Dichtung können direkt nur auf Zufall beruhen, wenn man von der Verwandtschaft der Sujets absieht, die ja beide zum Teil mit der Tragödie des Euripides<sup>24</sup> konform gehen.

Zwischen Rilkes Gedicht und Hofmannsthals Spiel finden sich zahlreiche Motiv- und einige besonders signifikante Wortparallelen. Unter letzteren zum Beispiel:

- *Der »Bote« beim Hochzeitsmahl Admets und der »Bot« bei der Tafelrunde Jedermanns.*
- *Die Bitte Admets an den Todesboten, sein Sterben noch um ein »Jahr«, »Tage«, eine »Nacht« aufzuschieben, und die Forderung Jedermanns an den Tod, ihm Aufschub zu gewähren um »zwölf Jahr«, »einen Tag«, eine »Nacht«.*
- *Vor Admet steht der Totengott »voll Sendung«, zu Jedermann ist der Tod »ausgesandt«.*
- *Beide Protagonisten denken in ihrer Not an ihre »Mutter«.*
- *Von besonderer Qualität erscheint die Parallelität der Szenen, in denen Admet seine angetraute junge Frau und Jedermann die Gestalt seiner Werke »ansehen« (»einmal sah er noch des Mädchens Antlitz« – »Jedermann sieht ihr in die Augen«) –, dass Hofmannsthal hier – wie Rilke seinerseits –, einen von Liebe bestimmten Blickkontakt gestaltet hat, erhellt aus der handschriftlichen Vornotiz, wo er die Regieanweisung erläutert: »Geliebte = Schwester oder Frau in abgelebten Zeiten«,<sup>25</sup> denn damit beruft er sich auf Goethes Gedicht »Warum gabst du uns die Tiefen Blicke« und besonders die Verse »Ach du warst in abgelebten Zeiten / Meine Schwester oder meine Frau«;<sup>26</sup> Jedermann erkennt plötzlich in den zuvor verachteten Werken seine ihn über den Tod hinaus liebende Frau – durchaus der Rilke'schen Alkestis vergleichbar.*

Sinngemäß sind weitere Motive identisch, etwa dass die Tafelnden, bevor sie verstummen, den Boten nicht wahrgenommen haben, dass

<sup>24</sup> Diese war Rilke als direkte Quelle seiner Dichtung unmittelbar präsent, während Hofmannsthal schon vor den ersten Notizen zum »Ur-Jedermann« an seinem »Alkestis«-Drama auf der antiken Grundlage gearbeitet hatte. Zu dieser Zeit war die »Alkestis«-Dichtung Rilkes noch nicht entstanden, und Rilke seinerseits konnte später Hofmannsthals noch unveröffentlichten »Ur-Jedermann« nicht kennen.

<sup>25</sup> SW IX Dramen 7, S. 323 und S. 313.

<sup>26</sup> Johann Wolfgang Goethe, Gedichte 1756–1799. Hg. von Karl Eibl. Frankfurt a.M. 1987, S. 229f.

der ›unerbittliche‹ Todesbote die Protagonisten gewaltsam ›antritt‹ sowie vor allem, dass Jedermann und Admet jeweils ihren Jugendfreund hoffnungsvoll und dann enttäuscht um Geleit bitten, einmal als ersten Ansprechpartner, einmal als dritten (mit ›Achtergewicht‹).

Ein Einfluss der Rilke'schen Dichtung auf die Endfassung von Hofmannsthals »Jedermann« scheint nach Aufweis der Parallelen nicht unwahrscheinlich. Wahrscheinlich sind die vergleichbaren Assoziationen jedoch indirekt zustande gekommen – aus einer mehr oder weniger vagen Erinnerung Hofmannsthals an das ihm vier Jahre vor seinen abschließenden »Jedermann«-Arbeiten zugekommene »Alkestis«-Gedicht, dessen verwandte Passagen zu verwandten Formulierungen und Motivierungen angeregt haben könnten. Kaum vorstellbar scheint hingegen, dass Rilkes Dichtung während der Gestaltung des Geistlichen Spiels in den Jahren 1910/11 auf dem Schreibtisch in Rodaun gelegen hat.



Gabriele Brandstetter

## Harry Graf Kessler und die ›Ballets Russes‹ Plastische Körperkunst Nijinskys im Kontext der europäischen Moderne

Harry Graf Kessler war durch seine Herkunft und ebenso durch seinen Lebensstil Europäer.<sup>1</sup> In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg intensivierten und verdichteten sich seine Reisen zwischen Paris, Weimar, Berlin, London, München und Wien. Es ist die Zeit, in der er das Netzwerk seiner Kunst-Vermittlungen nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch verstärkt in den aktuellsten Entwicklungen in Theater, Oper und Tanz entfaltet. Im Zentrum von Kesslers mäzenatischem und ästhetischem Interesse standen in den Jahren 1909–1914 die von Serge Diaghilew geleiteten ›Ballets Russes‹.<sup>2</sup> Die Aufführungen dieser Ballett-Truppe aus Russland waren ein europäisches Kunstereignis, das durch Diaghilews Geschick als Impresario seit der ersten Saison in Paris, 1909, und erneut mit jedem Programm in Gastspielen in ganz Europa gefeiert wurde. Kessler hatte an diesem Erfolg einen bedeutenden Anteil.<sup>3</sup> Zahlreiche Einträge in seine Tagebücher bezeugen seine Begeisterung und sein Engagement. Seit seinem ersten Besuch der Aufführungen der ›Ballets Russes‹ war er von der ästhetischen Innovation überzeugt, die ›die Russen‹ (wie er Diaghilews Truppe in Briefen und im Tagebuch häufig bezeichnete) für Theater und Ballett der Moderne bedeuteten: eine neue Form des Gesamtkunstwerks, ein Zusammenwirken von Körper, Bewegung, Rhythmus, Bild und Musik – aus dem Geiste des Tanzes. Bereits nach seinen ersten Besuchen der ›Ballets Russes‹-Saison in Paris 1909, nach einer Aufführung von »Cléopâtre« und »Les Sylphides« notiert er in sein Tagebuch am 4. Juni 1909: »Alles in Allem [ist] dieses russische Ballett eine der merkwürdigsten und wertvollsten Erscheinungen unse-

<sup>1</sup> Zur Biographie vgl. Peter Grupp, Harry Graf Kessler. 1868–1937. Eine Biographie. München 1995; Laird M. Easton, Der Rote Graf. Harry Graf Kessler und seine Zeit. Stuttgart 2005 sowie Harry Graf Kessler, Tagebuch eines Weltmanns. Hg. von Gerhard Schuster und Margot Pehle. Marbach a.N. 1988 [Ausstellungskatalog].

<sup>2</sup> Richard Buckle, Diaghilev. London 1979; Sjeng Scheijen, Diaghilev. New York 2009.

<sup>3</sup> Vgl. Harry Graf Kessler, Das Tagebuch 1880–1937. Hg. von Roland S. Kamzelak und Ulrich Ott. 9 Bde. und 2 CD-ROMs. Stuttgart 2004ff.

rer Zeit; Leidenschaft und Raffinement, wie sie sonst nicht zusammen vorkommen.«<sup>4</sup> Und von Beginn seiner Betrachtungen über die Aufführungen der ›Ballets Russes‹ ist es der Tänzer Waslaw Nijinsky, der am intensivsten seine Aufmerksamkeit fesselt: »Nijinsky männlich, aber schön wie ein griechischer Gott.«<sup>5</sup> Sofort sieht er in ihm das ideale Modell für einen Bildhauer: Es ist Kessler, der Auguste Rodin und Aristide Maillol auf Nijinskys Körperkunst hinlenkt.

Kessler begleitete die Produktionen der ›Ballets Russes‹ von Beginn ihrer sensationellen Auftritte in Paris bis zu den Auflösungs- und Erneuerungsprozessen der Truppe in den 20er Jahren, bis zu Diaghilews »Tod in Venedig« 1929.<sup>6</sup> Unterbrochen wird diese kontinuierliche Begegnung und teilweise intensive Kooperation nur durch die Jahre des Kriegs 1914–1918. Im Folgenden möchte ich mich auf die Begegnungen Kesslers mit den ›Ballets Russes‹ in den Jahren *vor* dem Ersten Weltkrieg konzentrieren. In dieser Zeit stehen seine Beobachtungen der ›Ballets Russes‹ und seine Pläne im Kontext von zwei Projekten, die Kessler mit hohem Einsatz zu verwirklichen suchte: das Nietzsche-Denkmal in Weimar<sup>7</sup> und die Idee und Gestaltung eines (dramatischen) Balletts für die ›Ballets Russes‹ – genauer: für Nijinsky – »Die Josephslegende«. Beide Projekte wurden durch je höchst komplizierte Fragen, Probleme, personelle und institutionelle Verwicklungen in der Realisierung beeinträchtigt. Prozesse, die Kessler im Tagebuch und in Briefen minutiös spiegelt. Und bei beiden Projekten handelt es sich um groß angelegte Gesamtkunstwerke, in deren Zentrum ein Gedanke stand, der für Kesslers Ästhetik, für seine Kulturidee einer Verbindung von Kunst und Leben zentral war: die Feier einer Kunst der Sinnlichkeit in einem Szenario, in dem Körper und Geist in Bewegung, Rhythmus und Form ästhetisch gestaltet sind. Philosophie und Bewegung oder mehr noch: eine Philosophie *der* Bewegung

<sup>4</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch. Bd. 4 [1906–1914]. Hg. von Jörg Schuster. Stuttgart 2005, S. 574.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Vgl. Buckle, Diaghilev (wie Anm. 2), S. 538–541. Kessler schrieb in seinem Tagebuch über den Tod Diaghilews im Jahr 1929, dass es sei, als ob ein Teil seiner Welt eingestürzt sei (vgl. Harry Graf Kessler, Das Tagebuch. Bd. 9 [1926–1937]. Hg. von Sabine Gruber und Ulrich Ott. Stuttgart 2010). Es ist zugleich das Jahr von Hugo von Hofmannsthals Tod – nach dem tragischen Selbstmord seines Sohnes.

<sup>7</sup> Vgl. dazu die genaue Beschreibung der Idee und der monumentalen Anlage, die Kessler mit Van de Velde plante, im Brief an Hugo von Hofmannsthal vom 16.4.1911. In: BW Kessler, S. 323ff.

(als *ästhetisches Ereignis*) ist die Basis beider Gesamtkunstwerk-Projekte: Sie gelten dem Philosophen Nietzsche, dessen Denken »am Leitfaden des Leibes« für die Kunst und Kultur der Moderne wegweisend wurde, und dem *Tänzer*, in der biblischen Figur des Joseph, des »Tänzers und Träumers« (wie Thomas Mann ihn charakterisiert hat). Mit dem Vorhaben des Nietzsche-Denkmal in Weimar entwickelte Kessler die Idee einer Verbindung von Tempel und Stadion – eines monumentalen Fest-Spielraums, der nicht nur räumlich, sondern auch ideell zwischen Bayreuth und Hellerau angesiedelt war. Und mit der »Josephslegende« suchte Kessler seinen Traum eines Balletts zu realisieren, in dem raffinierte Sinnlichkeit und Spiritualität des Körperlichen sich verbinden. Es wäre reizvoll, beide Projekte vergleichend zu betrachten – zumal beide in einem interessanten, für die Zeit typischen Kontext der Körperkultur stehen: mit der Verbindung von Sport und Tanz zum einen<sup>8</sup> und zum anderen mit dem umfassenden Konzept des Rhythmus, dessen Wirken in allen Künsten, in Tanz, Drama, Musik und ebenso in den plastischen Künsten, Skulptur und Architektur, die Ästhetik dieser beiden Gesamtkunstwerke prägen sollte.<sup>9</sup>

Es ist hier nicht der Raum, um dieses Thema, das einen detaillierten Durchgang durch die Prozesse und Verwerfungen der beiden künstlerischen Vorhaben erforderte, zu verfolgen. Zudem gibt es zu beiden Projekten bereits ausgezeichnete Forschung.<sup>10</sup> Ich möchte mich hier deshalb auf Kesslers Ästhetik einer neuen Körperkunst – aus dem Geiste der »Ballets Russes« – konzentrieren. Im Mittelpunkt einer solchen zukunftsweisenden Tanzkunst steht dabei Waslaw Nijinsky: als Tänzer *und* als Choreograph.

<sup>8</sup> Nicht nur im Stadion des Nietzsche-Denkmal waren Sportereignisse (nach antikem Modell) geplant; auch in das Ballett »Die Josephslegende« integrierte Kessler Sportszenen: Geplant war ein »Boxer«-Ballett, das – wie Kessler im Brief an Hofmannsthal vom 25. August 1912 schreibt – angeregt war durch die »Bogenschützen«-Szenen der »Ballets Russes« in »Fürst Igor« (vgl. BW Kessler, S. 356f.).

<sup>9</sup> Vgl. Harry Graf Kesslers Essay »Kunst und Religion«, in dem er diese Grundgedanken entwickelt: Kunst und Religion. Die Kunst und die religiöse Menge. In: Pan 5, 1899, H. 3, S. 163–176.

<sup>10</sup> Vgl. Alexander Kostka, »Das Gesamtkunstwerk aller Sinne«. Zu einigen Facetten der Beziehung zwischen Hugo von Hofmannsthal und Harry Graf Kessler. In: Harry Graf Kessler. Ein Wegbereiter der Moderne. Hg. von Gerhard Neumann und Günter Schmitzler. Freiburg i.Br. 1997, S. 135–153; und Ders., Harry Graf Kesslers Überlegungen zum modernen Kunstwerk im Spiegel des Dialogs mit Henry van de Velde. In: Harry Graf Kessler. Ein Wegbereiter der Moderne, S. 161–187. Zur »Josephslegende« vgl. Edition und ausgezeichnete Dokumentation in: SW XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, S. 63–86, sowie (Entstehung und Zeugnisse), S. 392–500.

Kesslers Eindrücke von den ›Ballets Russes‹ werden rasch zu Fantasien über ein *Projekt*, ein Projekt der Moderne – in Kooperation mit Diaghilew und seinen Künstlern. Er sah in den Jahren 1909–1913/14, oft in mehrfachen Aufführungen und an unterschiedlichen Theatern Europas, alle Ballette; zuerst »Pavillon d'Armide«, über das er an Hugo von Hofmannsthal schrieb, es sei »[g]anz phänomenal«. <sup>11</sup> Unermüdlich propagierte er dieses »Wunderbarste«, was er »in dieser Kunst«, <sup>12</sup> außer der Ruth (gemeint ist Ruth St. Denis), <sup>13</sup> gesehen habe, unter den Künstlern und Kunstkennern seines Umkreises. Hofmannsthal sucht er schon nach seinen ersten Erlebnissen des Tanz-Genies Nijinsky dafür zu gewinnen, ein Ballett für ihn zu schreiben: »Wenn du je ein Ballett schreibst (mit Strauss), müssen wir diesen jungen Nijinski bekommen.« <sup>14</sup> Und als Hofmannsthal es 1911 immer noch nicht geschafft hat, eine Aufführung zu sehen:

Nijinsky ist ein Genie, ein Genie ganz einziger Art, wie es unsere Zeit nicht gesehen hat, und wie wir es uns kaum in irgendeiner andren Zeit, außer vielleicht in der Antike, vorstellen können. Diese Verbindung von absoluter körperlicher Schönheit, Jugend und Grazie mit der äußersten gymnastischen athletischen Kraft und einer mimischen Gabe, die einem fortwährenden Dichten, einer fortwährenden genialen *Schöpfung* gleichkommt, muß man sehen; vorstellen kann man sich das, ohne es gesehen zu haben, absolut nicht. Ich sage da nicht nur, was ich empfinde, sondern was so verschiedene Naturen wie Maillol und Rilke spontan empfunden haben. <sup>15</sup>

Kessler brachte Nijinsky zu Maillol, als Modell der Apollo-Statue für das Nietzsche-Denkmal; er suchte Rilke für ein Ballett für Nijinsky zu interessieren – im Kontext der Begegnungen mit Rodin. Und Kessler notiert in seinem Tagebuch Rilkes Plan, unter dem Eindruck von Nijinskys »Licorne«, »ein Gedicht, jedenfalls Etwas Dramatisches« <sup>16</sup> zu schreiben. In diesem Geflecht von europäischen Künstler-Beziehungen, die Kessler um Nijinsky – als Stern einer neuen Tanzkunst – anordnete, kristallisie-

<sup>11</sup> BW Kessler, Brief vom 28.5.1909, S. 233.

<sup>12</sup> Ebd., S. 234.

<sup>13</sup> Vgl. Gabriele Brandstetter, Der Traum vom anderen Tanz. Hofmannsthals Ästhetik des Schöpferischen im Dialog ›Furcht‹. In: Freiburger Universitätsblätter 30, 1991, H. 112: Hugo von Hofmannsthal: Dichtung als Vermittlung der Künste, S. 37–58.

<sup>14</sup> BW Kessler, S. 234

<sup>15</sup> Ebd., Brief vom 25.6.1911, S. 331.

<sup>16</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 14.7.1911, S. 708, vgl. auch Marbach Sonderausgabe, 1992, S. 10 (aus dem Nachlass Kesslers).



ren sich zwei Muster seiner Kunstpolitik heraus, die wegweisend sind für die Moderne: erstens: Kessler als Diagnostiker des Publikums; und zweitens: Kesslers Ästhetik des Körpers im Kontext der Tanzmoderne.

Beide möchte ich, mit einem genaueren Blick auf die ›Ballets Russes‹-Werke »L'Après-midi d'un Faune« (1911) und »Le Sacre du Printemps« (1913), ausführen.

### Kessler als Diagnostiker des Publikums

In der Zeit der Saisons der ›Ballets Russes‹ zwischen 1909 und 1914 ist Harry Graf Kessler nicht nur (wie auch insgesamt in der Kunst- und Theaterwelt) ein äußerst gebildeter Beobachter dieser Aufführungen, die er mit höchstem Kunstverstand, sicherem Gespür für das Neue und die spezifische Qualität der Darstellung und Form in seinen Tagebüchern und Briefen kommentiert. Zu diesem Prozess des ästhetischen Urteilens gehört auch seine Beobachtung der Beobachter. Seine präzise, oft pointierte Betrachtung der Betrachter wird nicht nur zu einem lebendigen Zeitspiegel, in dem die Begeisterungen und Abneigungen, die Urteile und Fehlurteile der Zeitgenossen, des bürgerlichen, des adligen, des intellektuellen und des snobistischen Kunstpublikums porträtiert sind. Kessler entwickelt mit und in diesen Skizzen über Meinungen und Kunstkontroversen zugleich ein Szenario für eine Ästhetik der Moderne, das diese wie mit einer doppelten Belichtung abbildet. Ja, man könnte sagen: Kesslers Schreiben über eine »Kunst des Publikums« – in der Tagebuch-Praxis ebenso wie in der Theorie, in seinem kurzen Essay »Kunst und Publikum«<sup>17</sup> – nimmt aktuelle Theorien von Zuschauer und Publikum<sup>18</sup> vorweg, die heute in der Theaterwissenschaft diskutiert werden. Kesslers Grundthese besagt, dass die Formen des Publikums in der Antike (und in den religiösen Ritualen alter Kulturen) – »die religiös erregte Menge«<sup>19</sup> – in der Moderne durch eine »Vielheit des Publikums«<sup>20</sup>

<sup>17</sup> Vgl. Harry Graf Kessler, Kunst und Publikum. In: Die Neue Rundschau, XVII. Jahrgang der freien Bühne. Bd. 1. Berlin 1906, S. 112–116.

<sup>18</sup> Vgl. Jacques Rancière, Der emanzipierte Zuschauer. Wien 2009; Gabriele Brandstetter, Figuration der Unschärfe. Der (un)beteiligte Betrachter. In: Texte zur Kunst 15, Juni 2005, H. 58, S. 74–79; Erika Fischer-Lichte, Die Entdeckung des Zuschauers. Paradigmenwechsel auf dem Theater des 20. Jahrhunderts. Tübingen/Basel 1997.

<sup>19</sup> Harry Graf Kessler, Kunst und Publikum (wie Anm. 17), S. 113.

<sup>20</sup> Ebd., S. 112.

ersetzt seien. Die Vielzahl und Differenzierung der Kunstereignisse gehe einher mit einer Diversifizierung der Betrachter. So müsse man, laut Kessler, Publikum im Plural betrachten, nicht »das« Publikum, nicht Ein Publikum, sondern ebenso viele Publika – ich kann leider kein anderes gleich anschauliches Wort finden – wie es Werke, Spieler, Lehrer gibt.«<sup>21</sup> Das Plädoyer, das aus diesem Befund folgt, zielt auf die Bildung der ästhetischen Wahrnehmung, damit die Sinnlichkeit der Kunst (und hier argumentiert Kessler nicht nur kunsttheoretisch und philosophisch, sondern auch mit den Erkenntnissen der psycho-physischen Wissenschaft, z.B. von Wilhelm Wundt) bewusst rezipiert werden könne. Nicht nur eine »Schule des Sehens« (wie Oskar Kokoschka formulierte), sondern gar eine »Gymnastik des Empfindens« müsse die Sinne der Betrachter »träniieren«<sup>22</sup> (wie Kessler sagt, ganz bewusst mit einem Begriff aus dem Sport und der Körperkultur).

Wie zeigt sich nun aber die Praxis einer solchen Kunst des Publikums? Und wie beobachtet wiederum Kessler diese Spaltungen in den Vielheiten der ›Publika‹?

Das Tagebuch wird dabei zum ›Publikations‹-Raum, zum Publikums-Ort für die Spiegelungen unterschiedlicher Betrachterstandpunkte der ästhetischen Wahrnehmung. Besonders prägnante Beispiele dafür sind die beiden ›Skandal-Ballete der ›Ballets Russes‹, »L'Après-midi d'un Faune« und »Le Sacre du Printemps« – beide von Nijinsky choreographiert. Über die Aufführung des »Faun« in Berlin (an der Kroll-Oper) schreibt Kessler, wie Nijinsky auf ein geteiltes Echo stößt: »Stürmischer Erfolg des Faun, der wiederholt werden musste. Nur Bie drehte sich herum und flüsterte: ›Daran finde ich Nichts.‹ Ich fast noch mehr als in Paris ergriffen.«<sup>23</sup> Mit wenigen Zeilen kontrastiert Kessler seine persönliche Berührtheit, die Begeisterung des Publikums (zu dem ›ganz Berlin‹, d.h. Künstler und Kulturschaffende, zählt) und die Gegenposition von Oskar Bie – dem Kritiker-Papst, einem der größten Ballettkenner und Tanz-Schriftsteller dieser Zeit, der jedoch ganz konservativ der ›alten‹ Schule des klassischen Balletts anhing.<sup>24</sup> Gegen Ende des Ballettabends, nach

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Ebd., S. 115.

<sup>23</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 10.12.1912, S. 861f.

<sup>24</sup> Vgl. Oskar Bie, Das Ballett. Mit 3 mehrfarbigen Kunstbeilagen und 14 Vollbildern in Tonätzung. Berlin 1905.

Nijinskys Auftritt in dem Ballett »Carnaval« zur Musik Robert Schumanns, beobachtet Kessler die Verwandlung des Publikums: wie es sich »erheben und in die Traumwelt des Karnevals hineinstürzen« wollte. Nijinskys Genie habe, so Kessler, aus den »steifen Berlinern« ein »Neapolitanisches, südliches Publikum«<sup>25</sup> gemacht.

Die Kritiken und Urteile von Theaterleuten und anderen Künstlern passieren im Tagebuch oft in kurzen Streiflichtern – und entwerfen das Spektrum eines vielfältigen Betrachter-Szenarios im Gegenüber der Aufführungen: so, wenn Sarah Bernhardt mitten im Gespräch mit Max Reinhardt, mit Kessler und D’Annunzio diskutiert und mit »der heftigsten Abneigung« von »den Russen« spricht, »deren Tanz kein Tanz, deren Dekorationen und Kostüme namentlich in der Farbe ›barbares, ›horribles, ›infects‹ seien. Sie habe sich an der Brüstung ihrer Loge festklammern müssen, um nicht fortzulaufen.«<sup>26</sup> Damit ist nicht nur ein Geschmacksurteil von Sarah Bernhardts Eindruck von den ›Ballets Russes‹ festgehalten; Kesslers kleines Porträt gibt auch die gestische Dimension, die exaltierte Situation wieder, in der dieses Kunsturteil zugleich zu einer Szene der Diva wird. Oft sind es solche kleinen, szenischen Skizzen und Porträts, die unterschiedliche Betrachter-Perspektiven aus jenen Kreisen, in denen Kessler sich bewegte, zu einem Kaleidoskop der ›Publika‹ der ›Ballets Russes‹ fügen. So etwa, wenn Kessler zur Premiere von Nijinskys »Faun« (dessen Produktion und Rezeption er begleitet) notiert, wie er mit Jean Cocteau über den Artikel spricht, den Roger Marx im Namen von Rodin lancieren soll: Marx habe Rodins Aussprüche über

<sup>25</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 10.12.1912, S. 862.

<sup>26</sup> Ebd., 28.5.1912, S. 832. – Die Äußerung Sarah Bernhardts ist insbesondere aufschlussreich in ihrem Urteil über die Kostüme: Denn die Kostüme von Léon Bakst führten in Paris, insbesondere nach »Sheherazade« (1911), zu einer regelrechten Mode-Welle à la ›Ballets Russes‹, in Kreationen von Paul Poiret u.a. (vgl. Gabriele Brandstetter, Virtuosos Gesamtkunstwerk? Steigerung, Exzess und Unterbietung in der Ästhetik der ›Ballets Russes‹. In: Genie – Virtuose – Dilettant. Konfigurationen romantischer Schöpfungsästhetik. Hg. von Ders. und Gerhard Neumann. Würzburg 2011, S. 179–198); dies scheint für den Geschmack von Sarah Bernhardt, die selbst eine Modeikone ihrer Zeit war, ein Affront gewesen zu sein. Vgl. Jane Pritchard (Hg.), Diaghilev and the Golden Age of the Ballets Russes 1909–1929. London 2010.



Abb. 1: Georg Kolbe, Tänzer (Nijinsky), 1913/19. Bildarchiv Georg Kolbe Museum, Foto: Markus Hilbig

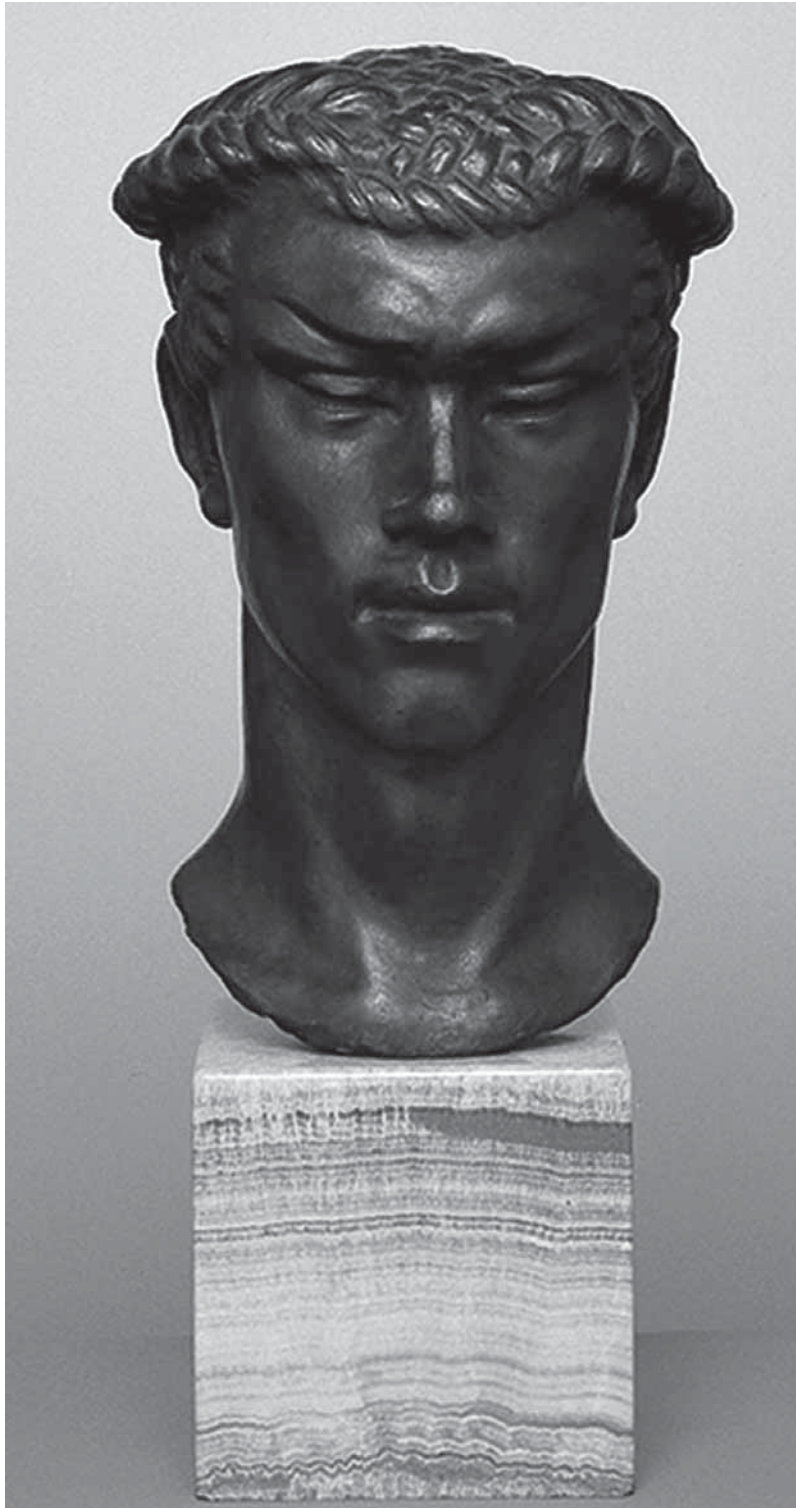


Abb. 2: Vincenza Una Troubridge, Vaslaw Nijinsky in »L'Après-midi d'un Faune«. Bronzestatuette, signiert und datiert 1912/13, nummeriert 3/3, Höhe 32 cm

»L'Après-midi d'un Faune« zu sammeln versucht, doch Rodin habe immer nur gesagt: »C'est de l'antique, c'est de l'antique«<sup>27</sup> – und daraus lasse sich wohl schwer ein Artikel spinnen – worauf Cocteau meint, Marx werde das schon hinbekommen. Und danach wird Kessler zum aufmerksamen Chronisten der öffentlichen Kontroverse, die durch diesen Artikel im »Matin« und durch einen Gegenartikel des Chefredakteurs des »Figaro«, Gaston Calmette, der den »Faun« als »widerlich und obszön« einstuft, hervorgerufen wird.<sup>28</sup>

Während Kessler den Skandal um Nijinskys Darstellung des »Faun« mehr in seinen öffentlichen Formen der Zeitungsartikel und ihrer Protagonisten verfolgt – und zugleich in der »Hinterbühne« dieser Szenen, nämlich im Atelier Rodins<sup>29</sup> –, berichtet er vom Aufruhr, den Nijinskys »Le Sacre du Printemps« verursachte, direkt aus dem Zuschauerraum. Zugleich gibt er aber auch Einblick in zwei weitere Betrachter-Szenarios, eines *vor* und eines *nach* der Premiere, so dass der vielfach dokumentierte Skandal von »Le Sacre du Printemps«, den Gustave de Pavlovsky als »massacre du printemps«<sup>30</sup> bezeichnete, relativiert wurde. Über den Aufruhr im Zuschauerraum, der von vielen Zeitzeugen, z.B. von Cocteau, Carl van Vechten, Valentine Gross-Hugo, farbig und höchst emotional beschrieben wurde, berichtet Kessler im Tagebuch nur knapp und trocken:

Das Publikum, das glänzendste Haus, das ich in Paris je gesehen habe, Aristokratie, Diplomaten, Halbwelt, war von Anfang an unruhig, lachte, zischelte, machte Witze; hier und dort standen Einige auf. Strawinski, der mit seiner Frau hinter uns sass, raste nach kaum fünf Minuten wie ein Besessener hinaus. Plötzlich rief aus der Galerie eine Stentorstimme: »Allons, les grues du Seizième (das 16<sup>te</sup> Arrondissement, das der eleganten Welt), allez vous bientôt nous ficher la paix?« Die Antwort kam aus einer Loge »Les voilà ceux qui sont murs pour l'annexion.« Im selben Augenblick bekamen in Astrucs Loge d'Annunzio und Debussy Krakehl mit den Herren der Nebenloge, denen sie ins Gesicht schrien: »Tas d'imbéciles.« Jetzt wurde der Lärm allgemein. Man

<sup>27</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 30.05.1911, S. 834.

<sup>28</sup> Ebd., 30.05.1911, S. 835.

<sup>29</sup> Vgl. ebd., 30.5./31.5.1911, S. 835–838.

<sup>30</sup> Zit. nach François Lesure (Hg.), Igor Stravinsky. Le Sacre du printemps. Dossier de Presse. Press-Book. Genf 1980, S. 20; siehe auch Gabriele Brandstetter, Ritual als Szene und Diskurs. Kunst und Wissenschaft um 1900 – am Beispiel von Le Sacre du printemps. In: Konzepte der Moderne. Hg. von Gerhart von Graevenitz. Stuttgart/Weimar 1999, S. 367–388, hier S. 367.

hörte Astruc rufen: »Attendez la fin; vous sifflez après« und als Antwort aus dem Parkett die Frage: »Dans combien de temps?« worauf Diaghilew replizierte: Dans cinq minutes. Pautrier hinter mir schrie: Qu'on leur joue le Tango; Marie Murat stritt sich laut mit ihrem Bruder. Gide, Ghéon die ganz Nouv Rev Franc stand wie die Phalanx im Logengang und bändigte durch Zurufe die Corbeille, die Logen der Polignacs, Rohans, Murats u.s.w. Und über diesen Höllenlärm giengen immerfort wie Sturmwetter Lachsalven und gegnerisches Klatschen, während die Musik wütete und auf der Bühne die Tänzer unentwegt und emsig prähistorisch tanzten. Am Schluss der Vorstellung schlug Welt und Halbwelt aufs Haupt, ehe frenetischer Beifall siegte, so dass sich Strawinski und Nijinski zeigten und immer wieder verbeugen konnten.<sup>31</sup>

In Kesslers Bericht wird der Raum des Publikums zu einer vielfältig gegliederten Topographie des Aufruhrs. Geradezu eine Choreographie und Szenerie von Aktion und Gegenaktionen verteilen sich hier im Verlauf der Vorstellung: Logen und Parkett, Galerien, Gänge und Balkon, segmentiert in soziale Schichten und Protagonisten des Fortschritts und der Tradition, der Mode und des Snobismus – zwischen Tango (der in Paris um 1913 *der* Modetanz war) und Ballett. Kessler greift einzelne Stimmen, Figuren, Aktionen und ›Corps‹-Bewegungen – wie z.B. die Phalanx der »Nouvelle Revue Française« im Logengang oder die Klatsch-Salven – auf und zeichnet damit die Dynamik im Auditorium als eine Art ›Counter‹-Ballett zum ›Frühlingsopfer‹-Ritual auf der Bühne.<sup>32</sup> Diese große Szene des Skandals wird nun gleichsam vor- und nachbereitet durch Kesslers Berichte von den Proben und Backstage-Ereignissen. Einen Tag *vor* (!) der Premiere berichtet er, dass er zur Probe von »Le Sacre du Printemps« ins »Théâtre des Champs Elysées« ging, die Probe zwar verpasste, danach aber »mit Diaghilew, Nijinski, Strawinsky, Ravel, Werth, Mme Edwards, Gide, Bakst, Oscar Fried usw. zu Larue«<sup>33</sup> zum Dinieren ging, »wo allgemein die Ansicht herrschte, dass es morgen Abend bei der Premiere einen Skandal geben würde«.<sup>34</sup>

<sup>31</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 29.5.1913, S. 886.

<sup>32</sup> Zur Interpretation der ›Ritual‹-Inszenierung in Strawinskys/Nijinskys »Le Sacre du printemps« vgl. Brandstetter, Ritual als Szene und Diskurs (wie Anm. 30).

<sup>33</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 28.5.1913, S. 885.

<sup>34</sup> Ebd., S. 885f.

---

---

# LE SACRE DU PRINTEMPS

Tableaux de la Russie païenne en 2 actes, de Igor STRAWINSKY et Nicolas RČERICH

Musique de Igor STRAWINSKY

Chorégraphie de NIJINSKY

Décors et Costumes de Nicolas RČERICH

Décor du 1<sup>er</sup> acte exécuté par M. ALLEGRI; Décor du 2<sup>e</sup> acte exécuté par MM. IAKOVLEW et NAOUMOW  
Costumes exécutés par M. CAFFI

==== 1<sup>er</sup> ACTE ====

*Les adolescentes*: M<sup>mes</sup> Piltz, Tchernychowa, Maïkerska, Pflanz, Kopytsinska, Konietska, Kokhlowa, Poiré, Ramberg, Doris.

*Les femmes*: M<sup>mes</sup> Wasilewska, Bonietska, Ie-serska, Dombrowska, Pojerska, Razoumowitch, Boni, Maningsowa, Joulitska, Bromney.

*Une vieille femme de 300 ans*: M<sup>me</sup> Gouliouk.

*Un vieux sage*: M. Vorontzow.

*Les vieillards*: Fedorow, Froman, Sergueiew-Statkevitch, Kowalsky, Maliguine, Kostetsky, Zelinsky.

*Cinq jeunes gens*: MM. Kremnew, Kotchetowsky, Gavrilow, Bourman, Zverew.

*Six adolescents*: MM. Semenow, Rakmanow, Ivanowsky, Warzinsky, Romanow, Oumansky.

*Cinq jeunes hommes*: MM. Savitsky, Tarassow, Kegler, Loboïko, Goudine.

==== 2<sup>e</sup> ACTE ====

*La vierge Elue*: M<sup>lle</sup> Piltz.

*Les adolescentes*: M<sup>mes</sup> Tchernychowa, Kopytsinska, Maïkerska, Pflanz, Bonietska, Dombrowska, Hokhlowa, Doris, Maningsowa, Poiré, Ramberg, Boni.

*Les Aïeux des Hommes*: MM. Semenow, Rakmanow, Romanow, Ivanowsky, Oumansky, Warzinsky, Froman, Fedorow, Kowalsky, Statkevitch, Kotchetowsky, Kremnew, Bourman, Gavrilow, Sveriew, Tarassow, Savitsky, Kegler, Loboïko, Goudine.



Photo Berl.

M. STRAWINSKY

---

---

Abb. 3: Programm des Théâtre des Champs-Élysées, russische Saison, 29. Mai 1913



Der Skandal der Uraufführung wird – durch diese Prämisse eines ›erwarteten‹ Skandals – gleichsam zu einem Teil der Inszenierung und ihrer Propaganda. Umso mehr teilt sich die Szene und die Aufmerksamkeit eines Beobachters wie Kessler auf in die Vorstellung *auf* der Bühne und in das Beobachten der Beobachter – der Geschehnisse – *im* Publikum. Der Ausklang des Abends krönt gewissermaßen die unterschiedlichen ›stagings‹ dieser »Frühlingsweihe«: Zum ›wilden‹ Tanz auf der Bühne und zu den wilden Ausschreitungen im Zuschauerraum kam nun, wie Kessler schreibt, nach dem Souper, um drei Uhr morgens

eine wilde Fahrt durch die nächtliche im Mondschein wie ausgestorbene Stadt, Bakst sein Taschentuch am Spazierstock wie eine Fahne schwenkend, Cocteau und ich hoch oben auf dem Dach des Autos, Nijinski in Frack und hohem Hut still vergnügt in sich hineinlächelnd. Der Morgen dämmerte, als mich die wilde, lustige Gesellschaft an meiner Tour d'Argent absetzte.<sup>35</sup>

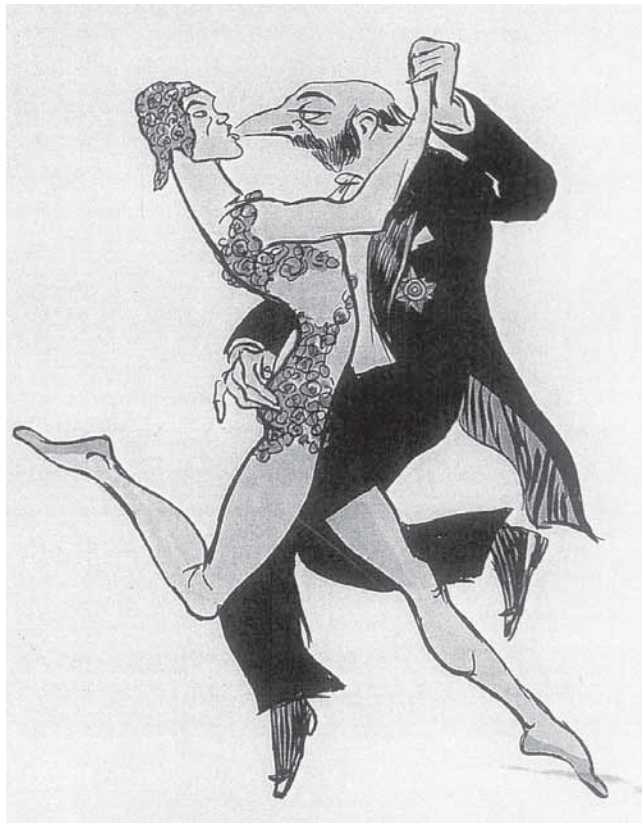


Abb. 4: Sem (Georges Gousat), »Le Massacre du Printemps«, 1913

<sup>35</sup> Ebd., S. 886f.

Dieses Nach-Spiel hat Züge einer komödiantischen Coda zum tragischen Mittel-Teil mit dem Frühlingsopfer der Bühnen-Choreographie.

Das gesamte Ereignis freilich wird im Zeichen des ›Wilden‹ (jenes Adjektiv, das am häufigsten vorkommt in Kesslers Bericht) kommentiert: eine Idee des ›sauvage‹, die mit dem Opfer-Ritual des Balletts und den wilden Aktionen im Publikum zugleich auch das Wetterleuchten am Horizont des kommenden Kriegs erkennen lässt. In der Wortwahl von Kessler wird es zur »Beschreibung eines Kampfes«<sup>36</sup> im Auditorium ebenso wie in den stetig zunehmenden Einträgen zu den politischen Spannungen und militärischen Aufrüstungen in Erwartung der Kriegserklärung.

### Kesslers Ästhetik des Körpers im Blick auf die ›Ballets Russes‹ und die Tanzmoderne

Wie aber positioniert Kessler sein persönliches ästhetisches Urteil vor dem Hintergrund des Kunstgeschmacks und der Körperkultur-Ideen dieser Zeit? Kesslers Einschätzung von »Le Sacre du Printemps« zeigt seinen Blick für jene Qualitäten des Stücks, die es zu einem der radikalsten und wirkungsträchtigen Ereignisse im Tanz des 20. Jahrhunderts machten. In nur wenigen Sätzen markiert Kesslers Eintrag die ästhetische Matrix von »Sacre«: »Eine ganz neue Choreographie und Musik; Nijinskis Tanzstil so verschieden von Fokines wie Gauguins Malerei von [...] (Delacroix).«<sup>37</sup>

<sup>36</sup> Franz Kafkas »Beschreibung eines Kampfes« wurde etwa gleichzeitig im Band »Betrachtung« (1912) publiziert.

<sup>37</sup> Hier hat, laut Kommentar der Tagebuch-Edition, Kessler den Namen ›Delacroix‹ gestrichen (vgl. Harry Graf Kessler, Das Tagebuch [wie Anm. 4], S. 886). – Diesen Vergleich mit Gauguin verwendet Kessler auch im Brief an Hugo von Hofmannsthal vom 4. Juni 1913 (BW Kessler, S. 361): Hier streicht Kessler noch deutlicher heraus, dass diese Aufführung von »Sacre« »denkwürdig« gewesen sei – in »Nijinskis grandioser und absolut neuer Kunst rhythmischer Massenbewegungen«. Und Kessler vergleicht das Verhältnis Nijinsky/Fokine mit ›Gauguin‹ in Relation zu ›Bouguereau‹ – und weiter: »Ich habe die Empfindung, daß wir in Nijinskis choreographischer Phantasie Etwas ebenso überraschend Neues, Starkes, Revolutionäres vor uns haben wie etwa in der poetischen Phantasie eines Poe oder zeichnerischen eines Beardsley, gegenüber dem, was vor ihnen da war.« (Ebd., S. 361) Zu Kessler und die französische Kunst vgl. Beatrice von Bismarck, Harry Graf Kessler und die französische Kunst um die Jahrhundertwende. In: Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 42, 1988, H. 3: Sammler der frühen Moderne in Berlin, S. 47–62.

Eine durchaus neue Vision, etwas Niegesehenes, Packendes, Überzeugendes ist plötzlich da; eine neue Art von Wildheit in Unkunst und zugleich in Kunst: alle Form verwüstet, neue plötzlich aus dem Chaos auftauchend.<sup>38</sup>

Kessler markiert hier in knapper und präziser Weise, worin das Neue – die ›Vision‹, das ›Niegesehene‹ – von »Sacre« bestand: in der Art und Weise, wie Musik und Choreographie formal und emotional ›packend‹ waren; in der Ambivalenz von ›Kunst‹ und ›Unkunst‹, d.h. von künstlerischer Darstellung und Performanz eines rituellen Vorgangs; sowie in einem ästhetischen Ikonoklasmus, in dem die Konzepte von Schönheit, Grazie und klassischer Form des Balletts (als Theaterkunst) zerstört, invertiert und durch andere Gestaltungen von Körper und choreographischem Raum überschrieben wurden.

In dem Vergleich mit Gauguin ruft Kessler ein ganzes Kulturmuster seiner Zeit hervor, das mit einem Diskurs um die Konstruktion des Primitiven aus dem Geist der Kunst und Ethnologie der Moderne einhergeht.<sup>39</sup> Die Empfindung des Primitiven, des ›Wilden‹ als des fremden Eigenen zeigt sich in den Arbeiten Paul Gauguins in paradigmatischer Weise. Seine Malerei – und sein Leben in der fremden Kultur – verkörpert, was er selbst ein »Atelier der Tropen« nannte.<sup>40</sup> Jene »Dunkelzone«, die in der Selbstreflexion der europäischen Moderne mit dem ›Wilden‹, ›Primitiven‹, dem »Prähistorischen« (so Kessler im Tagebuch am 29. Mai 1913) oder der »Prä-Existenz« (Hugo von Hofmannsthal) bezeichnet wurde: der ›dark continent‹ des Eigenen, im Abject des Anderen und seinen dunklen Riten. Kessler äußert sich in den wenigen Passagen, die er zu »Sacre« schreibt (da er in dieser Zeit zu sehr mit seinem eigenen Entwurf der »Josephslegende« beschäftigt ist) wenig zum ›plot‹, zum *Thema* des Balletts. Die Fragen des Opfers, der Ritualität, werden kaum diskutiert, sondern eher verlagert: in die Analyse der Körperästhetik und der choreographischen Qualität von »Le Sacre du Printemps«. So erörtert er

<sup>38</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 28.5.1913, S. 886.

<sup>39</sup> Genaueres dazu – im Kontext von »Le Sacre du Printemps« zu Kunst und Wissenschaft, zum Mythos des ›Fremden‹ und zum Primitivismus, in: Brandstetter, Ritual als Szene und Diskurs (wie Anm. 30), S. 371ff. – Zum Thema des ›Primitiven und der Moderne vgl. u.a. Erhard Schüttpelz, Die Moderne im Spiegel des Primitiven. Weltliteratur und Ethnologie (1870–1960). Paderborn 2005; Nicola Gess, Primitives Denken. Wilde, Kinder und Wahnsinnige in der literarischen Moderne (Müller, Musil, Benn, Benjamin). München 2013; Burkhardt Wolf, Die Sorge des Souveräns. Eine Diskursgeschichte des Opfers. Zürich 2004.

<sup>40</sup> Vgl. Brandstetter, Ritual als Szene und Diskurs (wie Anm. 30).

in seinem »Vorwort an die Darsteller« der »Josephslegende«<sup>41</sup> die gleichberechtigte Verbindung von Musik und Tanz in Rhythmus und Ausdruck als Errungenschaft der Tanzmoderne seit Isadora Duncan und Ruth St. Denis. Und er bemerkt, in Hinsicht auf Nijinsky als Tänzer und Choreographen, dessen eigene Schöpfungen des »Faun« und vor allem

das grausige, urweltliche Opferfest in der »Frühlingsweihe«, stiessen mit unheimlicher Gestaltungskraft vor in Gebiete, die den Gegenpol bilden zu allem, was das klassische Ballett verherrlicht hat; sie rissen aus dem Urgrund der Seele, wo sich der Mensch vom Tier scheidet, dunkelste Begierden, Krämpfe, Schmerzen empor, die selbst der Musik verschlossen schienen.<sup>42</sup>

Kessler bewegt sich mit dieser Diagnose am »cutting edge« der Kulturtheorie und einer Ästhetik der Moderne im Jahr 1913 – jenem Jahr, in dem zu eben diesen Themen des »Primitiven« und der modernen Zivilisation soeben Sigmund Freuds »Totem und Tabu« erschienen war. In der bildenden Kunst waren es parallel die Bekenntnisse zum Neoprimativismus, zu den »Wilden« – etwa im »Blauen Reiter«, wo u.a. David Burljuk und Franz Marc über die »Neuen Wilden« in Expressionismus und russischem Kubofuturismus schrieben.<sup>43</sup>

Vor allem aber bewegt sich Kesslers – wenngleich knappe – Einschätzung von »Sacre« auf Augenhöhe mit der bedeutendsten kunstkritischen Abhandlung zu »Le Sacre du Printemps«, die dieses Werk in seinem paradigmatischen Charakter für die (Tanz-)Kunst der Moderne analysiert: Jacques Rivière im November 1913 in der »Nouvelle Revue Française« publizierter Artikel »Le Sacre du Printemps«.<sup>44</sup> Rivière beginnt seinen Essay mit dem Satz: »La grande nouveauté du *Sacre du Printemps*, c'est le renoncement à la »sauce«.<sup>45</sup> – »Die große Neuheit von *Le Sacre du Printemps* ist der Verzicht auf die »Sauce«.<sup>46</sup> Das kulinarische Element der »Sauce« wird im Weiteren zu einem Unterscheidungskriterium zur (be-

<sup>41</sup> Vgl. SW XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, S. 477–480.

<sup>42</sup> Ebd., S. 479.

<sup>43</sup> Vgl. Wassily Kandinsky/Franz Marc, *Der Blaue Reiter*. Originalausgabe 1912. Kommentierte Neuausgabe von Klaus Lankheit. München 2004; vgl. Felix Philipp Ingold, *Der große Bruch – Rußland im Epochenjahr 1913*. München 2000, S. 92ff.

<sup>44</sup> Vgl. den Abdruck in *Lesure* (Hg.), Igor Stravinsky (wie Anm. 30), S. 38–48.

<sup>45</sup> Ebd., S. 38.

<sup>46</sup> Jacques Rivière, *Le Sacre du Printemps*. Dt. Übers. von Charlotte Bomy und Margrit Vogt. In: *Tanz über Gräben. 100 Jahre »Le Sacre du Printemps«*. Eine Veranstaltung der Kulturstiftung des Bundes und des Zentrums für Bewegungsforschung an der Freien Universität Berlin, Programmheft zur Konferenz im Radialsystem. Berlin 2013, S. 8.

reits veralteten) Kunst der Stimmung, des Impressionismus, des Atmosphärischen (etwa bei Debussy oder bei den Malern des Impressionismus) oder im Tanz einer Loïe Fuller. Dem stellt Rivière – ganz ähnlich wie Kessler in seiner Bemerkung über Nijinskys Gegen-Choreographie zum klassischen Ballett<sup>47</sup> – den Purismus, die Härte, das Schnörkellose von »Sacre« gegenüber:

Das Werk ist vollkommen rein. Sauer und hart, wenn Sie so wollen; doch sein Geschmack wird von keinem Saft überdeckt, seine Struktur von keiner Kochkunst verändert oder verunreinigt. Dies ist kein »Kunstwerk« mit all den üblichen kleinen Tricks. Nichts Verschwommenes, nichts durch Schatten Verwischtes; keinerlei Schleier und keine poetischen Abmilderungen; keine Spur von Atmosphäre. Das Werk ist unbehandelt und unverfälscht, die einzelnen Teile bleiben roh, sie werden uns ohne Zusatz von Verdauungshilfe überliefert. Hier ist alles direkt, unberührt, klar und grob.<sup>48</sup>

Wie Kessler, der im Vorwort zur »Josephslegende« über die »Frühlingsweihe« sagt, sie stoße mit geradezu »unheimlicher Gestaltungskraft vor in Gebiete«, die »den Gegenpol bilden zu allem, was das klassische Ballett verherrlicht«,<sup>49</sup> so betont auch Rivière diese Kontraposition von »Sacre« zum traditionellen Ballett. Die Choreographie stehe in

keinerlei Beziehung mehr [mit dem] klassischen Tanz. Alles wird neu begonnen, alles wird hart erarbeitet, alles wird neu erfunden. Die Neuheit ist so brutal und so roh, dass wir dem Publikum das Recht nicht verwehren dürfen, sich dagegen aufzulehnen – ein Recht, von dem es nur allzu gründlich Gebrauch gemacht hat.<sup>50</sup>

Neu ist in »Sacre« die choreographische Anordnung der Bewegung der Tänzer im Raum. Und neu, »brutal« – »almost bestial«, wie Bronislawa Nijinska, die Schwester Nijinskys über die Proben schreibt<sup>51</sup> – ist die antiballetthafte Arbeit mit dem Körper.

<sup>47</sup> Vgl. Harry Graf Kessler, Vorwort an die Darsteller. In: SW XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, S. 479.

<sup>48</sup> Rivière, *Le Sacre du Printemps* (wie Anm. 46), S. 8.

<sup>49</sup> Vgl. Harry Graf Kessler, Vorwort an die Darsteller (wie Anm. 47), S. 479.

<sup>50</sup> Rivière, *Le Sacre du Printemps* (wie Anm. 46), S. 8.

<sup>51</sup> Vgl. Bronislawa Nijinska, *Early Memoirs*. London/Boston 1982, S. 459.



Abb. 5: Fotografie von Charles Gerschel, »Sacre du Printemps«, 1913, aus »Le Théâtre« vom 1. Juli 1913

Die Formation des Raums war durch Nicholas Roerichs Bühnenbild – das einen rituellen Raum für das sagenhafte ›prähistorische‹ slawische Frühlingsopfer darstellte – und durch Nijinskys korrespondierende choreographische Körper-Anordnung strukturiert.

Valentine Gross-Hugos Bilder und Skizzen vermitteln einen Eindruck von dieser Räumlichkeit, die in ihren Mustern absticht von den symmetrischen und ornamentalen Figurationen des Balletts: »Die gesamte Choreographie des ›Sacre‹ ist von einer Asymmetrie durchsetzt, die das Wesen des Werks ausmacht«, schreibt Jacques Rivière.<sup>52</sup> Dabei ergibt die Struktur der Bewegung, in klar und einfach strukturierten Formationen von Kreisen, Linie, Schlangenlinien, Doppelkreisen in Gegenbewegung, und geschlossenen Blöcken der Körper eine neue Dynamik des Aufeinandertreffens dessen, was Kessler »die Menge«<sup>53</sup> nennt.

Roerichs Bilder – die heute, wie auch sein Bühnenbild und die Kostüme, folkloristisch und naiv wirken – inspirierten, wie Bronislaw Nijinska berichtet, Nijinsky:

<sup>52</sup> Rivière, *Le Sacre du Printemps* (wie Anm. 46), S. 8.

<sup>53</sup> Harry Graf Kessler, *Kunst und Publikum* (wie Anm. 17), S. 113.

›Now that I am working on *Sacre*, Vaslav went on, ›Roerich’s art inspires me as much as does Stravinsky’s powerful music – his paintings, *The Idols of Ancient Russia*, *The Daughters of the Earth*, and particularly the painting called, I think, *The Call of the Sun*. [...] Roerich has talked to me at length about his paintings in this series that he describes as the awakening of the spring of primeval man. In *Sacre* I want to emulate this spirit of the prehistoric Slavs.<sup>54</sup>

Roerichs Malerei war beeinflusst von Paul Gauguin und Puvis de Chavanne, mit deren Arbeiten er während eines längeren Paris-Aufenthalts bekannt geworden war. Insofern weist der Vergleich mit der Kunst Gauguins, den Kessler in Bezug auf die Choreographie von Nijinsky anstellt, auch auf die Verknüpfung von Raumgestaltung, Körperdarstellung, Farbigkeit und Reduktion von »Sacre« als Formprinzipien.

Mehr noch als die choreographische Struktur ist es die Darstellung des Körpers, die in Nijinskys Arbeit ›antiballetthaft‹ ist – und für Publikum und Tanzwelt einen Affront darstellte: Nijinskys »Crime against Grace«.<sup>55</sup>

Die Tänzer bewegten sich *nicht* nach den Regeln der ›danse d’école‹ des klassischen Balletts. Stattdessen: eingedrehte Füße, abgeknickte Köpfe, gewinkelte Arme, die Bewegungen eckig und abrupt, chorisch stampfend, in Repetitionen, laufend, stürzend, auf den Boden geworfen. Gustave de Pavlovsky schrieb in einer Rezension in der Zeitschrift »Comœdia« (31. Mai 1913):

C’est cette même impression que nous ressentons devant ces gestes saccadés d’automates préhistoriques, devant ces attitudes spontanées et irraisonnées que nous offre »Le Sacre du Printemps«, et tout cela, malgré les dissonances, donne une impression d’automaticité animale, de réflexes convulsifs d’un style très précis, d’un genre très délimité. Et n’est-ce point tout justement cette impression d’animalité, de réflexes instinctifs que voulaient nous donner les auteurs?<sup>56</sup>

<sup>54</sup> Vgl. Nijinska, *Early Memoirs* (wie Anm. 51), S. 449; zu Nicholas Roerich vgl. Jacqueline Decter, *Nicholas Roerich, Leben und Werk eines russischen Meisters* [in Zusammenarbeit mit dem Nicholas Roerich Museum]. Basel 1989.

<sup>55</sup> Vgl. Millicent Hodson, *Nijinsky’s Crime against Grace. Reconstruction Score of the Original Choreography for Le Sacre du Printemps*. Stuyvesant/New York 1996.

<sup>56</sup> Gustave de Pavlovski, *Le Sacre du Printemps*. In: Lesure (Hg.), *Igor Stravinsky* (wie Anm. 30), S. 18–20, hier S. 20.

Die brennende Frage nach einer ›anderen‹ Ästhetik des Körpers im Tanz, nach einem Aufbruch in eine Ausdrucksdimension, die die Schönheitsmuster des traditionellen Balletts verlässt und die zugleich doch ganz aus der Bewegung und nicht aus dem Pantomimischen schöpft, treibt auch Kesslers Reflexion über die ›Ballets Russes‹. Nijinsky verkörpert diese neue Ästhetik. Die Verwandlungskraft seiner körperlichen Darstellung, die Kühnheit seiner Bewegungs(er)findung vergleicht Kessler mit der Kunst der Plastik – und zugleich, ähnlich wie Rivière und Gustave de Pavlovsky– mit einer genialen körperlichen Evokation *und* Reflexion der Grenze von Mensch und »animal«. So schreibt Kessler nach der Aufführung des »Faun« in Berlin im Tagebuch, er sei fast noch mehr ergriffen als in Paris:

Der Faun: das Tier, das den Menschen ahnt, das ahnt, was es heisst, Mensch zu sein, ein Tier das vergleicht, das sich und die andren vergleicht, erstes Aufflammen der Reflexion und damit der Tragik und auch der Komik; aber die Tragik überwiegend. Man meint, in allen Bewegungen von Nijinski zu fühlen, dass es ein Tier ist, das sich seiner Nacktheit schämt (Sündenfall). Äusserste Konzentration des Ausdrucks; eine solche Gewalt in der Sparsamkeit der Mittel erreicht nur das Genie.<sup>57</sup>



Abb. 6: Malvina Hoffman, Nijinsky als Faun. Bronze, ca. 1912

<sup>57</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 10.12.1912, S. 861f., hier S. 862



Dieses Moment der Transgression, aus dem »Urgrund der Seele, wo sich der Mensch vom Tier scheidet«,<sup>58</sup> umkreist Kessler in seinen Fragen nach dem Neuen, nach dem Fremden in der Körperlichkeit Nijinskys immer wieder. So berichtet er auch, anlässlich der Vorstellungen der ›Ballets Russes‹ in London, im Februar 1913, bei Gelegenheit eines Tees bei Lady Speyer,<sup>59</sup> wie diese »mit einer merkwürdigen Mischung von Abscheu und Bewunderung von Nijinsky«<sup>60</sup> und seinem »Faun« sprach. »Er sei zweifellos ein Genie, aber gleichzeitig auch eine Art von Monstrum. Im Faun habe er in ihr Seiten berührt, vor denen sie sich fürchte: die tierischen, die ungeklärten, dunklen Triebe.«<sup>61</sup> Kessler diagnostiziert diese Doppelseitigkeit – zwischen »Monstrum« und »Genie«, zwischen Bewunderung und Abscheu – als eben jenes Kriterium des Modernen, das das Publikum spaltet.<sup>62</sup> Eben diesen Kunststreit – in den Fragen einer neuen Ästhetik, die lebendig, sinnlich, körpernah ist – hält Kessler in seinen Tagebüchern fest: in seinen Beobachtungen der ›Ballets Russes‹ erscheint diese Thematik wie ein roter Faden.

Worin besteht die Form des Körpers, im Tanz, in der Plastik, in Proportion, Volumen, Schwere, Verwandlungen und Modellierungen von Oberflächen und Bewegungen? Es ist eine Frage, die Rilke mit Blick auf Rodin erörtert. Und die Kessler in den Arbeiten mit und im Atelier Maillols beschäftigt. Eine Auseinandersetzung zwischen Misia Edwards, Kessler und Waslaw Nijinsky wirft Licht auf diese Kunst der

<sup>58</sup> Ders., Vorwort an die Darsteller (wie Anm. 47), S. 479. – Zu Kesslers Konzept der »Josephslegende«, in der Kooperation mit Diaghilew und Nijinsky einerseits und mit Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauss und deren divergierenden ästhetischen Konzepten andererseits vgl. die umfassende Studie von Günter Schnitzler, Hofmannsthal, Kessler, Strauss: Die »Josephslegende«. Intermedialität und divergierende ästhetische Konzepte. In: Der Tanz in den Künsten 1770–1914. Hg. von Achim Aurnhammer und Günter Schnitzler. Freiburg i.Br. 2009, S. 307–344.

<sup>59</sup> Zu Harry Graf Kesslers Mäzenatentum (und seinem Verkehr im Kreise von Mäzenen) vgl. Hildegard Nabbe, Mäzenatentum und elitäre Kunst. Harry Graf Kessler als Schlüsselfigur für eine kulturelle Erneuerung um die Jahrhundertwende. In: DVjs 64, 1990, H. 4, S. 652–679.

<sup>60</sup> Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (wie Anm. 4), 22.2.1913, S. 868.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> So ergänzt er, auch im Blick auf die Konzeption der »Josephslegende« und aus der Argumentation seines Essays über »Kunst und Religion« heraus, im oben genannten Tagebucheintrag: »Zweifellos umgibt Nijinsky namentlich seit dem ›Faun‹ ausserhalb eines kleinen Kreises von Künstlern und Bewunderern überall diese Atmosphäre des Abscheus und der Furcht. In Wirklichkeit verträgt die Masse, vor Allem die kulturelle Masse, lebendige Kunst ebensowenig wie lebendige Religion; wo unwiderstehliches Genie sie zwingt, Kunst, die noch nicht sterilisiert und tot ist ins Auge zu fassen, hasst sie und entsetzt sich.« (Ebd.)

Körperplastik: Am 20. Juni 1913, kurz nach der Premiere von »Le Sacre du Printemps«, diskutieren sie beim Souper über Maillol: »Die Edwards gegen seinen dicken Frauentypus Nijinsky ergriff lebhaft für Maillol Partei.«<sup>63</sup> Misia Edwards wendet ein, weshalb Maillol nicht *schöne* Frauen darstelle. »Pourquoi lui faut-il des monstres?«<sup>64</sup> Nijinsky stritt dafür, dass gerade diese breiten, schweren Formen neue Proportionen, neue Linien und Massen ergäben: »Cela Sacre du Printemps. Alors vous pas aimez Sacre du Printemps.«<sup>65</sup>

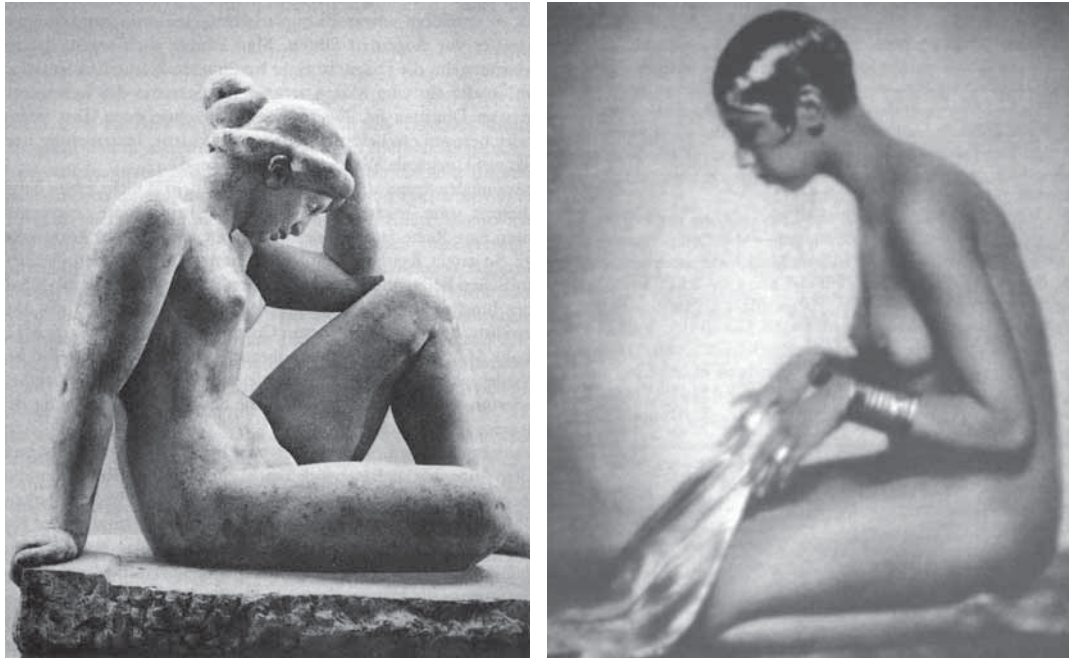


Abb. 7 und 8: Aristide Maillol, »La Méditerranée«, zwischen 1923 und 1927 (links); Josephine Baker, kauernnd (rechts)

Es ist eben dieser Umgang mit dem Körper als plastischem, als räumlichem Material, das die Ästhetik dieses Meisterwerks der Moderne prägt. Kessler erkennt Nijinsky als den Skulpteur eines neuen Tanzes; und er porträtiert ihn nicht nur als den Tänzer, der – im »Faun« und in anderen Rollen – diese neue Gestalt von Bewegung verkörpert, sondern auch als den Choreographen und Bildhauer, der Körper in ihrer Materialität herausfordernd neu gestaltet. Eine analoge Gegenüberstellung von Maillols

<sup>63</sup> Ebd., 20.6.1913, S. 897.

<sup>64</sup> Ebd.

<sup>65</sup> Ebd.

Plastik und Tänzerkörper – als Dialog einer Bewegungs-Sinnlichkeit – beschreibt Kessler etwa zehn Jahre später (1926) in der Begegnung mit Josephine Baker.

Am 24. Februar 1926 hat Kessler eine Gesellschaft von Künstlern und Intellektuellen zu sich nach Hause eingeladen – darunter auch Josephine Baker, deren Tanzkunst er bewundert und für die er ein Ballett (für die Bühne Max Reinhardts) plant, wiederum ist es, wie schon für Nijinsky als ›Joseph‹, ein biblisch-exotisch-erotisches Thema, nämlich: Motive aus dem Hohenlied Salomos.<sup>66</sup> Zunächst ist Baker zurückhaltend; dann taut sie auf – und tanzt eine Art Dialog mit Maillols großer sitzender Frauen-Plastik ›Méditerranée‹, die in Kesslers Salon steht: »Dann machte sie einige Bewegungen, stark und ausdrucksvoll grotesk, vor der grossen Maillol-Figur. Offenbar setzte sie sich mit dieser auseinander.«<sup>67</sup>

Und Kessler beschreibt detailliert die Modellierungen, Posen, die Wucht der Plastik und die »grotesk grandiosen Bewegungen der Baker«, die am Körper der Statue mehr interessiert war als an der illustren Künstler-Runde. »Genie sprach zu Genie«,<sup>68</sup> ist Kesslers Fazit – ähnlich wie in der Szene von Nijinsky, Maillol und Misia Edwards. Es ist jene ganz seiner Idee folgende (Proben-)Arbeit, von der es Berichte gibt, wie Nijinsky hart und fordernd das Ungewohnte dieser Bewegungen mit den Tänzern der ›Ballets Russes‹ trainierte.<sup>69</sup>

Zwischen Tier und Puppe: Jacques Rivière beschreibt Nijinskys Neukalibrierung des Körpers treffend:

Er [Nijinsky] nimmt seine Tänzer, arrangiert und dreht ihre Arme, er würde sie sogar zerbrechen, wenn er es wagte; er bearbeitet ihre Körper mit gnadenloser Brutalität, als seien sie Dinge; er verlangt ihnen unmögliche Bewegungen ab, Haltungen, die naturwidrig erscheinen. Doch dient dies dazu, ihre Ausdrucksmöglichkeiten bis ins Letzte auszuschöpfen. Und tatsächlich sprechen die Körper am Ende. Diese bizarren und gewaltsamen Formen machen etwas Unbekanntes sichtbar; sie stellen deutlich tausende komplizierte und geheimnisvolle Dinge dar, die wir nur noch anzuschauen haben.<sup>70</sup>

<sup>66</sup> Vgl. Harry Graf Kessler, Das Tagebuch. Bd. 9 (wie Anm. 6), 13.2.1926, S. 727f.

<sup>67</sup> Ebd., 24.2.1926, S. 738ff., hier S. 739.

<sup>68</sup> Ebd.

<sup>69</sup> Vgl. Nijinska, Early Memoirs (wie Anm. 51), S. 459.

<sup>70</sup> Rivière, Le Sacre du Printemps (wie Anm. 46), S. 8.

Eine Auseinandersetzung, die eben diese kontroverse Ästhetik im Umgang mit individuellem Körperausdruck einerseits und Arbeit mit dem Tänzer-Körper als ›Material‹, als Marionette andererseits zum Inhalt hat, berichtet Kessler von einem Frühstück mit Nijinsky, Edward Gordon Craig und dem Komponisten Vaughan Williams (den Craig für die Komposition der »Josephslegende« vorgeschlagen hatte).<sup>71</sup> Schon früher hatte Craig geäußert, dass er den »Faun« nicht möge, »weil die Figuren tot seien«.<sup>72</sup> In einer Diskussion über das Verhältnis von Regisseur und Schauspieler pointiert Craig zwei extreme Standpunkte: Individualität oder »totes Material«, wie »Marionetten«, und er betont, dass er (der Schöpfer der »Übermarionette«) heute das Erstere, also den individuellen Ausdruck, bevorzuge. »Nijinsky erwiderte er wolle lebendige Schauspieler, aber sie so lange bearbeiten bis sie wie totes Material gehorchten«.<sup>73</sup> – Und Kessler endet die Szene mit der Bemerkung, dass eine Einigung nicht zu erzielen war: eine offene Kontroverse.

Nijinsky hat – eben mit diesem Prinzip, als Choreograph – in »Sacre« jene Neuartigkeit tänzerischer Darstellung inauguriert, die Jacques Rivière als eine Art *neuer Grazie*, eine Grazie *nach* dem Bruch mit den Ballett-ideen von Anmut und Schwerelosigkeit, akzentuiert: Eine Grazie, die man in der Profilansicht der Gesichter finde (jenem Körperkonzept, das Nijinsky für den »Faun« erfindet und auch in »Sacre« einsetzt), »in den geöffneten und steifen Händen, im Beben«.<sup>74</sup> Und er verstärkt dies noch im Tanz der auserwählten Jungfrau: der Tanz des Opfers – »in ihren kurzen, verfehlenden Zuckungen, in ihrer Verlegenheit, der schrecklichen Erwartung, in seiner gezwungenen und entstellten Gangart und in dem in den Himmel gereckten Arm als Zeichen von Anrufung, Bedrohung und Schutz.«<sup>75</sup>

Zum Schluss also: *Das Opfer*. Es ist auffallend, dass Harry Graf Kessler das Thema des *Opfers*, das »Le Sacre du Printemps« beherrscht, nicht direkt anspricht. In seinen Bemerkungen zur Fremdheit der Form, zum Transgressiven eines »urweltlichen« grausigen Opferfestes, zur Psychologie des Verdrängten, *zwischen* Tier und Mensch, den Kultan, und

<sup>71</sup> Vgl. Harry Graf Kessler, *Das Tagebuch* (wie Anm. 4), 23.2.1913, S. 869.

<sup>72</sup> Ebd.

<sup>73</sup> Ebd.

<sup>74</sup> Rivière, *Le Sacre du Printemps* (wie Anm. 46), S. 8.

<sup>75</sup> Ebd.

»Krämpfen«<sup>76</sup> rührt er aber daran. – Und schließlich läuft in seinen Tagebucheintragungen, parallel zu den Kunstbegegnungen und den ästhetischen Debatten, eine kontinuierliche Beobachtung der politischen Spannungen in Europa – in die schon sehr früh eigene Kriegsvorbereitungen eingepasst sind: Während Kessler rastlos die Produktion, die komplizierte Kooperation zur »Josephslegende« zwischen Richard Strauss, Hofmannsthal, Diaghilew, Nijinsky (und später Léonide Massine) vorantreibt, beginnt er im Sommer 1913 bei seinem Regiment in Potsdam mit militärischen Übungen; und er notiert in kurzen Tagebucheinträgen: 25. Juni 1913 »im Auto nach Potsdam wo meine Übung angetreten. Bei der dritten Schwadron (Köckeritz).«<sup>77</sup> Oder 2. August 1913: »Frühst. Heymel. Exerzieren auf Feld.«<sup>78</sup> Am 26. Juni 1914 notiert Kessler: »Schlechte Nachrichten. Österreich soll Serbien den Krieg erklärt haben.«<sup>79</sup> Es ist »[e]in Tanz über Gräben.«<sup>80</sup> Begonnen hat dieser Tanz freilich schon früher und die Atmosphäre der kommenden Katastrophe – und ihrer ungezählten Opfer – trug sich auch in die sensiblen Bildwelten der Kunst ein. Harry Graf Kessler hat auch diese Sorge – dass der Körper der Kunst und der von ihm am meisten geschätzten Künstler der »Ballets Russes« das Opfer sein *könnte* – schon früh formuliert. In einem Brief an Hofmannsthal vom 10. November 1912 schreibt Kessler als Postskriptum:

Die Spannung zwischen Oesterreich und Serbien sieht von hier sehr beunruhigend aus. Sollte es diesmal wirklich zum Weltkrieg kommen? Und was wird dann aus Joseph? Wenn Ihr uns nur nicht den Nijinski abschießt!<sup>81</sup>

<sup>76</sup> Vgl. Harry Graf Kessler, Vorwort an die Darsteller (wie Anm. 47).

<sup>77</sup> Ders., Das Tagebuch (wie Anm. 4), 25.6.1913, S. 900.

<sup>78</sup> Ebd., S. 904.

<sup>79</sup> Ebd., S. 916.

<sup>80</sup> Vgl. Modris Eksteins, Tanz über Gräben. Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg. Reinbek bei Hamburg 1990.

<sup>81</sup> BW Kessler, S. 360.

## Abbildungsnachweise

- Abb. 1: Georg Kolbe, Tänzer (Nijinsky) 1913/19. Bildarchiv Georg Kolbe Museum, Foto: Markus Hilbig
- Abb. 2: Vincenza Una Troubridge, Vaslaw Nijinsky in »L'Après-midi d'un Faune«. Bronzebüste, signiert und datiert 1912/13, nummeriert 3/3, Höhe 32 cm. Theatre Museum London, Stiftung John Neumeier – Dance Collection
- Abb. 3: Heidy Zimmermann/Hermann Danuser (Hg.), Avatar of Modernity. The Rite of Spring Reconsidered. London: Boosey & Hawkes, Program of the Theatre des Champs-Elysee, Saison russe, 29. May 1913, S. 417
- Abb. 4: Nijinsky: legend and modernist – the dancer who changed the world. Katalog, Dans museet 2000, S. 105, Sem (Georges Goursat), »Le Massacre du Printemps«, 1913
- Abb. 5: Nijinsky's Crime Against Grace. Reconstruction of the Original Choreography for Le Sacre du Printemps. By Millicent Hodson. New York 1996, S. 106, Foto: Reconstruction of Nijinsky's Le Sacre du Printemps by Millicent Hodson and Kenneth Archer (1987)
- Abb. 6: Nijinsky: legend and modernist – the dancer who changed the world. Katalog, Dans museet 2000, S. 99, Malvina Hoffman, Nijinsky as the Faun, bronze, ca. 1912
- Abb. 7: Harry Graf Kessler: Ein Wegbereiter der Moderne. Hg. von Gerhard Neumann und Günter Schnitzler. Freiburg i.Br. 1997, darin: Gerhard Neumann, Wahrnehmungswandel um 1900. Harry Graf Kessler als Diarist, S. 54
- Abb. 8: Harry Graf Kessler: Ein Wegbereiter der Moderne. Hg. von Gerhard Neumann und Günter Schnitzler. Freiburg i. Br. 1997, darin: Gerhard Neumann, Wahrnehmungswandel um 1900. Harry Graf Kessler als Diarist, S. 55

Daniel Hilpert

›Triumph des Körpers‹  
Literarische Eugenik in Frank Wedekinds »Mine-Haha  
oder Über die körperliche Erziehung der  
jungen Mädchen« und »Hidalla«

I

Einleitung

Zürich im Jahr 1888: Frank Wedekind, die Brüder Hauptmann, Agnes Bluhm, Alfred Ploetz, Auguste Forel, Gustav von Bunge und andere Literaten und Naturwissenschaftler bilden einen Diskussionskreis, in dem Literatur und Wissenschaft ein äußerst fruchtbares Wechselverhältnis miteinander eingehen.<sup>1</sup> Besonders die zu jener Zeit immer stärker aufkommende Frage nach der genetischen Entwicklung der Menschheit bestimmt auch die Debatten des Zirkels und stellt zugleich einen zentralen Ausgangspunkt für weitere Überlegungen dar, wie sich Gerhart Hauptmann später erinnern wird: »Vererbungsfragen sind schon damals in der Medizin und darüber hinaus viel diskutiert worden. Unter Forels und Ploetzens Führung auch in unserem Kreis«. <sup>2</sup>

Für den jungen Frank Wedekind sind die in diesem Rahmen vor allem von Alfred Ploetz hervorgebrachten Ansätze einer gezielten Steuerung des menschlichen Erbguts in den ersten Jahren seines schriftstellerischen Schaffens prägend.<sup>3</sup> Insbesondere die von Ploetz und anderen Vertretern der Eugenik<sup>4</sup> aufgezeigte Notwendigkeit eines Aufbegehrens gegen die

<sup>1</sup> Vgl. zur Zusammensetzung dieses Kreises auch Jürgen Kroll, Zur Entstehung und Institutionalisierung einer naturwissenschaftlichen und sozialpolitischen Bewegung: die Entwicklung der Eugenik/Rassenhygiene bis zum Jahre 1933. Tübingen 1983, S. 104, sowie Anatol Regnier, Frank Wedekind. Eine Männertragödie. München 2008, S. 82.

<sup>2</sup> Gerhart Hauptmann, Die großen Beichten. Frankfurt a.M./Berlin 1966, S. 621.

<sup>3</sup> Dass Wedekind nicht nur dem Züricher Zirkel angehörte, sondern sich auch intensiv mit der Wissenschaft beschäftigte, gilt als hinlänglich bekannt. Vgl. hierzu auch Johannes G. Pankau, Über die Planbarkeit des Schönen: Wedekinds Werk im Kontext von Bohème, Ästhetizismus und Lebensreform am Beispiel von »Hidalla«. In: Kontinuität – Diskontinuität. Diskurse zu Frank Wedekinds literarischer Produktion (1903–1918). Hg. von Sigrid Dreiseitel und Hartmut Vincon. Würzburg 2001, S. 97–118, hier S. 114.

<sup>4</sup> Der Begriff »Eugenik« steht für die zu diesem Zeitpunkt noch international angelegte

bestehende Gesellschaftsordnung zieht Wedekind in ihren Bann. Am deutlichsten tritt die literarische Adaptation eugenischer Themen und Motive in seinem Fragment gebliebenen Prosastück »Mine-Haha oder Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen« aus dem Jahr 1895<sup>5</sup> zutage, das wiederum eng mit dem Drama »Hidalla« von 1905<sup>6</sup> verknüpft ist.<sup>7</sup> Doch auch spätere Werke Wedekinds stehen unter dem Einfluss seiner in diese Zeit fallenden intensiven Auseinandersetzung mit der Thematik.

In »Mine-Haha« berichtet eine Ich-Erzählerin von ihren eigenen Erfahrungen in einer Erziehungsanstalt und den dabei im Vordergrund stehenden physischen und psychischen Prägungen der Schülerinnen. Der Name der Erzählerin, »Hidalla« (W V,2, 850),<sup>8</sup> schlägt dabei die Brücke zum späteren Drama »Hidalla«: Hierin entwirft die Hauptfigur Karl Hetmann ein eugenisches Manifest mit dem Titel »Hidalla, oder die Moral der Schönheit« (W VI, 97), für dessen gesellschaftliche Umsetzung Hetmann zusammen mit den Mitgliedern seines Bundes kämpft. Das Ziel ist es hierbei, die Schönheit als höchstes Ideal zu etablieren, was jedoch an den gesellschaftlichen Realitäten im Text scheitert.

Nach einer kurzen Einführung in die zentralen Fragestellungen der frühen Eugenik um 1900 werden im Rahmen der folgenden Untersuchung beide Texte erstmals als miteinander verbundene Teile eines größeren Zusammenhangs gemeinsam betrachtet. Konkret soll »Mine-Haha« als eugenischer Gesellschaftsentwurf gelesen werden, der zahlreiche Elemente der Utopien der Wissenschaft aufgreift und eigenständig umsetzt, dabei jedoch ohne theoretischen Überbau formuliert wird. In

Wissenschaft, die sich erst in der weiteren Entwicklung auf den zu dieser Zeit jedoch bereits angelegten Begriff der »Rassenhygiene« verengt. Vgl. hierzu auch Peter Weingart/Jürgen Kroll/Kurt Bayertz, *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*. Frankfurt a.M. 1988, S. 91f.

<sup>5</sup> Als eigenständiger Text erscheint »Hidalla« erst 1903, Wedekind selbst gibt jedoch an, die Erzählung bereits 1895 verfasst zu haben. Vgl. den Kommentar zu Frank Wedekind, *Werke. Kritische Studienausgabe in fünfzehn Bänden*. Hg. von Elke Auster Mühl, Rolf Kieser und Hartmut Vincon. Darmstadt 2007–2013, hier Bd. V,2, S. 1054.

<sup>6</sup> Wedekinds Beschäftigung mit den zentralen Themen des Dramas setzt bereits während seiner Zeit in Zürich 1888 ein. Das Stück selbst erscheint jedoch erst 1905.

<sup>7</sup> Vgl. zur Verbindung beider Texte auch Marianne Ufer, *Wandlung der Prostitutionsauffassung im Werk Frank Wedekinds*. In: *Kontinuität – Diskontinuität* (wie Anm. 3), S. 163–180, hier S. 169. Ufer denkt den Zusammenhang zwischen beiden Texten über die Eugenik als verbindendes Element bereits an, verfolgt diese Verbindung aber nicht weiter.

<sup>8</sup> Ich zitiere die Arbeiten Wedekinds im Weiteren nach der Ausgabe Wedekind, *Werke* (Anm. 5), mit Angabe des Bandes unter der Abkürzung: W V,2, 97.



»Hidalla« schließt Wedekind diese Lücke innerhalb seiner literarischen Auseinandersetzung mit der Eugenik, indem er mit der Lehre der Hauptfigur Hetmann ein Theoriegebäude errichtet, das einige höchst sensible Grundsätze der Wissenschaft aufgreift,<sup>9</sup> im Drama selbst jedoch keinen großen Widerhall findet.<sup>10</sup> Die Zusammenführung beider Texte wird zeigen, dass Wedekind aus dem eugenischen Diskurs heraus eine neue Sichtweise auf den menschlichen Körper entwickelt, die sich als wegbereitend für seine weiteren Figurenzeichnungen erweist.

## II

### Eugenik um 1900

In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts erlangt die Evolutionstheorie Darwins die »Funktion eines Weltbildes«,<sup>11</sup> das im Rahmen der von ihr aufgezeigten Gesetzmäßigkeiten einerseits von einer kontinuierlichen Höherentwicklung der menschlichen Art ausgeht, andererseits jedoch zu dem Ergebnis gelangt, dass die Zivilisation zunehmend die natürlichen Auslesemechanismen außer Kraft setzt und daher als Gefahr für die menschliche Evolution erscheint.<sup>12</sup> Insbesondere die vom Darwin'schen Modell abgeleiteten Folgethesen prägen den weiteren Diskurs der frühen Genetik nachhaltig: So erscheinen zum einen zivilisatorisch bedingte Krankheiten als Degenerationserscheinungen, die an der ursprünglich gesunden Erbmasse der Bevölkerung nagen.<sup>13</sup> Zum anderen leitet vor allem Alfred Ploetz, ausgehend von den erkannten Verfallssymptomen, aus den Überlegungen Darwins die Notwendigkeit ab, durch gesteuertes Eingreifen in die »Lebensbedingungen« der Menschen das Fortschreiten

<sup>9</sup> Damit widerspreche ich denjenigen Ansätzen, die wie Pankau, Über die Planbarkeit (wie Anm. 3), S. 113, die große Bedeutung der Eugenik für das Drama negieren: »Wedekinds Drama interessiert sich für die in der zeitgenössischen Diskussion dominierenden Aspekte der Zuchtwahl – etwa das bevölkerungspolitische Kalkül, insgesamt die politischen und ökonomischen Konsequenzen von Sexualverhalten und Fortpflanzung – nur peripher«.

<sup>10</sup> Vgl. zur nicht vorhandenen praktischen Umsetzung des eugenischen Programms im Stück auch John Hibberd, The Eugenist as Tyrant and Fool: Wedekind's »Karl Hetmann«. In: Neophilologus 74, 1990, S. 249–264, hier S. 255.

<sup>11</sup> Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, Blut und Gene (wie Anm. 4), S. 17.

<sup>12</sup> Vgl. ebd.

<sup>13</sup> Was beispielsweise Gerhart Hauptmann in seinem Drama »Vor Sonnenaufgang« vor Augen führt.

der menschlichen »Rasse« zu lenken,<sup>14</sup> wie er in seiner späteren Arbeit »Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen« aus dem Jahr 1895 formuliert. Die Eugenik, die sich als Wissenschaft genau diese Lenkung zum Ziel setzt, definiert Francis Galton bereits 1883 als

science of improving stock, [...] which, especially in the case of man, takes cognizance of all influences that tend in however remote a degree to give to the more suitable races or stains of blood a better chance of prevailing speedily over the less suitable than they otherwise would have had [...].<sup>15</sup>

Im Rahmen dieser Überlegungen werden konkrete Handlungsanweisungen für das Fortpflanzungsverhalten entwickelt, die sich dabei auch »explizit gegen die christliche Individualethik und den Gleichheitsgrundsatz der Aufklärung« richten und damit zugleich neue gesellschaftliche Ordnungssysteme aufzeigen.<sup>16</sup>

Entscheidend ist hierbei, dass die Eugenik um die Jahrhundertwende nicht allein im Sinne Darwins den Prozess der Selektion fokussiert, sondern bereits bei den richtigen Lebensbedingungen als Voraussetzung für die optimale Entwicklung der Menschheit ansetzt. Die damit verbundenen Vorstellungen alternativer gesellschaftlicher Ordnungen lässt erstmals Wilhelm Schallmayer 1891 in seiner Arbeit »Ueber die drohende körperliche Entartung der Culturmenschheit« im Begriff der »Hygiene« aufgehen,<sup>17</sup> welche in dieser Hinsicht fortan prägend auf den weiteren

<sup>14</sup> Alfred Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Ein Versuch über Rassenhygiene und ihr Verhältnis zu den humanen Idealen, besonders zum Socialismus. Berlin 1895, S. 5. Unter dem Begriff der »Rasse« versteht Ploetz hier die »Bezeichnung einer durch Generationen lebenden Gesamtheit von Menschen im Hinblick auf ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften« (ebd., S. 2). Später wird sich Ploetz in seiner Arbeit »Die Begriffe Rasse und Gesellschaft und die davon abgeleiteten Disziplinen« aus dem Jahr 1904 um eine genauere Eingrenzung des Begriffs bemühen (in: Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene 1, 1904, S. 2–26). Er definiert nun die »biologische Rasse als die Erhaltungseinheit des Lebens« (ebd., S. 7), die sich aus allen Arten der Lebewesen zusammensetzen kann und zugleich die »Entwicklungseinheit des Lebens« (ebd., S. 8) darstellt.

<sup>15</sup> Francis Galton, Inquiries into Human Faculty and its Development. London 1883, S. 17. Später wird Galton diese Definition vereinfacht als »study of agencies under social control that may improve or impair the racial qualities of future generations either physically or mentally« darstellen. Ders., Eugenics: Its Definition, Scope and Aims. In: Nature 70, 1904, S. 82.

<sup>16</sup> Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, Blut und Gene (wie Anm. 4), S. 18.

<sup>17</sup> Schallmayer versteht unter dem Begriff zunächst alle Faktoren, die dazu geeignet sind, »auf die menschliche Zuchtwahl bessernd einzuwirken«, indem die Hygiene konkret für »bessere Lebensbedingungen« sorgt (Wilhelm Schallmayer, Ueber die drohende körperliche Entartung der Culturmenschheit. Berlin/Neuwied 1891, S. 9, 16). Ploetz ist es hingegen, der die verschiedenen Bestandteile der menschlichen Gesellschaft differenziert betrachtet und daher

Diskurs wirken. Um die Öffentlichkeit von der theoretischen Umsetzbarkeit der Ansätze zu überzeugen, entwerfen die wissenschaftlichen Autoren zunächst in einem rein fiktiven Rahmen verschiedene Ansätze zur Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sie als Voraussetzung für die optimale Entwicklung der Menschheit betrachten.<sup>18</sup>

War die eugenische Bewegung zu Beginn noch ausgesprochen international ausgerichtet, so bringen es die Entwicklungen der Anthropologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit sich, dass verschiedene Völker und Gruppierungen innerhalb der »Rasse« Mensch differenziert werden.<sup>19</sup> Im deutschen Sprachraum verengt sich in der weiteren Entwicklung der Fokus der Eugenik zunehmend auf die Vorstellung der Überlegenheit des germanischen Menschen und legt damit den Grundstein für die Rassen-theorien des Nationalsozialismus.<sup>20</sup>

### III

#### »Mine-Haha«

Wedekind plante das Romanfragment ursprünglich als Teil des größeren »Eden«-Projekts.<sup>21</sup> Bereits seine ersten Ausführungen zum Romanvorhaben verdeutlichen den damit einhergehenden Experimentalcharakter,

von »Rassenhygiene« spricht (Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse [wie Anm. 14], S. 196ff.).

<sup>18</sup> Dieser Notwendigkeit ist es auch geschuldet, dass sich der eugenische Diskurs aus verschiedenen wissenschaftlichen Teildisziplinen zusammensetzt. So bezieht sich beispielsweise auch Auguste Forel in seinem Vortrag »Gehirn und Seele« aus dem Jahr 1894 explizit auf »Darwin und Spencer«, auf deren »philosophischen und naturwissenschaftlichen Schultern« er stehe (Auguste Forel, Gehirn und Seele. Ein Vortrag gehalten bei der 66. Versammlung Deutscher Naturforscher. Bonn 1894, S. 3).

<sup>19</sup> Vgl. zur Bestimmung des Begriffs »Rasse« auch Kroll, Zur Entstehung (wie Anm. 1), S. 4f.

<sup>20</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, Blut und Gene (wie Anm. 4), S. 370f.

<sup>21</sup> Vgl. zur Rezeptionsgeschichte des Fragments auch Ortrud Gutjahr, Erziehung zur Schamlosigkeit: Frank Wedekinds »Mine-Haha oder Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen« und der intertextuelle Bezug zu »Frühlings Erwachen«. In: Frank Wedekind. Hg. von Dies. Würzburg 2001, S. 93–124, hier S. 94f. Zugleich widerspreche ich mit meinen Ausführungen der Position Gutjahrs, die argumentiert, der Text verweigere sich »einer Verortung in epochenspezifische Diskurse« (ebd., S. 103). Vgl. zur Entstehung des Romanprojekts genauer Hartmut Vincon, Inszenierung der Sexualität. Zur Verwissenschaftlichung und Literarisierung des Sexualdiskurses im 19. Jahrhundert am Beispiel von Frank Wedekinds »Eden«-Konzept. In: »Alle Welt ist medial geworden«. Literatur, Technik, Naturwissenschaft in der Klassischen Moderne. Hg. von Matthias Luserke-Jaqui. Tübingen 2005, S. 261–292, hier S. 262ff.

den die Arbeit mit den Ansätzen der zeitgenössischen Eugenik gemeinsam hat: »Es handelt sich um die Gründung einer neuen Gesellschaftsordnung« (W V,2 886). Innerhalb dieses größeren Rahmens lässt sich »Mine-Haha« als differenzierte Betrachtung der als Teil vier des Projekts konzipierten Ausführungen zum Thema »Mädchenerziehung« (W V,2, 886) lesen,<sup>22</sup> bei der die »Schönheit« (W V,2, 886, 887) als äußeres Merkmal explizit als »Selektionskriterium« fungiert.<sup>23</sup>

Bereits mit dieser Grundanlage des Textes rekurriert Wedekind auf den eugenischen Diskurs, innerhalb dessen jeder, der »sich mit seiner Arbeit an der Entwicklung und Verwirklichung der menschlichen Ideale beteiligen möchte«, wie Alfred Ploetz ausführt, »vor allem immer wieder auf die elementare Tatsache gestoßen« wird, dass alle »geistigen Werte des Schönen, Wahren, Guten fest an das lebendige Körperliche gebunden sind«.<sup>24</sup> Schon die rahmende Einordnung macht deutlich, dass die in »Mine-Haha« im Vordergrund stehende physische Prägung nach dem Kriterium der »Schönheit« direkt dem im eugenischen Diskurs verankerten Bestreben nach der Ausbildung bestimmter körperlicher Merkmale entspricht. Im weiteren Verlauf der Untersuchung wird sich zeigen, dass auch die konkreten Erscheinungsformen des dahinterstehenden Schönheitsideals, das vonseiten der Forschung häufig mit einer gewissen Irritation aufgenommen wurde,<sup>25</sup> direkt aus den Ausführungen der Eugenik hervorgehen.

### 1. Die eugenische Utopie

Die vorherrschende gesellschaftliche Moral wird in »Mine-Haha« nicht nur inhaltlich außer Kraft gesetzt, sondern der gesamte Ort der Handlung wird, gewissermaßen als gesellschaftlich exterritorialer Entwurf, außerhalb der bestehenden Ordnung situiert – und nimmt damit den

<sup>22</sup> Vgl. hierzu auch Ortrud Gutjahr, *Mit den Hüften denken lernen? Körperrituale und Kulturordnung in Frank Wedekinds »Mine-Haha oder Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen«*. In: *Kontinuität – Diskontinuität* (wie Anm. 3), S. 33–56, hier S. 33. Ihr zufolge kommt dem Text damit eine Doppelfunktion zu: Einerseits stellt er aufgrund seiner Veröffentlichung im Jahr 1901 ein eigenständiges Prosawerk, andererseits durch seine Einbindung in das »Eden«-Projekt einen Teil eines größeren Ganzen dar.

<sup>23</sup> Vincon, *Inszenierung der Sexualität* (wie Anm. 21), S. 267. Vincon argumentiert jedoch, dass »weder rassistische noch eugenische Auslese in den Erziehungsanstalten von Belang« (ebd., S. 267) seien.

<sup>24</sup> Ploetz, *Die Begriffe Rasse und Gesellschaft* (wie Anm. 14), S. 2.

<sup>25</sup> Vgl. Gutjahr, *Mit den Hüften denken* (wie Anm. 22), S. 34.

Charakter einer Utopie an.<sup>26</sup> Auch Wedekind selbst wird 1909 das gesamte Eden-Romanprojekt und hierin explizit »Mine-Haha« als Versuch einer »Utopie« bezeichnen.<sup>27</sup>

Erreicht wird die Distanz zur gesellschaftlichen Realität im Text zum einen durch eine dreifach verschränkte Erzählerfiktion und zum anderen durch die sich hieraus ergebenden zeitlichen Ungereimtheiten der Handlung. Über den ersten Aspekt erreicht Wedekind zunächst einen größtmöglichen inhaltlichen Abstand zwischen dem Leser und den dargestellten Ereignissen: Der Erzähler der Rahmenhandlung, der als Verfasser des Stücks »Frühlings Erwachen« (W V,2 841) ausgegeben wird, veröffentlicht nach dem Selbstmord der pensionierten Lehrerin Helene Engel das von dieser verfasste Manuskript mit dem Titel »Mine-Haha«, dem er zum besseren Verständnis noch den Untertitel »Über die körperliche Erziehung junger Mädchen« (W V,2 842) hinzufügt. Innerhalb dieses Manuskripts wiederum meldet sich die Ich-Erzählerin Hidalla zu Wort und berichtet mit einem großen zeitlichen Abstand von den Erlebnissen aus ihrer Jugend.

Entscheidend ist, dass die Erinnerungen Hidallas von ihr selbst eindeutig der Realität entrückt und damit in die Nähe des Utopischen gebracht werden. So kann sie sich beispielsweise nicht darauf besinnen, dass es in ihrer Jugend »jemals Winter geworden wäre«, im Rückblick sieht sie nur »Sonnenschein, der durch grüne Blätter fällt«, die sich als Laubdach scheinbar immergrüner »Linden« (W V,2, 842) herausstellen. Durch den »Trick« der selektiven Erinnerung Hidallas an diesen Ort des offenbar ewigen Sommers – erst im weiteren Verlauf der Handlung wird es später einmal Winter<sup>28</sup> – wird dieser von der Lebensrealität des Lesers zu Beginn des Textes gezielt entfernt und damit zur Utopie,<sup>29</sup> zu einem

<sup>26</sup> Gelegentlich wird in diesem Zusammenhang auch von einer Dystopie gesprochen, wofür inhaltlich jedoch zu wenige kritische Ansatzpunkte zu finden sind. Zudem sprechen die frühen Eugeniker, beispielsweise Ploetz, in Bezug auf ihre Gesellschaftsfantasien explizit von »Utopien«. Ploetz, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse* (wie Anm. 14), S. 143.

<sup>27</sup> So verteidigt Wedekind sein Projekt gegenüber der kritischen Sichtweise Brandes'. Zit. nach Klaus Bohnenkamp, Frank Wedekind und Georg Brandes. Unveröffentlichte Briefe. In: *Euphorion* 17, 1978, S. 106–119, hier S. 114.

<sup>28</sup> Später berichtet Hidalla: »Der Winter war hereingebrochen« (W V,2, 861). Bis dahin wird jedoch über keine Veränderung der Jahreszeiten berichtet, trotz des bereits mehrjährigen Aufenthalts Hidallas.

<sup>29</sup> Seitens der Forschung wurde »Mine-Haha« wiederholt als Utopie verstanden, die bereits bestehende literarische Tradition der eugenischen Utopie dabei bislang jedoch übersehen. Vgl. hierzu auch Libuse Monikova, *Das totalitäre Glück. Frank Wedekind*. In: *Neue Rund-*

von der wirklichen Gesellschaft isolierten Betrachtungsgegenstand.<sup>30</sup> Hinzu kommt neben der lokalen auch die temporale Entrückung der Handlung: Der durch das Vorwort und die Nachschrift des Erzählers geschaffene zeitliche Rahmen von 1819, dem Geburtsjahr Helene Engels, bis 1903, dem Publikationsjahr der Erzählung, kann nicht mit der Lebensgeschichte der Ich-Erzählerin identisch sein.<sup>31</sup> Insbesondere die Hinweise auf das elektrische Licht als Beleuchtung erlauben keine Datierung der Kindheitsjahre Hidallas in die Jahre nach 1821,<sup>32</sup> womit sich nach der örtlichen auch die Möglichkeit einer zeitlichen Zuordnung entzieht.

Die hinter dieser Konzeption stehende Idee, die Ausführung alternativer sozialer Konzepte außerhalb der gesellschaftlichen Realität und damit in einer Utopie zu formulieren, hat eine lange Tradition, innerhalb derer eugenische Überlegungen bezeichnenderweise eine zentrale Rolle spielen. Erste Ansätze finden sich bereits in Platons »Staat«, in dem sich schon die Abschaffung der Ehe als präferierter fester Rahmen für die menschliche Fortpflanzung und Erziehung sowie die staatliche Zusammenführung von Männern und Frauen unter bestimmten Erbeigenschaften finden lassen.<sup>33</sup> Auch in Thomas Morus' gattungsprägendem Werk »Utopia« wird die Vermehrung der Menschen von ihren äußerlichen Merkmalen abhängig gemacht und damit ein zentraler eugenischer Gedanke zur Grundlage einer Gesellschaftsfiktion erhoben.<sup>34</sup> Das gemeinsame Merkmal aller Utopien vor Darwin ist eine sich auf »Sexualität

schau 96, 1985, H. 1, S. 118–125. Sie versteht den Text als »negative Utopie« (ebd., S. 125). Vgl. hierzu auch Daniel Schümann, Die Suche nach dem »neuen Menschen« in der deutschen und russischen Literatur der Jahrhundertwende. Frank Wedekinds »Mine-Haha« und Michail Petrovič Arcybaševs »Sanin«. Mit einer Zusammenfassung in russischer Sprache. München 2001, S. 45.

<sup>30</sup> Vgl. Thomas Schölderle, Utopia und Utopie. Thomas Morus, die Geschichte der Utopie und die Kontroverse um ihren Begriff. Baden-Baden 2011. Für ihn ist die »Isolation des Gegenstandes« (ebd., S. 109) die wesentliche Voraussetzung für das Gedankenexperiment der Utopie.

<sup>31</sup> Vgl. hierzu auch Hartmut Vincon, Verschlüsselungen. Zur Konstruktion der Erzählung in »Mine-Haha oder Über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen«. In: Wirkendes Wort 60, 2010, T. 3, S. 349–395, hier S. 356f.

<sup>32</sup> Vgl. ebd., S. 357. Vincon weist weiter darauf hin, dass elektrische Glühlampen erst ab den 1880er Jahren in Gebrauch waren.

<sup>33</sup> Vgl. hierzu genauer Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, Blut und Gene (wie Anm. 4), S. 29.

<sup>34</sup> Vgl. Schölderle, Utopia und Utopie (wie Anm. 30), S. 124, der diese voreheliche Prüfung jedoch nicht im Sinne eines eugenischen Ausleseprozesses, sondern als »Humanistenschmerz«, als »Parodie auf Platon« liest, bei dem vor der Heirat die Ehepartner ebenfalls vorgeführt werden, die Frauen bleiben ab dem Bauchnabel bedeckt.

und Fortpflanzung richtende Rationalisierung der Lebensführung«,<sup>35</sup> die jedoch gleichzeitig mit dem Unvermögen einhergeht, die menschliche Vererbung erklären zu können.

Nach dem Aufkommen der Vererbungstheorien bietet die Gattung der Utopie gerade für die frühen Eugeniker zunächst den nötigen Deutungsspielraum ihrer noch nicht etablierten Ansichten. Bezeichnenderweise beginnt diese Tradition bereits mit Francis Galton, dem Begründer des Begriffs »Eugenik«. Dieser entwirft in seinem unveröffentlichten, nur noch in Teilen erhaltenen Roman »The Eugenic College of Kantsaywhere« die Vision einer nicht zu verortenden Kolonie, die unter Führung von einem »Mr. Neverwas« streng nach eugenischen Richtlinien organisiert ist und dazu dienen soll, »to help those who were strong by nature to multiply and to be wellnourished«.<sup>36</sup> Die Mitglieder werden durch verschiedene eugenische Testverfahren aufgrund der genetischen Qualität ihrer Erbanlagen unterschiedlich klassifiziert. Bei Verstößen gegen die bestehende Ordnung, d.h. bei unerlaubter Fortpflanzung von Mitgliedern, drohen drakonische Strafen bis hin zum Ausschluss aus der Gesellschaft.<sup>37</sup>

Auch Alfred Ploetz beginnt 1895 seine Ausführungen über den von ihm gezeichneten »ideale[n] Rassenprocess« damit, darzulegen, »welch' ein Bild etwa eine Gesellschaft in groben Zügen darbieten würde«, wenn sie ausschließlich nach den von ihm vorgeschlagenen Gesichtspunkten organisiert werden würde. Um seine Leser hierdurch nicht abzuschrecken, verweist er weiter darauf, dass es sich hierbei ausdrücklich um eine »rassenhygienische[ ] Utopie« handle, deren Äußeres nicht zu irritieren brauche, es sei »ja eben nur eine Utopie von einem einseitigen, durchaus nicht allein berechtigten Standpunkt aus«.<sup>38</sup> Ploetz' Bezug auf die Gattung der Utopie verdeutlicht das Bestreben der frühen Eugeniker, ihre Perspektive zunächst losgelöst von den tatsächlichen gesellschaftlichen Begebenheiten und den damit verbundenen Fragen nach der Realisierbarkeit der neuen Gedanken darzulegen und diesen dadurch gleichzeitig eine Faszination zu verleihen. Zu diesen von einer wissenschaftlichen

<sup>35</sup> Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, Blut und Gene (wie Anm. 4), S. 30.

<sup>36</sup> Francis Galton, The Eugenic College of Kantsaywhere. O.O. 1910, S. 16. [http://digitool-b.lib.ucl.ac.uk:8881/webclient/DeliveryManager?application=DIGITool-3&owner=resourcesdiscovery&custom\\_att\\_2=simple\\_viewer&pid=1034926](http://digitool-b.lib.ucl.ac.uk:8881/webclient/DeliveryManager?application=DIGITool-3&owner=resourcesdiscovery&custom_att_2=simple_viewer&pid=1034926) (Stand: 21.08.2015).

<sup>37</sup> Vgl. hierzu Michael Lenz, Anlage-Umwelt-Diskurs: Historie, Systematik und erziehungswissenschaftliche Relevanz. Bad Heilbrunn 2012, S. 116.

<sup>38</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 143.

Betrachtungsweise ausgehenden Utopien gesellen sich um 1900 auch international noch eine Vielzahl literarischer Gedankenexperimente, wie beispielsweise die Romane »Das Jahr 3000« (1897) des italienischen Arztes Paolo Mantegazza oder »Das irdische Paradies« (1903)<sup>39</sup> des russischen Biologen Konstantin Mereschkowskij.<sup>40</sup>

Genau wie die Utopien der Eugeniker, so lässt sich auch der »Park« (W V,2, 852) als Handlungsmittelpunkt in »Mine-Haha« geographisch nicht näher verorten. Hierin befinden sich nach Angaben Hidallas »dreißig Häuser«, in denen die Jungen und Mädchen wohnen, sowie mit dem »Weißen Haus« und dem »Theater« (W V,2, 859) die zentralen Einrichtungen für die Lenkung der gesamten Erziehungsanstalt. Umgeben ist der Komplex von einer »Mauer« (W V,2, 858), deren einziger Ausgang ein »hohes eisernes Gitter« darstellt, das mit einem »schwere[n] Riegel« (W V,2, 865) verschlossen ist. Zudem ist das heimliche Verlassen des Parks strengstens verboten, so heißt es von zwei Flüchtigen, dass diese nach ihrer Sicherstellung niemals »in ihrem Leben aus dem Park hinaus gekommen sind« (W V,2, 858) und fortan ein »trostlose[s] verachtete[s] Sklavendasein« (W V,2, 859) in einem der Häuser fristen müssen. In der Wahrnehmung der Zöglinge entsteht durch diese strenge Trennung bei gleichzeitiger räumlicher Nähe der beiden Lebensbereiche die exemplarisch von Hidalla wahrgenommene Opposition zwischen der Welt »draußen« und dem Leben »hier im Park« (W V,2, 878). Damit adaptiert Wedekind von den Eugenikern den narrativen Rahmen der Utopie für sein Erziehungsexperiment, der es ihm im weiteren Verlauf der Hand-

<sup>39</sup> Vgl. zu beiden Romanen und den hierin zentral verhandelten Züchtungsfantasien auch Alban Knecht, *Eugenische Utopien der Belletristik. Der literarische Diskurs zur Menschenzucht*. Vortrag Oktober 2007, S. 12ff. [www.albanknecht.de/publikationen/EugenischeUtopien.pdf](http://www.albanknecht.de/publikationen/EugenischeUtopien.pdf) (Stand: 21.08.2015).

<sup>40</sup> Je etablierter die eugenischen Theorien nach der Jahrhundertwende werden, desto mehr verlieren die hierin gezeichneten Gesellschaftsutopien ihren genuin utopischen Charakter. Das beste Beispiel hierfür ist Willibald Henschels »Mittgart«, der sich hierin vom bloßen theoretischen Zuchtgedanken abwendet und vielmehr ein konkretes Programm der praktischen Umsetzung unter der Prämisse der germanischen Rasse entwirft. Konkret erreicht werden sollte dies unter der Leitung des Mittgart-Bundes, dem Henschel vorstand. Zwar kam Henschel mit seinen Anhängern nicht über den Status einer völkischen »Außenseiter-Sekte« hinaus, doch verdeutlicht der von ihm vertretene Ansatz, dass sich die eugenischen Ideale bereits kurze Zeit nach der Jahrhundertwende gesellschaftlich etablieren und die Eugeniker nicht mehr auf den geschützten Rahmen der Utopie zurückgreifen müssen. Vgl. zur konkreten Umsetzung der Ideale des Bundes auch Uwe Puschner, Willibald Henschel. In: *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*. Hg. von Wolfgang Benz. Berlin 2009, Bd. 2/1, S. 351–353, hier S. 352f.



lung ermöglicht, seine Betrachtungen losgelöst von jeglichem realistischen Druck betreiben zu können.

## 2. Hygiene und zeitliche Entrückung

Die Abgeschlossenheit des Ortes gepaart mit dem Fehlen zahlreicher zivilisatorischer Errungenschaften lassen den Park angesichts des oben Gesagten zur idealen Prägungsanstalt werden. Ganz im Sinne der von den Eugenikern geforderten hygienischen Maßnahmen stellt dieser Naturraum den idealen Nährboden für eine positive Entwicklung der jungen Menschen dar. Insbesondere die Abwesenheit der »lebensfeindlichen« Einflüsse der Stadt, die, so Ploetz, eine »Schädigung der Culturrasen« nach sich ziehe,<sup>41</sup> ist ein wesentliches Merkmal des Parks. An ihre Stelle tritt eine Form der Naturverbundenheit, die durch die Betonung der »energetischen«<sup>42</sup> Kräfte des Lichts, des Wassers und der Erde zum Ausdruck gebracht wird. So sieht Hidalla, als sie auf die Jahre im Park zurückblickt, in ihrer Erinnerung nur »Sonnenschein, der durch dichte Blätter fällt«, ein grünes Licht, das auch im Erwachsenenalter für sie noch »die Farbe des Glückes« (W V,2, 843) bedeutet.

Vor allem das Baderitual der Zöglinge symbolisiert in dieser Hinsicht das gänzliche Eintauchen in die Natur, es ist daher wenig verwunderlich, dass alle Kinder – egal, welchen Alters – »perfekt schwimmen« (W V,2, 851) können. Die Kinder spielen mit »Erde und Wasser« (W V,2, 843) und gehen auf diese Weise von Beginn an eine intensive Bindung mit der Natur ein. Die Einbettung der Beschäftigungen in den ersten Jahren des Parks in einen scheinbar von jeglicher Zivilisation unberührten Naturraum, der auch keine Gefahren zu enthalten scheint, bildet ganz im Sinne Ploetz' den passenden Rahmen für die weitere Prägung der Zöglinge, da hier die sogenannten Extralwirkungen der Außenwelt derart gestaltet sind, dass sie sich möglichst positiv auf die »Constitutionskraft« der Zöglinge auswirken.<sup>43</sup>

<sup>41</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 186. Ploetz beruft sich hierbei vor allem auf die Statistiken über die Geburten- und Sterblichkeitsraten und führt das Überleben der Stadtbevölkerung insbesondere auf den starken Zuzug durch »junge und kräftige« (ebd., S. 185) Einwanderer aus den ländlichen Gebieten zurück. Zugleich verweist Ploetz darauf, dass durch die in den Städten institutionalisierten Pflege- und Hilfseinrichtungen gerade die »Contraselection« (ebd., S. 187) begünstigt werde.

<sup>42</sup> Vincon, Verschlüsselungen (wie Anm. 31), S. 363.

<sup>43</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 43.

Die damit verbundene Rückbesinnung auf die Natur als natürlichen und seine Entwicklung positiv prägenden Lebensraum des Menschen findet sich auch in Benjamin Ward Richardsons bereits 1875 veröffentlichter Utopie »Hygenia, a City of Health«. Hierin entwirft Richardson die Idee einer Stadt, die ganz auf den Prinzipien der sauberen Umwelt und der körperlichen Ertüchtigung ihrer Einwohner basiert und aus keinem zusammenhängenden Stadtgebiet, sondern, in Form einer organischen Verbindung mit der Natur, aus mehreren kleinen Siedlungen besteht.<sup>44</sup> Es sind insbesondere die »unzureichende Versorgung mit gutem Trinkwasser, die fehlende oder schlechte Beseitigung der Abfallstoffe, die oft verkehrten Bau- und Wohnungsordnungen«,<sup>45</sup> welche sich negativ auf die Entwicklung der Stadtbevölkerung auswirken, wie auch Richard Thurnwald 1904 zusammenfasst. Gerade die »Ungebundenheit des städtischen Lebens« fördert ihm zufolge die Degeneration der Stadtbevölkerung, hinzu kommt die ungünstige Anordnung der »knapp aneinander gebauten Häuser«, durch deren enge Gassen alle »Ventilation« verhindert werde.<sup>46</sup>

Neben den optimalen äußeren Einflüssen des Parks ist es die lückenhafte Erinnerung Hidallas, die im Weiteren das Bild des Lesers von der Erziehungsanstalt färbt. Immer wieder muss das Mädchen an entscheidenden Stellen, wie beispielsweise bei der Trennung von den Jungen und dem Übergang zu den älteren Mädchen, einräumen: »Weiter weiß ich dann nichts mehr«, oder »Den Namen habe ich vergessen« (W V,2, 849). Hinzu kommen widersprüchliche Angaben über ihr eigenes Zeitempfinden. So verweist sie darauf, dass die ersten Jahre im Park in ihrer Erinnerung nur »Bilder und Eindrücke« seien, die Zeit sei in ihrer Erinnerung »wie eine Schnecke« dahingeschlichen. Kurz darauf gibt sie jedoch in Bezug auf die weiteren sieben Jahre an, diese erschienen ihr heute »ganz ohne Zeitausdehnung, wie ein Augenblick, beinahe wie der Traum einer einzigen Nacht« (W V,2, 863).

Vor diesem Hintergrund stellt der weitläufige Park mit seinem strengen und keinen Müßiggang zulassenden Erziehungsprogramm geradezu

<sup>44</sup> Vgl. hierzu genauer Paul Weindling, *Health, Race and German Politics between national Unification and Nazism. 1870–1945*. Cambridge 1989, S. 77.

<sup>45</sup> Richard Thurnwald, *Stadt und Land im Lebensproceß der Rasse. Eine orientierende Skizze*. In: *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene* 5, 1904, T. 2, S. 718–735, hier S. 718.

<sup>46</sup> Ebd., S. 725f.

eine Insel der positiven Hygiene dar, innerhalb deren gezielt alle äußeren zivilisatorischen Einflüsse auf ein Minimum reduziert werden, um ein möglichst unberührtes Soziotop zu schaffen. Zusammen mit der zeitlich entrückten Erinnerung Hidallas schafft Wedekind eine verklärende Brille, durch die der Leser die Ereignisse vermittelt bekommt. Welche konkreten Auswirkungen diese Reduktion der äußeren Einflüsse dabei auf ein Individuum hat, wird weder in den Utopien noch in den theoretischen Überlegungen der Eugeniker gedanklich entwickelt. Diesen blinden Fleck macht sich Wedekind gezielt zunutze und formt daraus zugleich ein Experiment: Indem er die subjektiven Erlebnisse Hidallas in den Vordergrund der weiteren Handlung rückt, schafft er eine Erzählsituation, die losgelöst von jeglichen äußeren Einflüssen in einem Raum-Zeit-Kontinuum zu schweben scheint.

### 3. Überwindung des Individuums

Spätestens bei Hidallas Schilderung des sozialen Zusammenhalts innerhalb der Gruppe der Zöglinge wird klar, dass es sich bei ihren Ausführungen nicht allein um eine subjektive Einzelansicht handelt: »Eine dachte wie die andere, und wenn eine den Mund auftat, wußten immer alle übrigen schon, was sie sagen wollte« (W V,2, 864). Die Unterscheidung zwischen dem Ich und dem Kollektiv, die auch als wesentliches Merkmal des eigenen gesellschaftlichen Umgangs des Lesers gelten kann, ist hier aufgehoben, an ihre Stelle tritt die geistige Symbiose aller Mitglieder der Gemeinschaft. »Nur an den körperlichen Unterschieden kannte man sich gegenseitig auseinander« (W V,2, 864), berichtet Hidalla.<sup>47</sup> Erzähltechnisch wird diese Tatsache von Wedekind auf zwei Ebenen genutzt: Zum einen demontiert er hierdurch die Aufgabe eines gewöhnlichen Ich-Erzählers, indem er dessen subjektiver Sichtweise durch die Auflösung Hidallas in der Gemeinschaft ein deutlich breiteres Erfahrungsspektrum hinzufügt. Zum anderen wird deutlich, dass die Notwendigkeit einer multiperspektivischen Darstellung als vermeintlicher Garant für eine in-

<sup>47</sup> Gutjahr, *Mit den Hüften denken* (wie Anm. 22), S. 44, betont an dieser Stelle die Bedeutung der Hüften als einziges noch verbleibendes Individualitätsmerkmal, das zugleich zum neuen geistig-körperlichen Zentrum der Zöglinge wird. Vgl. hierzu auch Götz Müller, *Gegenwelten. Die Utopie in der deutschen Literatur*. Stuttgart 1989, S. 174. Müller verweist auf die damit erreichte Opposition zur realen Welt und sieht in der Reduktion der Zöglinge auf ihre bloßen körperlichen Merkmale die Entfremdung von der Gesellschaft.

haltliche Objektivität nicht mehr gegeben ist. Nicht die Gemeinschaft ist hier die Summe des Einzelnen, sondern jeder Einzelne selbst ist bereits die Summe des Ganzen.

Diese Form der Auflösung der gesellschaftlich etablierten Gesetzmäßigkeiten korrespondiert in auffälliger Weise mit der Betonung der Andersartigkeit der gesellschaftlichen Entwürfe in den eugenischen Utopien. So weist Alfred Ploetz zu Beginn seiner Überlegungen über den »ideale[n] Rassenprocess« darauf hin, dass es sich hierbei um die »Grundlinien einer rassenhygienischen Utopie« handle, über deren »komisches und grausames Äussere der Leser nicht zu erschrecken« brauche.<sup>48</sup>

Wesentlich für die Deutung der von Hidalla beschriebenen Reduktion auf den Körper bei der gleichzeitigen Nivellierung aller sozialen, intellektuellen oder psychischen Eigenarten der Zöglinge ist, dass es sich hierbei um einen Versuch Wedekinds handelt, die bislang tradierte Unterscheidung zwischen dem körperlichen und geistigen Empfinden zu überwinden. Hierdurch invertiert Wedekind das bisherige Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft und fügt diesem eine neue Ordnungsmöglichkeit hinzu. Die bestehende gesellschaftliche Ordnung wird zu einer unter mehreren Denkvarianten herabgestuft und die Wirklichkeit für den Leser damit gleichsam relativiert.<sup>49</sup> Ganz in diesem Sinne verweist auch Ploetz in Bezug auf seine utopischen Ausführungen darauf, dass diese von einem »einseitigen, durchaus nicht allein berechtigten Standpunkt« aus dargestellt seien, der lediglich den »Conflict der bis in ihre Consequenzen verfolgten Anschauungen gewisser darwinistischer Kreise mit unseren Culturidealen deutlich hervortreten lassen soll«.<sup>50</sup>

Die Überwindung des Individuums wird bei Wedekind zur Voraussetzung für das Funktionieren in der eugenischen Gemeinschaft. Die von Hidalla beschriebenen, einer gewissen Komik nicht entbehrenden Auswirkungen verdeutlichen exemplarisch, dass jede Individualität das strenge, auf Konformismus beruhende Erziehungskonzept des Parks aushebeln würde. Mit der Sichtweise des sich in der Gemeinschaft auflösenden Individuums macht Wedekind eine entscheidende Lücke innerhalb der Theoriebildung der Eugenik sichtbar: Die Gleichschaltung der Gemeinschaft, die im Park bis zur Auflösung der eigenen Gedanken

<sup>48</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 143.

<sup>49</sup> Vgl. hierzu Schölderle, Utopia und Utopie (wie Anm. 30), S. 31.

<sup>50</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 143f.

übersteigert wird, dient als Grundvoraussetzung für die gezielte Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens im Hinblick auf die zu schaffenden besseren Lebensbedingungen, die sich wiederum positiv auf die Entwicklung der menschlichen Art auswirken. Die Auflösung der subjektiven Gefühlswelt Hidallas deutet bereits an, dass die individuelle Psyche dieser Veränderung nicht förderlich ist, sondern dass diese allein durch den Primat des Körpers zu erreichen ist.

#### 4. Erziehung zur Körperlichkeit

Die körperliche Erziehung im Park orientiert sich an drei Phasen, die die Zöglinge während ihres Aufenthalts durchlaufen: Zunächst befinden sie sich bis zum Alter von sieben Jahren in einer Art Kindergarten. Anschließend werden die beiden Geschlechter getrennt und die Mädchen kommen in ein Mädchenheim, in dem sie eine »tänzerische Mädchenerziehung«<sup>51</sup> genießen, mit zwölf Jahren wechseln sie dann zwischen dem Heim und dem Theater hin und her.<sup>52</sup>

Zu Beginn ihrer Erinnerungen schildert Hidalla die Übungen zur Schulung des Bewegungsapparates, die durch Ballspielen und Sprungübungen ergänzt werden. Das Ziel ist es hierbei, beim »Gehen die Hüften straff gespannt« zu halten, dass die Beine »überhaupt nicht mehr zu spüren« (W V,2, 845) sind. Alle Bewegungen müssen von den »Hüften ausgehen und von ihnen aus gewollt und dirigiert werden«. Hidalla kommt es daher so vor, als ob alle »gewissermaßen mit den Hüften denken lernten« (W V,2, 845). Diese Ästhetisierung des Ganges dient jedoch keinem Selbstzweck, sondern hat ein höheres Ziel, das Hidalla in Bezug auf die in dieser Hinsicht mustergültige Lehrerin Gertrud äußert, die für sie den »Inbegriff von Schönheit« (W V,2, 844) darstellt: »Wenn man sie auf sich zukommen sah, hatte man gar nicht mehr die Empfindung, daß sie einen Körper von einer gewissen Schwere hatte« (W V,2, 845).<sup>53</sup> Man sieht, so Hidalla weiter, nur

<sup>51</sup> Gabriele Brandstetter, *Tanz-Lektüren. Körperbilder und Raumfiguren der Avantgarde*, Freiburg i.Br. 2013, S. 527. Weiter erkennt sie in Wedekinds Thematisierung des Körpers und des Tanzes den Vorläufer der später in den 1920er Jahren einsetzenden Gymnastik- und Tanzreform (ebd., S. 556).

<sup>52</sup> Vgl. zur Systematik der verschiedenen Lebensräume der Zöglinge Vincon, *Verschließungen* (wie Anm. 31), S. 362.

<sup>53</sup> Vgl. zur Erscheinung Gertruds auch Thomas Medicus, »Die große Liebe«. *Ökonomie und Konstruktion der Körper im Werk von Frank Wedekind*. Marburg/Lahn 1982, S. 135ff.

»Formen«, die man über der »Schönheit der Bewegung« (W V,2, 845) ebenfalls fast vergisst. Das Ziel dieses Teils des Unterrichts besteht somit darin, die Körperbetontheit des Ganges zugunsten einer Hervorhebung der gesamten Ästhetik der Bewegung zurücktreten zu lassen.<sup>54</sup>

Wohin die körperliche Erziehung dabei führen soll, wird Hidalla am Beispiel Simbas vor Augen geführt, die sie nach ihrem Umzug ins weiße Haus und damit in der zweiten Station des Erziehungscurriculums kennenlernt. Sie ist die Tanzlehrerin und damit die letzte prägende Erzieherin, bevor die Mädchen auf der Bühne des Theaters spielen dürfen. Hidalla bestaunt an Simba insbesondere »die Lust, mit der sie selbst sich ihres Körpers bewußt zu werden schien« (W V,2, 854). Die Erscheinung Simbas »übermannt[ ]« Hidalla derart, dass sie »zwei Tage wie im Halbschlummer« umhergeht und »nur ihr Bild« (W V,2, 854) vor sich hat. Das Ziel ihres Unterrichts ist die bereits durch Gertrud initiierte Ästhetisierung, die nun in die konkreten Formen verschiedener Tänze gegossen wird. So müssen die Mädchen »Holzschuhe« tragen, in deren Sohlen »Blei eingelegt« ist, um die Muskulatur derart zu stärken, dass jedes Mädchen »die Füße mit Leichtigkeit der andern über den Kopf schwingen konnte« (W V,2, 855).

Wie bereits zuvor schon Gertrud,<sup>55</sup> so werden auch Simba explizit tierische Eigenschaften zugeschrieben: Sie hat »schlangenförmige Brauen« und ihre »Zungenspitze« zuckt manchmal »wie ein Feuersalamander« (W V,2, 854). Diese »Analogisierung gleicher Organe von Mensch und Tier«<sup>56</sup> verdeutlicht das im Park zum Ausdruck gebrachte eugenische Selbstverständnis des Menschen als einer sich im steten Kampf mit ande-

<sup>54</sup> Insbesondere der Hinweis Hidallas, dass sie alle »mit den Hüften denken lernten« (W V,2, 845), hat in der Forschung den Anstoß zu einer kontroversen Debatte über das hier von Wedekind gezeichnete Frauenbild geführt. So kommt Gutjahr, *Erziehung zur Schamlosigkeit* (wie Anm. 21), S. 104, ausgehend von dieser Aussage Hidallas zu dem Schluss, dass es sich hierbei um ein Erziehungsmodell handelt, das nicht der Logik der bürgerlichen Gesellschaft, sondern der des Bordells folgt. Monikova, *Das totalitäre Glück* (wie Anm. 29), S. 121, spricht angesichts des Vergleichs von Gertrud mit einem Pferd davon, dass bei Wedekind der »Vergleich einer Frau mit einem Tier ein Bild der Vollendung« sei.

<sup>55</sup> So schildert Hidalla die Erscheinung eines Pferdewagens folgendermaßen: »Und doch, abgesehen von den Augen und der ganzen Haltung, war es das Hinterteil [des Pferdes], was am meisten an Gertrud erinnerte. Sie hatte die nämliche einfache, ruhige Bewegung in den Hüften, diese ruhige sichere Kraft, und auch die Art und Weise, wie sich die Schenkel aneinander rieben« (W V,2, 861). Die Verbindung zwischen Mensch und Tier als hohes ästhetisches Ideal findet sich auch in anderen Werken Wedekinds. Vgl. hierzu Schümann, *Die Suche* (wie Anm. 29), S. 72.

<sup>56</sup> Medicus, »Die große Liebe« (wie Anm. 53), S. 144.

ren Lebewesen befindlichen Art. Schallmayer verdeutlicht bereits 1891 unter Bezug auf Darwin die Position des Menschen, der nur »ein untergeordneter Teil eines unendlichen Ganzen« ist;<sup>57</sup> entsprechend ist der »menschliche Geist« auch nur eine

Naturerscheinung, und die von ihm geschaffenen gesellschaftlichen Einrichtungen [...] haben eine Entwicklungsgeschichte, welche ebenso wie die Entwicklungsvorgänge des übrigen Naturlebens von dem Naturgesetze der Auslese des Passendsten gelenkt worden ist [...].<sup>58</sup>

Simbas Erscheinung stellt die Verkörperung des Erziehungsideals des Parks dar, bei der die evolutionsbedingten Grenzen zwischen Mensch und Tier zerfließen.

Die über die Zielsetzung der Übungen und viel mehr noch über die beiden Lehrerinnen zum Ausdruck gebrachte körperliche Idealvorstellung entspricht ganz den im eugenischen Diskurs formulierten Überlegungen zur »Vervollkommnung« der Individuen.<sup>59</sup> Gerade die unter den Zöglingen des Parks gezielt geförderte »kräftige Musculatur« und die »Widerstandskraft gegen Witterungs-Einflüsse« sind nach Ploetz Eigenschaften, deren »Verbindung mit der Erhaltungs- oder Fortpflanzungskraft auf der Hand liegt«.<sup>60</sup> Insbesondere bündeln sich ihm zufolge diese positiven Eigenschaften in der »Schönheit der Gesichts- und Körperformen«, deren Ausprägung im Zentrum der Erziehung des Parks steht und die Ploetz als »Waffe im Socialkampf« versteht, um sich im »oekonomischen Wettkampf« gegen andere durchzusetzen.<sup>61</sup> Die von Wedekind dargestellte Aufhebung der Körperlichkeit zugunsten der Ästhetisierung der reinen Bewegung wurzelt in der von Ploetz aufgezeigten »grösseren Sanftheit und Anmuth der Bewegungen«,<sup>62</sup> durch welche sich einzelne Individuen gegenüber anderen auszeichnen und daher bessere Voraussetzungen im »Kampf um's Dasein« haben.<sup>63</sup> Dieser Ausbildung

<sup>57</sup> Schallmayer, Ueber die drohende körperliche Entartung (wie Anm. 17), S. 1.

<sup>58</sup> Ebd., S. 2f.

<sup>59</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 106.

<sup>60</sup> Ebd., S. 106f.

<sup>61</sup> Ebd., S. 107.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Ebd., S. 106. Ploetz knüpft mit diesem von ihm sehr häufig verwendeten Ausdruck direkt an das von Darwin geprägte Verständnis des nicht endenden Daseinskampfes der menschlichen Art an, distanziert sich als Befürworter der Hygiene hierbei jedoch explizit von Wallace, der ihm zufolge einen »tiefen Gegensatz zwischen der modernen Hygiene und dem Rassenwohl« (ebd., S. 3) annimmt.

der »sexuellen Zuchtwahl«, <sup>64</sup> wie sie über die Erziehung zur Körperlichkeit im Park erreicht wird, misst auch Ploetz eine entscheidende Rolle im Daseinskampf bei. Insbesondere die leibliche Erziehung dient ihm zufolge der »besseren individuellen Erhaltungskraft«, denn die »natürliche Auslese« habe im Laufe der Evolution »der sexuellen Auslese die Directive« gegeben, die »ganz im Allgemeinen auf die stärkere Gesamt-Constitutionskraft gerichtet war«. <sup>65</sup>

Vor diesem Hintergrund lässt sich die körperliche Prägung der Mädchen als eine im vollen Einklang mit den Überlegungen des eugenischen Diskurses stehende Förderung der physischen Konstitution und Geschlechtlichkeit verstehen. <sup>66</sup> Die Tatsache, dass das menschliche körperliche Ideal mit den beiden Lehrerinnen Gertrud und Simba in die Nähe des Tieres gerückt wird, stellt dabei weniger eine Überzeichnung als vielmehr einen logischen Rückschluss Wedekinds dar: Wenn die Ausgangsüberlegungen der Eugenik in Anlehnung an Darwin lauten, dass die Menschheit, wie Schallmayer dies ausführt, nur als ein »untergeordneter Teil« der gesamten »Zoologie« und damit wie alle anderen Populationen von Lebewesen zu betrachten ist, <sup>67</sup> dann ist die Angleichung des menschlichen Körpers an den tierischen bei Wedekind die konsequente Weiterführung dieses Gedankens: Der Mensch ist nach Darwin »wie jedes andere Tier« <sup>68</sup> und damit eine Art unter vielen, deren Entwicklung man, wie anhand einiger kultivierter Haustierrassen bereits erprobt wurde, gezielt lenken und steuern kann.

Zugleich wohnen dieser Gleichsetzung performative Qualitäten inne, die zutage treten, wenn die Grenze zwischen Mensch und Tier aufgehoben wird und Figurenzeichnungen möglich werden, die wie im Fal-

<sup>64</sup> Ebd., S. 108.

<sup>65</sup> Ebd.

<sup>66</sup> Um eine durch die Internatssituation eventuell begünstigte homosexuelle und damit ihrer Fortpflanzung nicht dienliche Orientierung zu vermeiden, ist der direkte körperliche Kontakt zwischen den Mädchen, etwa das gemeinsame Schlafen in einem Bett, strengstens verboten. Auguste Forel, *Die sexuelle Frage*. München 1905, S. 328, weist explizit auf diesen Zusammenhang hin: »Einen eigentümlichen Einfluss auf das Geschlechtsleben üben alle Internate [...]. Die grosse Schattenseite aller dieser Institute liegt in der Gefahr der Ansteckung ihrer Insassen durch onanistische und homosexuelle Gewohnheiten«. So zitiert bereits bei Gutjahr, *Mit den Hüften denken* (wie Anm. 22), S. 41.

<sup>67</sup> Schallmayer, *Ueber die drohende körperliche Entartung* (wie Anm. 17), S. 1.

<sup>68</sup> Charles Darwin, *Die Abstammung des Menschen*. Übers. von Heinrich Schmidt nach der 2. Auflage 1874 aus dem Englischen, 1881. Einführung von Christian Vogel. Stuttgart <sup>4</sup>1982, S. 53.



le Gertruds und Simbas nicht mehr an biologische Grenzen gebunden sind. Auch in anderen Werken wird Wedekind diesen Gedanken wieder aufgreifen und beispielsweise mit Lulu eine Figur schaffen, deren verstörende Triebhaftigkeit einen animalischen, aber deshalb eben umso menschlicheren Charakter aufweist. So muss Lulu in »Der Erdgeist« selbst erkennen: »Jetzt bin ich ... [...] Ein Tier«, worauf Schigolch, ihr Geliebter, antwortet: »Und was für ein Tier! – Ein elegantes Tier! – Ein Prachtstier!« (W III,1, 348). Wie Tiere sehen sich auch die Zöglinge im Park im weiteren Verlauf ihrer Erziehung zunehmend mit einem Selektionsdruck konfrontiert, der ihre verbleibende Zeit in der Erziehungsanstalt maßgeblich prägt.

### 5. Selektion der stärksten Exemplare

Die Erziehung im Park hat eine Doppelfunktion, die jedoch erst im Laufe der Schilderungen Hidallas offensichtlich wird: Die für ihr evolutionäres Voranschreiten positive Attraktivität der Mädchen soll gezielt gefördert werden, zugleich wirkt diese Formung normbildend im Sinne eines zu erreichenden Idealbildes. Nach Ploetz schlägt sich im Allgemeinen derjenige Mensch »im Kampf um's Dasein besser, der Geschmack an äusseren Formen hat«, woraus sich für ihn die »allmähliche Züchtung unseres Geschmacks in der bestimmten vorliegenden Richtung« erklärt.<sup>69</sup> Die Beurteilung äußerer Schönheit liegt damit nicht länger im Auge des Betrachters, sondern wird an konkreten Merkmalen bemessen, wie die strengen Auswahlkriterien im Park verdeutlichen.

Hinter der vermeintlich schöngeistigen Atmosphäre des Parks scheint eine Form des Selektionsdrucks zu herrschen, den Hidalla zwar nicht explizit erklärt, dessen Auswirkungen auf die Zöglinge jedoch deutlich sichtbar sind. Bereits zu Beginn ihrer Erinnerungen berichtet sie, dass zwei Kameraden und ein Mädchen verschwinden,<sup>70</sup> ohne dass weiter darüber gesprochen wird. Später wird ein Mädchen erwähnt, das »seit zwei Jahren nicht mehr da war« (W V,2, 849) – Näheres erfährt der Leser nicht. Die Selektion gipfelt in der als »Auswahl« (W V,2, 861) bezeichneten Prüfung der Mädchen durch zwei nicht näher benannte »Damen« (W V,2, 866). Hierbei spielt die Ausprägung des Körpers, zu

<sup>69</sup> Ebd., S. 110.

<sup>70</sup> Vgl. W V,2, S. 846.

der die Erziehungsübungen größtenteils dienten, die entscheide Rolle. So besitzt beispielsweise Lora, die ausgewählt wird, »schon von Natur aus alle Vorzüge« wie »volle, feste Formen, eine makellose weiße Haut, ausdrucksvolle Gesichtszüge, feine Extremitäten« (W V,2, 865). Zudem hat sie in den vier Jahren der Erziehung »ihrem Körper eine solche Gelenkigkeit abgerungen, daß ihr keine Stellung, die sich denken ließ, unmöglich war« (W V,2, 865).

Der von Lora scheinbar mustergültig zum Ausdruck gebrachte »Schönheitssinn« wurde nach Ploetz im Laufe der Entwicklung zu einem »Maasstab«, die »Stärke einer Convariante im Extral- und Socialkampf ganz instinctiv abzuschätzen«. <sup>71</sup> Entsprechend berichtet Hidalla weiter von Lora, dass es keinen Moment gab, in dem »sie sich selbst außer Acht ließ, mochte man sie von vorne oder von hinten sehen« (W V,2, 865). Lora scheint ganz im Sinne von Ploetz erkannt zu haben, dass ihr Äußeres einen entscheidenden »Vortheil« darstellt und ihre Position als »Convariante«, als ein Mädchen unter vielen, stärkt. <sup>72</sup>

Doch Schönheit allein ist nicht alles, es bedarf noch weiterer Eigenschaften zum »besseren Fortkommen im Kampfe um's Dasein«, <sup>73</sup> von denen vor allem die »Güte«, der »Altruismus« hervorsteicht, die nach Ploetz »für ihren Besitzer ebenso sehr eine Waffe im Socialkampf wie schöne äussere Formen« sein kann. <sup>74</sup> Entsprechend zeigt sich auch an der von Hidalla als mustergültig beschriebenen Lora zusätzlich die Eigenschaft, dass diese allen anderen Mädchen gegenüber stets »heiter, gleichmütig und bescheiden« (W V,2, 865) ist und damit der nach Ploetz durch diese beiden Eigenschaften – »Schönheit« und »Güte« – zum Ausdruck gebrachten »Vollkommenheit« sehr nahekommt. <sup>75</sup>

Hidalla erwähnt in Bezug auf ihren eigenen Auswahlprozess durch die Damen, die eines Tages scheinbar unangekündigt während des Tanzunterrichts erscheinen, zunächst ein die anderen Mädchen und sie selbst beschleichendes »sonderbares Gefühl« (W V,2, 866). Denn obwohl sie es durch die gemeinsamen Übungen voneinander gewöhnt sind, »ein-

<sup>71</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 111.

<sup>72</sup> Ebd.

<sup>73</sup> Ebd.

<sup>74</sup> Ebd., S. 112. Auch Wilhelm Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Jena 1903, S. 85, stellt das »Mitgefühl« als zentralen Aspekt der Auslese heraus und betont, dass dieses vorrangig durch die Erziehung erreicht werde.

<sup>75</sup> Ebd.

ander nackt zu sehen« (W V,2, 866), kommt bei allen ein derartiges Schamgefühl auf, dass sie angesichts der vollständigen Nacktheit »rot im Gesicht« (W V,2, 866) werden.<sup>76</sup> Vollkommen entblößt muss Hidalla zunächst tanzen und dann »etwas Beliebiges spielen«, bevor einzelne Mädchen einer genaueren körperlichen Untersuchung unterzogen werden: »Sie besahen die Mädchen noch einmal von vorne, von hinten, von beiden Seiten, betasteten die Muskeln, die Weichen, prüften Hände und Füße, untersuchten die Zähne, die Haare, die Augen, die Fingernägel« (W V,2, 866). Trotz der Fähigkeiten im Tanz und in der Musik scheint das besondere Augenmerk der Auswahl auf den körperlichen Voraussetzungen zu liegen, die als tauglich erachteten Mädchen werden von den beiden Gutachterinnen »wie sie waren« (W V,2, 866), also splitternackt, direkt mitgenommen.

Es handelt sich bei der Auswahl der Mädchen um einen »Vergleich« und damit um einen Selektionsprozess, dessen Voraussetzung nach Ploetz zunächst ein »zahlreiches und intensives Auftreten besserer Devarianten« voraussetzt,<sup>77</sup> was angesichts der zahlreichen Ausführungen Hidallas über die Schönheit der verschiedenen Mädchen im Park zweifellos gegeben ist. Genau wie es bei den Mädchen im Park sichergestellt ist, darf dieser Vergleich nach Ploetz nur bei Exemplaren »von gleichem Alter und Geschlecht angestellt werden«.<sup>78</sup>

Über das weitere Schicksal der ausgewählten Mädchen und damit über die Zielsetzung dieser Selektion berichtet Hidalla nichts, keine von ihnen wird im weiteren Verlauf des Berichts wieder erwähnt. Jedoch berichtet sie von einem Traum in der auf die Auswahl folgenden Nacht, der verdeutlicht, dass die Mädchen im Park sehr wohl um die sexuelle Zielrichtung der Selektion wissen. Hierin erscheint Lora »in einem roten Mantel«, sie selbst und »hunderte und hunderte« (W V,2, 867) weiterer Mädchen stehen Spalier. Lora ist nun »vollkommen ausgewachsen, sehr groß« und in der Wahrnehmung Hidallas »noch um vieles schöner« (W V,2, 867). Ihr Haar ist als Zeichen des Triumphs »mit weißen Blumen bekränzt« und an ihrer Seite hat sie »einen kleinen Knaben, den sie herz-

<sup>76</sup> Nach Schallmayer (ebd., S. 86) scheint das von den Mädchen hier offenbarte sexuelle Schamgefühl »der Hauptsache nach nur auf Erziehung zu beruhen, was freilich voraussetzt, daß eine bildungsfähige Anlage von Natur vorhanden ist«, wobei er sich einmal mehr direkt auf Darwin bezieht.

<sup>77</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 114.

<sup>78</sup> Ebd.

lich an sich drückte« (W V,2, 867). Lora erscheint Hidalla als Siegerin in dem am Tag zuvor realiter erlebten Wettstreit um die Körperlichkeit, sie führt den Sohn als ein für alle anderen sichtbaren Beweis ihrer Fruchtbarkeit an ihrer Seite mit sich. Hinzu kommt, dass es sich bei dem Jungen um Morni handelt, den Hidalla im Kindesalter als Freund beehrte. Das bislang insgeheim gehegte Minderwertigkeitsgefühl gegenüber Lora und ihren herausragenden körperlichen Eigenschaften nimmt durch die unbewusste Traumarbeit die Gestalt des Hidalla einst sehr nahestehenden Knaben an, den Lora ihr nicht nur wegnimmt, sondern sogar geboren zu haben scheint.

Die körperliche Erziehung im Park wird von den Mädchen zumindest unbewusst als das wahrgenommen, was sie ihrer nach außen hin gezielt verschleierte Funktion nach sein soll: als Selektionsprozess, innerhalb dessen sich die Mädchen mit herausragenden körperlichen Merkmalen gegenüber den anderen durchsetzen und direkt ausgewählt werden. In dem gleichen Maße, in dem sich eine genauere Kenntnis über die weiteren Aufgaben dieser Mädchen Hidallas Verständnis entzieht, erfährt auch der Leser weiter nichts darüber. Einmal mehr bleibt es bei der reduzierten Sichtweise der Erzählerin, deren Traum jedoch nahelegt, dass die Auswahl der Mädchen in direktem Zusammenhang mit der von ihren herausragenden körperlichen Fähigkeiten abgeleiteten Fruchtbarkeit zu stehen scheint.

## 6. Tanz der Körper

Für die übrigen Mädchen, die nicht bereits frühzeitig ausgewählt wurden, bleibt bis zum Eintritt der Geschlechtsreife nur noch das Theater als Präsentationsbühne für ihre Körper.<sup>79</sup> Über die Zuschauer haben die Mädchen hier das erste Mal direkten Kontakt zur Welt außerhalb des Parks; eine »unterirdische elektrische Bahn« (W V,2, 869) bringt die Zuschauer aus der Stadt ins Theater. Dem Publikum werden die Darstellerinnen in ihrer ganzen Körperlichkeit präsentiert: Sie werden in Kostüme gesteckt, die den nackten Körper mehr betonen als verhüllen. Hidalla selbst trägt während ihres ersten Auftritts im Tanzstück »Der Mückenprinz« lediglich »ein Röckchen«, das »von der Taille bis auf die

<sup>79</sup> Vgl. hierzu auch Vincon, Verschlüsselungen (wie Anm. 31), S. 392.

Knie« (W V,2, 868) reicht – sonst nichts. Wenn die »lose fallende griechische Tunika über den nackten Beinen« als Tanzkleid zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum »Signal des neuen freien Tanzes« wurde,<sup>80</sup> dann emanzipiert sich die dadurch ermöglichte Freiheit des Tanzes bei Wedekind bereits hier von jeglicher die Bewegung unnötig einschränkender Stofflichkeit.

Nach einer ersten Begutachtung durch das Publikum im ersten Akt ist es im Weiteren lediglich ihre Aufgabe, »auf den Stufen zu liegen« und ihren »nackten Oberkörper und Waden sehen zu lassen« (W V,2, 873). Nicht die Dramaturgie des Stücks, die durchaus vorhanden ist,<sup>81</sup> sondern die Körper der Mädchen stehen im Theater im Vordergrund. Wie schon zuvor die Hintergründe der Auswahl durch die Damen im Unklaren bleiben, so verdichtet sich auch im Theater die Unwissenheit der Darstellerinnen buchstäblich zur absoluten Dunkelheit, die sie umgibt: Die Bühne ist so konstruiert, dass nach Hidalla kein Mädchen jemals »auch nur eine einzige Physiognomie« (W V,2, 870) im Schwarz des Publikums erkennen kann. Wedekind greift den in der Reformbewegung häufig zu findenden »Antagonismus von Erotik und Natur«<sup>82</sup> auf und verdeutlicht am Beispiel seiner Erzählerin, dass Nacktheit, obwohl sie von der Person selbst als natürlich empfunden wird, nach außen hin stets auch von einer erotischen Komponente begleitet wird.

Hidalla liefert jedoch Hinweise auf die selektorische Funktion des Theaterstücks, ohne dass sie diese selbst richtig zu deuten weiß. So berichtet sie, dass zwei »Männerstimmen« ihre Waden »kritisierten« (W V,2, 871) – es ist ihr erster Kontakt mit Männern überhaupt. Während einer späteren Vorstellung wird Hidalla durch eine Stimme aus dem Publikum mit dem Vorwurf konfrontiert: »Dir fehlt das Beste« (W V,2, 875). Auch kein anderes Mädchen kommt auf Nachfrage Hidallas darauf, »was die Stimme gemeint hatte«, denn, so berichtet sie weiter, »so blindlings tanzten wir allabendlich unsere Rollen durch, so wenig ließen wir uns träumen von dem, was wir spielten« (W V,2, 875). Wie bereits im Traum Hidallas nach der Auswahl deutlich wird, handelt es sich auch beim Theater um einen Ort der Präsentation der Körper der Mädchen.

<sup>80</sup> Brandstetter, Tanz-Lektüren (wie Anm. 51), S. 124.

<sup>81</sup> Vgl. zum Inhalt des Theaterstücks, auf das an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann: Gutjahr, Mit den Hüften denken (wie Anm. 22), S. 49f.

<sup>82</sup> So Brandstetter, Tanz-Lektüren (wie Anm. 51), S. 126.

Es bleibt für Hidalla also unklar, was das »Beste« ist, das ihr fehlt, deutlich wird jedoch, dass es sich hierbei auf jeden Fall um ein körperliches Merkmal handelt, dessen Ausprägung die beiden männlichen Besucher an Hidalla kritisieren.

Wie schon die Auswahl im Park, so präsentiert sich auch das Theater als Ort der Leibesbeschau, der die Mädchen mit von außen an sie herangetragenen körperlichen Selektionskriterien konfrontiert und unter ihnen eine Konkurrenzsituation schafft. Die Unwissenheit Hidallas verdeutlicht auch hier, dass die geistige Entwicklung der Zöglinge hinter der körperlichen zurücktritt. An keiner Stelle wird ihre kognitive Bildung erwähnt, eine Entwicklung scheint in dieser Hinsicht nicht gewünscht zu sein. Hierdurch erklärt sich auch Hidallas gleichgültige Grundhaltung gegenüber den von ihr geschilderten Ereignissen – sie kann schlicht nicht anders empfinden, weil ihr eine eigenständige und kritische Reflexion nicht vermittelt wurde.<sup>83</sup> Fehlende geistige Prägung wirkt sich auch nach Schallmayer gerade nicht negativ auf die »Zuchtwahl« aus, im Gegenteil: Klassischer »Schulunterricht« kann ihm zufolge die natürliche Entwicklung »hemmen« und vermag gerade nicht »mangelhafte Körper- und Geistesanlagen zu guten zu machen«.<sup>84</sup>

Damit fügt Wedekind der Betrachtung des einer gezielten eugenischen Prägung unterworfenen Individuums einen weiteren Aspekt hinzu. Indem das eigenständige Denken zugunsten der übersteigerten körperlichen Erziehung zurücktritt, wird der so geformte Mensch in höchstem Maße beeinflussbar und – das verdeutlicht die Sichtweise Hidallas ebenfalls – hinterfragt strenge hierarchische Ordnungen mitsamt den dazugehörigen Strafinstanzen nicht mehr. Der durch die Erziehung im Park forcierte Sieg des Körpers über den Geist findet im Rahmen der abschließenden Vermählung der Zöglinge eine abermalige Steigerung.

## 7. Die richtige Zuchtwahl

Entsprechend der eugenischen Logik des Parks steht am Ende die Zusammenführung der Mädchen mit den Knaben, bei der ebenfalls die

<sup>83</sup> In diesem Sinne sieht auch Monikova, *Das totalitäre Glück* (wie Anm. 29), S. 120, die Diskrepanz zwischen der körperlichen und der geistigen Ausbildung der Mädchen: »Mit vierzehn, wenn die Mädchen die Anstalt verlassen, können sie auf den Händen gehen, aber keine kann lesen und schreiben«.

<sup>84</sup> Schallmayer, *Ueber die drohende körperliche Entartung* (wie Anm. 17), S. 10.

Auswahlkriterien eine besondere Rolle spielen. Zunächst weisen die äußeren Umstände der Zusammenführung deutliche Anzeichen einer Massenhochzeit auf:<sup>85</sup> So tragen die Mädchen »weiße[ ] Kleidchen« (W V,2, 881) und laufen später Hand in Hand mit ihrem Partner der Reihe nach auf »Blumen« durch die »Menschenmengen« am Straßenrand, wo »Gardesoldaten« (W V,2, 882) eine Gasse bilden. Der Zug endet am »Bassin« (W V,2, 882), danach hört der Bericht Hidallas abrupt auf. Die Wahl des jeweiligen Partners wird jedoch keineswegs dem Zufall überlassen – so etwas hatte es auch während Hidallas Zeit im Park nicht gegeben –, sondern es wird nach dem objektivsten Selektionskriterium überhaupt ausgewählt, nämlich »der Größe nach« (W V,2, 881). Bereits im »Wartesaal« (W V,2, 881) stellen sich die Mädchen entsprechend ihrer Körpergröße auf, die größte, Melanie, steht ganz vorn an der Türe. Die Knaben sind ebenfalls »der Größe nach geordnet« und stellen sich parallel zu der Reihe der Mädchen auf, um die »Hand« (W V,2, 881) des ihnen gegenüberstehenden Mädchens zu ergreifen.

Dadurch, dass die Wahl des Partners einzig und allein auf die Körpergröße beschränkt wird, reduziert Wedekind die von den Eugenikern geforderten Kriterien im Rahmen des natürlichen Auswahlprozesses auf ein Minimum. Die von Ploetz formulierte Feststellung, der »Process der Vervollkommnung« sei beim Menschen nicht »verschieden von dem überall in der Thierreihe beobachteten Process der besseren Anpassung«, findet hier ihre konkrete Anwendung: Es werden scheinbar genau diejenigen »Individuen« zusammengeführt, die entsprechend der gleichen Ausprägung ihrer Größe denselben körperlichen »Factor im Kampf um's Dasein« ausgeprägt haben, der sie »in ähnlicher Weise zu starken Convarianten macht«.<sup>86</sup>

Angesichts der auf diesem Auswahlkriterium basierenden Selektion sind die Mädchen zunächst stark eingeschüchtert. Hidalla kann sich nicht vorstellen, dass eines der Mädchen den ihr zugeteilten Knaben »bis zum Morgengrauen überhaupt genauer angesehen hat« (W V,2, 881). Wie fremd sich Hidalla und ihr Partner sind, wird durch die Tatsache verdeutlicht, dass sie »kein Wort« von dem versteht, was er während des Zeremonienzugs zu ihr sagt, es scheint ihr vielmehr, als »spräche er eine

<sup>85</sup> Monikova, Das totalitäre Glück (wie Anm. 29), S. 122, spricht in diesem Zusammenhang von einer »Koppelungs-Zeremonie«.

<sup>86</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 112f.

andere Sprache« (W V,2, 882). Insofern die gemeinsame Sprache als Grundvoraussetzung für die Kommunikation und damit auch für eine funktionierende Beziehung nicht vorhanden ist, wird auch am Ende der Erzählung *Hidallas* die alles überragende Bedeutung der *Physis* unterstrichen. Was am Ende im Zentrum der Zusammenführung steht, sind nicht die Menschen, sondern die Körper.<sup>87</sup>

Obwohl der Bericht *Hidallas* jäh abbricht, lässt sich vor dem Hintergrund der strengen Ausrichtung der Erziehung im Park auf die Entwicklung des Körpers dennoch vermuten, dass die Zusammenführung der Mädchen und der Knaben den Zweck der »Vermehrung der reifen guten Convarianten« hat, um hierdurch eine »Erhöhung ihres durchschnittlichen Gütegrades« zu erreichen, wie Ploetz ausführt.<sup>88</sup> Genauer gesagt handelt es sich hierbei um nichts anderes als um eine Form der bereits früh von den Eugenikern erträumten »positive[n] künstliche[n] Zuchtwahl«, mit der sich Schallmayer zufolge »rasche[] und glänzende[] Resultate erzielen« lassen.<sup>89</sup> Dahinter steht die Überzeugung der Wissenschaft, dass bestimmte zivilisationsbedingte Faktoren, wie beispielsweise die »ökonomischen und sozialen Verhältnisse«, aber auch die »Schädlichkeiten« des »Culturlebens«,<sup>90</sup> zu einer »Störung der natürlichen Zuchtwahl« führen, die den »Nieder-gang der körperlichen Tüchtigkeit« der Menschheit zur Folge hat.<sup>91</sup> Die Zusammenführung ist damit nichts anderes als eine »vernünftige Beeinflussung der menschlichen Zuchtwahl«, über deren Zielsetzung sich der Text zwar ausschweigt, von der sich mit Schallmayer aber weiter annehmen lässt, dass diese dem Keim aller eugenischen Bestrebungen dienen

<sup>87</sup> Auch Schümann, *Die Suche* (wie Anm. 29), S. 68, betont, dass die Auswahl am Ende der Erzählung nach »phänotypischen Gesichtspunkten« stattfindet.

<sup>88</sup> Ploetz, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse* (wie Anm. 14), S. 116. Gestützt wird dies zudem durch die von Wedekind selbst vorgesehene Einordnung des Fragments in den größeren Zusammenhang seines Roman-Projekts. Hier lässt sich nach Vincon, *Verschlüsselungen* (wie Anm. 31), S. 385, eine Reihenfolge der einzelnen Bestandteile rekonstruieren, wonach im Anschluss an die »Mädchenanstalt« an späterer Stelle die »Gebäranstalt« und als Abschluss die »Schwangerschaft« folgt.

<sup>89</sup> Schallmayer, *Ueber die drohende körperliche Entartung* (wie Anm. 17.), S. 11. Tatsächlich spricht Schallmayer in Anknüpfung an die eugenische Utopie Bellamys im Zusammenhang mit der Steuerung der natürlichen Zuchtwahl von einem »herrlichen Traume« (ebd., S. 35).

<sup>90</sup> Ebd., S. I.

<sup>91</sup> Ebd., S. 21f. Aus diesem Grund spricht sich Schallmayer auch nur bedingt für den medizinischen Fortschritt aus, da dieser lediglich eine geringe Verbesserung im Vergleich zu einer aktiven Steuerung der menschlichen Fortpflanzung bringe.



muss, nämlich die »Zahl der rüstigen Menschen allmählig und stetig zu vergrößern, die der kranken und schwachen zu vermindern«.<sup>92</sup>

Was bereits an einzelnen Aspekten des Erziehungskonzepts des Parks deutlich wurde, verdichtet sich am Ende im Auswahlprozess der Zöglinge. Die radikale Reduktion auf ein vergleichsweise willkürliches Körpermerkmal negiert jegliche Individualität. Damit verdeutlicht Wedekind in übersteigerter Form, wohin die von der Eugenik ins Feld geführte Lenkung bestimmter körperlicher Merkmale führt: nämlich ad absurdum. Wenn am Ende eines langen Prägungs- und Selektionsprozesses, wie ihn die Zöglinge im Park durchlaufen und wie er von den Eugenikern gefordert wird, die Größe und damit wohl dasjenige körperliche Merkmal über die Partnerwahl entscheidet, das am wenigsten von außen zu beeinflussen ist, dann erscheint eine derart gelenkte »sexuelle[ ] Zuchtwahl«<sup>93</sup> wieder zufällig – und erweist sich damit als hinfällig.

#### IV

#### »Hidalla«

Die Quellen, die Wedekind in sein Drama einfließen lässt, sind äußerst vielschichtig: Von konkreten Parallelen zwischen dem Protagonisten Hetmann und Alfred Ploetz über den Einfluss der Dramen Ibsens und Gerhart Hauptmanns bis hin zu den Ausführungen über die Erziehung von Irma von Troll-Borostyáni finden sich deutliche Spuren im Text,<sup>94</sup> die vor allem die Figurenzeichnungen und die Dramaturgie nachhaltig prägen. Im Folgenden soll mit dem eugenischen Programm Hetmanns ein für das Drama zwar kleiner, für Wedekinds Auseinandersetzung mit der Eugenik insgesamt aber gewichtiger Aspekt in den Fokus gerückt werden.<sup>95</sup>

<sup>92</sup> Ebd., S. 9.

<sup>93</sup> Ploetz, *Die Tüchtigkeit unserer Rasse* (wie Anm. 14), S. 108. Nach Ploetz laufen hierbei vor allem diejenigen Paare Gefahr, »in ihren Kindern mitsamt ihrer Geschmacksrichtung im Kampf um's Dasein ausgejätet zu werden«, die »auch nur indifferent bei der Geschlechtswahl« waren.

<sup>94</sup> Vgl. zu den Quellen den Kommentar zu W VI, S. 420ff.

<sup>95</sup> Die Verankerung der Lehre Hetmanns in der Wissenschaft wurde von der Forschung bislang nicht richtig erkannt. So argumentiert beispielsweise Pankau, *Über die Planbarkeit* (wie Anm. 3), S. 114, die von Hetmann formulierte »ästhetische Komponente des Züchtungsgedankens« trete in der »theoretischen Literatur zugunsten des Effizienzgedankens« zurück, was im Folgenden zu widerlegen sein wird.

Geht es in »Mine-Haha« einzig und allein um die konkreten Auswirkungen einer eugenischen Prägung auf das Individuum, so schließt Wedekind diese Lücke in der Theoriebildung innerhalb seiner literarischen Auseinandersetzung mit der Eugenik in »Hidalla«. Das von Karl Hetmann im Rahmen der Beschreibung des »Internationalen Vereins zur Züchtung von Rassenmenschen« (W VI, 54)<sup>96</sup> formulierte Programm greift zentrale Aspekte der Wissenschaft auf und fügt diese zu einem festen Theoriegebäude, dem sogenannten »Hetmannismus« (W VI, 94), zusammen. Diese auf den ersten Blick verworrene Lehre erweist sich bei näherer Betrachtung als eine Verbindung aus zwei verschiedenen Aspekten, die im zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskurs getrennt voneinander diskutiert werden: zum einen aus der Unterscheidung zwischen Arm und Reich und damit aus einer differenzierten Betrachtung der Bedürfnisse der sozialen Schichten bei der Selektion und zum anderen aus der Stilisierung einer bestimmten Moral, die dabei die »Schönheit« zum höchsten anzustrebenden Ziel eben dieser einen Schicht erhebt. Zugleich wird sich zeigen, dass sich die zentrale Erkenntnis in Sachen Eugenik im Drama gerade nicht in der Lehre Hetmanns, sondern vielmehr im weiteren Schicksal der Figur verbirgt.

### I. Degeneration und Reichtum

Um den nötigen Rahmen zu schaffen und seine Vereinigung nach außen hin abzugrenzen, formuliert Hetmann zunächst ein klares Ausschlusskriterium, nämlich, dass sein Bund und dessen Zielsetzung nur für die »Reichen« (W VI, 55) bestimmt seien. Die damit einhergehende Eingrenzung seiner Lehre auf eine soziale Gruppe erklärt sich mit der Tatsache, dass die zentralen gesellschaftlichen Probleme des 19. Jahrhunderts wie die Pauperisierung der Massen, die ansteigende Kriminalität oder der Alkoholismus nicht nur von den Eugenikern als Folgen der allgemeinen Degeneration des menschlichen Erbgutes interpretiert werden.<sup>97</sup> Insbesondere die seit den 70er Jahren festgestellte Abnahme der Geburtenrate der oberen Schichten gegenüber den unteren Bevöl-

<sup>96</sup> Der Begriff der »Rasse« wird im Drama selbst nicht weiter bestimmt. Vielmehr scheint die ironisch anmutende Bezeichnung des Großmeisters als »Rassemensch« (W VI, 56) die auch in der frühen Eugenik zu findende Undifferenziertheit im Umgang mit diesem Begriff widerzuspiegeln.

<sup>97</sup> Vgl. Weingart/Kroll/Bayertz, *Rasse, Blut und Gene* (wie Anm. 4), S. 18.

kerungsgruppen unterstreicht den bereits bestehenden »Eindruck eines dramatischen Degenerationsprozesses«<sup>98</sup> noch deutlicher. Die Beschränkung der »Hetmannsche[n] Lehre« (W VI, 66) auf die Reichen spiegelt demnach die Angst dieser sozialen Gruppe vor einem drohenden Ungleichgewicht der Erbqualitäten wider, aus der sein selektionistisches Programm hervorgeht.<sup>99</sup> Das von Hetmann aufgezeigte Mittel, diesen drohenden Missstand zu bekämpfen, ist vergleichsweise einfach: Es ist die »Liebe« als »Recht Aller an Alle[n]« (W VI, 57) – gemeint sind natürlich nur die Reichen. Hetmann steht damit ganz in der Tradition des darwinistisch-populationsgenetischen Paradigmas der frühen Eugenik, innerhalb dessen sich sein selektionistischer Ansatz positioniert. Seine Grundsätze stellen ein positives eugenisches Programm dar, das die Aufwertung des Erbguts einer bestimmten Gruppe der Bevölkerung, die sich selbst zunehmend ins Hintertreffen geraten sieht, zum Ziel hat. Nicht ohne Grund wird Hetmann daher wegen dieser Ansichten auch für »Herbert Spencer« (W VI, 62) gehalten, den Begründer des Evolutionismus.

Die damit aufgezeigte Unterscheidung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen wird in der Wissenschaft vor allem im Zusammenhang mit deren unterschiedlichem Sexualverhalten diskutiert. So zählt Auguste Forel in seiner Abhandlung »Die sexuelle Frage« aus dem Jahr 1905 die Unterscheidung zwischen »Reichtum und Armut« explizit zu den Faktoren, die das »Geschlechtsleben« und damit die evolutionäre Entwicklung beeinflussen.<sup>100</sup> Dass gerade die Reichen einer neuen Moral bedürfen, erklärt sich mit Forel weiter aus dem Umstand, dass die reiche Frau durch die »grössere Raffiniertheit ihres Lebens« zugleich »schwächer und empfindlicher« wird und sie infolgedessen »die Erzeugung der Kinder weniger gut erträgt«.<sup>101</sup> Forels Urteil fällt daher deutlich aus und

<sup>98</sup> Ebd., S. 19.

<sup>99</sup> Die Eugenik nimmt die Degeneration zwar als Faktum an, doch zeigt sich hierbei vor allem das praktische Problem, diese Tatsache mit verlässlichen Daten zu beweisen (vgl. ebd., S. 73). Am Beispiel des Alkoholismus wird jedoch unter anderem von Bunge in seinem populären Vortrag »Die Alkoholfrage« aus dem Jahr 1886 versucht, die fortschreitende Degeneration mit Zahlen zu untermauern. Auch Alfred Ploetz, Zur Bedeutung des Alkohols für Leben und Entwicklung der Rasse. In: Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene 2, 1904, S. 229–253, hier S. 238f., bezieht sich auf die Erhebungen von Bunge und fügt selbst empirische Daten zum Beweis der These hinzu.

<sup>100</sup> Forel, Die sexuelle Frage (wie Anm. 66), S. 323.

<sup>101</sup> Ebd.

verweist zugleich auf den von Hetmann ins Auge gefassten Förderbedarf dieser Gruppe: »Der Reiche verkommt sexuell infolge des Luxus, der Exzesse, der Faulheit und dadurch, dass er meistens schon als Kind verzogen wurde.«<sup>102</sup>

Zugleich zeigt der soziale Faktor dieser Form der Selektion auch, dass es sowohl im Drama als auch in der gesellschaftlichen Realität die führenden Gruppen sind, aus denen die Überlegungen zur Aufwertung der menschlichen Art hervorgehen – und diese Kreise werden zunächst an sich selbst denken. So argumentiert Hetmann auch, man wolle nicht die »allgemeine Moral« zum neuen Ideal erheben, da diese den »Armen zugutekommt« und man nicht noch dem »Unglücklichen sein Recht auf Mitleid« (W VI, 57) streitig machen wolle. Die damit anklingende Kritik an der kapitalistischen Gesellschaft wird auch von den Eugenikern selbst hervorgebracht, auch hier werden die herrschenden sozialen Verhältnisse als Hemmung der freien Entfaltung der menschlichen Art gesehen. So muss auch Schallmayer feststellen, dass die Umsetzung der »kühne[n] socialistische[n] Idee« in die Tat die Folge hätte, »daß bei den Eheschließungen das Zuchtwahlprinzip, wenn nicht unbeschränkt, so doch besser zur Geltung kommen könnte als gegenwärtig«.<sup>103</sup>

## 2. Die »Moral der Schönheit«

An späterer Stelle im Drama erklärt Hetmann die Hintergründe für seine scharfe soziale Differenzierung: »Ich nenne die alte Moral begrenzt, weil sie für die Armen erdacht ist und mit unzweideutiger Klarheit den Reichen ausschließt« (W VI, 77). Der damit ins Spiel gebrachte Begriff der »Moral« als Maxime des Handelns der Mitglieder des Bundes dient auch Schallmayer in seiner populären Arbeit »Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker« aus dem Jahr 1903 zur Definition einer für die richtige Entwicklung der Menschen notwendigen geistigen Grundhaltung. Konkret stellen ihm zufolge die »moralischen Anlagen«<sup>104</sup> eine

<sup>102</sup> Ebd., S. 323f.

<sup>103</sup> Schallmayer, Ueber die drohende körperliche Entartung (wie Anm. 17), S. 19.

<sup>104</sup> Ders., Vererbung und Auslese (wie Anm. 74), S. 86. Schallmayer nimmt mit dieser Schrift an dem im Jahr 1900 von Friedrich Alfred Krupp ausgelobten Preisausschreiben teil, das seine Positionen bekannt macht. Vgl. zur Einordnung Schallmayers und seiner Positionen insbesondere in Abgrenzung zu Galton Weingart/Kroll/Bayertz, Rasse, Blut und Gene (wie Anm. 4), S. 38ff.

wichtige Voraussetzung für den richtigen Charakter der Menschen dar, wobei er sich direkt auf Charles Darwin bezieht: »Das moralische Gefühl ist aus den (tierischen) sozialen Instinkten entsprungen und ist dem Grunde nach mit ihnen identisch.«<sup>105</sup> Entscheidend ist für Schallmayer weiter, dass es für die »soziale Tauglichkeit« der moralischen Anlagen in erster Linie auf die »angeborenen Anlagen« ankommt,<sup>106</sup> wobei er sich mit Schopenhauer auf einen zweiten, in diesem Fall philosophischen, Vordenker bezieht: »Eine wirkliche und gründliche Veredelung des Menschengeschlechts möchte nicht sowohl von außen als von innen, also nicht sowohl durch Lehre und Bildung, als vielmehr auf dem Wege der Generation zu erlangen sein.«<sup>107</sup>

Die bereits genannte Liebe als »Recht Aller an Alle[n]« (W VI, 57) als Kern dieser Moral bedeutet für die Mitglieder des Bundes nichts anderes, als dass hierin die »bürgerlichen Gesetze über Ehe und Familie aufgehoben« (W VI 56) sind. Die damit geforderte Aufhebung der tradierten Moralvorstellungen als bessere Ausgangsposition für eine bestimmte soziale Gruppe gehört ebenfalls zu den zentralen Forderungen der Eugenik. So sind nach Schallmayer alle »Kulturerrungenschaften, alle gesellschaftlichen Einrichtungen« und insbesondere die »sexuelle Ordnung durch Sitte und Recht« unter dem Gesichtspunkt der »Ausrüstung zum sozialen Daseinskampf« zu betrachten und vor diesem Hintergrund – genau wie Hetmann dies im Drama beabsichtigt – einer »Anpassung« zu unterziehen.<sup>108</sup>

Das Merkmal der »Schönheit« (W VI, 57), das nach Hetmann höher zu achten sei als »Hab und Gut, als Leib und Leben« (W VI, 55), zählt dabei zu den äußeren Eigenschaften, deren »Verbindung mit der Erhaltungs- und Fortpflanzungskraft« auch nach Alfred Ploetz »auf der Hand liegt« und die für ihn ebenfalls im »Kampf um's Dasein«<sup>109</sup> eine wichtige

<sup>105</sup> Schallmayer, Vererbung und Auslese (wie Anm. 74), S. 86.

<sup>106</sup> Ebd., S. 87.

<sup>107</sup> Ebd.

<sup>108</sup> Ebd., S. 214.

<sup>109</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 106f. Mit diesem Begriff bezieht sich Ploetz direkt auf Herbert Spencers Erweiterung des Darwin'schen Postulats der »natürlichen Auslese« zum »Kampf ums Dasein« und verdeutlicht damit die enge Anbindung der frühen Eugenik an die Evolutionstheorie – und zugleich deren soziale Verschärfung. So bedauert Schallmayer in Vererbung und Auslese (wie Anm. 74), S. 96, dass Darwin die »Tragweite seiner Theorie« in Bezug auf die menschlichen Verhältnisse »nicht voll gewürdigt« habe.

Rolle spielen. Konkret nennt er die »Schönheit der Gesichts- und Körperformen«, die in diesem Kampf einen »gewichtige[n] Empfehlungsbrief« darstellen.<sup>110</sup> In diesem Zusammenhang verweist Ploetz weiter darauf, dass die vermeintlich weichen psychologischen Kriterien der Schönheit häufig einen wahren biologischen Kern hätten, so gefalle ein »vollbusiges Weib« den Männern, da »der gut entwickelte Busen eine bessere Säugung der Kinder garantirt«. <sup>111</sup> Aus diesen Gründen kommt er zu dem Schluss, dass »angenehme äußere Formen ganz direct eine Waffe im Socialkampf« darstellen.<sup>112</sup> Später wird Ploetz genau dieses ästhetische Merkmal zur Grundlage seiner dann bereits vom Rassengedanken geprägten Grundsätze erheben: »Die Rassenhygiene hat zu untersuchen, was im Einzelnen unter maximaler Erhaltung und optimaler Entwicklung zu verstehen ist; [...] ob die sog. menschlichen Ideale des Wahren, Guten, Schönen innerhalb dieser Richtung liegen«. <sup>113</sup>

Trotz der verschiedenen Grundanlage beider Texte wird deutlich, dass auch in »Hidalla« körperliche Merkmale die geplante Selektion bestimmen, mit dem Unterschied, dass diese hier im Gegensatz zu »Mine-Haha« keine konkrete Umsetzung erfahren. Beiden Texten gemeinsam ist jedoch die Tatsache, dass in ihnen jeweils äußere Eigenschaften zum Kriterium der Auswahl erhoben werden, die sich gesellschaftlich nur bedingt prägen lassen und eher zu den bereits angeborenen Eigenschaften zählen. Damit negiert Wedekind im Einklang mit den Vorstellungen der Eugenik den aktiven Einfluss des einzelnen Individuums auf seine Stellung im Selektionsprozess und verdeutlicht vielmehr die herausragende Bedeutung der Erbanlagen als alles bestimmende Voraussetzungen. Welche Auswirkungen dieser Umstand auf den einzelnen Menschen in der Gesellschaft hat, verdeutlicht Wedekind an Karl Hetmann selbst.

### 3. Die Dramaturgie des Selektionsprozesses

Setzt man die inhaltlichen Forderungen Hetmanns mit dem Schicksal seiner Figur im weiteren Verlauf des Dramas in Verbindung, so lässt sich die Handlung vor diesem Hintergrund als Selektionsprozess lesen, der

<sup>110</sup> Ploetz, Die Tüchtigkeit unserer Rasse (wie Anm. 14), S. 107.

<sup>111</sup> Ebd.

<sup>112</sup> Ebd.

<sup>113</sup> Ders., Die Begriffe Rasse und Gesellschaft (wie Anm. 14), S. 15.

das Scheitern und am Ende das Ausscheiden Hetmanns aus der Gesellschaft beschreibt.

Bereits seine äußere Erscheinung bringt Hetmann, den »Zwergriese[n]«, in Opposition zu seinen eigenen Forderungen. So wird er als »schiefgewachsene unansehnliche Erscheinung« eingeführt, die »glattrasiert, zahnlos« und nur mit »dünnem Haar« (W VI, 54) erscheint und damit die fortschreitende Degeneration der Gesellschaft in persona darstellt.<sup>114</sup> Dieses Äußere ist laut Morosini, dem Großmeister des Vereins,<sup>115</sup> auch für seine Lehre verantwortlich, da Hetmann ihm zufolge schlicht zu schwach ist, um »mit anderen Männern ehrlich um ein Weib zu kämpfen« (W VI, 89). Seine Ideen werden als das »Werk eines Wahnsinnigen« (W VI, 87) abgetan, der nur seine eigene Schwäche auszugleichen versucht. Tatsächlich gibt Hetmann selbst an, auf die Gedanken seiner Lehre außerhalb der Gesellschaft gekommen zu sein, und zwar bei seinem »Kampf mit den Elementen« (W VI, 62).

Die Befürchtung Hetmanns, seine Bewegung werde sich noch in eine »bürgerliche Sackgasse« (W VI, 64) verrennen, tritt am Ende ein. Damit scheint Hetmann bereits leidlich Erfahrung gemacht zu haben, denn nach eigener Aussage stieß ihn die »menschliche Gesellschaft« (W VI, 62) bereits mehrfach aus ihren Kreisen aus. So auch dieses Mal: Bereits kurze Zeit nach dem Scheitern der Bewegung sind seine Forderungen gesellschaftlich so wenig akzeptiert, dass der Zirkusdirektor Cotrelly ihm aufgrund seiner Ideen als letzte Stufe vor dem gänzlichen Untergang eine Nummer als »dumme[r] August« für seine Vorstellungen anbietet. Zugleich verweist auch der Vergleich dieser geplanten Rolle Hetmanns mit der eines »Schimpansen« (W VI, 96) in der Manege und das Auftreten Cotrellys mit einer »Reitpeitsche« (W VI, 95) auf den tierischen Charakter des Äußeren Hetmanns, der in dieser Hinsicht am Ende selbst Opfer der von ihm geforderten »Moral der Schönheit« wird.<sup>116</sup>

Wedekind nutzt die im Selektionsprozess bereits angelegten performativen Qualitäten auf literarischer Ebene und zieht sie als Grundgerüst

<sup>114</sup> Vgl. hierzu auch Friedrich Rothe, Frank Wedekinds Dramen. Jugendstil und Lebensphilosophie. Stuttgart 1968, S. 79.

<sup>115</sup> Vgl. zu den Beziehungen zwischen den einzelnen Figuren im Drama auch Alan Best, Fool's Gold and False Talismans: Frank Wedekind's »Hidalla« and the Alchemy of Human Relationships. In: German Life and Letters 49, 1996, N. 4, S. 459–478, hier S. 461.

<sup>116</sup> Vgl. in diesem Sinne auch Pankau, Über die Planbarkeit (wie Anm. 3), S. 114.

für die Dramaturgie im Stück heran. Die damit einhergehende Dynamik beschleunigt er zusätzlich, indem er Hetmann als degenerierte Erscheinung durch sein Vorantreiben eugenischer Forderungen unbewusst zugleich seine eigene Aussonderung befördert.

## V

### Schlussbetrachtung: ›Triumph des Körpers‹

Zu einer Zeit, in der allgemein die Schwächung des menschlichen Körpers als Zeichen des kulturellen und zivilisatorischen Niedergangs konstatiert wird, gestaltet Wedekind in »Mine-Haha« das Bild des Körpers grundsätzlich neu und erhebt ihn entsprechend den Forderungen der Eugenik zum frei gestaltbaren Erziehungsideal. Dabei führt er am Beispiel seiner Erzählerin vor Augen, welche Auswirkungen eine ganz auf die Ausbildung des Körpers reduzierte Erziehung hat, die sich in der Struktur ihrer Abläufe und ihrer Zielsetzung an eugenischen Grundsätzen orientiert und die Jugend gezielt nach bestimmten körperlichen Merkmalen selektiert. Das Ergebnis dieses erzähltechnischen Experiments, das Wedekind unter Rückgriff auf die eugenischen Utopien betreibt, stellt Hidalla selbst dar: Sie wird ihrer Individualität beraubt, die Ausbildung ihres Verstandes tritt zugunsten einer übersteigerten körperlichen Prägung in den Hintergrund und sie ist daher nicht in der Lage, die strengen hierarchischen Strukturen der Erziehungsanstalt zu hinterfragen und wird damit zum klassischen ›Mitläufer‹.

In »Hidalla« schließt Wedekind die mit den konkreten Ausführungen in »Mine-Haha« noch klaffende Lücke in der Theoriebildung und konfrontiert in Form des eugenischen Programms Hetmanns die Gesellschaft mit zentralen Ansätzen aus dem Wissenschaftsdiskurs. Die Begünstigung der sozialen Gruppe der Reichen trägt den Keim des Scheiterns des Programms jedoch bereits in sich: Eine Lehre, die rein äußerliche Körpermerkmale, und das zudem nur bei einer sozialen Gruppe, zur Prägungsnorm erhebt, entspricht zwar durchaus den Überlegungen der Wissenschaft, muss jedoch zwangsläufig an den gesellschaftlichen Gegebenheiten scheitern. Die zentrale Lehre des Stücks findet sich somit weniger in dem darin enthaltenen eugenischen Programm, sondern vielmehr in der Reaktion der Gesellschaft, die den degenerierten Körper –



und damit auch Hetmann selbst – aussortiert und ihn damit folgerichtig an der Weitergabe seines Erbgutes hindert. Hetmanns Bemühungen um gesellschaftliche Anerkennung stellen nichts anderes als den evolutionären Kampf ums Dasein dar, der im Drama als kaum bemerkbarer Handlungsmotor arbeitet.

Der ›Triumph des Körpers‹ gestaltet sich bei Wedekind in zweifacher Hinsicht: Zunächst lässt sich die in beiden Werken zum Tragen kommende Stilisierung rein äußerlicher Körpermerkmale als Kritik am zeitgenössischen Wissenschaftsdiskurs lesen, der die gezielte Stärkung einzelner physischer Züge diskutiert. Zugleich entspringt auf narrativer Ebene aus dieser hinterfragenden Weiterführung zentraler Ideen der Eugenik ein ästhetischer Mehrwert, der fortan viele Werke Wedekinds kennzeichnen wird: Die Reduktion des Menschen auf seinen Körper und damit zugleich auf seine triebhafte Natur, welche der Eugenik als Ausgangsüberlegung dient, ermöglicht Figurenzeichnungen, die nicht an die Grenzziehung zwischen Mensch und Tier gebunden sind und gerade deshalb tiefer in der animalischen – und damit auch menschlichen – Natur wurzeln.

Der gegenüber Wedekind von den zeitgenössischen Kritikern stets erhobene Vorwurf, er begehe vor allem mit seinen Charakteren einen ästhetischen und moralischen Traditionsbruch,<sup>117</sup> muss nach der vorangegangenen Untersuchung nicht neu formuliert, sondern vielmehr entscheidend erweitert werden: Wedekind findet diesen in seinen Werken häufig zu findenden Bruch und die damit einhergehende Ästhetisierung äußerlicher physischer Merkmale in der Eugenik bereits vorformuliert und bringt dies im Medium der Literatur zu einer neuen Geltung.

<sup>117</sup> Vgl. Sigrid Dreiseitel/Hartmut Vincon, Vorwort zu: Kontinuität – Diskontinuität (wie Anm. 3), S. 9–32, hier S. 20.



# Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.

## Mitteilungen

### Hofmannsthal-Bibliographie online

Seit dem 1. Juli 2008 ist die Bibliographie der Hofmannsthal-Gesellschaft öffentlich im Internet zugänglich. Derzeit sind mit ca. 5 000 Einträgen hauptsächlich die Jahrgänge 1988–2014 bibliographisch erfasst und inhaltlich erschlossen; die Jahrgänge ab 1977 sollen Schritt für Schritt folgen. Auch soll die Suchfunktion zur Auswertung der eingegebenen Datensätze technisch verbessert werden. Wir sind zuversichtlich, dass die Nutzung der Bibliographie dadurch wesentlich effektiver sein wird.

Zu erreichen ist die Datenbank über die Website der Gesellschaft (*Hofmannsthal.de*) oder direkt unter *Hofmannsthal.bibliographie.de*. Die Meldung entlegener Literatur erbitten wir an die Bearbeiterin Dr. Gisela Bärbel Schmid (*Hofmannsthal-gesellschaft@web.de*).

Neue Mitglieder der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft  
(November 2013 – Oktober 2015)

Annemarie Greisner, Königstein  
Dr. Konstanze Heininger, Baierbrunn  
Linda Puccioni, Wien, Österreich  
Dr. Wolfgang Schiefer, Rosenheim  
Franz Winter, Gössl, Österreich  
Michael Woll, Osnabrück

Interessierte wenden sich bitte an das Büro der Gesellschaft:

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.  
c/o Freies Deutsches Hochstift  
Großer Hirschgraben 23–25  
60311 Frankfurt a.M.  
Tel. 069/13880–247  
E-Mail: [Hofmannsthal-gesellschaft@web.de](mailto:Hofmannsthal-gesellschaft@web.de)  
<http://Hofmannsthal.de>

364 Mitteilungen

## Siglen- und Abkürzungsverzeichnis

*SW* Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hg. von Anne Bohnenkamp (seit 2004), Heinz Otto Burger (bis 1977), Rudolf Hirsch (bis 1996), Clemens Köttelwesch (1980–1988), Detlev Lüders (bis 1980), Mathias Mayer (seit 1996), Christoph Perels (seit 1989), Edward Reichel (seit 1993), Heinz Rölleke (seit 1974), Martin Stern (bis 1974), Ernst Zinn (bis 1990). Frankfurt a. M.

- SW I Gedichte 1* Hg. von Eugene Weber. 1984.  
*SW II Gedichte 2* Aus dem Nachlaß. Hg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber. 1988.
- SW III Dramen 1* Kleine Dramen. Hg. von Götz Eberhard Hübner, Klaus-Gerhard Pott und Christoph Michel. 1982.  
*SW IV Dramen 2* Das gerettete Venedig. Hg. von Michael Müller. 1984.  
*SW V Dramen 3* Die Hochzeit der Sobeide / Der Abenteurer und die Sängerin. Hg. von Manfred Hoppe. 1992.  
*SW VI Dramen 4* Das Bergwerk zu Falun. Semiramis. Die beiden Götter. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1995.  
*SW VII Dramen 5* Alkestis / Elektra. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer. 1997.  
*SW VIII Dramen 6* Ödipus und die Sphinx / König Ödipus. Hg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp. 1983.  
*SW IX Dramen 7* Jedermann. Hg. von Heinz Rölleke. 1990.  
*SW X Dramen 8* Das Salzburger Große Welttheater / Pantomimen zum Großen Welttheater. Hg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz. 1977.  
*SW XI Dramen 9* Florindos Werk. Cristinas Heimreise. Hg. von Mathias Mayer. 1992.  
*SW XII Dramen 10* Der Schwierige. Hg. von Martin Stern. 1993.  
*SW XIII Dramen 11* Der Unbestechliche. Hg. von Roland Haltmeier. 1986.  
*SW XIV Dramen 12* Timon der Redner. Hg. von Jürgen Fackert. 1975.  
*SW XV Dramen 13* Das Leben ein Traum / Dame Kobold. Hg. von Christoph Michel und Michael Müller. 1989.

<i>SW XVI.1 Dramen 14.1</i>	Der Turm. Erste Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 1990.
<i>SW XVI.2 Dramen 14.2</i>	Der Turm. Zweite und dritte Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 2000.
<i>SW XVII Dramen 15</i>	Übersetzungen, Bearbeitungen, Prologe, Vorspiele. Hg. von Gudrun Kotheimer und Ingeborg Beyer-Ahlert. 2006.
<i>SW XVIII Dramen 16</i>	Fragmente aus dem Nachlaß 1. Hg. von Ellen Ritter. 1987.
<i>SW XIX Dramen 17</i>	Fragmente aus dem Nachlaß 2. Hg. von Ellen Ritter. 1994.
<i>SW XX Dramen 18</i>	Silvia im »Stern«. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1987.
<i>SW XXI Dramen 19</i>	Lustspiele aus dem Nachlaß 1. Hg. von Mathias Mayer. 1993.
<i>SW XXII Dramen 20</i>	Lustspiele aus dem Nachlaß 2. Hg. von Mathias Mayer. 1994.
<i>SW XXIII</i>	Der Rosenkavalier. Hg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh. 1986.
<i>Operndichtungen 1</i>	
<i>SW XXIV</i>	Ariadne auf Naxos / Die Ruinen von Athen. Hg. von Manfred Hoppe. 1985.
<i>Operndichtungen 2</i>	
<i>SW XXV.1</i>	Die Frau ohne Schatten / Danae oder die Vernunft- heirat. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1998.
<i>Operndichtungen 3.1</i>	
<i>SW XXV.2</i>	Die ägyptische Helena / Opern- und Singspielpläne. Hg. von Ingeborg Beyer-Ahlert. 2001.
<i>Operndichtungen 3.2</i>	
<i>SW XXVI</i>	Arabella / Lucidor / Der Fiaker als Graf. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1976.
<i>Operndichtungen 4</i>	
<i>SW XXVII Ballette –</i>	Hg. von G. Bärbel Schmid und Klaus-Dieter Kra- biel. 2006.
<i>Pantomimen – Filmszenarien</i>	
<i>SW XXVIII Erzählungen 1</i>	Hg. von Ellen Ritter. 1975.
<i>SW XXIX Erzählungen 2</i>	Aus dem Nachlaß. Hg. von Ellen Ritter. 1978.
<i>SW XXX Roman</i>	Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d'Austria. Hg. von Manfred Pape. 1982.
<i>SW XXXI Erfundene</i>	Hg. von Ellen Ritter. 1991.
<i>Gespräche und Briefe</i>	
<i>SW XXXIII</i>	Hg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter. 2009.
<i>Reden und Aufsätze 2</i>	

<i>SW XXXIV</i> <i>Reden und Aufsätze 3</i>	Hg. von Klaus E. Bohnenkamp, Katja Kaluga und Klaus-Dieter Krabiel. 2011.
<i>SW XXXVIII</i> <i>Aufzeichnungen (Text)</i>	Hg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth. 2013.
<i>SW XXXIX</i> <i>Aufzeichnungen (Erläuterungen)</i>	Hg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth. 2013.
<i>SW XL Bibliothek</i>	Hg. von Ellen Ritter in Zusammenarbeit mit Dalia Bukauskaitė und Konrad Heumann. 2011.

*GW* Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Hg. von Bernd Schoeller (Bd. 10: und Ingeborg Beyer-Ahlert) in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M. 1979 f.

<i>GW GD I</i>	Gedichte. Dramen I: 1891–1898
<i>GW D II</i>	Dramen II: 1892–1905
<i>GW D III</i>	Dramen III: 1893–1927
<i>GW D IV</i>	Dramen IV: Lustspiele
<i>GW D V</i>	Dramen V: Operndichtungen
<i>GW D VI</i>	Dramen VI: Ballette. Pantomimen. Bearbeitungen. Übersetzungen
<i>GW E</i>	Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen
<i>GW RA I</i>	Reden und Aufsätze I: 1891–1913
<i>GW RA II</i>	Reden und Aufsätze II: 1914–1924
<i>GW RA III</i>	Reden und Aufsätze III: 1925–1929. Buch der Freunde. Aufzeichnungen: 1889–1929

Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hg. von Herbert Steiner. Frankfurt a. M. 1945 ff. (bei später abweichender Paginierung 1. Aufl. mit Erscheinungsjahr).

<i>PI (1950)</i>	Prosa I. 1. Aufl. 1950
<i>PI</i>	Prosa I. 1956
<i>PII (1951)</i>	Prosa II. 1. Aufl. 1951
<i>PII</i>	Prosa II. 1959
<i>PIII</i>	Prosa III. 1952
<i>PIV</i>	Prosa IV. 1955

<i>A</i>	Aufzeichnungen. 1959
<i>E</i>	Erzählungen. Stockholm 1945. 2. Aufl. 1949. 3. Aufl. 1953
<i>GLD</i>	Gedichte und Lyrische Dramen. Stockholm 1946. 2. Aufl. 1952
<i>D I</i>	Dramen I. 1953
<i>D II</i>	Dramen II. 1954
<i>D III</i>	Dramen III. 1957
<i>D IV</i>	Dramen IV. 1958
<i>L I (1947)</i>	Lustspiele I. 1. Aufl. 1947
<i>L I</i>	Lustspiele. 1959
<i>L II (1948)</i>	Lustspiele II. 1. Aufl. 1948
<i>L II</i>	Lustspiele II. 1954
<i>L III</i>	Lustspiele III. 1956
<i>L IV</i>	Lustspiele IV. 1956
<i>B I</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1890–1901. Berlin 1935.
<i>B II</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1900–1909. Wien 1937.
<i>BW Andrian</i>	Hugo von Hofmannsthal – Leopold von Andrian: Briefwechsel. Hg. von Walter H. Perl. Frankfurt a. M. 1968.
<i>BW Auernheimer</i>	The Correspondence of Hugo von Hofmannsthal and Raoul Auernheimer. Ed. Donald G. Daviau. In: <i>Modern Austrian Literature</i> 7 (1974), Num- bers 3 & 4, S. 209–307.
<i>BW Bahr</i>	Hugo und Gerty von Hofmannsthal – Hermann Bahr: Briefwechsel 1891–1934. Hg. und kom- mentiert von Elsbeth Dangel-Pelloquin. Göttingen 2013.
<i>BW Beer-Hofmann</i>	Hugo von Hofmannsthal – Richard Beer-Hofmann: Briefwechsel. Hg. von Eugene Weber. Frankfurt a. M. 1972.
<i>BW Bodenhausen</i>	Hugo von Hofmannsthal – Eberhard von Boden- hausen: Briefe der Freundschaft. Hg. von Dora von Bodenhausen. Düsseldorf 1953.



- BW Borchardt* Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Hg. von Marie Luise Borchardt und Herbert Steiner. Frankfurt a. M. 1954.
- BW Borchardt (1994)* Rudolf Borchardt – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Text. Bearbeitet von Gerhard Schuster und Hans Zimmermann. München/Wien 1994.
- BW Borchardt Kommentar* Rudolf Borchardt – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Kommentar und Materialien. Hg. von Gerhard Schuster. München/Wien 2014.
- BW W. Brecht* Hugo von Hofmannsthal – Walther Brecht: Briefwechsel. Hg. von Christoph König und David Oels. Göttingen 2005.
- BW Bruckmann* Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kassner und Rainer Maria Rilke im Briefwechsel mit Elsa und Hugo Bruckmann. 1893–1941. Hg. und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Göttingen 2014.
- BW Burckhardt* Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt a. M. 1956.
- BW Burckhardt (1957)* Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt a. M. 1957 (erw. Ausgabe).
- BW Burckhardt (1991)* Hg. von Carl J. Burckhardt und Claudia Mertz-Rychner. Erw. und überarb. Neuausgabe. Frankfurt a. M. 1991.
- BW Degenfeld* Hugo von Hofmannsthal – Ottonie Gräfin Degenfeld: Briefwechsel. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingeleitet von Theodora von der Mühlh. Frankfurt a. M. 1974.
- BW Degenfeld (1986)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie Freifrau von Wendelstadt. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingel. von Theodora von der Mühlh. Erw. und verb. Auflage. Frankfurt a. M. 1986.
- BW Dehmel* Hugo von Hofmannsthal – Richard Dehmel: Briefwechsel 1893–1919. Mit einem Nachwort. Hg. von Martin Stern. In: HB 21/22 (1979), S. 1–130.

- BW Eysoldt* Gertrud Eysoldt – Hugo von Hofmannsthal: Der Sturm Elektra. Briefe. Hg. von Leonhard M. Fiedler. Salzburg 1996.
- BW Clemens Franckenstein* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. In: HJb 5 (1997), S. 7–146.
- BW Clemens Franckenstein (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. Freiburg i.Br. 1998.
- BW George* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. Hg. von Robert Boehringer. Berlin 1938.
- BW George (1953)* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. 2. erg. Aufl. Hg. von Robert Boehringer. München/Düsseldorf 1953.
- BW Gomperz* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Marie von Gomperz 1892–1916 mit Briefen von Nelly von Gomperz. Hg. von Ulrike Tanzer. Freiburg i.Br. 2001.
- BW Haas* Hugo von Hofmannsthal – Willy Haas: Ein Briefwechsel. Hg. von Rolf Italiaander. Berlin 1968.
- BW Harden* Hugo von Hofmannsthal – Maximilian Harden. Hg. von Hans-Georg Schede. In: HJb 6 (1998) S. 7–115.
- BW Hauptmann* Hugo von Hofmannsthal und Gerhart Hauptmann. Chronik ihrer Beziehungen 1899–1929. Aus Briefen und Dokumenten zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Martin Stern. In: HB 37/38 (1988), S. 5–141.
- BW Hellmann* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Paul und Irene Hellmann. Hg. von Werner Volke. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 11 (1967), S. 170–224.
- BW Herzfeld* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Marie Herzfeld. Hg. von Horst Weber. Heidelberg 1967.
- BW Heymel I* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 1: 1900–1908. Hg. von Werner Volke. In: HJb 1 (1993), S. 19–98.

- BW Heymel II* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 2: 1909–1914. Hg. von Werner Volke. In: HJb 3 (1995), S. 19–167.
- BW Heymel (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Alfred Walter Heymel. Hg. von Werner Volke. Freiburg i. Br. 1998 (= BW Heymel I und II).
- BW Insel* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Insel-Verlag 1901 bis 1929. Hg. von Gerhard Schuster. Frankfurt a. M. 1985.
- BW Karg Bebenburg* Hugo von Hofmannsthal – Edgar Karg von Bebenburg: Briefwechsel. Hg. von Mary E. Gilbert. Frankfurt a. M. 1966.
- BW Kassner I* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil I: 1901–1910. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 11 (2003), S. 7–136.
- BW Kassner II* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil II: 1910–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 12 (2004), S. 7–190.
- BW Kassner (2005)* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Freiburg i. Br. 2005 (= BW Kassner I und II).
- BW Kessler* Hugo von Hofmannsthal – Harry Graf Kessler: Briefwechsel 1898–1929. Hg. von Hilde Burger. Frankfurt a. M. 1968.
- BW Lichnowsky* Hugo von Hofmannsthal – Mechtilde Lichnowsky. Hg. von Hartmut Cellbrot und Ursula Renner. In: HJb 5 (1997), S. 147–198.
- BW Lieben* Hugo von Hofmannsthal – Robert und Annie von Lieben. Hg. von Mathias Mayer. In: HJb 4 (1996), S. 31–66.

- BW Meier-Graefe* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg, 1998. In: HJb 4 (1996), S. 67–168.
- BW Meier-Graefe (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg i.Br. 1998.
- BW Mell* Hugo von Hofmannsthal – Max Mell: Briefwechsel. Hg. von Margret Dietrich und Heinz Kindermann. Heidelberg 1982.
- BW Michel* Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel. Briefe. Mitgeteilt und kommentiert von Riccardo Concetti. In: HJb 13 (2005), S. 11–167.
- BW Nostitz* Hugo von Hofmannsthal – Helene von Nostitz: Briefwechsel. Hg. von Oswalt von Nostitz. Frankfurt a.M. 1965.
- BW Oppenheimer I* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil I: 1891–1905. Hg. von Nicoletta Giacomini. In: HJb 7 (1999), S. 7–99.
- BW Oppenheimer II* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil II: 1906–1929. Hg. von Nicoletta Giacomini. In: HJb 8 (2000), S. 7–155.
- BW Pannwitz* Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz: Briefwechsel. 1907–1926. In Verb. mit dem Deutschen Literaturarchiv hg. von Gerhard Schuster. Mit einem Essay von Erwin Jaekle. Frankfurt a.M. 1994.
- BW Redlich* Hugo von Hofmannsthal – Josef Redlich: Briefwechsel. Hg. von Helga (Ebner-)Fußgänger. Frankfurt a.M. 1971.
- BW Rilke* Hugo von Hofmannsthal – Rainer Maria Rilke: Briefwechsel 1899–1925. Hg. von Rudolf Hirsch und Ingeborg Schnack. Frankfurt a.M. 1978.
- BW Schmuylow-Claassen* Ria Schmuylow-Claassen und Hugo von Hofmannsthal. Briefe, Aufsätze, Dokumente. Hg. von Claudia Abrecht. Marbach a.N. 1982.

- BW Schnitzler* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler: Briefwechsel. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1964.
- BW Schnitzler (1983)* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1983.
- BW Strauss* Richard Strauss: Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal. Hg. von Franz Strauss. Berlin/Wien/Leipzig 1926.
- BW Strauss (1952)* Richard Strauss – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Hg. von Franz und Alice Strauss. Bearb. von Willi Schuh. Zürich 1952
- BW Strauss (1954)* Erw. Auflage. Zürich 1954.
- BW Strauss (1964)* Im Auftrag von Franz und Alice Strauss hg. von Willi Schuh. 3., erw. Aufl. Zürich 1964. Hg. von Willi Schuh.
- BW Strauss (1970)* 4., erg. Aufl. Zürich 1970.
- BW Strauss (1978)* 5., erg. Aufl. Zürich/Freiburg i. Br. 1978.
- BW Taube* Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube. Briefe 1907–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm. In: HJb 14 (2006), S. 147–237.
- BW Thun-Salm* Hugo von Hofmannsthal – Christiane Thun-Salm. Briefwechsel. Hg. von Renate Moering. Frankfurt a. M. 1999.
- BW Wiegand* Briefe an Willy Wiegand und die Bremer Presse. Hg. von Werner Volke. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 7 (1963), S. 44–190.
- BW Wildgans* Der Briefwechsel Hofmannsthal – Wildgans. Erg. und verb. Neudruck. Hg. von Joseph A. von Bradish. Zürich/München/Paris 1935.
- BW Wildgans (1971)* Hugo von Hofmannsthal – Anton Wildgans: Briefwechsel. Neuausg. Hg. und kommentiert von Norbert Altenhofer. Heidelberg 1971.
- BW Zifferer* Hugo von Hofmannsthal – Paul Zifferer: Briefwechsel. Hg. von Hilde Burger. Wien (1983).

<i>B Christiane</i>	Christiane von Hofmannsthal. Ein nettes kleines Welttheater. Briefe an Thankmar von Münchhausen. Hg. von Claudia Mertz-Rychner in Zusammenarbeit mit Maya Rauch. Frankfurt a. M. 1995.
<i>TB Christiane</i>	Christiane von Hofmannsthal. Tagebücher 1918–1923 und Briefe des Vaters an die Tochter 1903–1929. Hg. von Maya Rauch und Gerhard Schuster, Frankfurt a. M. 1991.
<i>TB Christiane</i> ( <sup>2</sup> 1991)	2. überarb. Aufl. Frankfurt a. M. 1991.
<i>Brief-Chronik</i>	Hugo von Hofmannsthal. Brief-Chronik. Regest-Ausgabe. 3 Bde. Hg. von Martin E. Schmid unter Mitarbeit von Regula Hauser und Severin Perrig. Red. Jilline Bornand. Heidelberg 2003.
<i>Brief-Chronik I</i>	Bd. 1: 1874–1911.
<i>Brief-Chronik II</i>	Bd. 2: 1912–1929.
<i>Brief-Chronik III</i>	Bd. 3: Register.
<i>Hirsch</i>	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Frankfurt a. M. 1995.
<i>Hirsch</i> (1998)	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Nachträge und Register. Frankfurt a. M. 1998.
<i>HB</i>	Hofmannsthal-Blätter. Veröffentlichung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Heidelberg 1971 ff.
<i>HF</i>	Hofmannsthal-Forschungen. Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Basel u. a. 1971 ff.
<i>Hjb</i>	Hofmannsthal-Jahrbuch. Hg. von Maximilian Bergengruen, Gerhard Neumann, Ursula Renner, Günter Schnitzler und Gotthart Wunberg. Freiburg i. Br. 1993 ff.
<i>Weber</i>	Weber, Horst: Hugo von Hofmannsthal-Bibliographie: Werke, Briefe, Gespräche, Übersetzungen, Vertonungen. Bearbeitet von Horst Weber. Berlin/New York 1972.

Alle gängigen Zeitschriften werden abgekürzt nach der Bibliographie der Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (BDSL).

## Anschriften der Mitarbeiter

*Prof. Dr. Maximilian Bergengruen*  
Karlsruher Institut für Technologie (KIT)  
Institut für Germanistik: Literatur,  
Sprache, Medien  
Kaiserstraße 12 (Geb. 30.91)  
D-76131 Karlsruhe

*Dr. Rudolf Brandmeyer*  
23 rue de la Grange aux Belles  
F-75010 Paris

*Prof. Dr. Gabriele Brandstetter*  
Freie Universität Berlin  
Fachbereich Philosophie und  
Geisteswissenschaften  
Institut für Theaterwissenschaft  
Grunewaldstraße 35 (Raum 146)  
D-12165 Berlin

*Dr. Klaus E. Bohnenkamp*  
Hölderlinstraße 8  
D-70174 Stuttgart

*Dr. Maria Euchner*  
57 Westville Road  
London, W12 9BB  
United Kingdom

*Dr. Daniel Hilpert*  
Emma-Herwegh-Straße 5  
D-79114 Freiburg i.Br.

*Prof. Dr. Gerhard Neumann*  
Lietzenseeufer 3  
D-14057 Berlin

*Prof. Dr. Ursula Renner[-Henke]*  
Universität Duisburg-Essen  
Fachbereich Geisteswissenschaften/  
Germanistik  
Universitätsstraße 12  
D-45117 Essen

*Prof. Dr. Heinz Rölleke*  
Goetheweg 8  
D-41469 Neuss-Hoisten

*Prof. Dr. Günter Schmitzler*  
Universität Freiburg  
Deutsches Seminar  
Platz der Universität 3  
D-79085 Freiburg i.Br.

*Julian Werlitz*  
Universität Augsburg  
Lehrstuhl für Neuere Deutsche  
Literaturwissenschaft  
Universitätsstraße 10  
D-86159 Augsburg

*Prof. Dr. Gotthart Wunberg*  
Hartmeyerstraße 42  
D-72076 Tübingen



## Register

- Adams, Margarete (geb. Kassner) 211  
Adler, Jeremy 9  
Aehrenthal, Alois Graf Lexa von 98, 223  
Agamben, Giorgio 288  
Albert-Lasard, Loulou 149  
Alexander I., Kaiser von Russland 136  
Alfonso XIII., König von Spanien 239  
Altenberg, Eugen 49  
Anderson, Brad 289  
Andreae, Edith (geb. Rathenau) 216  
Andreae, Fritz 216  
Andreas-Salomé, Lou 176  
Andrian, Leopold von 152, 219  
Anna O. (s. Pappenheim, Bertha)  
Apponyi, Albert Graf 214  
Archer, Kenneth 326  
Arcybaševs, Michail Petrovič 334  
Aretin, Erwein Freiherr von 138, 145, 147 f., 161 f.  
Aretin, Karl Otmar Freiherr von 138  
Aretin, Maria Freifrau von (geb. von der Leyen) 138  
Aretin, Marianne Freifrau von (geb. Gräfin von Belcredi) 138, 161 f.  
Aristophanes 85  
Aristoteles 288  
Arnberger, Heinz 166  
Äsop 288  
Aschroth von 31  
Aslan, Raoul 193  
Astruc 311  
Athman ben Salah 53 f.  
Auer, Erwin M. 130  
Auernheimer, Raoul 193, 207, 224  
Aurnhammer, Achim 321  
Auspitz, Helene 7  
Auspitz, Rudolf 7, 18  
Austermühl, Elke 328  
Bach, Johann Sebastian 42, 89, 138, 144, 216  
Bach, Leonore 41 f.  
Bach, Robert 41–43  
Baedeker, Karl 51–58, 65, 70 f., 73, 87, 89, 96, 134, 140, 179, 188, 201, 236  
Bahr, Hermann 148, 211, 275  
Baker, Josephine 322 f.  
Bakst, Léon 307, 311  
Baldass, Ludwig 130  
Ballu, Albert 55  
Balzac, Honoré de 118  
Barnert, Otmar 208  
Bartoloni, Gilda 180  
Barton, Basil Kelsey 111, 128  
Bassermann, Dieter 197  
Bassiano, Marguerite Prinzessin di (s. Caetani, Marguerite)  
Bassiano, Roffredo Prinz di (s. Caetani, Roffredo)  
Baudelaire, Charles 186, 253 f., 256 f., 260–263  
Bauer, Roger 253  
Bauernfeld, Eduard von 34  
Baumann, Lina 21–24  
Bayertz, Kurt 328–331, 334 f., 354, 356  
Beardsley, Aubrey 314  
Beaume, Gräfin (s. Gontran de La Baume-Pluvial, Comtesse Isabelle)  
Beaumont, Guy Comte de 64  
Beaumont, Jacqueline Comtesse de (geb. Gérard) 64, 195  
Beck, Graf 37  
Becker, Felix 63, 162

- Beethoven, Ludwig van 204, 207, 216, 250
- Behl, Carl Friedrich 224
- Behr, Luise (Lulu) Baronin von geb. von der Osten gen. Sacken) 124
- Belcredi, Almeria Gräfin von (s. Thurn und Taxis, Almeria Fürstin) 138
- Belcredi, Marianne Gräfin von (s. Aretin, Marianne Freifrau von) 352
- Bellamy, Edward 352
- Benckendorff, Alexander Graf von 92
- Benckendorff, Nathalie (Baby) Gräfin von (s. Ridley, Nathalie)
- Benckendorff, Sophia (Sophy) Gräfin von (geb. Gräfin Schuwalow) 92
- Benjamin, Walter 315
- Benn, Gottfried 315
- Benning, Gabriele 147
- Bentham, Jeremy 288
- Benz, Wolfgang 336
- Berenson, Bernard 59, 64, 66 f., 72, 78, 107, 111 f., 114 f., 117, 124, 126, 133, 148, 156, 159, 162 f., 165, 173, 183 f., 186, 213, 243, 245–247
- Berenson, Mary 59, 78, 107, 186, 211, 246
- Berl, Heinrich 225
- Bernhardt, Sarah 307
- Bernini, Cornelia 174
- Best, Alan 359
- Bethmann Hollweg, Theobald von 141
- Bettelheim, Caroline 32 f.
- Betz, Maurice 134
- Beutler, Ernst 203
- Bie, Oskar 306
- Bigler, Niklas 156
- Billroth, Theodor 33, 39
- Biocca, Dario 184
- Bismarck, Beatrice von 314
- Bismarck, Fürstin Herbert (s. Bismarck, Marguerite Fürstin von)
- Bismarck, Goedela von (s. Keyserling Goedela Gräfin)
- Bismarck, Herbert Fürst von 178, 187
- Bismarck, Marguerite (geb. Gräfin Hoyos) 58, 63, 95, 101, 128, 163, 174, 178–180, 185, 187, 189, 191–193, 204, 207, 209–218, 220–225, 227, 231, 233–235, 237, 239 f., 243–245
- Bismarck, Otto von 97, 178, 220
- Bizet, George 205
- Blake, William 190 f.
- Blanchet, Marcel 226
- Blériot, Louis 101
- Blokesch, Georg H. 64
- Bluhm, Agnes 327
- Blumenberg, Hans 153
- Bode, Marie von 107
- Bode, Wilhelm von 107, 159, 186
- Bodmer, Daniel 67
- Bödeker, Charles (Charlie) 134, 159
- Böhler, Julius 247
- Böhme, Jacob 170
- Boeswillwald, Émile 55
- Bohnenkamp, Klaus E. 51–252, 291, 333
- Bomhard, Bettina von (geb. Kippenberg) 155
- Bomy, Charlotte 316
- Bondi, Georg 186
- Bonnard, Abel 102
- Borchardt, Ludwig 86
- Borchardt, Georg Hermann (s. Hermann, Georg)
- Borchardt, Martha (geb. Heynemann) 86
- Bouguereau, William Adolphe 314
- Bourbackar, Athman (s. Athman ben Salah)
- Bourbon-Parma, Caetan (Caetano) Prinz von 235

- Bourbon-Parma, Marguerite  
(Margherita) Prinzessin von  
(geb. Prinzessin von Thurn und  
Taxis) 163, 190, 235 f.
- Bourbon-Parma, Robert Herzog von  
236
- Bourbon-Parma, Zita Prinzessin von  
(s. Zita, Kaiserin von Österreich)
- Bourget, Paul 97, 253–263
- Brahms, Johannes 33, 91, 216
- Brandes, Georg 333
- Brandmeyer, Rudolf 253–263
- Brandstetter, Gabriele 301–326, 341,  
349
- Braunwarth, Peter Michael 153
- Brehm, Alfred 267, 285 f.
- Brentano, Franz 7
- Brentano, Ida 7
- Breuer, Josef 21, 276
- Brewster, Henry (Harry) 62, 91
- Briand, Aristide 201, 227 f.
- Brown, Horatio 126, 138
- Bruckmann Elsa (geb. Prinzessin  
Cantacuzène) 52–58, 71–73, 77 f.,  
87, 90 f., 93, 99 f., 102, 104–107,  
109–113, 115–117, 124 f., 127, 130,  
137–139, 145, 164, 170
- Bruckmann, Hugo 53, 73 f.
- Bryce, David 94
- Brzezie-Lanckorónski, Karl Anton Graf  
von 121
- Buber, Martin 99, 102, 107, 110 f., 170
- Buckle, Richard 301 f.
- Buddha, Gautama 244
- Bunge, Gustav von 327, 355
- Burckhardt, Carl Jacob 86, 157, 161,  
169, 180 f., 197, 202, 207, 219 f., 230
- Burckhardt, Elisabeth (geb. de  
Reynold) 197
- Burckhardt, Jacob 73
- Burckhardt, Theodora (s. Von der  
Mühlh, Theodora)
- Burián, Stephan Graf 154
- Burljuk, David 316
- Burton, Richard Francis 67, 94 f.,
- Burton, Robert 276 f.
- Byron, George Gordon 81
- Caetani, Leone 184
- Caetani, Marguerite, Prinzessin die  
Bassiano (geb. Gilbert Chapin) 184,  
187, 189–193, 199, 201–203, 205,  
207–211, 214–216, 224–229, 234,  
249 f.
- Caetani, Onorato 184
- Caetani, Roffredo, Prinz di Bassiano  
184, 187, 209, 234, 250
- Cagnat, René 55
- Calmette, Gaston 310
- Calvino, Italo 293
- Cambon, Paul 141
- Canetti, Elias 10, 16
- Canetti, Johanna 13
- Canfield, Richard 66
- Cantacuzène, Elsa Prinzessin  
(s. Bruckmann, Elsa)
- Carey, Frances 13
- Cartwright, Fairfax Leighton 95
- Caruso, Enrico 205
- Cassani-Böhmer, Albertina (Putzi) 161
- Castagno, Andrea del 73
- Cecil, Robert 236 f.
- Chamberlain, Houston Stewart 53 f.,  
74 f., 77–80, 82, 84 f., 88, 93 f., 99,  
105, 110 f., 137, 215
- Chamberlain, Neville 93, 215
- Chapple, Gerald 58
- Chavanne, Josef 55
- Chavanne, Puvis de 319
- Chigi Aldobrandini, Ludovico Fürst 60
- Chrichton, Ronald 91
- Chrobak, Rudolf 21
- Churchill, Jeanette (Jennie, geb.  
Jerome) 97

- Churchill, Lady Randolph  
(s. Churchill, Jeanette)
- Churchill, Randolph 97
- Churchill, Winston 97, 205
- Cicero 268
- Clairmont, Christoph Walter Abdelmu-  
min 54
- Clauss, Max 220
- Cocteau, Jean 200, 307, 310, 313
- Colli, Giorgio 267
- Colloredo-Mansfeld, Ferdinand Graf  
67, 152, 236
- Constable, Giles 184
- Conyenburg, van (s. Konijnenburg,  
Willem Adriaan)
- Cooper, Diana 205
- Cooper, Duff 205
- Corino, Karl 211
- Cornwallis-West, George 97
- Cornwallis-West, Mrs. George  
(s. Churchill, Jeanette)
- Corot, Camille 227
- Corradini, Doris A. 125
- Cossart, Michael de 201
- Coster, Charles Henry 184
- Craig, Edward Gordon 324
- Crawshay, Jack William Leslie 64, 92
- Crawshay, Mary (geb. Leslie) 64, 92
- Crawshay, Robert Thompson 64
- Czernin, Ottokar Graf 67
- Czernin, Rudolf Graf 134, 167
- Czernin, Vera Gräfin (geb. Prinzessin  
zu Hohenlohe-Waldenburg-  
Schillingsfürst) 134, 138, 167
- Czumikow, Wladimir 68
- Daladier, Edouard 201
- d'Albert, Eugen 169
- d'Annunzio, Gabriele 127, 307
- Dante Alighieri 167, 268, 283
- Danuser, Hermann 326
- Darwin, Charles 286, 329–331, 334,  
343 f., 347, 357
- Debussy, Claude 317
- Decter, Jacqueline 319
- Delacroix, Eugène 227, 314
- Delignon, Françoise 254
- Del Torre, Franziska 130
- Denis, Ruth (s. Saint Denis, Ruth)
- Derély, Victor 118
- Derrida, Jacques 288
- Descartes, René 288
- de Worms, Constanze 14
- Diaghilew, Serge 301 f., 304, 307, 311,  
321, 325
- Dickens, Charles 118
- Diederichs, Eugen 68, 85, 166
- Dietrichstein, Alexander Prinz von 233
- Dietrichstein, Maria de las Mercedes  
Prinzessin von (geb. Dose y  
Obligado) 233
- Dietrichstein, Olga Fürstin (geb.  
Prinzessin Dolgoruky) 106
- Dietrichstein zu Nikolsburg, Hugo  
Fürst 106
- Dilthey, Wilhelm 84
- Doderer, Heimito von 11 f., 50
- Donna Zina (Sina; s. Waldenburg,  
Selina von)
- Donner, Rafael 30
- Dorsi, Pierpaolo 251
- Dose Armstrong, Carlos 233
- Dose y Obligado, Maria de las  
Mercedes (s. Dietrichstein, Maria  
Prinzessin von)
- Dose y Obligado, Maria Elisabeth (geb.  
Obligado y Ortega) 233
- Dostojewsky, Fjodor Michailowitsch  
68, 118, 122, 128, 165
- Dostojewsky, Aimée (eigentl.  
Dostojewskaja, Ljubow  
Fjodorowna) 165
- Doughty, Charles Montagu 67

- Draskovich von Trakostjan, Ivan Graf 183
- Dreiseitel, Sigrid 327, 361
- Du Bos, Charles 181, 201
- Dubsky, Adolf Graf 171, 190, 213, 222 f., 231 f., 234, 239
- Dubsky, Eleonora Gräfin 223
- Dubsky, Irene Gräfin (geb. Gräfin Lützow) 184, 190, 223, 231, 239
- Duden, Konrad 70
- Duhan, Hans 209
- Duncan, Isadora 316
- du Prel, Carl 61
- Duse, Eleonora 127, 179, 220
- Dyck, Anthonis van 89
- Easton, Larid M. 301
- Eckermann, Johann Peter 203
- Eco, Umberto 268, 289
- Edler, Karl Erdmann 83
- Eduard (Edward) VII., König von Großbritannien 90
- Edwards, Misia 311, 321–323
- Ehn, Michael 153
- Eibl, Karl 298
- Eissler, Aurelie (geb. Kohn) 152, 156, 166, 169, 177
- Eissler, Marianne (s. Kassner, Marianne)
- Eissler, Max 142
- Eissler, Sigmund 143
- Eksteins, Modris 325
- Elena (Helena), Königin von Italien (geb. Prinzessin von Montenegro) 236
- Eliot, T.S. (Thomas Stearns) 228
- Elisabeth, Kaiserin von Österreich 27
- Eloui, Nimet 197
- Engel, Fritz 266
- Euchner, Maria 265–289
- Euripides 291, 294, 296, 298
- Exenberger, Herbert 166
- Exner, Sigmund 33, 37
- Eysoldt, Gertrud 85
- Fauré, Gabriel 216
- Fellner, Fritz 125
- Fetting, Hugo 205
- Fiedler, Leonhard 14
- Filtsch, Marie (Molly) von 28
- Fischer, Jens Malte 163
- Fischer, Samuel 219
- Fischer-Lichte, Erika 305
- Fleischer, Wolfgang 11 f.
- Fokine, Michel 314
- Fontane, Theodor 86
- Forel, Auguste 327, 331, 344, 355
- Foucart, Claude 53
- Franckenstein, Clemens von 106
- Franckenstein, Georg von 21, 106
- Franckenstein, Leopoldine (Poldy) von 106
- Franz Joseph I., Kaiser 27, 37, 44, 88, 98, 144, 212
- Franz von Assisi 70
- French, John 141
- Freud, Sigmund 21, 29, 99, 267, 273, 276, 283, 289, 316
- Fried, Oskar 311
- Friemel, Georg 109, 239
- Friemel, Marie (geb. Kassner) 109, 239
- Frisch, Anton von 33
- Fritz, Gottlieb (Tetzel) 63, 82, 88, 140
- Fröhlich von Feldau, Alfred 31
- Fuchs, Sabine 79
- Fuks, Evi 47
- Fuller, Loïe 317
- Furtwängler, Wilhelm 170, 215 f.
- Gaethgens, Thomas W. 107
- Gagarin, Andrej Grigorjewitsch Fürst 193

- Gagarin(e), Maria (Mima)  
 Dimitrievna Fürstin (geb. Fürstin  
 Obolensky) 193 f., 196
- Gahlings, Ute 71, 105, 164, 172, 174,  
 182
- Gaisbauer, Hubert 16, 25
- Galsworthy, John 218
- Galton, Francis 330, 335, 356
- Ganghofer, Ludwig 37
- Gardner, Isabella Stewart 59, 64, 66 f.,  
 72, 107, 114 f., 117, 133, 173
- Gaston, Bibi 206
- Gauguin, Paul 314 f., 319
- Gautier, Théophile 262 f.
- Gebhardt, Bruno 154
- Gelzer, Florian 176
- George, Stefan 138, 186, 250
- Gerschel, Charles 318
- Gess, Nicola 315
- Ghéon, Gide 311
- Giacon, Nicoletta 187
- Gide, André 53 f., 56, 66, 68, 109,  
 114, 195, 201, 311
- Giorgio, Francesco di 247
- Giuliano, Antonio 61
- Glaser, Marianne (s. Kassner, Marianne)
- Glaser, Victor (Viktor) 139
- Glassheim, Eagle 232
- Glaubrecht, Martin 86
- Glück, Gustav 130, 176
- Goethe, Johann Wolfgang von 143,  
 160, 203, 215, 280, 298
- Gogol, Nikolai 128, 228
- Goldmark, Karl 33
- Goldschmidt, Berti 41
- Gomperz, Cornelia (Nelly) 46
- Gomperz, Henriette 9
- Gomperz, Julius von 32
- Gomperz, Marie 46
- Goncourt, Edmond de 260 f.
- Goncourt, Jules de 260 f.
- Gondry, Michel 289
- Gonsa, Gerhard 152
- Gontran de La Baume-Pluvier,  
 Comtesse Isabelle (geb.  
 Crombez) 114
- Goodyear, Bradley 87
- Goodyear, Charles Nelson 87
- Gorki, Maxim 220
- Goschen, Edward 89, 95, 141
- Gossaert, Jan (Jan Mabuse) 63
- Goursat, Georges 313, 326
- Graevenitz, Gerhart von 310
- Greco, El (eigentl. Domenikos  
 Theotokópulos) 130
- Greenblatt, Stephen 265, 280, 286
- Greiner, Leo 85
- Greiner, Otto 64
- Grene, David 275
- Grey, Edward 141
- Grimm, Herman 84
- Grimm, Jacob 108, 160, 220
- Grimm, Wilhelm 108, 160, 220
- Groethuysen, Bernard 184, 192, 250
- Groner, Richard 235
- Gronlund, Alva 36
- Grossegger, Elisabeth 88
- Gross-Hugo, Valentine 310, 318
- Gruber, Sabine 302
- Grupp, Peter 301
- Guardi, Francesco 63
- Gütschow, Carl von 122
- Gundolf, Friedrich 139, 143, 234
- Gutenberg, Johannes 269
- Guthrie, Arbuthnot Charles 94
- Guthrie, Olive (geb. Leslie) 92, 94
- Guthrie, Patrick 64
- Guthrie, Walter Murray 64, 92, 94
- Guthrie-James, Christopher 93
- Gutjahr, Ortrud 331 f., 339, 342, 344,  
 349
- Gutmann, Albert 78, 81

- Hadley, Rollin Van Nostrand 59  
 Hadrian, römischer Kaiser 258f.  
 Haeckel, Ernst 286  
 Haemmerli, Theodor 195  
 Hals, Frans 89  
 Harden, Maximilian 99  
 Harrach, Johann Graf 94  
 Harrach, Maria Theresia Gräfin (geb. von Thurn und Taxis) 94  
 Hartmann, Gretl 22  
 Hattingberg, Magda von (geb. Richling) 138f., 144f.  
 Hauer, Franz von 28  
 Hauer, Rosa 33  
 Hauptmann, Carl 327  
 Hauptmann, Gerhart 103, 148, 224, 327, 329, 353  
 Hausenstein, Wilhelm 225  
 Heidegger, Martin 278, 288  
 Heine, Albert 193  
 Heine, Heinrich 27  
 Helbig, Wolfgang 60  
 Heller, Hugo 79, 144  
 Hellingrath, Norbert von 120  
 Hellmann, Otto 139  
 Henning, Max 53  
 Hentschel, Willibald 336  
 Heraklit 278  
 Herman, John 218  
 Hermann, Georg (eigentl. Borchartd, Georg Hermann) 86  
 Herwig, Wolfgang 112  
 Herzfeld, Marie 8  
 Hesiod 277, 285  
 Hesse, Hermann 99, 142  
 Hessen, Ludwig Ernst Großherzog von 164  
 Heydt, Elisabeth von der 130  
 Heydt, Karin 175  
 Heydt, Karl von der 130  
 Heymann, August 41  
 Hibberd, John 329  
 Hilbig, Markus 308, 326  
 Hildebrand, Aldolf von 150  
 Hillbrand, Friederike 7  
 Hilpert, Daniel 327–361  
 Hindenburg, Paul von 220  
 Hinterhäuser, Hans 54  
 Hitler, Adolf 239  
 Hladny, Ernst 265  
 Hodson, Millicent 326  
 Hölderlin, Friedrich 58, 138  
 Hoffman, Malvina 320, 326  
 Hoffmeier, Dieter 122  
 Hofmannsthal, Christiane von 46, 48, 181, 190, 193, 199, 201f., 204f., 220, 225, 235  
 Hofmannsthal, Franz von 219  
 Hofmannsthal, Gerty von (geb. Schlesinger) 17, 25, 40, 45, 47, 51, 53–57, 59, 62, 70–72, 91, 93, 96–98, 100, 107–110, 112f., 125, 134f., 139, 141f., 145, 148, 152, 187, 247  
 Hofmannsthal, Hugo von 7–51, 53, 59f., 62, 67, 80, 82, 84f., 87f., 91, 96f., 99, 102, 106–109, 111f., 119, 122, 125f., 128f., 131, 134–137, 139, 141, 143, 148, 150, 152–157, 160f., 164, 167f., 170, 172, 179, 181, 187, 191, 199, 206f., 211, 213, 216, 218–220, 222f., 226, 241, 248f., 265–289, 291–299, 302–304, 314f., 321, 325  
 Hofmannsthal, Hugo August Peter Hofmann Edler von 141  
 Hofmannsthal, Raimund von 240, 302  
 Hohenbalken, Peter 68  
 Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Carola Prinzessin zu (Schwester der Fürstin Thurn und Taxis) 108  
 Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Chlodwig Prinz zu 182

- Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Egon Prinz zu (Bruder der Fürstin Thurn und Taxis) 134
- Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Fritz (Friedrich), Prinz zu (Bruder der Fürstin Thurn und Taxis) 125, 133 f., 147, 173
- Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Maria Theresia (Gegina) Prinzessin zu (Schwester der Fürstin Thurn und Taxis; s. Schlick, Maria Theresia Gräfin)
- Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Marie Prinzessin zu (s. Thurn und Taxis, Marie Fürstin von)
- Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Nikolaus (Nikola) Prinz zu 182, 223
- Holbrook Walker, Hellena (Hella, Ella; s. Thurn und Taxis, Hellena Prinzessin)
- Holitscher, Arthur 84, 109
- Holthusen, Hans Egon 198
- Homer 81, 101, 268
- Hoover, Herbert C. 236, 238
- Horowitz, Wladimir 216
- Howard, Esme 187
- Howard, Hubert 187
- Hoyos, Alexander (Alick) Graf 169, 171 f., 178, 183, 185, 189, 194, 204, 207, 213, 216 f., 221, 239
- Hoyos, Alice Gräfin (geb. Whitehead) 185, 207
- Hoyos, Edmée Gräfin (geb. de Loys-Chandieu) 169, 172, 178, 182, 185, 189, 193 f., 202–205, 209, 213, 217, 229, 231, 238–240
- Hoyos, Leopoldine Gräfin (s. Plessen-Cronstern, Leopoldine)
- Hoyos, Marguerite Gräfin (s. Bismarck, Marguerite Fürstin)
- Huesmann, Heinrich 85
- Humperdinck, Engelbert 205
- Hytier, Jean 226
- Ibsen, Henrik 353
- Ingold, Felix Philipp 316
- Iswolsky, Alexander 142
- Jagatjit Singh Bahadur, Maharadscha von Kapurthala 98 f.
- Jaloux, Edmond 197, 229–231
- James, William 68
- Janisch, Heinz 16
- Jantsch, Hilda von (Nichte Kassners) 237
- Jaroeh, Matthias 218
- Jaron, Norbert 266
- Jean Paul (eigentl. Jean Paul Friedrich Richter) 234
- Jensen, Johannes Vilhelm 102, 117
- Jeritza, Maria (Mizzi) 157, 209
- Johnson, Gaynor 218
- Johnstone, Alan 89, 92, 95
- Johnstone, Antoinette (Nettie) (geb. Pinchot) 64, 87, 89, 92, 94 f., 98, 117, 206
- Jonas, Klaus W. 197
- Jurie, Bertha 42
- Jurie, Erich 41
- Kafitz, Dieter 253
- Kafka, Franz 286, 314
- Kahler, Erich von 135, 139, 143, 148, 161, 234
- Kahler, Fine von (geb. Sobotka) 234
- Kainz, Josef 81
- Kallir, Otto 14
- Kallir-Nirenstein, Franziska »Fanny« (geb. Loewenstein) 13 f.
- Kaluga, Katja 47
- Kamzelak, Roland S. 301
- Kandinsky, Wassilij 316



- Karl I., Kaiser von Österreich 154, 236  
 Karplus, Johann Paul 32  
 Kassner, Alfred (Bruder Kassners) 61  
 Kassner, Margarete (Schwester Kassners; s. Adams, Margarete)  
 Kassner, Marianne (geb. Eissler, gesch. Glaser; Ehefrau Kassners) 139, 142 f., 145, 149–153, 155, 166, 169, 182 f., 202 f., 216  
 Kassner, Marie (Schwester Kassners; s. Friemel, Marie)  
 Kassner, Oskar (Vater Kassners) 77, 82  
 Kassner Oskar (Bruder Kassners) 73, 230, 237  
 Kassner, Rudolf 51–252  
 Kassowitz, Max 29  
 Kauffmann, Hans 73  
 Kaufman, Charlie 289  
 Kaufmann, Arthur 136, 153  
 Kaufmann, Malvine 153  
 Kaut, Josef 204  
 Kellermann, Bernhard 133  
 Kenner, Hedwig 60  
 Kensik, Alphons Clemens 67, 83, 136  
 Kerr, Alfred 205, 296  
 Kerschbaumer, Walter 156, 165 f., 223, 237  
 Kessler, Harry Graf 77, 106 f., 109, 186, 192, 301–326  
 Keyn, Ulrich 161  
 Keyserling, Eduard Graf von 73 f., 77, 99 f., 104 f., 229 f.  
 Keyserling, Elise Gräfin von 73  
 Keyserling, Goedela Gräfin von (geb. von Bismarck) 174, 182  
 Keyserling, Henriette Gräfin von 73  
 Keyserling, Hermann Graf von 70 f., 77–80, 93, 105, 124, 164, 170, 172, 174, 182, 199, 237  
 Keyserling, Johanna Gräfin von (geb. Baronin Pilar von Pilchau) 71, 105  
 Kharak Singh Bahadur, Raja-i Rajgan von Kapurthala 99  
 Khuen von Belasi (s. Khuen-Lützow)  
 Khuen-Lützow, Karl Graf 183 f.  
 Khuen-Lützow, Nora (geb. Gräfin Lützow) 183 f.  
 Kiefer, Otto 85  
 Kiel, Hanna 247  
 Kienberger, Urs 127  
 Kierkegaard, Sören 172  
 Kieser, Rolf 328  
 King, Martina 138  
 Kippenberg, Anton 112, 124, 127, 130, 133–135, 137, 148, 154, 166, 170 f., 174–177, 180, 186, 191–194, 197–199, 206–208, 225, 233, 239, 243, 249  
 Kippenberg, Katharina 50, 127, 154 f., 174  
 Kisch, Pepi 27  
 Klobasser, Karl von 35  
 Klossowska, Baladine 197  
 Knecht, Alban 336  
 Knoop, Johann (John) Baron 121  
 Knoop, May (Maya, geb. Stuart-King) 121  
 Köhler, A. 254  
 Kohlbauer, Gabriele 10  
 Kokoschka, Oskar 306  
 Kolb, Annette 133  
 Kolbe, Georg 308  
 Kolzerek, Herr 61 f.  
 Kommer, Rudolf K. 205  
 Konijnenburg, Willem Adriaan 162  
 Koppel, Julia 102, 117  
 Korngold, Julius 157, 204, 213, 215  
 Kostka, Alexander 303  
 Kralik, Heinrich 157  
 Kraus, Karl 218, 236  
 Kroll, Jürgen 327–331, 334 f., 354, 356  
 Krupp, Friedrich Alfred 356  
 Kuse, Petra 139

- La Bruyère, Jean de 256 f.  
 Lacan, Jacques 288  
 Lachenal, Lucilia de 61  
 Laichmann, Michaela 76  
 Lamping, Dieter 292  
 Lanckorónski (s. Brzezie-Lanckorónski,  
 Karl Anton Graf von)  
 Landauer, Richard 225, 231, 240  
 Landi, Neroccio di Bartolomeo de' 159  
 Landmann, Georg Peter 186  
 Lang, Renée 53  
 Lankheit, Klaus 316  
 Lattimore, Richmond 275  
 Lautner, Dieter 152  
 Leembruggen, Wilhelm 26  
 Lees, Stephen 111  
 Le Fort, Gertrud von 250  
 Léger, Alexis (s. Saint-John Perse)  
 Lehmann, Adolph 69  
 Lehmann, Lotte 157, 199, 203–205,  
 209, 213  
 Lehrer, Jonah 289  
 Lenbach, Franz von 34  
 Lenz, Michael 335  
 Leonardo da Vinci 73, 107, 262 f.  
 Leopold I., römisch-deutscher Kaiser 176  
 Lernet-Holenia, Alexander 174  
 Leslie, John 64  
 Leslie, Leonie Blanche (geb. Jerome) 64  
 Leslie, Mary (s. Crawshay, Mary)  
 Leslie, Norman 64  
 Leslie, Olive (s. Guthrie, Olive)  
 Lesure, François 310  
 Letchford, Albert 94 f.  
 Levie, Sophie 184, 187  
 Levinas, Emmanuel 288  
 Liddell, Henry George 278  
 Lieben, Adolf 7, 18  
 Lieben, Anna von (geb. Todesco) 7, 9,  
 11 f., 15, 17, 20–22, 24–27, 36 f., 39,  
 47, 49  
 Lieben, Annie von 16  
 Lieben, Ernst von 7, 17, 25, 32, 36 f., 43  
 Lieben, Helene 18  
 Lieben, Ida 18  
 Lieben, Ilse von (verh. Leembruggen)  
 7 f., 10, 17, 20, 22, 24, 26, 28, 32,  
 34, 46  
 Lieben, Josefina (geb. Boschan) 27,  
 35 f., 42  
 Lieben, Leopold von 7–9, 18, 22–25,  
 27–29, 32 f., 37, 43  
 Lieben, Richard 7, 18, 27, 32, 37  
 Lieben, Robert von 7–9, 16–22, 24,  
 29 f., 32 f., 36–38, 41, 43  
 Lieben, Rosa 18  
 Lieben, Valerie (Valla) von 7, 17, 22,  
 24, 32, 43  
 Liebermann, Max 148  
 Liechtenstein, Franz von 134, 170, 178  
 Liere, C. G. van 86  
 Liszt, Franz 216  
 Lloyd, Jill 9 f., 14, 16, 33 f.  
 Loewenstein-Scharffeneck, Max Graf  
 zu 14  
 López-Rey, José 176  
 Lorenz, Hans 235  
 Lothar, Ernst 211  
 Louys, Pierre 114  
 Loys-Chandieu, Agnes Marquise de  
 (geb. Gräfin Pourtalès) 185, 205,  
 229  
 Loys-Chandieu, Edmée de (s. Hoyos,  
 Edmée)  
 Loys-Chandieu, Henri Marquis de 185  
 Lucas, Albert Dürer 107  
 Lucas, Richard Cockle 107  
 Lucilius Junior 165  
 Lucius Munatius Gallus 55  
 Luck, Rätus 80, 112, 156, 161, 165, 194  
 Ludwig III., König von Bayern 154  
 Lützow, Eleonore Gräfin von  
 (geb. Baroness van Tuyll van  
 Serooskerken) 223

- Lützow, Heinrich Graf von 68, 223  
Lützow, Irene Gräfin von (s. Dubskey, Irene Gräfin)  
Lützow, Nora Gräfin von (s. Khuen-Lützow, Nora Gräfin)  
Lully, Jean Baptiste 89  
Luschan, Felix von 223  
Luther, Arthur 122  
Luther, Martin 175  
Luserke-Jaqui, Matthias 331
- Mabuse, Jan (s. Gossaert, Jan)  
Machatzke, Martin 224  
MacLagan, Eric 115  
Maclaren, Jack (eigentl. John) 222  
Maclean, Fitzroy Donald 94  
Mahler, Alma (geb. Schindler) 216  
Mahler, Gustav 33, 91, 163 f.  
Maillol, Aristide 302, 304, 321–323  
Mainberger-Ruh, Elisabeth 236  
Mann, Klaus 205  
Mann, Thomas 174, 219, 303  
Mantegazza, Paolo 336  
Marc, Franz 286, 316  
Margarita-Teresa von Spanien 176  
Margheri, Clotilde 184  
Mariano, Nicky 183 f.  
Martin, Friedrich R. 112  
Marty, Éric 54, 114  
Marx, Roger 307, 310  
Massey, Charles Carl(e)ton 61  
Massine, Léonide 325  
Mayer, Mathias 13  
Mayr, Richard 157, 209  
Meder, Iris 47  
Medicus, Thomas 341 f.  
Mell, Max 82, 143, 150, 165, 169, 172, 178, 207, 213, 219  
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 144  
Mendelssohn, Giuletta von (geb. Gordigiani) 224  
Mengelberg, Willem 163 f.
- Meran, Franz von 24  
Mereschkowski, Dmitri Sergejewitsch 122  
Mereschkowskij, Konstantin 336  
Metternich, Clemens Wenzel Fürst von 230  
Metternich-Sándor (s. Metternich-Winneburg, Pauline Fürstin)  
Metternich-Winneburg, Melanie Fürstin von (geb. Gräfin Zichy-Ferraris) 230  
Metternich-Winneburg, Pauline Fürstin von (geb. Gräfin Sándor) 237  
Metternich-Winneburg, Pauline (Titi; s. Thurn und Taxis Pauline)  
Metternich-Winneburg, Paul Clemens Lothar Fürst von 230  
Metternich-Winneburg, Richard Klemens Fürst von 230  
Metzger-Buddenberg, Ingrid 197  
Meyerhold, Wsewolod 228  
Meyer-Wendt, Hans-Jürgen 267  
Michell, Richard Rooke 91  
Michels, Volker 142  
Miehe, Donata 181  
Moissi, Alexander 219  
Moltke, Helmuth Graf von 239  
Moltke, Helmuth James Graf von 239  
Monikova, Libuse 333, 351  
Montebianco, Roland 89  
Monitnari, Mazzino 267  
Moodie, Alma 176  
Motesiczky de Kesseleökeö, Edmund von 9, 11, 28–30, 32–38, 40–42  
Motesiczky, Henriette von 7–50  
Motesiczky, Karl Wolfgang Franz von 9–12, 41–43, 48  
Motesiczky, Marie-Louise von 9–14, 16, 25, 28, 34, 41–44, 46  
Mozart, Wolfgang Amadeus 118, 207  
Mühll, von der (s. Von der Mühll)  
Müller, Götz 339

- Müller, Robert 315  
Münchhausen, Anna von 144  
Münchhausen Thankmar von 204  
Münster, Graf 41  
Mukerdschi, Dhan Gopal 233  
Murat, Marie 311  
Musil, Robert 211, 315  
Musset, Alfred de 256 f.
- Nabbe, Hildegard 321  
Napoleon Bonaparte 15, 102  
Neralié, Wilhelmine (Minna) 168  
Neugebauer, Gustav 111  
Neumann, Carl W. 286  
Neumann, Gerhard 303, 307, 326  
Neumann, Karl Eugen 102  
Neumeier, John 326  
Nietzsche, Friedrich 267, 279 f., 288, 302–304  
Nijinska, Bronislaw 317 f., 323  
Nijinsky, Waslaw 301–326  
Nikola (Nikolaus) I., König von Montenegro 147  
Nikolaus II., Zar von Russland 90  
Noeggerath, Felix 145  
Noether, Ernst 63–65, 69  
Nolan, Christopher 289  
Normann, A. 233  
Nostitz, Helene von 216
- Östwig, Karl Aasgard 157  
Oettingen-Oettingen, Albrecht Fürst zu 237  
Oettingen-Oettingen, Sophie Fürstin zu (geb. Prinzessin von Metternich-Winneburg) 237  
Offenbach, Jacques 75  
Ohlsen, Manfred 107  
Oltersdorf, Jenny (eigntl. Ida, geb. Winter) 120  
Onno (eigntl. Onowotschek), Ferdinand 144 f.
- Oppenheimer, Felix von 15, 130  
Oppenheimer, Gabriele (Yella, Jella) von (geb. Todesco) 8, 14 f., 47, 130  
Oswalt, Wilhelm Ernst 248  
Ott, Ulrich 301 f.  
Ouckama Knoop, Gertrud (geb. Roth) 165  
Ouckama Knoop, Wera 165
- Pálffy ab Erdöd, Nikolaus Fürst 136  
Pannwitz, Rudolf 250  
Pankau, Johannes G. 327, 329, 353, 359  
Papini, Giovanni 68  
Pappenheim, Bertha 276  
Pascal, Blaise 179, 181  
Pasolini dall'Onda, Guido Graf 62  
Pasolini dall'Onda, Maria Gräfin (geb. Marchesa Ponti) 62  
Pasolini dall'Onda, Pasolino Graf 62  
Pasolini dall'Onda, Pier-Desiderio Graf 62  
Pászthorzy, C(K)asimir von 144 f.  
Pater, Jean-Baptiste 89  
Paul, Albert 229  
Paul, Barbara 107  
Paul, Robert 229  
Paulhan, Jean 184, 192, 227, 250  
Pavlovsky, Gustave de 310, 319 f.  
Pehle, Margot 301  
Perrin, Jean 220  
Perugino (eigntl. Pietro Vannucci) 159  
Pfeiffer, Ernst 176  
Pfeiffer, Richard 177  
Philipp IV., König von Spanien 176  
Phipps, Eric 218, 231, 236  
Phipps, Frances (geb. Ward) 218, 231  
Piccaver, Alfred 204  
Picard, Max 234, 237 f.  
Piëch, Anton 116  
Piëch, Anton jun. 116

- Piëch, Ferdinand 116  
Pinchot, Antoinette (s. Johnstone, Antoinette)  
Pinchot, James Wallace 89  
Pinchot, Rosamond 205  
Pisano, Andrea 73  
Pitrou, Robert 229  
Pius XI., Papst 236  
Placci, Carlo 59, 66 f., 72, 133 f., 223, 235, 238  
Plant, Margaret 114  
Platon 85, 334  
Plener, Ignaz von 34  
Plessen-Cronstern, Leopoldine Gräfin von (geb. Gräfin Hoyos) 221  
Plessen-Cronstern, Ludwig Graf von 221  
Ploetz, Alfred 327, 329–333, 335, 337, 340, 343–347, 351–353, 355, 357 f.  
Poe, Edgar 262 f., 314  
Poincaré, Raymond 142  
Poiret, Paul 307  
Polignac, Charles Comte de 229–231  
Polignac, Edmond Prince de 200 f.  
Polignac, Winnaretta Princesse de (geb. Singer) 200 f.  
Poole, Ross 280  
Porch, Montague Phippen 97  
Porsche, Ferdinand 116  
Pott, Klaus 139  
Pourtalès, Guy de 201, 205  
Pourtalès, Raymond de 205  
Pradier, James (eigentl. Jean Jacques) 140  
Prawy, Marcel 204  
Preisendanz, Karl 85  
Prezzolini, Giuseppe 68  
Prinzhorn, Hans 176  
Pritchard, Jane 307  
Puccini, Giacomo 205, 207, 209  
Puschkin, Alexander Sergejewitsch 128, 166  
Puschner, Uwe 336  
Quest-Ritson, Charles 192  
Ragonesi, Francesco 220  
Rammer, Josef 19  
Rancière, Jacques 305  
Rasponi Spaletti, Gabrielle Contessa 62  
Rathenau, Edith (s. Andreae, Edith)  
Rathenau, Walther 99, 148, 216  
Raval, Marcel 197  
Ravel, Maurice 216, 311  
Redlich, Josef 125, 129 f., 139, 143, 148, 153, 172, 186, 231 f.  
Regnier, Anatol 327  
Régnier, Henri de 114  
Reich, Wilhelm 12  
Reichl, Otto 164  
Reinhardt, Max 84 f., 144, 205 f., 307, 323  
Reinhart, Werner 161, 165  
Rembrandt (van Rijn) (eigentl. R. Harmensz van Rijn) 89  
Reuss, Frau (Typistin) 112  
Ricard, Louis Gustave 34  
Richardson, Benjamin Ward 338  
Ridley, Jasper Nicholas 117  
Ridley, Nathalie (Baby, geb. Gräfin von Benckendorff) 117  
Riederer, Günter 192  
Rilke, Clara (geb. Westhoff) 109, 121, 196  
Rilke, Rainer Maria 53 f., 61, 63 f., 79–81, 85, 88 f., 94, 99, 101 f., 104–112, 115 f., 118–121, 123, 125–131, 133–139, 142–152, 154–156, 159, 161–167, 169–177, 179–198, 206, 208, 226, 229, 232–234, 237, 241, 243, 247, 250, 291–299, 304, 321  
Rilke, Ruth (s. Sieber-Rilke, Ruth)  
Rilke, Sophia (Phia geb. Entz) 134

- Rivière, Jacques 316–318, 320, 323 f.  
 Roberts, Frederick Sleigh 93  
 Roček, Roman 218  
 Rodin, Auguste 79 f., 112, 302, 304, 307, 310, 321  
 Rölleke, Heinz 291–299  
 Roerich, Nicholas 318 f.  
 Röske, Thomas 176  
 Rohan, Karl Anton Prinz 170, 219 f.  
 Rokyta, Hugo 184, 230  
 Rolland, Romain 102  
 Romano, Antoniazzo (eigentl. Antonio di Benedetto Aquilo degli Aquili) 159  
 Rossbacher, Karlheinz 21  
 Rossi, Graziella 83  
 Rossi, Graziella (Schauspielerin) 83  
 Rothe, Friedrich 359  
 Rothländer, Christiane 10–12  
 Rubens, Peter Paul 89  
 Rubinstein, Anton 118  
 Rudolf, Kronprinz von Österreich-Ungarn 235  
 Rüdiger, Lisa 293  
 Ruprecht, Meja 16, 18, 21 f., 25, 43  
 Russell, Archibald G. 110, 124, 127  
 Rysselberghe, Théo van 109  
 Rziha, Wilhelm 108
- Saar, Ferdinand von 19, 34  
 Sachs, Hans 296  
 Sagaert, Martine 54  
 Saint Denis, Ruth 96 f., 304, 316  
 Saint-John Perse (eigentl. Alexis Saint-Léger Léger) 201, 227 f.  
 Saint-Saëns, Camille 216  
 Salten, Felix 218, 224  
 Salz, Arthur 170  
 Samuels, Ernest 115, 184  
 Samuels, Jayne 59  
 Sander, Birgit 9  
 Sarkowski, Heinz 124, 128, 174
- Sarre, Friedrich 112  
 Sattler, Bernhard 150  
 Sauer, August 121  
 Schaffgotsch, Xaver 12  
 Schallmayer, Wilhelm 330, 343 f., 346 f., 350, 352, 356 f.  
 Schalk, Franz 35, 40 f., 138, 156 f., 170, 203, 207, 216, 219  
 Schalk, Lili (geb. von Hopfen) 40 f., 51, 54, 58 f., 82, 87, 89, 94, 96–98, 110 f., 122, 124, 128, 130, 156, 170, 186, 191, 193, 200 f., 203 f., 207, 212, 217, 219 f., 238  
 Scharffenberg, Renate 112, 121, 130  
 Scheijen, Sjeng 301  
 Schey, Josef 41  
 Schier, Barbara 225  
 Schiller, Friedrich von 81  
 Schindler, Anni 43  
 Schindler, Joseph 74  
 Schlegel, Friedrich 254  
 Schlenker, Ines 10, 28  
 Schlesinger, Franziska (geb. Kuffner) 17, 45  
 Schlesinger, Hans 44 f., 88  
 Schlick, Maria Theresia (Gegina) Gräfin (geb. Prinzessin zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst) 75, 108, 136, 146, 163  
 Schlumberger, Jean 109  
 Schmidt, Erich 84, 86  
 Schmidt, Heinrich 344  
 Schnack, Ingeborg 112, 121, 126, 130, 149, 156  
 Schnitzler, Arthur 43, 81, 91, 101, 129, 153, 211, 218  
 Schnitzler, Günter 303, 321, 326  
 Schnitzler, Julius 43  
 Schnyder, Peter 54  
 Schölderle, Thomas 334, 340  
 Schönberg, Anton 211  
 Schopenhauer, Arthur 357

- Schratt, Katharina 27  
 Schröder, Rudolf Alexander 219  
 Schubert, Franz 118, 144  
 Schümann, Daniel 334, 342, 352  
 Schüttpelz, Erhard 315  
 Schumann, Elisabeth 209  
 Schumann, Robert 307  
 Schuster, Gerhard 301  
 Schuster, Jörg 77, 192, 302  
 Schwob, Marcel 201  
 Schwind, Moritz von 34  
 Scott, Jill 273, 283  
 Scott, Robert 278  
 Sebald, Winfried Georg 289  
 Secrest, Meryle 66  
 Segond, Louis 175  
 Seiffert, Luise 33  
 Seipel, Ignaz 211  
 Seneca, Lucius Annaeus 165  
 Serristori, Hortense Gräfin (geb. de la Gándara y Plazaola) 246f.  
 Serristori, Umberto Graf 246  
 Seymour-Conway, Richard 89  
 Shaheen, Naseeb 278  
 Shakespeare William 265–289  
 Shaw, George Bernhard 91, 205  
 Shelton, Suzanne 96  
 Sieber, Carl 109, 198  
 Sieber-Rilke, Hella 134, 196  
 Sieber-Rilke, Ruth 109, 196, 198  
 Simon, Therese 31  
 Simon, Walter 125, 149, 151, 163, 174  
 Simonides 268  
 Skoda, Emil von 37  
 Slevogt, Max 148  
 Smyth, Ethel Marie 62, 91, 129  
 Sobotka, Fine (s. Kahler, Fine von)  
 Sommer, Manfred 153  
 Sophokles 266, 267, 275  
 Spaletti Trivelli, Conte Venceslao 62  
 Spencer, Herbert 331, 355, 357  
 Speier, Hermine 60  
 Speyer, Leonora (Lady) 321  
 Spielmann, Emmerich 145  
 Spoerri, Theophil 226, 234  
 Sprecher, Thomas 174  
 Sprengel, Peter 224  
 Sprenger, Maja 180  
 Stanislawski, Konstantin S. 122  
 Steiner, Herbert 244  
 Steinthal, Heymann 286  
 Stenton, Michael 111  
 Sterne, Laurence 136, 222  
 Steuben, Hans von 60  
 Stieler, Kurt 144  
 Stoupy, Joëlle 253  
 Strachey, Barbara 59  
 Strachey, Lytton 238  
 Stravinsky, Igor 200, 310f., 316, 319  
 Strnad, Oskar 46f.  
 Strauss, Richard 107, 129, 157, 170, 209, 211, 213, 219, 241, 265, 269f., 282, 304, 321, 325  
 Strauss, Pauline (geb. de Ahna) 107  
 Stürgkh, Karl Graf 121  
 Superville, Jules 196  
 Swales, Peter 21  
 Taube, Otto Freiherr von 59, 61f., 65, 82, 84, 99, 110, 124, 131, 135, 156, 182  
 Tauber, Richard 209  
 Teller, Alfred 145  
 Tetzl (s. Gottlieb Fritz)  
 Theis, Raimund 54  
 Thieme, Ulrich 63, 162  
 Thomas Morus 334  
 Thun-Hohenstein, Paul Graf 197  
 Thun-Salm, Christiane Gräfin 106, 265,  
 Thurn und Taxis, Alexander Fürst von 59, 64, 67–69, 72, 75, 77f., 87, 89f., 94f., 99, 101, 104, 106, 112, 115, 117, 124f., 129, 133, 138, 143,

- 148–152, 168, 179 f., 185 f., 206, 212, 215, 217 f., 220, 232 f., 238–240, 243, 245 f.
- Thurn und Taxis, Alexander (Pascha, Sascha) Prinz von 62, 78, 87, 107, 112, 132 f., 142, 147, 149–152, 159, 162 f., 165, 169, 174, 177, 180, 186, 190, 204, 206, 209, 221, 235, 243–245, 251
- Thurn und Taxis, Alexander Prinz von (Sasha) 87, 90
- Thurn und Taxis, Almeria Fürstin (geb. Gräfin Belcredi) 138
- Thurn und Taxis, Carola Prinzessin von (s. Thurn und Taxis, Caroline)
- Thurn und Taxis, Caroline Prinzessin von (geb. Prinzessin Thurn und Taxis) 147, 149
- Thurn und Taxis, Eleonore Prinzessin von (geb. Prinzessin de Ligne) 232
- Thurn und Taxis, Eleonore (Lori) Prinzessin von 90, 108 f., 186
- Thurn und Taxis, Erich Prinz von 62, 69 f., 87, 90 f., 96, 106, 108 f., 115, 118, 142, 147, 168, 177, 217, 223, 232, 245
- Thurn und Taxis, Eulalia (Illa) Prinzessin von 232
- Thurn und Taxis, Fanny Prinzessin von (geb. Goodyear) 87
- Thurn und Taxis, Friedrich (Fritz) Prinz von 232
- Thurn und Taxis, Gabriel(l) Prinzessin von (geb. Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau) 62, 70, 87, 91, 106, 108 f., 115, 217
- Thurn und Taxis, Georg Lamoral Prinz von 232
- Thurn und Taxis, Hans Prinz von 91, 108, 232
- Thurn und Taxis, Hellena (Hella, Ella), Prinzessin von (geb. Holbrook Walker) 163
- Thurn und Taxis, Hugo Prinz von 232
- Thurn und Taxis, Hugo Maximilian Fürst von 87
- Thurn und Taxis, Lamoral Prinz von 232
- Thurn und Taxis, Louis (Luigi, Ludwig) Prinz von 87, 163, 190, 206, 209, 243
- Thurn und Taxis, Marguerite (Margherita) Prinzessin von (s. Bourbon-Parma, Marguerite)
- Thurn und Taxis, Maria Theresia (Maridl) Prinzessin von 90, 108 f., 223
- Thurn und Taxis, Maria Theresia Prinzessin von (s. Harrach, Maria Theresia Gräfin)
- Thurn und Taxis, Marie Fürstin von (geb. Prinzessin de Ligne) 62, 206
- Thurn und Taxis, Maximilian Theodor (Max) Prinz von 133, 185, 230
- Thurn und Taxis, Pauline (Titi) Prinzessin von (geb. Prinzessin von Metternich-Winneburg) 133 f., 151, 159, 185, 226, 230, 239
- Thurn und Taxis, Raymond Prinz von 163, 186, 190, 243
- Thurnwald, Richard 338
- Tiepolo, Giovanni Battista 63
- Tietze, Emil 34
- Tintoretto (eigentl. Jacopo Robusti) 63
- Tizian (eigentl. Tiziano Vecellio) 89
- Todesco, Hermann 39
- Todesco, Sophie von 7, 28
- Tolstoi, Leo 118, 125, 128
- Toscanini, Arturo 33
- Trajan, römischer Kaiser 55
- Treitschke, Heinrich von 84
- Triebskorn, Elena 180
- Troll-Borostyáni, Irma von 353
- Tschechow, Anton 68, 102, 122, 125
- Turner, William 89
- Tykwer, Tom 289



- Uccello, Paolo 73  
 Ufer, Marianne 328  
 Uffenheimer, Risa 24, 27  
 Unger, Joseph 34  
 Ungern-Sternberg, Rolf von 59  
 Urcan, Olimpiu G. 153
- Vaget, Hans R. 174  
 Vajente, Bruno 243  
 Valéry, Paul 174, 186, 191, 199, 220, 226  
 Valjean, Marc 229  
 Valmarana, Giustina Contessa 156  
 Valmarana, Agapia (Pia) Contessina 156  
 Van Conynenburg (s. Konijnenburg, Willem Adriaan)  
 Vaux, Léon de 177 f.  
 Vechten, Carl van 310  
 Velásquez (s. Velázquez)  
 Velázquez (eigentl. Diego Rodríguez de Silva y Velázquez) 89, 176  
 Velde, Henry van de 302 f.  
 Vetter von der Lilie, Maria Theresia Gräfin (geb. von Gudenus) 69  
 Vetter von der Lilie, Moritz Graf 69  
 Vialatte, Alexandre 227  
 Vinci, Leonardo da (s. Leonardo da Vinci)  
 Vincon, Hartmut 327 f., 331 f., 334, 337, 341, 348, 352, 361  
 Vittorio Emanuele III., König von Italien 236, 243  
 Vogel, Christian 344  
 Vogt, Margrit 316  
 Voigt, Felix A. 224  
 Vollmoeller, Max 205  
 Von der Mühl, Hans 202  
 Von der Mühl, Theodora (Dora, Dory; geb. Burckhardt) 196–198, 202
- Wachinger, Kristian 10  
 Wagner, Cosima 93  
 Wagner, Richard 92, 103, 163, 208, 215  
 Wagner, Siegfried 93  
 Wais, Karin 156, 174  
 Waldenburg, Eduard von 147  
 Waldenburg, Selina von (geb. Greig) 147  
 Waldenburg, Selina von (Donna Zina) 133, 147  
 Waldstein, Oktavian Ladislav von 87  
 Wallace, Alfred Russel 343  
 Wallace, Julie 89  
 Wallace, Richard 89  
 Wallerstein, Lothar 215  
 Walter, Bruno 91, 163, 209  
 Ward, Herbert 218  
 Wassermann, Jakob 248  
 Wedekind, Frank 327–361  
 Wegwitz, Franz 250 f.  
 Weilen, Alexander Ritter von 103  
 Weindling, Paul 338  
 Weingart, Peter 328–331, 334 f., 354, 356  
 Weinhold, Karl 84  
 Weininger, Richard 196  
 Weinrich, Harald 268  
 Wendler, Karlheinz 205  
 Werfel, Franz 216  
 Werlitz, Julian 7–50  
 Werth, Alexander 311  
 Wertheimstein, Franz von 34  
 Wertheimstein, Franziska von 22, 33 f., 44  
 Wertheimstein, Josephine von (geb. Gomperz) 7, 33 f.  
 Wertheimstein, Leopold von 33  
 West, R. 247  
 Whitehead, Robert 185  
 Wiegand, Willy 172, 179, 181  
 Wiehn, Erhard Roy 99

- Wierer, Horst 217  
 Wiesenthal, Berta 80  
 Wiesenthal, Elsa 80  
 Wiesenthal, Grete 8, 80  
 Wilbrandt, Adolf von 34  
 Wilde, Oscar (Oskar) 97  
 Wildgans, Anton 211, 265  
 Wilhelm II., deutscher Kaiser und  
 König von Preußen 77, 91, 141,  
 154, 215  
 Wilkins, George Hubert 223  
 Williams, Vaughan 324  
 Wilson, Woodrow 212  
 Windischgraetz, Christiane Fürstin  
 (geb. Prinzessin Auersperg) 144  
 Winter, Josephine 9, 28, 30–32  
 Wittram, Reinhard 68  
 Woerl, Leo 140  
 Wolf, Burkhardt 315  
 Wolf, Maria 205  
 Wolfskehl, Karl 161  
 Wood, Henry Joseph 96  
 Woolf, Virginia 91  
 Worms, Fanny 40  
 Wright, Thomas 94f.  
 Wunberg, Gotthart 266  
 Wunderly, Hans 195  
 Wunderly-Volkart, Nanny 177,  
 195–198  
 Wundt, Wilhelm 306  
 Wurm, Carsten 248  
 Wydenbruck, Nora Gräfin 61, 244  
 Wysling, Hans 174  
 Young, Owen D. 238  
 Zichy de Zich et Vásonkeö, János  
 Graf 213f., 224  
 Zichy de Zich et Vásonkeö, Margit  
 Gräfin 213f., 224  
 Zichy-Ferraris, Melanie Gräfin  
 (s. Metternich-Winneburg, Melanie)  
 Zifferer, Paul 101, 111, 208f., 247–249  
 Zimmer, Christiane (geb. von  
 Hofmannsthal; s. Hofmannsthal,  
 Christiane von)  
 Zimmer, Christoph 225  
 Zimmer, Heinrich 225  
 Zimmermann, Heidy 326  
 Zinn, Ernst 63, 108, 112–115, 133,  
 135, 140, 149f., 171, 174, 178f.,  
 183, 203–206, 208, 210, 212, 217,  
 220–222, 226, 229f., 232, 236  
 Zina (Sina), Donna (s. Waldenburg,  
 Selina von)  
 Zita, Kaiserin von Österreich (geb.  
 Prinzessin von Bourbon-Parma)  
 235f.  
 Zweig, Stefan 193, 211